This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

LANE MEDICAL LIBRARY STANFORD
2 45 0380 3078

LANE

MEDICAL LIBRARY

Seidel Collection

HISTORY OF MEDICINE AND NATURAL SCIENCES

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen bleibt vorbehalten

Die

Völker der Südſee.

Ethnographiſch und culturhiſtoriſch dargeſtellt

von

Dr. Theodor Waitz

Professor der Philosophie in Marburg

Erſtes Heft.

Die Malaien.

Leipzig, 1865.

Friedrich Fleischer.

Anthropologie

der

Naturvölker

von

Dr. Theodor Waitz

Professor der Philosophie zu Marburg.

Fünfter Theil.

Mit einer Karte.

Leipzig, 1865.

Friedrich Fleischer.

60206

LAW LIBRARY

W 1
1865
N. 5

Vorrede.

Der fünfte Band der Anthropologie von Waitz ſoll in einzelnen Heften ausgegeben werden, deren erſtes die Schilderung der Malaien enthält, wie ſie der Verfaſſer noch kurz vor ſeinem Tode vollendete. Die Polyneſier und Melaneſier werden in den folgenden Heften abgehandelt werden. Waitz hatte für beide Völkerſtämme die Vorarbeiten ſchon abgeſchloſſen; eine genauere Einſicht aber in die Manuſcripte zeigte mir als durchaus nothwendig, die Hauptwerke, welche er als Quellen benutzt hat, ſelbſtändig durchzuarbeiten, um jene meiſt nur kurzen Notizen richtig gebrauchen zu können; auch mußten die ſeit dem Tode des Verfaſſers neu erſchienenen einſchlagenden Werke noch eingearbeitet werden. Dadurch und weil meine Zeit durch Berufsgeſchäfte ſehr in Anſpruch genommen iſt, würde ſich, wenn ich erſt den ganzen Band hätte vollenden wollen, die Herausgabe ſehr verzögert haben, und ſo erſcheint zum Zeichen daß das ganze Werk weitergeführt wird, was ſchon fertig dalag vorläufig als Einzelheft.

Dem Reſt des Bandes wird gleichfalls eine Karte beigegeben werden, welche Oceanien umfaßt, ſowie man auch daſelbſt das Verzeichniß des Inhalts und der Literatur finden wird. Ich hoffe bis zum nächſten Sommer die Arbeit vollenden zu können.

Magdeburg, den 3. Aug. 1865.

Dr. Georg Gerland,
Lehrer am Kloſter U. l. Fr. zu Magdeburg.

Das weite Gebiet welches ſich von Malakka und den Andamanen im Weſten bis zur Oſterinſel und von den Sandwichinſeln im Norden bis nach Neu Zealand und Tasmanien erſtreckt, zerfällt in Rückſicht ſeiner Bevölkerung in zwei Hauptgruppen. Die eine derſelben, von ſchwärzlichen oder wenigſtens dunkelfarbigen Menſchen mit krauſem oder wolligem Haar bewohnt und daher häufig Melaneſien genannt, umfaßt das Feſtland Auſtralien nebſt Tasmanien und die lange Reihe von Inſeln welche ſich im Nordoſten dieſes Continentes in der Form eines nach Süden gekrümmten Bogens von Neu Guinea bis nach Caledonien hinziehen; die andere, deren Bevölkerung meiſt von hellerer Farbe und ſchlichthaarig iſt, wird einerſeits durch die Inſeln des oſtindiſchen Archipels oder die eigentlichen Malaienländer, anderſeits durch Polyneſien gebildet, deſſen äußerſte Glieder die Marianen, die Sandwichinſeln, die Oſterinſel und Neu Zealand ſind.

Die Völker der beiden zuletzt genannten Abtheilungen, des oſtindiſchen Archipels und Polyneſiens, nennt man nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch die malaiiſche Raçe, obgleich der Name „Malaien“ genau genommen und urſprünglich nur dem Volke zukommt das die Europäer auf der Halbinſel von Malakka und in einem großen Theile von Sumatra als einheimiſch vorfanden als ſie zum erſten Male dieſe Gegenden beſuchten, das auf den meiſten der größeren oſtindiſchen Inſeln Kolonien gegründet, ſeine Sprache durch Betriebſamkeit im Handel zur allgemeinen Verkehrsſprache in dieſen Meeren zu machen gewußt hatte und ſeit noch nicht langer Zeit zum Islam bekehrt, alle heidniſchen Stämme mit denen es in Berührung gekommen war, damals beherrſchte oder doch einen überlegenen Einfluß auf ſie geltend machte. Eine genauere Kenntniß hat ſpäter ergeben daß dieſes Volk, obgleich weit höher civiliſirt als die meiſten ſeiner Nachbarn und auch äußerlich von vielen

derſelben ſehr verſchieden, nur ein einzelnes Reis eines großen Stammes iſt, deſſen Zweige ſich über den ganzen oſtindiſchen Archipel verbreiten; man war von da an berechtigt dieſen Archipel als das Land der Malaien zu bezeichnen, wenn auch die letzteren nicht deſſen ausſchließliche Bevölkerung ausmachen, und nachdem W. v. Humboldt u. Buſchmann den Beweis geliefert hatten, daß die Hauptſprachen Polyneſiens mit denen der Malaien ſtammverwandt ſeien, durfte man auch die Südſeeinſulaner zur malaiiſchen Raçe zählen. Verdankte dieſer Name die Ausbreitung die man ihm gab, urſprünglich der zufälligen Veranlaſſung daß die Europäer das gebildetſte Volk der ganzen Familie zuerſt kennen lernten, ſo war es nur zu natürlich daß man zugleich in den Irrthum verfiel, jenes Volk der Malaien ſei als der wahre Typus und wohl ſogar als der urſprüngliche Stamm zu betrachten aus welchem die verwandten Völker erſt hervorgegangen ſeien. Sprachliche Unterſuchungen widerlegten dieſe Meinung: die Sprachen der Südſeeinſeln beſitzen den urſprünglicheren Typus und haben den mehr alterthümlichen Bau bewahrt, ſie ſind in keinem Falle aus den cultivirteren, phonetiſch und grammatiſch reicheren Malaien-Sprachen entſprungen (Humboldt I p. III, 217, 308), nur darf man aus dieſem Umſtande nicht etwa die Folgerung ziehen daß der indiſche Archipel ſeine Bewohner aus der Südſee erhalten haben möge, vielmehr iſt das Gegentheil allein wahrſcheinlich: die Polyneſier ſind auf einer Bildungsſtufe in Folge ihrer Iſolirung lange Zeit ſtehen geblieben, über welche ſich ihre weſtlichen Stammverwandten zum großen Theil erhoben haben.*

Der einzige namhafte Gegner dieſer Anſichten iſt Crawfurd. Er hatte früher die Behauptung vertreten daß ſich in alter Zeit die Sprache eines civiliſirten Volkes das wahrſcheinlich auf Java zu Hauſe geweſen wäre über die rohen Urbewohner der Südſee verbreitet habe; dieſe angeblich ſpäter ausgeſtorbene Sprache nannte er die polyneſiſche und glaubte die gemeinſamen Elemente in den Sprachen der Südſee als Reſte derſelben anſehen zu dürfen, während er ihre Verſchiedenheiten auf den ur-

* Wir dürfen hier nicht verſchweigen daß Buſchmann (36 ff.) indeſſen die phonetiſche und grammatiſche Armuth der polyneſiſchen Sprachen geneigt iſt einer Depravation, einer Abnahme ihrer früheren Lebenskraft zuzuſchreiben, da ſie nur noch hier und da Spuren einer älteren vollkommneren Bildung darböten, die ſich im Malaiiſchen noch zeige, doch hält er dieſe Erſcheinungen für zu vereinzelt als daß ſich mit Sicherheit aus ihnen ſchließen ließe ob die vollkommneren Formen wirklich älter als die unvollkommneren ſeien oder umgekehrt.

ſprünglichen eigenen Sprachantheil der Urbevölkerung zurückführen wollte. Dieſer künſtlichen Hypotheſe hat Marsden (Misc. 15) die weit einfachere und natürlichere entgegengehalten, daß jene gemeinſamen Elemente vielmehr der gemeinſamen Urſprache der Polyneſier ſelbſt angehörten, die nicht ausgeſtorben ſei, ſondern ſich nur mit Zeit und Ort vielfach verändert habe, denn daß die Polyneſier in älteſter Zeit eine größere Anzahl unter ſich verſchiedener Sprachen geredet hätten als ſpäterhin, läßt ſich durch nichts wahrſcheinlich machen. Crawfurd's neuere Anſicht (Journal II, 191, 212 ff.) ſteht mit ſeiner früheren in auffallendem Gegenſatz — ein Umſtand der an und für ſich ſchon kein großes Zutrauen zu ihr einflößen kann: er glaubt die bisher angenommene Stammverwandtſchaft ſowohl der Hauptvölker des oſtindiſchen Archipels unter ſich als auch mit den Polyneſiern ganz verwerfen und die malaiiſchen Wörter die ſich in ihren Sprachen finden für fremdes, nur von außen in ſie aufgenommenes Gut erklären zu müſſen. Es gelte dieß, meint er, von den Sprachen der Bugis und Celebes und der Tagalen auf Luzon; die von Madagascar welche man für eine malaiiſche ausgegeben habe, ſei eine Negerſprache, und es laſſe ſich zeigen daß die Anzahl der malaiiſchen Wörter welche in andere Sprachen übergegangen ſeien, immer in demſelben Verhältniß abnehme in welchem man ſich von dem Mittelpunkte des malaiiſchen Lebens ſelbſt, von Malakka und Java entferne; auch laſſe ſich nicht behaupten daß dieſe Sprachen für die einfachſten und nothwendigſten Gegenſtände gemeinſame Wörter beſäßen, ſondern vielmehr für Begriffe die auf eine gewiſſe Civiliſation ſchließen ließen.

Der letzte Punkt würde vom größten Gewicht ſein, wenn Crawfurd ſich nicht genöthigt geſehen hätte unter „Begriffen die eine gewiſſe Civiliſation verrathen“ ſolche zu verſtehen die ſich mit Ausnahme einiger äußerſt rohen Horden bei allen Völkern der Erde finden. In den polyneſiſchen Sprachen ſind z. B. (nach Crawfurd a, 358) mit malaiiſchen Wörtern benannt, zwar nicht die wenigen Hausthiere welche die Südſeeinſulaner beſaßen, aber Yams, Cocospalme, Zuckerrohr, ferner die Zahlwörter, dann die Ausdrücke für Bret, Dachung, Kamm, Axt, Netzmaſche, Leiter, Bogen, Jahr, Häuptling. Und daraus ſchließt Crawfurd ſonderbar genug daß die Polyneſier einige Bildung erſt von den Malaien erhalten hätten! Daß dieſe letzteren, welche gegenwärtig von der Exiſtenz der Südſeevölker gar keine Kunde haben, in vorhiſtoriſcher Zeit dort ausgedehnte Eroberungen gemacht, Kolonien gegründet und leb-

haften Handel getrieben hätten, was Crawfurd freilich annehmen muß, dafür giebt es auch nicht den Schatten eines Beweiſes. Man würde kaum begreifen was die Malaien hätte bewegen ſollen ihre geſegneten Länder zu verlaſſen um eine Menge armer kleiner Inſeln zu erobern oder ihnen Handelswaaren zuzuführen, und faſt noch wunderbarer wäre es daß ihr Einfluß ſich bis zu den Sandwichinſeln auf der einen und bis nach Neu Zealand auf der anderen Seite, ja bis zur Oſterinſel ziemlich gleichmäßig verbreitet hätte.

Daß die Menge gemeinſamer Wörter bei Völkern die einander näher wohnen größer iſt als bei entfernteren, iſt eine Erſcheinung die man überall zu finden erwarten wird, mögen dieſe Völker einander ſtammverwandt ſein oder nur in vielfachem Verkehr miteinander geſtanden haben: jedenfalls läßt ſich davon kein Grund gegen Stammverwandtſchaft hernehmen. Was aber gegen Crawfurd's Anſicht vor Allem Bedenken erregt, beſteht darin daß er ſich faſt ausſchließlich auf ſprachliche Gründe ſtützt, ohne jedoch ſelbſt Linguiſt zu ſein. Daß eine bloße Zählung von gleich oder ähnlich lautenden Wörtern neben einiger Kenntniß des grammatiſchen Baues der Sprachen nicht hinreicht um ein Urtheil über die Verwandtſchaft derſelben zu begründen, iſt eine wenigſtens in Deutſchland von den Sprachforſchern allgemein anerkannte und häufig ausgeſprochene Wahrheit; es wird dazu vielmehr die genaue Unterſuchung der Lautgeſetze und des geſammten Sprachſtoffes in grammatiſcher und etymologiſcher Hinſicht erfordert. Einer ſolchen Aufgabe iſt nur gewachſen wer eine beſondere Schule dafür durchgemacht und ſich durch eigenthümliche Vorſtudien die Fähigkeit dazu erworben hat; Sprachenkenntniß für ſich allein genügt dazu keineswegs; daher ſcheinen uns die von W. v. Humboldt und Buſchmann gewonnenen Reſultate auf dieſem Gebiete ungleich größeres Vertrauen zu verdienen als die allerdings in ihrer Art ſorgfältigen und verdienſtlichen Unterſuchungen Crawfurd's.

Aus demſelben Grunde vermögen wir auch den von Logan (Journal V, 226 ff.) aufgeſtellten Sprachklaſſen und dem von ihm mit ſprachlichen Gründen unterſtützten Satze (ebend. VI, 654) kein Gewicht beizulegen daß ſeit der älteſten Zeit das Becken des Ganges und ein großer Theil von Hinterindien von Völkern bewohnt ſei die den Malaio-Polyneſiern verwandt wären, obgleich man gebildete Bugis gefunden hat die behaupteten daß viele der oſtindiſchen Inſeln ihre Bevölkerung

urſprünglich von Siam und Cambodja erhalten hätten und daß die Sprache von Cochinchina nur ein Dialekt ihrer eigenen Sprache ſei (Dalton bei Moor 46). Die linguiſtiſche Unterſuchung iſt bis jetzt mit Entſchiedenheit bei dem Satze ſtehen geblieben daß die Malaien-Sprachen keine Verwandtſchaft zu den einſilbigen Sprachen Hinterindiens beſitzen und daß ſie denen des aſiatiſchen Feſtlandes fremd ſind. Häufig zwar und mit unzweifelhaftem Rechte hat man die phyſiſche Aehnlichkeit der Malaien mit den Indochineſen in Siam Birma und Cochinchina hervorgehoben; will man aber nicht ſo weit gehen etwa mit Pickering (The races of man 105 ff, 134) außer den Bewohnern der Maldiven* die ethnographiſch zu Vorderindien gehören (Linſchotten bei de Bry II, 39, Owen im J. R. G. S. II, 88, Journal R. As. Soc. VI, 42), auch die Japaneſen Californier Mexikaner und andere amerikaniſche Völker zu den Malaien zu zählen um ſolcher Aehnlichkeiten willen, ſo ſieht man ſich genöthigt die Sprachgrenze welche den indiſchen Archipel vom Feſtlande ſcheidet zugleich als Grenze der Raçe anzuerkennen. Auch die Sage der Javaner, daß die erſten Bewohner ihrer Inſel Siameſen geweſen ſeien (de Barros bei Raffles I, p. XXI), wird unſer Urtheil über dieſen Punkt nicht ändern können. Es ſpricht ſich in ihr nur die Neigung aus die eigene Abſtammung auf ein bedeutendes mächtiges Volk zurückzuführen, wie wir dieß hier ſo häufig finden. Wollen doch die Javaner nach einer andern Tradition ſogar zu Schiffe vom Rothen Meere hergekommen ſein längs der Küſte von Vorderindien das damals noch mit den Inſeln zuſammengehangen habe (Raffles II, 65). Die letztere Vorſtellung daß Sumatra und Java und die oſtindiſchen Inſeln überhaupt einmal zuſammen einen Continent gebildet hätten und in nicht ſehr ferner Zeit — Hageman (I, 11) giebt der Sage nach das 13. Jahrhundert dafür an — erſt auseinander geriſſen worden ſeien, tritt in der javaniſchen Sage oft hervor, aber die geologiſchen Verhältniſſe jener beiden großen Inſeln und die Verſchiedenheit ihrer Fauna laſſen auch dieß als Fabel erſcheinen (Zollinger in Tydschrift 1847, I, 33). Wir ſehen daraus deutlich genug wie geringes Zutrauen die einheimiſchen Traditionen ſelbſt der gebildetſten Völker dieſes Archipels verdienen wenn ſie die ältere Zeit betreffen.

* Daſſelbe gilt von denen der Lakediven: ſie ſprechen einen verdorbenen malabariſchen Dialekt (Wood im J. R. G. S. VI 29 ff.).

Bleiben wir demnach bei dem vorhin bezeichneten Umfang der malaiischen Race stehen, welcher die ostindischen Inseln und Polynesien umfaßt, sich aber auch über dieses Gebiet nicht hinauserstreckt, so sind damit zugleich die beiden Hauptabtheilungen der Race richtig angegeben die zwar manche nicht unbedeutende Unterschiede in ihren physischen Eigenthümlichkeiten zeigen (Näheres bei Latham, Nat. hist. of the var. of man 1850 p. 183, 191), doch aber im Wesentlichen eine große Aehnlichkeit des Typus zeigen (vgl. Hombron bei d'Urville b, V, 408 ff.). Wirft man nun die Frage auf, wie und wann die malaiischen Völker in den Besitz dieser Länder gelangt seien, so muß man zunächst gestehen, daß es keine bekannte Thatsache giebt aus welcher sich schließen ließe, daß sie eingewandert seien vom Festlande her. Man kennt bis jetzt kein ihnen stammverwandtes Volk in Asien selbst. Da der Continent von Australien und dessen nächste Umgebung von einer andern Race seit unvordenklicher Zeit besetzt ist, lassen sich die Malaio-Polynesier unmöglich von dort herleiten: es bleibt daher nur übrig Asien als ihre Urheimath zu betrachten, wenn man der Annahme geneigt ist daß sie aus der Fremde gekommen seien. Man würde ihre Einwanderung in den ostindischen Archipel alsdann in eine Zeit verlegen müssen, in welcher die Küstenländer des südöstlichen Asiens sich noch nicht in der Gewalt ihrer jetzigen Bewohner befanden, in eine Zeit welche für uns gänzlich dunkel ist. Man kann sich vorstellen daß sie von dort vertrieben wurden durch Völker die aus dem tieferen Inneren nach den Küsten vordrangen, aber keine Spur eines historischen Zeugnisses kommt dieser Ansicht zu Hülfe. Das Einzige wodurch sie einige Wahrscheinlichkeit erhält ist die physische Aehnlichkeit der malaiischen Race mit den Bewohnern von Südost-Asien; gewiß ist nur daß die Bevölkerung der Inseln häufig und zu verschiedenen Zeiten einen kleinen Zuschuß aus jenen Ländern erhielt. Wer diese Gründe für stark genug hält um den Ursprung der Malaien vom Festlande her zu verbürgen, wird geneigt sein den ostindischen Archipel wegen der größeren Nähe zu Asien als den zuerst bevölkerten Theil der Inselwelt anzusehen und sich zu denken daß von hieraus ein allmäliches Vordringen nach Polynesien über die Carolinen stattgefunden habe, da ja ohnehin die Verbreitung einer Race über die ganze Inselwelt zu der Voraussetzung nöthigt, daß schon in ältester Zeit die Schifffahrt dieser Völker zu einer verhältnißmäßig hohen Entwickelung gelangt sei; er wird sich die Unterschiede zwischen

Malaien und Polyneſiern nächſt der Verſchiedenheit der Naturumgebung theils aus einem größeren Zuwachs erklären mögen welche die Südſeeinſeln aus nördlicher gelegenen aſiatiſchen Ländern (China, Japan) erhielten, theils aus der andauernden Wechſelwirkung in welcher die oſtindiſchen Inſeln mit Vorder- und Hinterindien geſtanden haben; vor Allem aber wird ſich an dieſe Anſicht die weitere Folgerung knüpfen daß die Melaneſier als die muthmaßlichen Urbewohner, wenn nicht der Malaienländer, doch des Feſtlandes von Auſtralien und der umliegenden Inſeln zu betrachten ſeien, nicht allein weil ihr Ländergebiet noch jetzt ein in ſich abgeſchloſſenes Ganze bildet und ſie zu größeren Wanderungen über das Meer zu keiner Zeit in ähnlichem Grade befähigt geweſen zu ſein ſcheinen wie die Völker von malaiiſcher Raçe, ſondern auch weil die Wege welche dieſe letzteren genommen haben, nirgends das melaneſiſche Gebiet von einem Ende deſſelben durchbrochen, ſondern nur im Norden an ihm vorübergeführt zu haben ſcheinen. Es iſt unleugbar daß die Malaio-Polyneſier vielfache Wanderungen ausgeführt haben, von den melaneſiſchen Völkern läßt ſich dieß nicht nur nicht nachweiſen, ſondern es iſt vielmehr höchſt unwahrſcheinlich. Auch die letzteren von Aſien herleiten zu wollen iſt daher nicht wohl anzunehmen; daß ſie vollends das Gebiet der Malaien durchbrochen haben ſollten, die ihnen in jeder Hinſicht, vorzüglich aber zur See überlegen ſind, läßt ſich auf keine Weiſe wahrſcheinlich machen: es bleibt daher nur übrig ſie im Vergleich mit dieſen entweder für die ältere Bevölkerung zu halten oder jedenfalls nicht für ſpäter gekommene Einwanderer.

Dumont d'Urville (a, Philol. 301) und Moerenhout (II, 250) haben die Anſicht ausgeſprochen daß wahrſcheinlich nicht Polyneſier von Weſten her aus den Malaienländern, ſondern umgekehrt die letzteren aus Polyneſien ihre Bevölkerung erhalten hätten. Sie ſtützen dieſe Behauptung, trotz W. v. Humboldt's Mißbilligung einer ſolchen Folgerung, auf deſſen Angabe daß die polyneſiſchen Sprachen im Vergleich mit den malaiiſchen den urſprünglicheren Typus bewahrt haben und auf den Umſtand daß dem entſprechend die Polyneſier auch in ihrer phyſiſchen Bildung die kräftigeren ſchöneren und urſprünglicheren Formen zeigten. Abgeſehen aber auch von dem ſchon erwähnten Zweifel in Rückſicht jenes ſprachlichen Verhältniſſes, würden ſich die beiden angeführten Thatſachen wohl auch aus der lang anhaltenden großen Abgeſchloſſenheit der Polyneſier auf ihren weit zerſtreuten

Inseln erklären lassen, durch welche ihnen die primitive Eigenthümlichkeit länger erhalten bleiben konnte als den Malaien die offenbar seit alter Zeit in vielfache Berührungen sowohl untereinander als auch mit fremden Völkern getreten sind und fremde Elemente in größerer Zahl in sich aufgenommen haben.

Ein zweiter Grund für die Wanderung von Osten nach Westen liegt in den Meeresströmungen die zwischen 10° nördlich und südlich vom Aequator in diesen Gegenden jene Richtung haben und in den 10 Monate lang wehenden Passatwinden. Indessen hat schon La Pérouse bemerkt daß in der Zone der Südsee welche 6—7° nördlich und ebenso weit südlich vom Aequator liegt, Westwinde „wenigstens ebenso häufig" sind als Ostwinde. Capt. Fitzroy hat später diese Bemerkung bestätigt gefunden, und Beechey ihr die andern hinzufügt daß der West-Passat sich bisweilen über die sämmtlichen Inseln von Ost-Polynesien erstrecke. Wir werden später eine Reihe von Beispielen unwillkürlicher Seereisen in Polynesien anzuführen haben, welche zeigen werden daß (wie auch sonst schon von Sachverständigen festgestellt worden ist) die Winde in diesen Gegenden so veränderlich sind daß sie die Reise nach der einen Richtung hin kaum stärker erschweren als nach der entgegengesetzten. Nimmt man noch hinzu daß der Südwest-Passat nördlich vom Aequator bis zu 145° ö. L. Gr. und bis zu den Marianen hinaufreicht, der Nordwest-Passat aber im Süden des Aequators sich bis nach Neu Guinea erstreckt, in dessen Westen westliche Winde häufig sind (Horsburgh East India Directory), so wird man zugeben daß zumal für seefahrende Völker Wanderungen aus dem ostindischen Archipel nach Polynesien keineswegs unüberwindliche Schwierigkeiten darbieten (vgl. Hombron, Zool. I, 326 zu d'Urville b.). Aehnliche Ansichten hat auch Bennett (a, II. 106) ausgesprochen, der überdieß auf die für die vorliegende Frage nicht minder wichtige Thatsache aufmerksam macht daß sich auch die Flora und Fauna Polynesiens der von Asien zunächst anschließe und auf diese als ihre vermuthliche Quelle hinweise. Namentlich scheint ziemlich sicher erwiesen zu sein daß die geographische Verbreitung der Pflanzen von Asien nach Polynesien, nicht in entgegengesetzter Richtung vor sich gegangen ist.

Endlich hat man eine Einwanderung der Polynesier nach den ostindischen Inseln auch noch dadurch wahrscheinlich machen wollen, daß im Osten von Melanesien, namentlich auf Nitendi, den Neuen Hebriden

und den Salomons Inseln, Mischungen der schwarzen Race mit Polynesiern sich bestimmter nachweisen lassen als weiter westlich, wo sie indessen, wenn auch in geringerem Grade, auf Neu Irland und Neu Guinea ebenfalls stattgefunden haben sollen. Da jedoch die Herkunft der Polynesier aus Westen in alter Zeit eine später innige Berührung derselben mit den östlichen Melanesiern nicht ausschließt, so läßt sich jener Thatsache keine große Bedeutung in dem angegebenen Sinne beilegen. Die Angabe d'Urville's (a, II, 626) aber daß die Sprachen der Alfuren auf Celebes, der Dajak, Batta und Lampongs größere Aehnlichkeit mit den polynesischen als mit den malaiischen besäßen ist bis jetzt eine bloße Vermuthung, die, selbst wenn sie sich bestätigen sollte, verschiedene Deutungen zulassen würde.

Lassen sich die Malaienländer als die wahrscheinliche Heimath der Polynesier betrachten, so fehlt es dagegen fast an jeder Hindeutung auf die Zeit zu welcher sie dieselben verlassen haben mögen. Auch hierüber können die sprachlichen Verhältnisse allein Aufschluß geben. W. v. Humboldt (II, 228) hatte darauf hingewiesen daß noch nicht hinreichend untersucht sei in welchem Maaße sich Wörter des Sanskrit den malaiischen Sprachen beigemischt finden, daß aber diese letzteren allerdings solche Wörter besäßen und daß einige Sanskritwörter ein gemeinsamer Besitz mehrerer Sprachen, andere dagegen dem Malaiischen (im engeren Sinne) allein eigen seien und also in verhältnißmäßig später Zeit, erst nach der Verzweigung des Stammes, hineingekommen seien. Später ist Bopp (Abhh. der preuß. Akad. 1840) so weit gegangen die polynesischen Sprachen selbst für Zweige des Sanskritstammes zu erklären, diese Behauptung aber scheint sich den Beifall anderer Sprachforscher so wenig erwerben zu können, daß vielmehr ein Hauptunterschied der Malaiensprachen von den polynesischen von Buschmann (36 ff.) in dem gänzlichen Mangel von Sanskritelementen gefunden wird der bei den letzteren stattfindet, während solche sich noch in der Sprache der Tagalen und der Madekassen nachweisen lassen, wenn auch nur in ziemlich geringer Anzahl. Die Richtigkeit dieses Ergebnisses vorausgesetzt, ergiebt sich von selbst die Folgerung daß der polynesische Zweig sich von dem gemeinsamen Stamme zu einer Zeit abgelöst habe, da noch keine Einwirkung des Sanskrit auf diesen stattgefunden hatte, das heißt — wie sich später zeigen wird — vor dem Anfang der christlichen Zeitrechnung. Indessen darf nicht unbemerkt bleiben daß auch

Inſeln erklären laſſen, durch welche ihnen die primitive Eigenthümlichkeit länger erhalten bleiben konnte als den Malaien die offenbar ſeit alter Zeit in vielfache Berührungen ſowohl untereinander als auch mit fremden Völkern getreten ſind und fremde Elemente in größerer Zahl in ſich aufgenommen haben.

Ein zweiter Grund für die Wanderung von Oſten nach Weſten liegt in den Meeresſtrömungen die zwiſchen 10° nördlich und ſüdlich vom Aequator in dieſen Gegenden jene Richtung haben und in den 10 Monate lang wehenden Paſſatwinden. Indeſſen hat ſchon La Pérouse bemerkt daß in der Zone der Südſee welche 6—7° nördlich und ebenſo weit ſüdlich vom Aequator liegt, Weſtwinde „wenigſtens ebenſo häufig" ſind als Oſtwinde. Capt. Fitzroy hat ſpäter dieſe Bemerkung beſtätigt gefunden, und Beechey ihr die andern hinzufügt daß der Weſt-Paſſat ſich bisweilen über die ſämmtlichen Inſeln von Oſt-Polyneſien erſtrecke. Wir werden ſpäter eine Reihe von Beiſpielen unwillkürlicher Seereiſen in Polyneſien anzuführen haben, welche zeigen werden daß (wie auch ſonſt ſchon von Sachverſtändigen feſtgeſtellt worden iſt) die Winde in dieſen Gegenden ſo veränderlich ſind daß ſie die Reiſe nach der einen Richtung hin kaum ſtärker erſchweren als nach der entgegengeſetzten. Nimmt man noch hinzu daß der Südweſt-Paſſat nördlich vom Aequator bis zu 145° ö. L. Gr. und bis zu den Marianen hinaufreicht, der Nordweſt-Paſſat aber im Süden des Aequators ſich bis nach Neu Guinea erſtreckt, in deſſen Weſten weſtliche Winde häufig ſind (Horsburgh East India Directory), ſo wird man zugeben daß zumal für ſeefahrende Völker Wanderungen aus dem oſtindiſchen Archipel nach Polyneſien keineswegs unüberwindliche Schwierigkeiten darbieten (vgl. Hombron, Zool. I, 326 zu d'Urville b.). Aehnliche Anſichten hat auch Bennett (a, II. 106) ausgeſprochen, der überdieß auf die für die vorliegende Frage nicht minder wichtige Thatſache aufmerkſam macht daß ſich auch die Flora und Fauna Polyneſiens der von Aſien zunächſt anſchließe und auf dieſe als ihre vermuthliche Quelle hinweiſe. Namentlich ſcheint ziemlich ſicher erwieſen zu ſein daß die geographiſche Verbreitung der Pflanzen von Aſien nach Polyneſien, nicht in entgegengeſetzter Richtung vor ſich gegangen iſt.

Endlich hat man eine Einwanderung der Polyneſier nach den oſtindiſchen Inſeln auch noch dadurch wahrſcheinlich machen wollen, daß im Oſten von Melaneſien, namentlich auf Ritendi, den Neuen Hebriden

und den Salomons Inſeln, Miſchungen der ſchwarzen Raçe mit Polyneſiern ſich beſtimmter nachweiſen laſſen als weiter weſtlich, wo ſie indeſſen, wenn auch in geringerem Grade, auf Neu Irland und Neu Guinea ebenfalls ſtattgefunden haben ſollen. Da jedoch die Herkunft der Polyneſier aus Weſten in alter Zeit eine ſpäter innige Berührung derſelben mit den öſtlichen Melaneſiern nicht ausſchließt, ſo läßt ſich jener Thatſache keine große Bedeutung in dem angegebenen Sinne beilegen. Die Angabe d'Urville's (a, II, 626) aber daß die Sprachen der Alfuren auf Celebes, der Dajak, Batta und Lampongs größere Aehnlichkeit mit den polyneſiſchen als mit den malaiiſchen beſäßen iſt bis jetzt eine bloße Vermuthung, die, ſelbſt wenn ſie ſich beſtätigen ſollte, verſchiedene Deutungen zulaſſen würde.

Laſſen ſich die Malaienländer als die wahrſcheinliche Heimath der Polyneſier betrachten, ſo fehlt es dagegen faſt an jeder Hindeutung auf die Zeit zu welcher ſie dieſelben verlaſſen haben mögen. Auch hierüber können die ſprachlichen Verhältniſſe allein Aufſchluß geben. W. v. Humboldt (II, 228) hatte darauf hingewieſen daß noch nicht hinreichend unterſucht ſei in welchem Maaße ſich Wörter des Sanſkrit den malaiiſchen Sprachen beigemiſcht finden, daß aber dieſe letzteren allerdings ſolche Wörter beſäßen und daß einige Sanſkritwörter ein gemeinſamer Beſitz mehrerer Sprachen, andere dagegen dem Malaiiſchen (im engeren Sinne) allein eigen ſeien und alſo in verhältnißmäßig ſpäter Zeit, erſt nach der Verzweigung des Stammes, hineingekommen ſeien. Später iſt Bopp (Abhh. der preuß. Akad. 1840) ſo weit gegangen die polyneſiſchen Sprachen ſelbſt für Zweige des Sanſkritſtammes zu erklären, dieſe Behauptung aber ſcheint ſich den Beifall anderer Sprachforſcher ſo wenig erwerben zu können, daß vielmehr ein Hauptunterſchied der Malaienſprachen von den polyneſiſchen von Buſchmann (36 ff.) in dem gänzlichen Mangel von Sanſkritelementen gefunden wird der bei den letzteren ſtattfindet, während ſolche ſich noch in der Sprache der Tagalen und der Madekaſſen nachweiſen laſſen, wenn auch nur in ziemlich geringer Anzahl. Die Richtigkeit dieſes Ergebniſſes vorausgeſetzt, ergiebt ſich von ſelbſt die Folgerung daß der polyneſiſche Zweig ſich von dem gemeinſamen Stamme zu einer Zeit abgelöſt habe, da noch keine Einwirkung des Sanſkrit auf dieſen ſtattgefunden hatte, das heißt — wie ſich ſpäter zeigen wird — vor dem Anfang der chriſtlichen Zeitrechnung. Indeſſen darf nicht unbemerkt bleiben daß auch

(Asiat. Researches X, 158) ſcheint allerdings demſelben Bedenken zu unterliegen, da ſie indeſſen von Laſſen (I, 465) angenommen worden iſt und es bis jetzt keine andere giebt die beſſer begründet wäre, nehmen wir keinen Anſtand ſie unſerer Darſtellung zu Grunde zu legen.

1) Die Bewohner von Malakka (richtiger Malāka) heißen Mala-yu oder Mala-yo, Orang malaju, ihr Land Tana malaju. Sie werden ſchlechtweg und ohne Angabe ihres Vaterlandes ſo genannt, „weil ſie für die ächten und urſprünglichen Malaien gelten," im Gegenſatz zu anderen Malaien, zu deren Namen man die Angabe ihres Wohnſitzes (Patani, Padang, Djohor u. ſ. f.) beſonders hinzuzufügen pflegt (Valentyn VII, 316). Der Urſprung des Wortes „Malaien" liegt (nach Friederich in Ztſch. d. d. morgenl. Geſ. IX, 259) in den Sprachen von Java und Bali unzweideutig vor: es bedeutet „weglaufen", ſubſtantiviſch „Vagabunden", iſt urſprünglich ein Spottname* deſſen verächtliche Nebenbedeutung im Innern jener beiden Inſeln noch jetzt allgemein verſtanden wird, obwohl das Wort mit Rückſicht auf den kühnen Unternehmungsgeiſt und die Tüchtigkeit jenes Volkes zur See vielleicht auch eine günſtigere Auffaſſung zuläßt. Ihre Sprache war ſchon im 15. und 16. Jahrhundert die allgemeine Verkehrsſprache des ganzen Archipels und diente als das einzige gemeinſame Verſtändigungsmittel von Malakka und Sumatra bis zu den Molukken (Crawfurd a, 213 nach de Barros). Magalhaes hatte einen Sklaven von Malakka, nicht von den Molukken, wie Oviedo irrig angiebt, bei ſich, den er ſelbſt auf den Philippinen als Dolmetſcher gebrauchen konnte (Navarrete IV, p. LXXXV u. 57). Ebenſo fand es in neuerer Zeit Forrest (168, 210); ſelbſt an den Küſten von Hinterindien und im chineſiſchen Meere iſt es wie auf den Aru-Inſeln theilweiſe möglich ſich mit den Eingeborenen durch das Malaiiſche zu verſtändigen. Im Ganzen herrſcht eine große Gleichförmigkeit der malaiiſchen Sprache auf der Halbinſel Malakka und den Inſeln des Archipels (Marsden, Malayan Dict. Préface p. VI). Am reinſten und beſten wird ſie (nach Crawfurd II, 58) in Quedah geſprochen. Valentyn (II, 244) hat zwei Dialekte derſelben unterſchieden: die Sprache des Hofes und des Cultus, das Hoch-Malaiiſche, welches er, wie de Hollander (a, 138) bemerkt, jedoch mit Unrecht bahasa Djâwie die urſprüngliche Sprache nennt,

* Eine andere Ableitung die uns annehmbarer ſcheint, werden wir ſpäter berühren.

und die gemeine Sprache die in verschiedenen Gegenden mit verschiedenen fremden Wörtern gemischt sei; selbst am Hofe aber, fügt er hinzu, bediene man sich der ersteren nur in den Staatsschriften. Später hat Marsden die Hofsprache, die Sprache der gebildeten Gesellschaft, die der Kaufleute und die des Volkes unterschieden, von denen die beiden ersten nur in wenigen Worten von einander verschieden, häufig in der Schrift gebraucht werden, die letzte aber mit fremden Bestandtheilen stark versetzt ist; Dulaurier setzt das vulgäre Malaiisch nur dem schriftmäßigen entgegen, zwischen denen die Hofsprache ungefähr die Mitte halte: wohl mit Recht bemerkt de Hollander (a. 141) daß man sich zu viele Mühe gegeben habe das Malaiische nach Analogie des Javanischen in verschiedene Sprachen zu theilen, und van der Funk (in Bijdragen N. V. I, 172) scheint ihm beizustimmen wenn er mit Hinweis auf die Verwirrung in Rücksicht dessen was man Hoch- und Nieder-Malaiisch genannt habe, nur das Malaiische als lingua franca des Archipels, die Sprache der Gebildeten namentlich auf der Halbinsel Malakka, die zugleich Schriftsprache sei, und die einzelnen Dialekte, unter denen der von Menangkabao und der von Malakka die hauptsächlichsten sind, je nach der Oertlichkeit unterschieden wissen will.

Da der Name „Malaien" neuerdings oft in sehr unbestimmter Bedeutung gebraucht wird, so daß man damit nur die muhammedanische Bevölkerung des Archipels ohne Rücksicht auf ihre Sprache bezeichnet (Marsden 3d ed. p. 42), Christen und Heiden aber nicht „Malaien" nennt, auch wenn sie die Sprache reden (v. d. Funk a. a. O.), und die wirklichen Malaien welche sich an den Küsten vieler ostindischen Inseln niedergelassen und meist zur Herrschaft über die Eingeborenen aufgeschwungen haben, von sehr verschiedener Herkunft sind, dürfen wir nicht unterlassen auf ihre Ausbreitung genauer einzugehen.

Die Annalen der Malaien (Sejara Malayu) erwähnen nichts davon, wie J. Low (Journal V, 524) unrichtig behauptet hat, daß jene bei ihrer Einwanderung auf der Halbinsel Malakka, von welcher wir später zu reden haben werden, die Siamesen im Besitze des Landes bis zur Südspitze desselben vorgefunden hätten. Nirgends scheinen sie auf Widerstand gestoßen zu sein, wenn auch tiefer im Innern einige rohe Horden bereits vor ihnen anwesend gewesen sein mögen. Das nördlichste Land auf der Halbinsel in das sie eingedrungen sind, ist Ligor, dessen Hauptbevölkerung jedoch siamesisch ist (Crawfurd a. 217).

Das Gebiet der Siameſen ſoll ſich dort bis 7° n. B., bis nach Trang und Sangora nach Süden erſtrecken (Newbold I, 420). In den Beſitz des Mergui-Archipels, welchen das arme Fiſchervolk der Silóng inne hat, deſſen Sprache dem Siameſiſchen verwandt ſcheint (O'Riley in Journal IV, 411), ſind ſie nicht gelangt, aber weiter im Weſten finden ſie ſich, obſchon nicht in großer Zahl, auf Ceylon, wo ſie nicht die Küſtenbevölkerung bilden, ſondern über die ganze Inſel zerſtreut ſind (Schmarda I, 480). Der Golf von Martaban iſt vermuthlich der nördlichſte Punkt bis zu dem ſie ihre Fahrten ausgedehnt haben (Crawfurd a, 271) die Stadt Yuthia (Siam) iſt zum Theil von ihnen bevölkert (ebend. 385) und überhaupt finden ſie ſich in bedeutender Anzahl als Sklaven in Siam (W. Earl a, 170), eigene ſelbſtſtändige Staaten aber haben ſie nur im ſüdlichen Theile von Malakka gebildet. Dieſe ſind folgende.

Quedah (Keddah) im Nordweſten iſt wahrſcheinlich ſeit der Mitte des 13. Jahrhunderts von Malaien aus Malakka bewohnt geweſen und bis zur Ankunft der Portugieſen (15.) in deren Gewalt geblieben (Newbold II, 6). Aus der durch J. Low (Journal III) veröffentlichten Chronik dieſes Reiches geht nicht mit Beſtimmtheit hervor, ob es ſchon in alter Zeit unter der Herrſchaft von Siam ſtand, wie Low vermuthet (ebend. 486) und ſich ſeit der Einführung des Islam (1501) unabhängig zu machen ſtrebte, oder ob es zu keiner Zeit jenem Reiche unterthänig war, was Anderson (Journal VIII, 149 ff.) zu beweiſen geſucht hat. Wahrſcheinlich iſt das Erſtere richtig, da Barbosa (1516) das Land als zu Siam gehörig bezeichnet hat und die Sprache auf eine alte Miſchung der dortigen Malaien mit Siameſen ſchließen läßt (Crawfurd a, 362). Letztere ſind in Quedah zum Theil muhammedaniſirt, ſogenannte Samſams (Moor 242). Zu dieſen Elementen der Bevölkerung kamen 1619 Atjineſen die das Land eroberten und auch das ſüdlichere Perak unterwarfen, welches ſchon ſeit 1567 zu Atjin in einem Verhältniß der Unterordnung geſtanden hatte, da ſein eigener Sultan Manſur Schah in letzterem Lande zur Herrſchaft gekommen war (Anderson a. a. O.). Später gewann zwar Quedah ſeine Unabhängigkeit wieder, in neuerer Zeit aber hat es nebſt Perak wiederholte Angriffe durch Siameſen erfahren (namentlich 1818 und 1821), die auch in das öſtlichere Patani eingedrungen ſind, und trotz der Verpflichtung welche die Engländer den letzteren auferlegten die beiden

erſten Länder als unabhängig anzuerkennen, werden ſie doch als erobertes Gebiet von ihnen betrachtet und behandelt (Newbold, Moor a. a. O., und bei Moor Append. 72, 90).

Weiter nach Süden folgen alsdann auf der Weſtküſte der Halbinſel die Staaten Salangor und Malakka. In jenem und in Lingin haben ſich von auswärts — man ſagt, zu Anfang des 18. Jahrhunderts — hauptſächlich Bugis niedergelaſſen und zur Herrſchaft emporgeſchwungen (Newbold); auch Calang, das früher zu Johor gehörte, riſſen ſie an ſich (derſ. bei Moor 259). Ihre Anweſenheit in dieſen Gegenden ſchreibt ſich aber wahrſcheinlich ſchon aus weit früherer Zeit her, denn das Sejara Malayu erwähnt einen König von Makaſſar der um 1420 mit 200 Schiffen auszog um Malakka zu erobern (Braddel in Journal V, 646, Buddingh in Tydschrift V, 1, 425). Iſt letzteres von den Siameſen auch niemals wirklich abhängig geworden (Anderson a. a. O. 156), ſo hat doch dieſer berühmteſte unter den Malaienſtaaten der Halbinſel ſchon in ſehr früher Zeit (1340 nach Valentyn VII, 319) öftere ernſthafte Angriffe von ihnen erfahren (vgl. Tydschrift VI, 3, 256). Zu ſeiner jetzigen Bevölkerung gehören auch noch eine Anzahl Telingas aus Coromandel und Miſchlinge von Europäern und Chineſen mit den Eingeborenen (Moor 244).

Nach der eigenen Angabe der Malaien iſt der erſte und vornehmſte ihrer Staaten auf der Halbinſel Sungie Ujong, der zweite Rumbowe, dann folgen Johole (Djohor) und Soimenanti (Newbold bei Moor Append. 77). Dieſe vier nämlich erhielten, wie auch Naning, der Sage nach ihre Bevölkerung unmittelbar von Menangkabao, dem Hauptlande der Malaien auf Sumatra, und zwar im 13. Jahrh. d. h. etwa hundert Jahre ſpäter als die erſte Ankunft der malaiiſchen Einwanderer auf der Halbinſel erfolgt war (Newbold II, 74, 77 und bei Moor 255). Eine wichtige Beſtätigung jener Sage gewährt die Thatſache daß einige Stämme von Rumbowe Ortsnamen von Menangkabao führen (Newbold bei Moor Append. 64) und daß die dortige Bevölkerung in Sprache, Sitte und Regierungsform mit den Malaien von Sumatra genau übereinkommt (Logan in Journal III, 40): hier alſo findet ſich auf Malakka das Malaienthum am reinſten. Johor, einer der mächtigſten Staaten und im J. 1512 gegründet (erſt 1526 nach Braddel in Journal IX, 68), wurde nach ſeiner Zerſtörung durch die Portugieſen (1608) von den Atjineſen er-

obert (1613, Anderson a. a. O. 154); im J. 1719 kam es in die Gefahr einem Anfalle der Malaien aus Menangkabao die von Siak herüberkamen zu unterliegen, doch gelang es hauptſächlich mit Hülfe der dort angeſiedelten Bugis die Feinde zu vertreiben (Newbold II, 47, Braddel a. a. O.). Die Bevölkerung der Straße von Malakka gehört zu den gemiſchteſten der Welt: ſie beſteht außer Malaien und Chineſen aus Siameſen und Birmanen, Kaffern die von Arabern als Sklaven mitgebracht wurden, Javanen, Bugis und Balineſen, zu denen auch einige Araber, Juden und Armenier gekommen ſind, endlich einer Anzahl von Chulias und Klings (Telingas) aus Vorderindien. An der Südſpitze der Halbinſel ſchreibt ſich die Miſchung der Malaien mit Javanen aus alter Zeit her: das Land ſoll im 15. Jahrh. von dem javaniſchen Reiche Madjapahit abhängig geweſen ſein (Dulaurier), ja die Angriffe der Javanen auf das von den Malaien gegründete Singapura, welche Valentyn (VII, 318) in d. J. 1252 ſetzt, ſollen die letzteren erſt zum Ausweichen nach Weſten genöthigt und ſie zur Gründung von Malakka veranlaßt haben. Es giebt darüber zwei verſchiedene Sagen, deren eine jenen Angriff auf einen Fürſten von Madjapahit zurückführt, während die andere ihn von einem andern javaniſchen Fürſten Namens Ardhi Vidjojo ausgehen läßt (Müller a, p. 27 not.).

Auf der Oſtküſte der Halbinſel ſind die Siameſen weiter nach Süden vorgedrungen als im Weſten. Wie Patani wurden auch Calantan und Tringano ſchwer von ihnen gedrückt und ſcheinen ſchon frühzeitig von Siam abhängig geworden zu ſein (Anderson a. a. O. 157). Um die Mitte des 14. Jahrh. drangen ſie in Folge eines Krieges den ſie gegen Malakka führten, in Muar ein und ließen ſich dort nieder (Newbold bei Moor. Append. 74); im Anfange des 16. Jahrh. erzählt das Sejara Malayu ſogar von einem Einfall in Pahang den die Siameſen von Ligor aus unternahmen (Journal VI, 40).*

Verachtet von den bisher beſprochenen Völkern und meiſt tiefer in's Innere zurückgedrängt leben ferner auf der malaiiſchen Halbinſel eine größere Anzahl von wilden oder halbwilden Stämmen die von den civiliſirteren Malaien mit dem Collectivnamen Orang Benua oder Binua, eigentlich Banuma (Crawfurd a, 49) bezeichnet werden. Das Wort bedeutet „Menſchen des Landes" d. i. Eingeborene, aborige-

* Genaue Angaben über Lage Grenzen und Volkszahl der angeführten Malaienſtaaten ſ. bei Newbold II und bei Moor Append. 87.

nes, und als solche betrachten sie sich selbst den später in ihr Gebiet eingewanderten Malaien gegenüber und diese letzteren bestätigen auch ihrerseits diese Ansicht (Logan in Journal I, 326 u. III, 412, Borie in Tydschr. a, X, 415); die aus Menangkabao im 13. Jahrh. eingewanderten Malaien sollen sie im Lande vorgefunden haben (Favre in Journal II, 239). Mit Logan (Journal I, 279) vorauszusetzen daß sie selbst ebenfalls in sehr alter Zeit von Sumatra herübergekommen seien, hat man keinen Grund. Uebereinstimmend mit Favre (a. a. O. 271) erzählt Newbold (II, 376 u. I, 370) daß der Sage nach die Benua in alter Zeit in vier Stämme getheilt waren, deren Häuptlinge die Staaten Calang, Sungin Ujong, Johole u. Ulu Pahang gründeten und von einem alten Könige von Johor ihre Titel erhielten, und daß die civilisirteren Malaien, in dem Glauben daß sie eines Stammes seien mit den Benua, jene vier Häuptlinge derselben bisweilen Nenek „unsere Ahnen" nennen, weil von ihnen viele Malaienfürsten entsprungen seien. Daß die Jakong (Jakun) oder Benua von Malakka Rumbowe und Johor in der That Malaien sind, hat zuerst Leyden nachgewiesen, der sie 1811 aufsuchte und nur 27 nicht-malaiische Wörter in ihrer Sprache fand. Läßt sich zwar nicht behaupten daß dieß von allen jenen rohen Stämmen sicher bewiesen sei, und hören wir sogar daß hier und da ihre einheimische Sprache erst in Folge des Verkehrs mit den Malaien durch die der letzteren fast ganz verdrängt worden sei (Logan in Journal I, 289) und daß manche derselben sich mit den übrigen Malaien vermischt haben (Newbold II, 396), so lassen doch auch ihre Gesichtsbildung und ihre übrigen physischen Eigenthümlichkeiten nur geringen Zweifel über ihre Stammverwandtschaft mit den Malaien. Newbold (II, 418 ff.) ist der Ansicht daß die Sprachen der einzelnen Stämme sowohl unter einander als auch mit dem Malaiischen nahe verwandt seien und daß eine bloße Entlehnung ihrer gemeinsamen Wörter aus dem letzteren, wegen der Gegenstände die sie bezeichnen sich nicht wohl annehmen lasse. Vorzüglich interessant würde es sein wenn es gelänge bestimmt nachzuweisen was der katholische Missionär Favre (a. a. O. 252) behauptet, daß das Malaiisch dieser Völker weder Sanskrit-Wörter noch arabische enthalte. Die sonderbaren Erzählungen Borie's (a. a. O.) von den religiösen Vorstellungen dieser Menschen lassen, wenn sie anders begründet sind, wenigstens das Letztere kaum als möglich erscheinen. Von den Biduanda Kallang oder Orang Se-

tar*, die an und auf dem gleichnamigen kleinen Fluß der Insel Singapore als Nomaden leben, und von den Orang Sabimba die erst neuerdings von dem Fürsten von Johor herbeigezogen worden sind von der Insel Battam her (Logan in Journal I, 246), wird allerdings versichert daß sie beide malaiisch reden (Thomson ebend. 343, 349), aber die ersteren sprechen einen Dialekt der später zu behandelnden Orang Laut und die anderen wollen aus dem Lande der Bugis stammen und auf der Insel Battam gestrandet sein, wo sie in Folge von vielfacher Beunruhigung durch Seeräuber ganz verwildert sind (Logan a.a.O. 296). Die Sabimba gehören also nicht zu den Benua und ihre Sprache läßt keine Folgerung auf die der letzteren zu; anders verhält es sich dagegen mit den Sletar, wie es scheint, da die Rayet Laut oder Orang Laut dieser Gegenden von den Jakun stammen sollen, wenigstens der Sage nach (Favre a.a.O. 272 und Newbold II, 411).

Die Benua, von den übrigen Malaien auch Orang Utan (Waldmenschen) oder Orang Ulu (Menschen des Inneren) genannt, leben an dem oberen Lauf der südlichsten Flüsse der Halbinsel und haben das ganze Innere von Johor und vom südlichsten Theil von Pahang inne. Weiter nördlich an einigen Zuflüssen des Muar und in der Nähe von Gunong Ledang — in Jellabu, Pahang, Tringanu und Quedah (Newbold II, 381) — wohnen die Udai und diesen benachbart die Jakun, im Gebirge von Bermun finden sich die Mintira, von Anderen Mantras genannt, weiter im Inneren die Sakai (Sakkye), welche in Perak von den Malaien in Sakai Jina, Sakai Bukit und Allas (Halas) eingetheilt werden, und im Nordwesten der Mintira die Besisi oder Besisik (Logan in Iournal I, 246 f. u. IV, 429). Nach ungenauerem aber gewöhnlicherem Sprachgebrauche (bei Favre ebend. II, 25. u. Bigandet in Nouv. Ann. des voy. 1849 I, 80 ff.) bezeichnet man auch wohl alle diese Völker, deren Anzahl und Wohnplätze bis jetzt nur unvollständig bekannt sind (Newbold II, 383) als Benua, und rechnet zu ihnen auch die Semang oder Samang deren Negerähnlichkeit, wie wir später sehen werden, sich keineswegs als sicher stehend betrachten läßt, wie schon daraus ersichtlich ist, daß sie nach Aussage der Malaien von den Jakun nur wenig verschieden seien (ebend. 377). Diese

* Anderwärts (Journal I, 302) unterscheidet Logan die Sletar, welche er als die Eingeborenen von Singapore bezeichnet, von den Biduanda, obwohl er beide für nahe verwandt erklärt.

Semang beſtehen aus zwei Stämmen mit verſchiedenen Sprachen, deren einer in Quedah, der andere in Tringanu lebt. Newbold (II, 379) giebt ſie auch in Perak und Salangor an. Die Malaien verkehren nur mit den erſteren und unterſcheiden ſie nach ihren Wohnplätzen in Semang Paya, Bukit, Bakow und Bila (Journal IV, 424 f.). Nach Marsden (Misc. 75 nota) heißen ſie Semang in Quedah, Bila in Perak; Laplace (b, IV, 74, 42) zählt zu ihnen auch die angeblich canibaliſchen Mawas, wogegen er die friedlichen Krian an dem Fluſſe dieſes Namens als kupferfarbig groß und wohlgebaut beſchreibt. An genaueren Nachrichten über dieſe Stämme fehlt es noch ſehr. Die Sprache der Sakai enthält außer malaiiſchen auch flameſiſche Wörter (ebend. 431). Unter den Jakun, deren Namen nach Favre wie der der Benua nur eine collective Bedeutung hätte, ſoll es ſeit alter Zeit Miſchlinge von Portugieſen, einzelne Menſchen mit Adlernaſen und ſolche von faſt europäiſch weißer Hautfarbe geben (ebend. II, 243, 246, 248). Wenn die Mintira wirklich eine Sage von früheren Kämpfen mit Battas beſitzen die in ihr Land gekommen ſeien (Borie in Tydschrift a, X, 416), ſo würde ſich dabei wohl nur an Kriege mit den von Süden her eingedrungenen Malaien denken laſſen. Die Udai gelten einigen Malaien für einen Stamm der Jakun, andern dagegen für ein von auswärts eingewandertes Volk (Newbold II, 381).

Von den Inſeln im Südoſten der Halbinſel von Malakka haben außer mehreren kleineren insbeſondere Rhio und Lingga, Banka und Billiton zum Reiche von Madjapahit gehört (Dulaurier): Javanen ſind alſo hier ſeit Jahrhunderten zu der einheimiſchen Bevölkerung hinzugetreten. Auch jetzt leben ſolche noch in dem Archipel von Rhio und Lingga, deſſen Sprache eine Beimiſchung javaniſcher Elemente zeigt (Leyden). Er iſt gegenwärtig im Beſitze der Malaien und Bugis, deren Voreltern dem Fürſten von Johor hierher gefolgt ſind und wurde im J. 1606 von dort aus erobert (Valentyn VII, 359), die urſprünglichen Eingebornen aber, wahrſcheinlich ebenfalls von malaiiſchem Stamme, ſind die Orang Benua, Orang Barut und Orang Tambus. Die beiden letzteren führen zwar ganz ein Seeleben, gleich den Orang Laut und den Badjos von Celebes, unterſcheiden ſich aber in ihrer äußeren Erſcheinung und Kleidung nicht von den Benua (Netscher in Tydschr. a, II, 127, 135, 140). Jene wilden Urbewohner ſcheinen ſich faſt nur noch hier und da auf den

größeren Inseln zu finden. Der Vicekönig von Rhio hat ihnen erlaubt sich in der Bulan-Straße niederzulassen; daß sie früher selbst in Johor gelebt hätten wie die dortigen Malaien (Bruijn-Koops in Journal IX, 108), beruht wohl auf einem Mißverständniß. Auf den Inseln im Süden von Singapore bis nach Lingga und Sinkap hin bezeichnet man sie mit dem Collectivnamen Orang Pesukuan, im südöstlichen Theil der Insel heißen sie Orang Muka Kuning (Logan in Journal I, 336 ff.). Von Fremden leben außer Javanen hier noch Klings (Telingas), beide fast sämmtlich auf Tandjong Pinang oder Rhio selbst concentrirt (Netscher), Chinesen in besonders großer Zahl, einige Araber und Europäer. Bintang und die umliegenden Inseln sind zur Hälfte von Chinesen, zum dritten Theile von Bugis bevölkert (Tydschrift 1853 I, 420). Daß Malaien in alter Zeit dort ansäßig waren, behauptet wenigstens ihre eigene Chronik, welche ihre Einwanderung nach Malakka von Bintang aus geschehen läßt, woraus sich weiter als wahrscheinlich ergiebt daß alle diese Inseln altes Malaienland sind. Bintang war zu Anfang des 17. Jahrh. von Johor abhängig (Valentyn a. a. O.). Ueber die Bevölkerung der Anambas, Natunas und Tambelan-Inseln welche von Lingga abhängig sind, ist nichts Näheres bekannt.

In Banka haben sich, wie es scheint, schon in alter Zeit, Javanen auf der Westküste niedergelassen, wofür die dortigen Ortsnamen Zeugniß ablegen (Horsfield in Journal II, 303). Wahrscheinlich sind sie von Palembang herübergekommen, das seit 1378 ihnen unterworfen war. Die Insel stand nebst Billiton früher und wohl noch im J. 1668 unter einem König, kam aber dann durch Heirath an Palembang (Tydschr. 1850, I, 198 nach Sturler), daher die 1709 dort entdeckten Zinnminen zunächst für den Sultan dieses Landes ausgebeutet wurden. Sowohl dieser Umstand als auch die Theilung des Reiches von Palembang (um 1710) und die dortige Revolution führte zur Gründung von Niederlassungen auf Banka von dorther: ein Prätendent jenes Reiches sammelte hier seine Anhänger und zog Bugis in größerer Zahl herbei um Palembang zu erobern. Darauf wanderten auch Leute von Menangkabao, Pontianak, Java und den zu Lingga und Johor gehörigen Inseln ein (Horsfield a. a. O. 305, 309). Jetzt leben dort überdieß 6—7000 Chinesen, einige Araber und Klings (Lange 61, 46). Die Bevölkerung von Banka ist demnach sehr gemischt. Die Küsten und

ſelbſt das Innere wurden in den Kriegen der Holländer gegen die Fürſten von Rhio und Lingga ſowie durch Lanur- und andere Piraten vielfach verwüſtet, ſo daß $^{9}/_{10}$ der Bewohner theils zu Grunde gingen theils zerſtreut wurden (ebend. 314, 336). Die eigentlichen Eingeborenen der Inſel ſind die Orang Gunung „Gebirgsbewohner", die im Aeußeren wie in Rückſicht ihres Culturzuſtandes den urſprünglichen Malaien der Halbinſel Malakka, den Benua, ganz zu gleichen ſcheinen (ebend. 332). Nach Hollander (682) iſt ihre Sprache die malaiiſche und mit javaniſchen Wörtern vermiſcht. Die Bevölkerung der Küſten bilden außer Chineſen und Malaien hauptſächlich die Rayad, Orang Laut oder Orang Sekah, wie auf Billiton, deren Sprache wenigſtens auf der letzteren Inſel vom Malaiiſchen ganz verſchieden ſein (Schepen in Tydschr. a, IX, 64) oder doch nur einige malaiiſche Wörter enthalten ſoll, während die Orang Darat, die Eingeborenen von Billiton nach Sprache und Aeußerem zu den Malaien gehören (Hollander 691). Neben Europäern und Chineſen finden ſich hier auch noch Kaufleute von Borneo, Banka und anderen Inſeln des oſtindiſchen Archipels, welche Orang Dagang genannt werden. Da die Inſel ehemals ebenfalls an Palembang zinsbar war, hat auch dieſes Land wahrſcheinlich der hieſigen Bevölkerung einigen Zuſchuß geliefert.

Wir haben im Vorigen die Orang Laut oder Rayet Laut zu erwähnen gehabt und geſehen daß ſie von den Jakun der Halbinſel Malakka entſprungen ſein ſollen. Mag dieß von denen richtig ſein die an den Küſten dieſes Landes leben, ſo gilt es doch gewiß von ihnen nicht allgemein, denn ſie ſind kein Volk, ſondern nur eine Menſchenklaſſe die, wie ihr Name ſagt, ausſchließlich auf der See leben und meiſt keine Heimath haben außer ihren Kähnen, wahrſcheinlich ein Gemiſch von Leuten die den verſchiedenſten Stämmen angehören. Sie werden unter dem Namen Cellates ſchon von de Barros erwähnt, wie Crawfurd (a, 242) bemerkt, ihr Urſprung geht alſo weit zurück, und wenn ſie namentlich am Weſtende des oſtindiſchen Archipels malaiiſch ſprechen (Newbold II, 413), was aber keineswegs von allen ſicher iſt, ſo kann dieß bei ihnen leicht eine natürliche Folge ihrer herumſchwärmenden Lebensweiſe ſein und erlaubt daher keinen ſichern Schluß auf ihre Abkunft. Mögen ſie allerdings größtentheils dem malaiiſchen Stamme angehören, ſo giebt dafür doch der Name Orang Malayu, den ſie auf den Molukken führen (Crawfurd a, 26) und der Name Maleyo, den der ſüdliche Theil von

Ternate trägt (Valentyn, Beschr. d. Mol. 13) keine Bürgschaft, sondern erinnert vielmehr an die oben erwähnte verächtliche Nebenbedeutung welche dieses Wort ursprünglich gehabt haben soll und an ihre naheliegende Beziehung zu der unsteten Lebensweise dieser Menschen. Anderwärts führen sie andere Namen: in Borneo nennt man sie Sika, wie auf Billiton, in Celebes bei den Bugis heißen sie Badjos (Bajows, Wadjons). Unter diesen Namen schildert sie Valentyn (Beschr. d. Mol. 66 f.) nach zwei verschiedenen älteren Berichten: sie sollen zusammengeflossen sein aus Flüchtlingen von Makassar, Java, Bantam und Japara, auch viele Chinesen und Japaner unter sich haben und eine eigenthümliche Sprache reden. Am Lande ansässig waren sie damals nur in einem Küstendorfe von Tambuko (Celebes). Vormaer (115, 128) unterscheidet die von Celebes in festsässige und herumschwärmende und bezeichnet Tabunku (Tambuko?) und die Bonga Inseln in der Bai von Tolo als ihre Hauptplätze. Sie finden sich auch im äußersten Norden von Celebes in Menado und werden von dort alljährlich in großer Zahl von den Seeräubern von Magindanao hinweggeführt (Tydschr. VIII, 1, 41). Im Aeußeren den Malaien ähnlich, sollen sie vor Zeiten im makassarischen Reiche in der Nähe von Goa ansässig gewesen sein. Ihre Sprache, von der man sagt daß sie der makassarischen verwandt sei (Tydschr. VIII, 1, 35), findet sich nirgends am Lande wieder. Nach dem Falle jenes Reiches zog Boni die Badjos an sich um ihrer Handelsthätigkeit willen, diese gründeten dort das nach ihnen benannte Dorf Badjoa und betrachten sich noch jetzt als Unterthanen theils von Goa theils von Boni (ebend. 125 f.). Hauptsächlich von hier, aus dem Süden von Celebes, scheinen sie einerseits in die Allas-Straße und von da bis nach Wetter hin gelangt zu sein, nach Salnijer, den Postillons- und Paternoster-Inseln, auf die Ost- und Westseite von Sumbawa, auf die Südwestküste von Sumba (Tjendana), nach Solor und in den Norden und Westen von Flores, wo sie zwar unter eigenen Häuptlingen, aber doch in einer gewissen Abhängigkeit von dem Sultan von Bima leben (ebend. 113, Freijs in Tydschr. a, IX, 451, 494 f., Crawfurd a, 406), andererseits nach Pulo Laut, nach Ost-, Nordost- und Nordwestküste von Borneo, wo sie sich namentlich an den Mündungen der Flüsse umhertreiben (Low 344, J. R. G. S. XXXII, 224, W. Earl a, 334), wenn sie nicht in diese Gegenden vielmehr von den Sulu-Inseln gekommen sind. Hier nämlich bilden die Badjos die Hauptbevölkerung sowohl

von Tawitawi als auch von den zu Sulu gehörigen Samalaut-Inſeln (Tydschr. 1850 II, 63 f.), in geringer Zahl finden ſie ſich ſelbſt noch nördlicher auf Palawan (Dalrymple in Journal III, 525). Die Sprache der Sulu-Inſeln, als deren fleißigſte Bewohner ſie geſchildert werden, iſt dort auch die ihrige und man behauptet daher ſogar daß ſie erſt von da in alter Zeit nach Makaſſar übergeſiedelt ſeien (Hunt bei Moor Append. 50). Als wahrſcheinliches Reſultat dieſer Ueberſicht läßt ſich demnach hinſtellen daß es zwei Hauptſtämme der Orang Laut giebt, einen weſtlichen deſſen urſprüngliche Heimath auf der Halbinſel von Malakka, und einen öſtlichen deſſen Urſprung im ſüdlichen Celebes oder auf den Sulu Inſeln zu ſuchen iſt. Es würden ſich dann die Widerſprüche in den Nachrichten über ihren Urſprung von ſelbſt heben, den man bald in Johor (Forrest 329, 372) bald in Sulu oder in Luwu auf Celebes (Brooke I, 46) geſucht hat, während ſie ſelbſt behaupten von Menangkabao zu ſtammen (ebend. 151).

2) Sumatra iſt von fünf Hauptvölkern bewohnt die man bisweilen für ſtammverſchieden gehalten, obwohl ſich nicht verkennen läßt daß das malaiiſche Element die weſentliche Grundlage für ſie alle ausmacht: Atjineſen von der Nordſpitze der Inſel bis gegen Siak herab, Battas im Innern bis nach Rauw hin, Malaien an den Küſten und im Innern auf der Weſtſeite, in Baros und von da nach Süden, von Siak bis zum Fluß von Palembang auf der Oſtküſte, Redjangs und Paſſumas im Innern von Palembang und längs der Küſte von Benkulen bis nach Kantor, endlich die Lampongs im Südoſten der Inſel (Tydschr. IX, 4, 152 nach Francis). Faſſen wir die Bevölkerung nach dieſen Hauptabtheilungen jetzt näher ins Auge.

Die Atjineſen reichen an der Küſte von der Diamant Spitze bis Atjin im Norden und von da bis nach Cap Felix (Tydschr. IX, 4, 158). Dieß iſt ihr urſprüngliches Gebiet, das Reich von Atjin oder eigentlich Achéh (Marsden) aber erſtreckt ſich noch jetzt von 91° 22′ bis 97° 13′ ö. L. und von 5° 36′ bis 2° 18′ n. B. (Ritter ebend. I, 2, 455). Dieſes Reich wurde im Jahre 1205 von einem Weſt-Aſiaten, vielleicht einem Araber, gegründet (Müller a, p. 27 not.) und hatte ſeine Macht um 1621 über Singkel, Tiku, Priaman, Padang, um 1632 ſelbſt bis nach Indrapura ausgedehnt (Temminck II, 10). In Singkel bilden die Atjineſen zwar den Hauptbeſtandtheil der Bevölkerung, ſind aber mit Malaien, Battas und Leuten von den Nias-Inſeln gemiſcht, wovon auch

die dortige Sprache Zeugniß ablegt (Rosenberg in Tydschr. a, III, 410, 415). Von Tarumon weiter im Innern und unabhängig von dem dortigen Fürſten leben die Orang Alas oder Buſchmänner, die wahrſcheinlich zu den Battas gehören (Ritter a. a. O. II, 1, 13). Marsden (3d ed. 398) hat die Atjineſen als ein Gemiſch von Malaien, Battas und Klings bezeichnet, Ritter (a. a. O. 458) vermuthet daß ſie ihren Urſprung vorzüglich den letzteren verdanken. Die Sprache ſoll indeſſen dem Batta nahe verwandt ſein (Tydschr. IX, 4, 160). Malaien haben ſich zum Theil ſchon ſeit alter Zeit an vielen Orten der Nordweſtküſte niedergelaſſen und an mehreren derſelben ihre eigenthümlichen Sitten bewahrt (ebend. 173, Ritter a. a. O. 464). Im J. 1567 fiel die Herrſchaft über Atja an den Sultan Manſur Schah von Perak (Anderson in Journal VIII, 149): wir dürfen demnach Marsden's Anſicht über die Zuſammenſetzung der Bevölkerung wohl unbedenklich als die richtige bezeichnen. Auch Javanen ſind wahrſcheinlich hinzugetreten, da Paſe von dem letzten Fürſten von Madjapahit abhängig war (Dulaurier) und ſich bei Delli einige Ruinen finden die javaniſchen Urſprungs zu ſein ſcheinen (Crawfurd a, 119). Auch Chineſen leben dort und Laplace (6, III, 31) glaubte namentlich eine Beimiſchung arabiſchen Blutes zu erkennen.

Die urſprüngliche Heimath der Battas iſt das Plateau von Tobah und man hat vermuthet daß ſie ſich von dort nach Süden ſchon in der erſten Hälfte des 12. Jahrh. ausgebreitet haben, da die Malaien um dieſe Zeit nach Südoſten vorgedrungen und nach der Halbinſel Malakka ausgewandert zu ſein ſcheinen (Hollander 638). Sicherer ſteht ihre ſpätere Verbreitung von Tobah aus nach Mandaheling und Pertibie, welche durch einen Stammbaum von nur zwölf Generationen beglaubigt iſt (Willer in Tydschr. VIII 2, 400), und ſie fügen hinzu daß ſie in dem neuen Lande außer einigen malaiiſchen Wilden und einigen Backſtein-Ruinen von unbekanntem Urſprung keine Spuren einer früheren Bevölkerung vorfanden. Nach Burton and Ward (Transactt. R. As. Soc. I, 495) haben ſie eine Sage daß ſie in älteſter Zeit aus Oſten von jenſeits des Meeres nach Sumatra eingewandert ſeien. Ihre jetzige Ausbreitung erſtreckt ſich im Innern angeblich von 4° n. B. (Tydschr. VII 1, 18) bis nach Rauw im Nordoſten von Padang. Andere geben die Grenze der Provinz Karoh in Atjin als den nördlichſten Punkt an den ſie erreichen (Moor Append. 1, Näheres bei

Junghuhn über ihre Ausbreitung). In Tapanuli treten sie bis an die Küste heran (Ritter in Tydschr. II, 1, 25). Ihre vier Hauptstämme sind die von Toba, Silindung, Angkola und Mandaheling. Die Sprache, welche viele rein malaiische Wörter besitzt, pflegt zur malaiischen Sprache gerechnet zu werden, und enthält merkwürdiger Weise einen größeren Antheil von Sanskritwörtern als die malaiische selbst, aber keine arabischen Wörter (Burton and Ward a. a. O. 505); ob die ersteren aus dem Javanischen aufgenommen sind, wie man zunächst vermuthen muß, oder ihr ohne diese Vermittelung direct zugekommen, ist noch nicht festgestellt (vgl. auch Tydschr. VII. 1, 20). W. v. Humboldt (I, 54) hat bereits die später von Andern bestätigte Bemerkung gemacht, daß die vornehme, die Schrift- und Hofsprache der Battas dem Malaiischen noch weit näher stehe als die des Volkes. Da der Adel von Mandaheling seiner Sage nach von einer himmlischen Frau stammt die dem Helden Iskander (Alexander d. Gr.) einen Sohn in Menangkabao geboren habe (Willer a. a. 405), und also seinen Ursprung selbst von Malaien herleitet die diesen südlichsten Theil des Battalandes erobert haben, erscheint jenes Verhältniß als leicht erklärlich. Sprachlich theilen sich die Battas in drei Zweige: Toba, Angkola und Dairi; zu Angkola aber gehören in dieser Hinsicht das Thal von Batang-toru, das Plateau von Sipirok, Mandaheling, Padang-lawas und die noch nicht muhammedanisirten Bergländer von Natal und Ajerbangis (v. d. Funk in Bydragen IV 28). Die Battas von Pakpak, in mehreren Beziehungen verschieden von denen in Toba, reden einen sehr abweichenden Dialekt (Tydschr. a. III, 454).

Den Malaien von Sumatra gilt bekanntlich das Land Menangkábáo als ihr ältester Sitz, sie betrachten sich dort und (nach Logan) auf der ganzen hügeligen Westküste der Insel als Eingeborene. Nach der alten geographischen Eintheilung umfaßte Menangkabao das Gebiet von Palembang bis nach Siak auf der Ostseite und von Majatta bis Singkel im Westen so daß Jambi, Indragiri, Siak und Indrapura dazu gehörten (Francis in Tydschr. II, 1, 29, vgl. auch die Angabe bei Hollander 3). Der Mittelpunkt des Reiches lag im Gebirgslande östlich von Padang (Valentyn VII, 12 nebst der Karte von Sumatra ebend. IV). Die mit vielen indischen und muhammedanischen Zusätzen ausgeschmückte Sage* führt die Abstammung ihrer Könige auf den

* Etwas anders lautet sie auf der Westküste von Agam: von drei Brüdern

Halbgott Iskander d. i. Alexander zurück, dessen einer Sohn sich mit den Seinigen auf dem Berge Merapi in Sumatra niederließ. Priangan oder Priangan Padang und Pagarrujong werden dort als die ältesten Königssitze bezeichnet und von hier sollen alle Geschlechter (sukus) der Malaien ausgegangen sein (Ritter a. a. O. 100, Burger in Verhandelingen XVI, 192, Tydschr. a, III, 477, IV, I, Moor 112). Die den sumatranischen Malaien eigenthümliche Suku-Regierung reicht an der Westküste von Natal bis Ajer Adji (Tydschr. 1861, II, 273): dieß beweist genügend daß die Bevölkerung wesentlich malaiisch ist. Die vorhin mitgetheilte Sage welche am allgemeinsten angenommen zu sein scheint, stellt die Malaien als Eingeborne des Landes dar die nur vom Gebirge herabkamen und sich über das Land ausbreiteten. Wenn eine andere das Reich von Menangkabao durch Einwanderer aus Celebes stiften läßt (Marsden), so verdankt sie ihren Ursprung vielleicht nur dem Ehrgeize einiger Bugis, dagegen ist eine dritte, nach welcher Javaner die Gründer dieses Reiches waren (Raffles) besser begründet. Speciell erzählt sie daß ein javanischer Fürst aus Kediri nach Menangkabao gekommen und in Padang gestorben sei (Francis a. a. O. 108). Die Ueberlieferung daß die Herrscher von Menangkabao aus dem Fürstenhause von Palembang stammten (Tydschr. VIII, 3, 341 ff.) oder daß jenes Land aus diesen bevölkert worden sei (Crawfurd a, 252) scheint eine bloße Variation der eben erwähnten Sage zu sein, da Palembang schon in alter Zeit im Besitze von Javanen war. Daß die Javaner zu der Entwicklung der dortigen Cultur wesentlich mitgewirkt haben zeigen die in der zuerst erwähnten Sage vorkommenden Namen, welche theils Kawi theils reines Sanskrit sind, ferner die in javanischen Charakteren geschriebenen alten Inschriften im Lande (Müller a, 83 nota, Crawfurd a, 274, 419); die Sprache selbst zeugt für diesen Einfluß (Leyden). Noch um 1686 war (nach Valentyn V, 216) Menangkabao von Bantam abhängig.

Daß sich an mehreren Hafenplätzen der Nordwestküste von Sumatra Malaien niedergelassen haben und daß namentlich Baros ursprünglich eine ganz malaiische Bevölkerung besitzt (Ritter in Tydschr. I, 20)

die das große Westreich (Rom) verlassen hatten, strandete der eine, Sara Maha Radja di Radja, mit seinem Fahrzeuge auf dem Berg Serang in Djawi (Sura). Als die Gewässer sich verlaufen hatten, stieg er von diesem herab; von i stammt die Bevölkerung des Landes und namentlich die drei Fürsten des ches von Menangkabao.

haben wir schon erwähnt. Oestlich von Indrapura im Gebirge leben die Korinchi (Korintjins), die ebenfalls malaiisch sprechen (Leyden) und sich auch zwei Meilen südlich von Baros finden (Ritter a. a. O. 22) Im Süden von Ajer Adji haben mancherlei Mischungen stattgefunden. Das Volk von Moko-moko ist in Sukus oder Bangs getheilt und stammt theils aus Menangkabao und Jambi theils aus Redjang (Bogaardt in Bydragen N. V. II, 35). Im Thal von Lubong, östlich von Benkulen in der Richtung nach Palembang, haben sich Leute von Menangkabao niedergelassen, die ihre Abstammung von Pagarrujong herleiten (Steck ebend. IV, 36). Es scheint dieß der südlichste Punkt zu sein bis zu welchem die Malaien von Menangkabao im Innern sich ausgebreitet haben.

Die Redjang im Gebirgsland nordöstlich von Benkulen (Sungi Lama) und die Anak Lakita in Sungi Itam sind von jenseits des Gebirges aus dem Gebiete von Palembang nach diesen westlicheren Gegenden gewandert (Francis in Tydschr. IV, 1, 430), die Hauptvölker des Landes Benkulen aber sind die Passumah und Serawi. Die beiden letzteren werden von Logan (Journal III, 354) als identisch betrachtet und im Gebirgslande angegeben wo die Zuflüsse der südlichen Zweige des Palembang-Flusses entspringen, in Passumah ulu Manna und Passumah Lebar. Sonst pflegt das Serawi nur als die Sprache von Manna betrachtet zu werden die von Sillebar bis nach Kawur herrscht und von Bruyn-Koops als nur wenig vom Malaiischen verschieden bezeichnet wird (Journal IX, 130, 136), während zugleich Boers (Tydschr. II, 2, 569) die Sprache von Passumah, Lebar theils dem Serawi theils dem Lampong ähnlich nennt, ein neuer Berichterstatter aber angiebt daß die Passumah am Flusse Kisam sprachlich den Malaien näher stehen als den Lampong (Tydschr. 1857, I, 28), obgleich sie diesen in ihren Sitten ähnlich sind. Anderwärts werden in dem Gebiet von Benkulen drei Hauptsprachen angegeben: Redjang, Lembah und Serawi (Bydragen N. V. IV, 256). Die Bevölkerung südlich von Sillebar (die Serawi) soll in Seluma zu Anfang des 18. Jahrh. eingewandert sein (Bydragen N. V. IV, 291) und stammt nach Francis (a. a. O. 432) von den Passumah Lebar. Die letzteren sind ihrer Sage nach zur Zeit der Blüthe des Reiches von Madjapahit von dort ausgewandert nach Palembang und dann nach Westen in's Innere vorgedrungen. Die unter ihnen lebenden Anak-Pandjalang-

Mardika gelten ihnen für die ächten Nachkommen der alten javanischen Einwanderer (Knoerle in Oosterling I, 70). Früher waren sie von Palembang abhängig, obwohl diesem nicht tributpflichtig, ihre Sitten gleichen in vieler Hinsicht den javanischen, ihre Sprache, viele ihrer Orts- und Götternamen scheinen ihren Ursprung aus Java zu bestätigen (Boers a. a. O. 560ff.). Nur in Kemmering haben die Passumahs die Sage, daß ihre Voreltern von Menangkabao gekommen seien (Tydschr. 1857, I, 40). Daß die zuletzt erwähnten Völker zum malaischen Stamme gehören, läßt sich nicht wohl bezweifeln, aber sie sind keine reinen Malaien. Hat man bei dem Redjang eine Beimischung javanischen Blutes vermuthet, so ist dieß noch sicherer bei den Passumahs. Scheint die Macht von Madjapahit sich nicht bis zur Westküste von Sumatra ausgedehnt zu haben, so sollen dagegen von Ibn Mulana* dem Stifter der muhammedanischen Dynastie von Bantam, die Küste von Lampong und Bangkulo (Benkulen) Sillebar mit den von dort südlich gelegenen Ländern und selbst Menangkabao erobert worden sein, und die Fürsten von Indrapura, unter denen in alter Zeit auch Palembang gestanden zu haben scheint, hielten sich für Blutsverwandte der Könige von Bantam (Valentyn V, 216) und dieses behielt die Oberherrschaft über die Südküste von Sumatra bis zum Urni-Fluß (nördlich von Benkulen) bis zum Anfang des vorigen Jahrh. (Marsden 3d ed. 212). Auf eine reichliche Beimischung javanischer Elemente zu der dortigen Bevölkerung läßt es schließen daß Wörter der Sundasprache in größerer Zahl in den Pantuns im Innern von Benkulen und in der Poesie aller Stämme gebraucht werden, die südlich von Kataun leben (Bruyn-Koops a. a. O. 132).

Auf der Ostseite von Sumatra sind die Rama am Rakan und dessen Zuflüssen ein Zweig der Malaien von Menangkabao (Logan in Journal III, 350). Dasselbe gilt von der Bevölkerung von Siak, das im Innern an das Land der Battas grenzt (Hollander 622). Da Siak zu Anfang des 17. Jahrh. ein Lehen von Johor war (Valentyn VII, 359), von wo Malaien nach Kampar und Ari gekommen sind (Bruyn-Koops a. a. O. 103), haben sich hier die beiden Hauptstämme dieses Volkes von Malakka und Sumatra zusammengefunden. Auch Indragiri ist von Malaien bewohnt, wie es scheint, aber schon seit dem 13. Jahrh., in welchem das Land von Madjapahit

* Hageman (I, 63) nennt statt dessen wohl richtiger Hassan-Udien.

aus erobert wurde (Valentyn VII, 318), ſind javaniſche Elemente hinzugetreten; um 1380 fiel es als Heirathsgut dem Manſur Schah von Malakka zu (ebend. 320), der ſich mit einer javaniſchen Fürſtentochter verband, und wurde ſpäter an Bantam zinsbar (nach Hageman I, 77). Daß es in alter Zeit unter Atjin geſtanden hätte (Woordenboek 541) ſcheint ungegründet. Zuletzt wurde es von Johor abhängig: von hier ſtammt der Sultan von Indragiri und die beiden oberſten Würdenträger des Reiches und er bedarf noch jetzt der Beſtätigung im Amte von Seiten des Sultans von Lingga, die ihm aber niemals verſagt wird (Tydschr. 1852, I, 280). Auch Jambi (Djambi) wird unter den von Madjapahit abhängigen Ländern aufgeführt (Dulaurier). Als den älteſten Fürſten nennt die Sage Tuan Talanie, deſſen Sohn in einer ſiebenfachen Kiſte dem Meere übergeben nach Siam gelangt ſei, ſpäter zurückgekehrt, ſeinen Vater umgebracht habe; das Land ſoll verwüſtet und ſeitdem wieder zu einer Wildniß geworden ſein (Tydschr. III, 1, 372 u. VIII, 4, 34): das Hiſtoriſche welches dieſer Tradition zu Grunde liegt, ſcheint ein Kriegszug der nach malaiiſchen Geſchichtswerken von Siam aus nach Sumatra in alter Zeit unternommen worden ſein ſoll (Journal Asiat. IV, sér. IX, 233). Das jetzt in Jambi regierende Fürſtengeſchlecht leitet ſeine Abkunft von Datu Paduka Barhalo, einem Manne aus der Türkei her; das Reich, früher von Mataram (Madjapahit?) abhängig, wurde ſpäter freigegeben, wie man erzählt; ein ſpäterer Herrſcher verband ſich mit einer Königstochter von Menangkabao, bekriegte aber dieſes Reich und ſchloß erſt Frieden als er mehrere Eroberungen gemacht hatte. Im 17. Jahrh. werden Kriege mit Johor und Palembang erwähnt (Tydschr. VIII, 4, 44). Die Bevölkerung von Jambi, urſprünglich wahrſcheinlich Malaien, hat demnach einigen Einfluß von Java und vielleicht auch von Siam erfahren.

In dem mittleren Theile von Sumatra finden ſich außer den genannten Völkern auch noch mehrere rohe Stämme, die zu jenen in demſelben Verhältniß ſtehen wie die Orang Benua von Malakka zu den civiliſirten Malaien. Die Orang Ulu, „Menſchen des Hochlandes“, wie ſie in Mandaheling heißen, wohnen zwiſchen Pajangej und Rau und ſollen von den Orang Lubu, „den Menſchen des Tieflandes“, ſtammen die mehr gegen die Oſtküſte hin leben und von Sal. Müller öſtlich und ſüdöſtlich von Fort Elout im Gebirge gefunden wurden

(Bydragen II, 262, 251). Die letzteren bildeten ihrer Sage nach in alter Zeit ein Volk mit den Malaien des Gebirgslandes von Padang, wurden aber durch innere Kriege aus dieser Gemeinschaft gerissen, was schon vor der Einrichtung der Suku-Regierung geschehen sein soll. Das von Willer (Tydschr. a, IV, 59) mitgetheilte Vocabular weist sie als Malaien aus. Die Orang Kubu an der Nordwestgrenze von Palembang, zwischen dem unteren Musi, dem S. Rawas u. S. Lalang, unterscheiden sich im Aeußeren nur wenig von den anderen Bewohnern jenes Landes (Sturler in Batav. Courant 28. April 1827), und gehören obwohl ihnen Sturler eine ganz eigenthümliche Sprache zuschreibt, wahrscheinlich gleichfalls zum malaiischen Stamme, da der nomadisch lebende Zweig derselben, welcher sich von dem festsässigen nur durch mangelnde Kleidung unterscheidet, die Suku-Eintheilung hat (Boers in Tydschr. I, 2, 287ff.). Einige halten sie für einen Rest der Urbevölkerung von Palembang, Andere zählen sie zu den Orang-Abung in Lampong (Hollander 602). Diese letzteren, im äußersten Südwesten von Sumatra, im Innern der Lampong Bai (Marsden 3d ed. 297), welche gleich den Orang Gunong auf Java von ihren Nachbarn als rohe Gebirgsbewohner verachtet werden (Zollinger in Tydschr. IX, 1, 317), wollen von Sakala Boah stammen und die Buwai Subieng aus ihren Sitzen verdrängt haben, von denen die Bevölkerung von Kaju Agong, eines Distriktes in der Nähe von Palembang, entsprungen sein soll (Tydschr. 1856, II, 353). Noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, heißt es, lebten sie jenseits der Berge von Samangka im Lande Lampong, da sie aber auf Erbeutung von Feindesköpfen begierig, das Land sehr unsicher machten, wurden sie vertrieben und flüchteten in das Gebiet von Palembang (Francis in Tydschr. IV, 2, 35). Die Orang Gugu von denen Marsden (3d ed. 41) hörte, Menschen die mit langen Haaren bedeckt sein sollten, sind aus der Geschichte verschwunden, und man muß gestehen daß negerartige Menschen, nicht, wie namentlich Crawfurd (I, 18) früher glaubte, auf Sumatra (Junghuhn, Battal. II, 291 nennt irrthümlich die Molukken) in historischer Zeit ausgerottet worden sind, sondern wohl niemals dort existirt haben; denn auf die Beschreibung der Orang Kubu in Gibson's Roman (The prison of Wettevreden, Ausland 1856, p. 965) wird sich niemand berufen mögen. Die Kumring oder Komering, welche Crawfurd (a, 417) unter den rohen Völkern

von Sumatra aufführt, ſollen zwar eine beſondere Sprache haben und vielleicht zu den Battas gehören (Tydschr. VIII, 3, 317), werden aber civiliſirter geſchildert als die vorher erwähnten Völker. In dem Lande Kemmering, das ehemals wie Palembang an Madjapahit unterthan war, leben drei in Sprache und Sitten verſchiedene Völker: Lampong, Paſſumah und die ſog. Orang Pagagan d. i. Landbauern, die der Miſchung von Lampong, Javanen und anderen Elementen mit der Urbevölkerung der Thäler des Muſi und Ogan ihren Urſprung verdanken. In Sprache und Schrift unterſcheiden ſie ſich von den Bewohnern von Palembang, die erſtere ſoll theils Lampong-Wörter theils javaniſche und malaiiſche Elemente in ſich ſchließen (Tydschr. 1857, I, 39 ff.).

Der ſüdlichſte Theil von Sumatra hat, wie ſchon ſeine geographiſche Lage erwarten läßt, die häufigſten und ſtärkſten Einwirkungen von Java erfahren. Valentyn (VII, 11) ſagt von den Bewohnern von Palembang ohne Einſchränkung daß ſie nach Sprache, Tracht und Lebensart Javanen ſeien. Man hat zwar vermuthet daß dieſes Reich um ein Jahrhundert älter als das von Madjapahit geweſen (Crawfurd a, 323) und daher ſchwerlich von dort aus, ſondern durch Malaien von Menangkabau gegründet ſein möge (Tydschr. 1850, I, 198), indeſſen erzählt die javaniſche Ueberlieferung daß ſein älteſtes Herrſchergeſchlecht aus dem Fürſtenhauſe von Mendangkamulan ſtammte, dann aber durch Eroberung (1438) von dem mehrere Jahrhunderte ſpäter blühenden Reiche von Madjapahit abhängig wurde*, unter deſſen letzten König eine große Auswanderung der Javanen nach dem Südoſten von Sumatra ſtattgefunden haben ſoll (Wilkens in Tydschr. 1849, II, 207 f.). Ario Dhamar, ein Sohn jenes Königs, wurde Statthalter von Palembang, dieſes wirkte aber gleichwohl zu dem Sturze von Madjapahit durch die Muhammedaner (1483) thätig mit (Hageman). Unabhängig von Java wurde indeſſen das Land dadurch nicht. Die Gründung und Entwicklung der muhammedaniſchen Macht von Bantam führte zu den ſchon erwähnten Eroberungen auf Sumatra, auch Palembang ſollte unterworfen werden, wie dieß mit den Lampongs geſchah, doch hören wir nicht ob dieß unmittelbar zur Ausführung kam. Nach Valentyn (VII, 10) ſtand es um 1596 allerdings unter der Herrſchaft von Bantam, hatte aber früher zu dem

* Daß es vor dieſer Zeit keine Javanen auf Sumatra gegeben habe, wie Temminck (II, 8) angiebt, iſt wahrſcheinlich unrichtig.

Reiche von Mataram gehört, ſich dann aber frei gemacht. Die Unruhen welche in der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Demak ausbrachen, führten zu einer neuen Ueberſiedelung mehrerer javaniſchen Adelsfamilien nach Palembang, denen das Fürſtengeſchlecht angehörte das hier mit Geding Suro (1544) zur Regierung kam (Tydschr. VIII, 3, 356, daſ. die Namen und die Geſchichte ſeiner Nachfolger). Seit dieſer Zeit iſt Palembang bis zum Jahre 1822 ununterbrochen von javaniſchen Fürſten beherrſcht worden, die Poijais, der dortige hohe Adel, iſt nach ſeiner wahrſcheinlich richtigen Tradition aus der Vermiſchung der Eingeborenen mit Javanen und Hindus entſprungen und die Hofſprache iſt bis in die neuere Zeit ein verdorbenes Javaniſch geblieben, das jetzt aber mehr und mehr außer Gebrauch kommt und dem Malaiiſchen Platz macht (ebend. 294). Im Innern des Landes iſt die Sprache aus malaiiſchen und javaniſchen Elementen gemiſcht (Hollander 594). Malaien ſcheinen auch hier die Urbevölkerung geweſen zu ſein, doch läßt ſich dieß wohl noch nicht als genügend feſtgeſtellt betrachten.

Der Name Lampong bedeutet ſchwimmendes oder angeſchwemmtes Land (Steck in Bydragen N. V. IV, 69). Das Volk welches ihn trägt, erſtreckt ſich von 4—6° ſ. B. faſt in gerader Richtung von Weſten nach Oſten und hat den ſüdlichſten Theil von Sumatra inne, an der Weſtküſte von Kawor an (Francis in Tydschr. IV, 1, 432, genaue Angabe der Grenzen von Zollinger ebend. IX, 1, 3). Seine Sprache, die Marsden (3d ed. 296) zwar als verſchieden vom Redjang, doch nicht als radical verſchieden bezeichnet hat, enthält viele malaiiſche Wörter, daneben auch ſolche der Sunda- und der javaniſchen, der Bugi- und Redjang-Sprache (Zollinger a. a. O. 139), iſt aber übrigens unbekannt. Sanſkrit und arabiſche Elemente finden ſich in ihr nur in geringer Zahl (Crawfurd a, 206). Dieſe Beimiſchungen erklären ſich aus der Geſchichte des Landes. Die Sage führt den Urſprung des Volkes auf Naga Biſang, einen Fürſten von Madjapahit zurück, der vor 17 Menſchenaltern gelebt, ein Geſetzbuch aus Java mitgebracht und eingeführt haben ſoll, während eine andere auf den Radja Iſkander und ſelbſt bis auf den Propheten Adam zurückgeht und dadurch ihren fremden Urſprung verräth (Zollinger a. a. O. 138, Tydschr. 1852, I, 330, 1856, II, 352). Als große Koſtbarkeiten werden von den Lampong gewiſſe Schüſſel aufbewahrt, die ſie vor 400 Jahren zum Geſchenk

von Madjapahit erhalten haben wollen (Du Bois in Tydschr. 1852, I, 314). Bei den Dajak giebt es bekanntlich alte Vasen unbekannten Ursprungs die ebenso hoch verehrt werden. Daß später das Land von Bantam (Sunda) abhängig war, das sich die Abgaben in Pfeffer bezahlen ließ (Tydschr. 1857, I, 113), haben wir vorhin schon bemerkt. Die Sitten der Lampongs stimmen vielfach mit denen der Sundanesen überein, die sich in Menge hier niedergelassen zu haben scheinen (Steck a. a. O. 104). Eine vorzüglich gemischte Bevölkerung hat besonders Talok Betong, wo zu den genannten Fremden auch noch Malaien Araber und Chinesen kommen (ebend. 115). Ueberhaupt giebt es an den Küsten von Sumatra an vielen Orten Mischlinge der Eingeborenen namentlich mit Chinesen, Indern, Arabern und Europäern. Arabische Elemente sollen nach Laplace (b, III, 47) besonders zahlreich in Palembang sein.

Von den Inseln im Westen von Sumatra ist Pulo Simalu (Babi, Hog Island) der Sage nach von Menangkabao bevölkert worden: die Bewohner wollen von einer von dort verbannten Frau und einem Hunde abstammen den sie mitgebracht hatte. Sprache und Sitten bestätigten ihren Ursprung aus dem Malaienlande von Sumatra, doch giebt es auf der Insel noch eine zweite Sprache, welche auf Mischung mit Atjinesen hinweist. Mit diesen stehen sie in vielfachem Verkehr und scheinen ihnen die etwas höhere Cultur zu verdanken durch die sie sich von den Eingeborenen der Nias Inseln unterscheiden (Netscher in Tydschr. a, V, 403). Die Bewohner der Banjak Inseln, von den Malaien Maros oder Maruwi genannt (Crawfurd a, 37), sind ein Mischvolk mit eigenthümlichem Dialekte, dessen Hauptbestandtheil von Nias gekommen ist; von Fremden leben vorzüglich viele Atjinesen hier. Die Sitten des Volkes kommen theils mit denen von Singkel theils mit denen von Nias überein (Rosenberg in Tydschr. a, III, 430).

Die Bevölkerung der Nias und Batu Inseln ist nach Junghuhn (II, 6, 9, 306) den Battas nahe verwandt, die der Pageh und Engano Inseln etwas entfernter. Indessen hat Rosenberg die Behauptung Douleben's (Tydschr. X, 171) daß es auf Nias eine Sage gebe welche die Abkunft von den Battas bestätige, entschieden zurückgewiesen und bemerkt daß die Eingeborenen vielmehr sehr allgemein ihr Geschlecht auf ihren höchsten Gott Lubu-langi zurückführen der vier seiner Kinder vom Himmel herabgesandt habe (Tydschr. a, V, 317).

Domis hält die dortige Sprache für gleichen Urſprungs wie die der Battas und (?) Lampongs (Oosterling II, 2, 119). Nahe Verwandtſchaft zu den erſteren nimmt auch Hollander (516) als durch die Sprache erwieſen an. Viele Wörter derſelben, man ſagt die Hälfte, ſind ihr mit dem Malaiiſchen und Javaniſchen gemein (Crawfurd a, 300), was freilich die Frage nach der Abſtammung nicht entſcheiden kann, da Malaien und Atjineſen, welche die Eingeborenen zum Kriege aufhetzen und einen lebhaften Sklavenhandel treiben, in größerer Zahl auf Nias angeſiedelt ſind (Tydschr. 1854, I, 9). Jedenfalls unhaltbar iſt die Anſicht Temminck's (II, 98) daß die Bewohner von Nias dem malaiiſchen Archipel überhaupt fremd ſeien. Mit Recht zählt ſie Crawfurd (a, 46) vielmehr zur malaiiſchen Raçe; ſie ſind eines Stammes mit denen der Batu Inſeln, mit welchen ſie in häufigem Verkehr ſtehen. Die Hauptmaſſe der Bevölkerung der letzteren ſtammt unzweifelhaft von Nias von wo noch jetzt Einwanderungen ſtattfinden, auf beiden Inſelgruppen werden Dialekte derſelben Sprache geſprochen und im Aeußeren gleichen dieſe Menſchen, zwar nicht den civiliſirten Malaien, wohl aber den roheren ſchlichthaarigen Völkern der oſtindiſchen Inſeln, den Dajaks, Alfuren u. a. (Francis in Tydschr. II, 1, 217, Horner ebend. III, 1, 338, 342, 361). Außerdem leben auf den Batuinſeln noch eine geringe Zahl von Malaien aus Sumatra, einige Bugis und Chineſen (ebend.). Beſondere Aufmerkſamkeit verdient der merkwürdige Umſtand daß es dort eine Sage giebt nach welcher die älteſten Einwanderer welche die ſpäteren aus Nias in Abhängigkeit erhalten zu haben ſcheinen, von den Pageh Inſeln gekommen ſein ſollen, wo eine ganz verſchiedene Sprache herrſcht; dieſe hätten ſich, ſo erzählt man, zuerſt in Buluara auf Tana Maſſa feſtgeſetzt, und wirklich ſind die Bewohner dieſes Ortes ſehr verſchieden von der übrigen Bevölkerung der Batu Inſeln (kleiner, maſſiver gebaut, von malaiiſchen Geſichtszügen, jedoch ſtark behaart), den Eingeborenen der Pageh Inſeln aber, die denen von Nias ſehr ähnlich ſind, gleichen die von Buluara keineswegs (Horner a. a. O. 368 ff.). Es ſcheint demnach daß dieſe Inſeln früher im Beſitze von andern Menſchenſtämmen geweſen ſind die von Süden heraufgedrungen ſind, ſpäter aber dem von Norden gekommenen Volk von Nias weichen mußten. Die Mentaweis oder Mantawis* der Pageh Inſeln ſind den meiſten Angaben zufolge ein ganz

* Unter dieſen ſind eigentl. nur die Bewohner von Siberut und Pora zu verſtehen.

eigenthümliches, von allen ihren Nachbarn verſchiedenes Volk, das in Sitten und Gebräuchen viele Aehnlichkeit mit den Polyneſiern haben ſoll und ſeiner Sage nach von der Sonne, das heißt wohl von Oſten hergekommen iſt (Asiat. Res. VI, 77, 89, Rosenberg in Tydschr. a, I, 409). Ihre Sprache enthält nur einige malaiiſche und javaniſche Wörter, andere verwandtſchaftliche Beziehungen derſelben ſind bis jetzt nicht nachgewieſen (ebend. 428, Crawfurd a, 318). Die Bewohner von Engano, die roheſten unter allen Inſulanern dieſer Gegenden, nennen ſich ſelbſt Keeiljée und reden eine dem Malaien ebenfalls ganz unverſtändliche Sprache (ebend. 137). Sie zu den Negritos zu zählen (Rosenberg in Tydschr. a, III, 374) liegt kein genügender Grund vor. Die Cocos oder Keeling Inſeln ſind ſeit 1853 von einer Miſchlingsraçe von Weißen Negern und Malaien bewohnt, in welcher die letzteren das Hauptelement bilden (Virgin II, 257).

3) Java iſt das Land des indiſchen Archipels in welchem ſich die Cultur am höchſten entwickelt hat und ohne Zweifel liegt hierin der Grund dafür daß ſich nur zwei verſchiedene Völker auf der Inſel finden: die Javanen im Oſten und die Sundaneſen im Weſten, Wong Java und Djalma Sunda, getrennt von einander durch den „Fluß des Verbotes" (Tji Pamali), deſſen Namen die Sage als die Grenze bezeichnet, welche nach langen Kämpfen zwiſchen zwei Brüdern, den Stiftern der Reiche von Padjadjaran und Madjapahit, zwiſchen ihnen feſtgeſetzt wurde (v. Hoëvell in Tydschr. IV, 2, 146). Die Sprachgrenze beider Völker indeſſen, die nebeneinander wohnen ohne ſich zu miſchen, iſt der etwas weſtlichere kleine Fluß Loſari im öſtlichſten Theile von Cheribon. Die Verſchiedenheit ihrer Sprachen iſt keine bloß oberflächliche: die Sundaſprache iſt dem Batta und dem Malaiiſchen von Sumatra näher verwandt als dem Javaniſchen, der Unterſchied einer hohen Sprache (bahasa kromo), die der Niedere gegen den Höheren gebraucht, und einer niedrigen (bahasa ngoko), deren dieſer ſich gegen jenen bedient, iſt in Sunda nicht ſo weit ausgebildet wie im eigentlichen Java, und während der dem kromo entſprechende Dialekt der Sundaneſen zum großen Theil mit dem Javaniſchen übereinkommt, iſt der andere ganz eigenthümlich (Tydschr. 1851, I, 341 nach v. der Funk). Es ſcheint ſich darin eine Anerkennung der Ueberlegenheit der Javanen auszuſprechen. Die Sundaſprache hat viel wenigere Sanſkritelemente aufzuweiſen als die javaniſche, und diejenigen welche ſie be-

ſitzt ſcheinen ſämmtlich aus letzterer herübergenommen zu ſein. Der ausgedehnte tiefe Einfluß welchen brahmaniſche Einwanderer aus Vorderindien auf die Entwickelung der Civiliſation von Java ſeit den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Zeitrechnung ausgeübt haben, iſt durch W. v. Humboldt's Unterſuchungen ausführlich nachgewieſen und feſtgeſtellt worden. Wie aber die einheimiſche Sage von einem alten vielfachen directen Verkehr Indiens nur mit Oſt-Java erzählt, den indiſchen Einfluß auf Weſt-Java aber erſt von der Stiftung des Reiches von Padjadjaran beginnen läßt und von dem öſtlichen Theile der Inſel herleitet, wohin ſie alle vorhiſtoriſchen Reiche verlegt, ſo ſpricht auch die größere Sitteneinfalt, die phyſiſche Eigenthümlichkeit, die Exiſtenz des Privateigenthums an Grund und Boden bei den Sundaneſen, die größere Seltenheit und die Art der Alterthümer die ſich in ihrem Lande finden, für den Satz daß ſie wenn nicht die unvermiſchten Urbewohner des Landes, doch im Vergleich mit den Javanen, die reinere, durch indiſchen Einfluß weit weniger berührte und umgebildete Bevölkerung ſind (v. Hoëvell a.a.O. 149 ff.). Daß ſich auch der Name der Javanen Wong Java, im Gegenſatz zu den „Eingeborenen", Djalma bumi, hierauf deuten und in dem Sinne von „Ausländer" auffaſſen laſſe, iſt beſtritten (de Waal I, 7, 101, Mounier bei de Waal II, 3 u. 4, 197 not.). Wenn Roorda (III, 280) bemerkt daß ſich die Javanen ſeit dem Aufkommen der Macht von Madjapahit mit allen Völkern ſtark gemiſcht haben die ihnen im Oſten und Norden wohnten, ſo läßt ſich dieß wohl nur in geringem Maaße auf Java ſelbſt beziehen, wohl aber auf die vielen auswärtigen Länder die von dort abhängig waren. Auf der Inſel ſelbſt hat ſich die javaniſche Sprache nach Bantam verbreitet, in deſſen ſüdöſtlichem Theile allein Sunda geſprochen wird; der javaniſchen Schrift bedient man ſich dort faſt ausſchließlich am Hofe, ſonſt bedient man ſich in Briefen gewöhnlich der malaiiſchen Sprache (ebend. 284). Die Baduwis und Orang Kaluaran (Außen-Menſchen), die ſich freiwillig oder gezwungen von ihnen abgeſondert haben, im Kendang Gebirge 16 Stunden von Bantam entfernt, reden einen Dialekt der Sundaſprache (Tydschr. I, 2, 297, 305).

Die Reiſe des chineſiſchen Pilgers Ja Hian oder Fahien, die ihn, wie es ſcheint, zufällig nach Java führte, wo er keine Buddhiſten, ſondern nur Brahmanen und „Ungläubige" fand, iſt das älteſte bekannte Datum für die Berührung der Chineſen mit dieſer Inſel. Er kehrte im Jahre 414

in ſein Vaterland zurück. Erſt zwiſchen 960 und 966 hören wir wieder von Chineſen die in Java landeten und ſich dort niedergelaſſen haben ſollen (Humboldt I, 16, Laſſen II, 1040, Raffles II, 92), und in den JJ. 992 und 1108 von javaniſchen Geſandtſchaften die nach China gingen, ſpäter (1293) von einem Angriff der Chineſen auf die Inſel wegen unwürdiger Behandlung eines Geſandten (Müller a, 5, 49). Nach v. Hoëvell (in Tydschr. III, 1, 517) hätten ſie ſich erſt um dieſe Zeit, zu Ende des 13. Jahrh., hier feſtgeſetzt. Tribut mußte Java im Jahre 1370 und wiederholt 1400 u. ff. JJ. nach China ſchicken, womit die Truppenſendungen nach der Inſel in Verbindung ſtehen, welche von chineſiſchen Quellen um dieſe Zeit erwähnt werden (Müller a, 44, Humboldt a. a. O.). Die Eingebornen wurden damals ſchwer bedrückt und die Chineſen ſollen ſchon damals über das ganze Land verbreitet geweſen ſein (Raffles II, 96). Ihre Anſiedelung auf der Nordküſte fällt nach chineſiſchen Berichten in's 14. Jahrh., im 16. waren ſie mächtig genug um thätigen Antheil an einem ausgebrochenen Kriege zu nehmen. Eine ſehr einflußreiche Stellung nahmen ſie beſonders in Bantam ein, von wo ſie bei Gelegenheit der Gründung von Batavia im Jahre 1619 von den Holländern, die ihre Arbeitskraft zu benutzen wünſchten, nach Batavia gelockt wurden (v. Alphen in Tydschr. IV, 1, 79). Zehn Jahre ſpäter wird ihre Anzahl ſchon über 50000 angegeben, man beſchränkte aber in der Folge ihr ferneres Zuſtrömen (Tydschr. II, 1, 164). Makaſſaren und Bugis, von denen die letzteren ſchon im 10. Jahrh. auf Java eine Niederlaſſung gehabt haben ſollen (Hageman I, 9), wurden von der oſtindiſchen Compagnie zu Anfang des 17. Jahrh. im weſtlichen Theile von Java eingeführt und ſind dort mit der einheimiſchen Bevölkerung ganz verſchmolzen (ebend. 168). In Folge eines inneren Krieges auf Celebes ſind 1672 in Padjarakan (im Oſten der Inſel) 2000 Makaſſaren gelandet, dieſen folgten ſpäter noch mehrere, ſo daß ſich der damalige Herrſcher von Mataram genöthigt ſah die Hülfe der Holländer gegen ſie anzurufen (Hageman I, 133, Hollander 23). Außer Makaſſaren und Bugis ſind Balineſen, Eingeborene von Sumatra und den Molukken als Sklaven häufig nach Java eingeführt worden. Es gab ferner namentlich in Balambangan in früherer Zeit mehrere iſolirte Stämme, die wenn nicht Sklaven, doch nur im Beſitze beſchränkter bürgerlicher Rechte waren: die Kalang, Pinggio und Gadjah-mati.

Sie waren verachtet, unterſchieden ſich in ihren Sitten vielfach von den Javanen, ſind aber jetzt mit dieſen ſo verſchmolzen daß ſich ihr urſprüngliches Verhältniß zu ihnen ſchwerlich noch ermitteln läßt (Mounier in Tydschr. VI, 1, 317, Raffles I, 328). Man führt den Urſprung der Kalang auf Aru Bandan oder Bandong zurück der von Celebes oder von den Molukken gekommen ſein ſoll (Hageman II, 330). Ihre eigene Sage (von Winter mitgetheilt in Tydschr. II, 2, 578) iſt ganz fabelhaft. Sie waren früher Nomaden, ſind aber jetzt in den Städten Surakarta und Djokjokarta feſtſäſſig.

Sehr bunt gemiſcht iſt natürlich die Bevölkerung der großen Handelsplätze, deren Bewohner in Kleidung Sprache und Sitte ſich daher von den Binnenländern meiſt ſehr unterſcheiden. In Surabaya z. B. ſind die Javanen viel vermiſcht mit Madureſen und Leuten von den verſchiedenſten Inſeln des oſtindiſchen Archipels und ſtehen in häufigem Verkehr mit Europäern Chineſen Indern und Arabern (Tydschr. 1859, I, 28), welche letzteren ſeit dem Anfang des 15. Jahrh. den Islam hier verbreitet haben und beim Volke in hohem Anſehn ſtehen. Nur der äußerſte Südoſten (Balambang) iſt ſchon in früher Zeit von dem balineſiſchen Reiche Mengoni (Mengawei) abhängig geweſen; daher kamen im 16. Jahrh. viele Balineſen in's Land um den Muhammedanern Widerſtand zu leiſten die ſich deſſen zu bemächtigen drohten. Erſt im Jahre 1777 verlor Mengawei ſeine Herrſchaft über Balambangan an die oſtindiſche Compagnie (Lauts 142, 169f.). Daß die Bewohner dieſes Landes in Kleidung und Sitten mit den Balineſen übereinkommen hat ſchon Valentyn (V, 207) bemerkt. In Probolingo Bezuki und Banjuwangi leben ſeit der Mitte des vorigen Jahrh. Madureſen in größerer Menge als auf Madura ſelbſt. Sie haben die damalige Entvölkerung des Landes benutzt ſich dort niederzulaſſen (Hollander 356, Crawfurd a, 233, 361).

Madura, deſſen alter Name Ruſſa Antoro oder Hantoro iſt, ſoll ſchon zu den Dependenzen des javaniſchen Reiches von Mendangkamulan gehört (Wilkens in Tydschr. 1849, II, 207) und ſpäter unter Djengolo geſtanden haben, gegen das es um 1169 (jav. Aera) Krieg führte. Der öſtliche Theil der Inſel, Sumanap, ſoll dann längere Zeit von Demak, der weſtliche, Madura im engeren Sinne, aber von Madjapahit abhängig geweſen und von dort ſeine Fürſten erhalten haben (Näheres über die alte Geſchichte der Inſel in Tydschr. 1858, II, 6).

Die Sprache, deren javaniſche Elemente ſich aus dieſen Verhältniſſen leicht erklären, hat zwei Dialekte, den von Madura und den von Sumanap (Crawfurd a, 233); ſie iſt dem Javanen unverſtändlich, kennt nicht den vorhin erwähnten Unterſchied des kromo und ngoko, enthält viele balineſiſche und malaiiſche Wörter, welche letzteren durch den Handelsverkehr eingeführt worden ſind (Tydschr. 1858, I, 324), auch unterſcheiden ſich die Madureſen ſonſt in vieler Hinſicht von den Javanen, doch hält man ſie für ſtammverwandt mit dieſen letzteren, deren Sprache und Schrift den Gebildeten unter ihnen geläufig iſt (v. Hoëvell II, 42). Domis hält insbeſondere die Bewohner von Sumanap für Balineſen, da Sprache und Kleidung viele Uebereinſtimmung zeigen (Oosterling II, 1, 126).

Die Bewohner von Bawean (Lubok) nördlich von Madura, ſtammen, der Sprache nach zu urtheilen, wahrſcheinlich von dieſer letzteren Inſel, kleiden ſich aber den Bugis ähnlich. Im Dorfe Dipanga, wo die älteſte Moſchee ſteht, wird javaniſch geſprochen. Von Fremden leben außer einigen Chineſen und Europäern hier Malaien, Bugis und Mandaneſen von Celebes (Tydschr. VIII, 1, 303 ff.).

Daß ſich Bali Lombok und Sumbawa, wie javaniſche Chroniſten erzählen, erſt in hiſtoriſcher Zeit von Java getrennt hätten, kann man mit Roorda (III, 280) wohl ſo wenig annehmen, als ſich die Rakſaſas (Rieſen) der indiſchen Sage welche die erſten javaniſchen Einwanderer auf Bali vorgefunden haben ſollen, auf ein Kannibalenvolk von wirklichen Urbewohnern deuten laſſen, wie v. den Broek (Oosterling I, 185) gethan hat. Auch daß die Sprache von Bali nur noch auf Lombok verſtanden werde, ſonſt aber ganz eigenthümlich ſei (Roorda II, 7), iſt unrichtig, ſie ſteht vielmehr zum Javaniſchen in enger Beziehung, hat den Unterſchied des kromo und ngoko wie dieſes, und zwar iſt die hohe Sprache dem Javaniſchen, die niedere dem Sunda und dem Malaiiſchen zunächſt verwandt (Ztſch. d. d. morg. Geſ. V, 231). Nach einiger Uebung iſt ſie dem der Javaniſch kann, gut verſtändlich, beſitzt aber eine größere Anzahl von Sanſkritwörtern als letzteres, deren Bedeutung überdieß auch weniger verändert iſt (Friederich in Tydschr. VIII, 4, 205, Medhurst ebend. 1858, I, 217). Mit dem Nachweis dieſer Sprachverwandtſchaft ergiebt ſich von ſelbſt die Unwahrheit der ſchon von Humboldt (I, 112) als unannehmbar bezeichneten Sage (bei Raffles) daß Bali urſprünglich von Celebes aus

bevölkert worden ſei. Die javaniſche Ueberlieferung ſtellt Bali ſchon in älteſter Zeit als abhängig von Java dar indem ſie es zum Reiche von Mendangkamulan rechnet (Wilkens a. a. O.), vielleicht hat man ſelbſt die vorhin erwähnte Erzählung von der phyſiſchen Trennung der Inſeln nur in politiſchem Sinne zu verſtehen. Indiſches Weſen iſt (nach Friederich a. a. O. 213) zuerſt wahrſcheinlich von Balambangan aus nach Bali gelangt, geordnete Staaten aber ſind unter dieſem Einfluß wohl erſt ſeit dem Falle von Madjapahit gegründet worden. Bali Lombok und Sumbawa waren von dieſem Reiche abhängig (Dulaurier), und Klonkong, der älteſte Staat der erſteren Inſel, ſoll ſeine Hinduinſtitutionen einem von dort flüchtig gewordenen Fürſtenſohne verdanken. Die Geſchichte von Bali kennt vor der Ankunft dieſes Flüchtlings nur einen König der als Feind der guten indiſchen Götter bezeichnet wird, führt alle indiſche Bildung auf Madjapahit zurück, auch iſt dort nur die javaniſche Schrift gebräuchlich (Friederich a. a. O.). In dem Geſchichtswerke Usana Djawa, das den Krieg eines Bruders des Fürſten von Madjapahit gegen Bali behandelt, wird letzteres als eine rebelliſche Provinz jenes Reiches dargeſtellt, im Usana Bali aber wird der Cultus der Balineſen als verſchieden von dem in Madjapahit herrſchenden bezeichnet, woraus man geſchloſſen hat daß indiſches Weſen direct und unverändert aus Indien, wenn auch über Java, nach Bali gekommen ſein möge (Tydschr. IX, 3, 248, 274), und es wird hinzugefügt (287) daß ſich die Hindu-Götter nach der Eroberung des Reiches von Bedahulu (Bali) in Bezuki (Java) niederließen. Hiermit ſtimmt der ſchriftliche Bericht eines Mannes aus Palembang Namens Abdullah überein, der eine unmittelbare Einwanderung von der Coromandel Küſte nach Bali in alter Zeit behauptet und weiter erzählt daß die erſten hierher gelangten Javanen Hindus im Lande ſchon vorfanden, die ſich mit ihrer Hülfe der Herrſchaft bemächtigten, obwohl ſie jenen die Regierung dem Namen nach überließen (Tydschr. VII, 2, 160). Die größere Reinheit in welcher ſich im Vergleich mit Java die indiſchen Einrichtungen hier erhalten haben (vgl. Friederich in Tydschr. 1849, I, 318) — die Kaſteneintheilung, die Wittwenverbrennung ſind hier feſte Inſtitutionen — giebt dieſer letzteren Anſicht unverkennbar eine große Wahrſcheinlichkeit. Daß beim Sturze der einheimiſchen Dynaſtien und der Einführung des Islam mit dem Schwerte auf Java, viele Anhänger der Hindu-Religion von dort nach Bali flohen, wird da-

durch nicht ausgeschlossen, nur gehört dieses Ereigniß einer Zeit an zu welcher der Hindu-Cultus bereits seit lange auf letzterer Insel bestanden haben mag. Muhammedaner giebt es auf Bali fast nur an der Küste; es sind Bugis, Wadjoresen und Malaien; außerdem leben dort noch eine kleine Anzahl von Chinesen (Lauts 32). Bugis hatten sich neuerdings (1808) im Fürstenthum Djembrana, Banjuwangi gegenüber, niedergelassen, als aber ihre Macht dem Fürsten von Beliling Furcht einzuflößen anfing, rottete dieser sie aus und eroberte das Land (v. den Broek in Oosterling I, 166).

Lombok, dessen Name sich nur in zwei kleinen Orten auf der Insel wiederfindet, heißt bei den Eingeborenen Tanah Sassak (Zollinger in Tydschr. IX, 2, 177). Die Einführung indischen Wesens ist von verhältnißmäßig neuem Datum: sie soll nach Einigen vor 200, nach Andern wohl richtiger erst vor etwa 100 Jahren geschehen sein (Tydschr. a, IX, 491, Tydschr. II, 2, 659, IX, 3, 272 nach dem Usana Bali). Ein Streit nämlich um den Thron von Karang Assam (Bali) führte zur Auswanderung eines der Prätendenten nach Lombok, wohin er und seine Nachfolger, die auch später ihre Ansprüche auf Karang Assam nicht aufgaben, die religiösen und politischen Institutionen der Inder verpflanzte. Andere Berichte erzählen die Sache auf andere Weise: der Raja von Karang Assam sei im Kriege mit Beliling von den Seinigen verlassen worden, da er grausam genug war Menschenopfer zu bringen, und habe in Folge davon nach Lombok fliehen müssen (Logan in Journal II, 162). Nur so viel ist außer Zweifel daß Balinesen seit jener Zeit in Menge eingewandert und zum herrschenden Volke geworden sind. Im Aeußeren sind die Eingeborenen, die Sassak, den Balinesen ähnlich, und man hat deshalb ihre Abkunft von Java oder Bali wahrscheinlich gefunden (Roorda II, 32), jedoch scheint ihre Sprache eine ganz verschiedene zu sein und am meisten mit der von Bima und Sumbawa übereinzustimmen, obwohl sie eine Anzahl javanischer und malaiischer Wörter enthält. Die Schrift, deren nur die Häuptlinge der Sassaks kundig sind, ist die javanische, die mit geringen Aenderungen auch in Bali gebräuchlich ist; die historischen Bücher und Romane sind in der hoch-balinesischen Sprache (Bali djawa) geschrieben, die dem Javanischen ähnlicher ist, auch giebt es Uebersetzungen aus dem Arabischen und Malaiischen (Zollinger a. a. O. 351 f.). Alle höhere Bildung ist nach Lombok demnach fast nur von Bali ge-

kommen, die Hauptſtadt Mataram iſt beinahe ausſchließlich von Balineſen bewohnt, deren es 20000 auf der Inſel giebt (ebend. 179, 321). Der Bugis ſind 5000, ſie bilden nicht, wie v. den Broek (a. a. O. 183) angiebt, mit den Malaien zuſammen mehr als $^2/_3$ der Bevölkerung. Die Sprache der letzteren wird nur an den Hafenplätzen und von den Häuptlingen verſtanden (Tydschr. II, 659). Auf den bedeutendſten Handelsplätzen, namentlich in Ampanan, leben außer Saſſaks, Bugis Balineſen und Malaien (Zollinger a. a. O. 181).

Sumbawa ſoll der Sage nach ſeine erſten Fürſten von Java erhalten haben (Tydschr. 1852, I, 15) und war, wie ſchon bemerkt, in alter Zeit von Madjapahit abhängig. In der Blüthezeit der Macht von Makaſſar, das 1603 ganz zum Islam übergetreten war, wurde es wenigſtens zum großen Theil dieſem unterthan (Valentyn IV, 133, Tydschr. 1854, 2, 152). Nicht allein Niederlaſſungen ſind von Celebes aus auf Sumbawa gegründet worden (Earl b, 123), wo Bima 1619 an Makaſſar zinsbar, 1660 aber wieder freigegeben wurde (Tydschr. 1854, II, 232), ſondern auch ſeine einheimiſche Bevölkerung ſoll im Allgemeinen den Makaſſaren ähnlich ſein (Olivier II, 213); nach Andern ſtände ſie den Sundaneſen nahe (Gumprecht's Zeitſchr. III, 507). Bis zu der vulkaniſchen Verwüſtung welche die Inſel im Jahre 1815 erfuhr gab es ſechs verſchiedene Reiche auf der Inſel, ſeitdem ſind deren nur noch vier: Sumbawa, das weſtlichſte und größte, ſteht unter einem muhammedaniſchen Sultan; Paket und Tamboro, öſtlich von jenem, ſind verſchüttet worden; dann folgen Sangar und Dompo; endlich Bima, das an der Küſte von den muhammedaniſchen Tobodjes, in ſeinem gebirgigen Theile von den Todongas bewohnt iſt (Tydschr. 1852, I, 10). Der Name des letzteren Volkes (Do Dongo d. i. Gebirgsbewohner) iſt indeſſen nur von localer, nicht von ethnographiſcher Bedeutung; auch unterſcheidet es ſich weder im Aeußeren noch in der Sprache von den Bimaneſen (Zollinger in Journal II, 689 f.) Im Weſten der Inſel, im eigentlichen Sumbawa, leben viele Bugis Makaſſaren und Badjos, die in häufigem Verkehr mit Süd-Borneo und Makaſſar ſtehen (Gumprecht's Ztſchr. III, 514); die dortige Sprache enthält viele malaiiſche, javaniſche und bugineſiſche Wörter und wird als eine Miſchung von Javaniſch Bugis und Bimaniſch bezeichnet, während in der von Bima malaiiſche und makaſſariſche Elemente vorherrſchen ſollen, obwohl auch javaniſche nicht ganz mangeln,

was in der dritten Hauptſprache der Inſel, in der von Tambora, der Fall zu ſein ſcheint (Roorda II, 33, 90). Nach Temminck (III, 190) giebt es auf Sumbawa dreizehn verſchiedene Dialekte, deren mehrere von auswärts ſtammen, von Bali, Flores, Sumba oder Sandelboſch und Sangare; die Bima-Sprache betrachtet er als einheimiſch. Die Schrift deren man ſich bedient, iſt häufiger die von Celebes als die arabiſche oder malaiiſche (Gumprecht's Ztſchr. III, 511).

4) In Borneo führen die Eingeborenen den Namen Dajak (Dayak, Daia, engl. Dyah), der jedoch nicht einheimiſch zu ſein ſcheint*, ſondern von den Malaien herrührt und bei dieſen von ähnlicher vager Bedeutung iſt wie der Ausdruck Indios bravos im Spaniſchen, „unbekehrte Wilde". Sie geben ihn daher bisweilen auch den Urbewohnern von Celebes und Sumatra (Crawfurd in J. R. G. S. XXIII, 76). Da die Völker von Borneo kein Bewußtſein ihrer Zuſammengehörigkeit haben, fehlt ihnen, wie es ſcheint, auch ein gemeinſamer eigener Name. Mit Recht haben neuere Reiſende hervorgehoben daß es faſt ſo viele verſchiedene Stämme und Sprachen als Flüſſe dort gebe, daß ſich ſogar innerhalb desſelben Flußgebietes eine ſehr große Mannigfaltigkeit der einheimiſchen Bevölkerung finde und daß man deshalb aus der Gleichheit des Namens nicht auf eine beſtehende Verwandtſchaft ſchließen dürfe (v. Dewall in Tydschr. a, IV, 437, Schwaner in Tydschr. 1861, II, 206), am wenigſten aus Angaben der Art wie bei Dalton (Moor 48, 75), daß auch ein beträchtlicher Theil von Celebes, nämlich Mandhar, von Dajak bewohnt ſei, die jedoch eine andere Sprache als die von Borneo redeten. Gleichwohl iſt der Zuſtand der Ethnographie dieſer Inſel nicht ganz ſo rathlos als es hiernach ſcheint. Bei dem Mangel an Verkehr und dem friedlichen Verhältniß der vielen einzelnen Stämme untereinander, muß man eine große Verſchiedenheit der Sprachen und Sitten erwarten, ſelbſt wenn ſie unter ſich verwandt ſein ſollten, trotzdem aber muß man geſtehen daß die Uebereinſtimmungen ſowohl in der äußeren Erſcheinung als auch in den Lebensgewohnheiten, Sitten und religiöſen Vorſtellungen meiſt groß genug ſind um die Annahme gleichen Urſprungs ſo iſolirt lebender Völker wahrſcheinlicher zu machen als die entgegengeſetzte. Darf man die Verſchiedenheiten derſelben nicht überſehen, ſo muß man ſich doch hüten ihnen ein zu großes Gewicht beizulegen, wie Veth (II, 255 u. ſonſt) gethan zu haben

* Nach Low (325) legen ſich die Kajans indeſſen ſelbſt dieſen Namen bei.

ſcheint, und wenn auch anzuerkennen iſt daß die Verwandtſchaft der Dajakſprachen mit dem Malaiiſchen, aus welchem ſie in Folge des Verkehrs Vieles aufgenommen haben mögen, noch nicht hinreichend feſtgeſtellt iſt, ſo wird man doch ſtets vor Augen behalten müſſen, daß von einer derſelben, von der Sprache der Olo Ngadju in Pulo Petak, dieſe Verwandtſchaft und zwar als eine ſehr nahe ſicher erwieſen iſt (v. d. Gabelentz, Gramm. d. Dajak-Spr. 1852). Aus dieſen Geſichtspunkten allein ergiebt ſich wie man für jetzt, vor der weiteren Durchführung dieſer ſprachlichen Unterſuchungen, die ethnographiſchen Verhältniſſe Borneo's aufzufaſſen hat. Crawfurd's Zählung der Wörter kann dafür nicht maßgebend ſein. Sie ergab daß die Sprache der Kajan oder Kahian, die trotz ihrer weiten Zerſtreuung überall dieſelbe ſein ſoll, etwa $^{9}/_{10}$ eigenthümliche Wörter beſitze neben 12 % malaiiſchen Wörtern, die größtentheils zugleich auch javaniſch ſeien, während Brooke in den Sprachen der kleinen Stämme an der Nordküſte von 33 bis zu 84 % malaiiſcher Wörter gefunden hat (Veth II, 235).

v. Keſſel (Ztſchr. f. allg. Erdk. N. F. III, 378) hat fünf verſchiedene Hauptabtheilungen unterſchieden: die Pari oder Kajan im öſtlichen Theile, die Bijadju (Ngadju) im Süden derſelben in Banjermaſſin, die Stämme im Nordweſten (Sambas, Landak, Sarawak, Sadong, Sekaijan), die Völker im Norden und im Innern, in Bruni und im Flußgebiet des Kapuas, beſonders auf deſſen linkem Ufer nebſt den Pirátenſtämmen von Batang-Cupar und Seribas, endlich nomadiſche Völker im Innern, welche dieſelbe Sprache reden, die Punan, Manketan, Ott oder Wutt. Die beiden erſten Abtheilungen gehören indeſſen nicht bloß zu einem Hauptſtamme, ſondern ſind auch nahe ſprachverwandt. Die Ngadju d. i. „Oberländer" leben in Pulu Petak und ſtammen theils vom Kapuas Murung theils vom Kahajan, ihr Hauptland iſt am unteren Barito und mittleren Kapuas (Schwaner I, 131 f., 158, 164, II, 75). Zu dieſem großen Stamme der Völker am Barito gehört das große Volk der Kajan oder Kahajan an dem gleichnamigen Fluſſe, an den Flüſſen von Paſir und Coti und von dort bis in den Norden und in's Innere von Bintulu, Barram, Rejang und bis in die Nachbarſchaft der Dajak von Sarebas (Low, 321). Ferner reden die Ot Danom am oberen Kapuas einen Dialekt des Ngadju; ſie reichen bis zum oberen Kahajan (ebend. II, 76, I, 149, Aufzählung der einzelnen Völker dieſer Gegenden ebend. I, 164). Die Olo Ut oder Orang

Ot haben das unzugängliche Gebirge der öſtlichen und ſüdlichen Waſſerſcheide im nördlichen Siang inne (ebend. p. 229). Demnach ſcheint Maks (Tydschr. a, VI, 18) die Verhältniſſe dieſer Völker nicht richtig beurtheilt zu haben. Daß die Orang Bekompai, welche jetzt dem Namen nach Muhammedaner ſind, von den Ngadju ſtammen, hat Sal. Müller (b, 345) beſtätigt. Brooke (I 234, 257), der mit dem Namen Dajak eigentlich nur die Bewohner einiger Küſtenländer im Nordweſten und eines Theiles des Inneren bezeichnet wiſſen will, erklärt doch die Kayans (Kahaijans), deren Zuſammengehörigkeit mit den Ngadju wir ſoeben hervorgehoben haben, für nahe verwandt mit ihnen, und Low (248) bemerkt von den Dajak des Hügellandes von Pontianak, Sambas, Sarawak und Sadong daß ſie ſich leicht mit einander verſtändigen, obwohl ſie viele verſchiedene Dialekte reden, deren Verwandtſchaft zu den Sprachen der öſtlicheren Völker zwar nicht erwieſen, aber wahrſcheinlich iſt. Von dieſen Dajak des Innern unterſcheidet er (166) die See-Dajak, die am Sarebas und Sakarran, am Kenawit und den benachbarten Armen des Rejang leben; zu dieſen letzteren gehören auch die Sibuyoh (unrichtig Sibnowan von Keppel genannt) am Lundu in Sarawak.

In vielen Gegenden reichen die Dajak bis an das Meer, wie ſchon Leyden (bei Moor, Append. 93) angegeben hat, ſo z. B. von Sambas bis nach Bruni hin (G. Earl in J. R. G. S. III, 9), nicht aber ſind die Küſten von Malaien beſetzt, die jene in das Innere zurückgedrängt haben. Die roheſten Dajakſtämme, zu denen vor Allen die von Tidung im Oſten bis an den Mohokkam ſchwärmenden Punan (v. Dewall in Tydschr. a, IV, 444) gehören, leben inden noch unbekannten gebirgigen Theilen des Binnenlandes. Den Punan ſcheinen die Katan oder Manketan im Quellgebiet des Radjang verwandt zu ſein und beide kommen mit den ſchon genannten Orang Ot (Orang Wut nach Henrici bei Sal. Müller b, 393) oder Olo Ot an den Quellen des Barito in Lebensweiſe und ſonſtigen Eigenthümlichkeiten überein (Veth II, 391). Leyden (a. a. O. 106) vermuthet in den Eingeborenen des nördlichen und des öſtlichen Theiles von Borneo dasſelbe Volk welches den Süden und Weſten inne hat, die große Aehnlichkeit der phyſiſchen und moraliſchen Eigenſchaften iſt aber bis jetzt das Einzige worauf ſich dieſe Annahme ſtützen läßt. Daß ihre Sprache dieſelbe ſei wie die der Laos von Cambodja (W. Earl a, 258) iſt eben ſo wenig glaublich als die auf

den Sulu Inſeln und zum Theil auf Borneo ſelbſt verbreitete Sage, welche ſie von Chineſen abſtammen läßt (Leyden a. a. O. 107. Veth I, 170). Das Hauptvolk im Norden und Nordweſten ſind die Idaan (d. i. Bienenneſt, Bienenſtock, nach Schwaner I, 87), wie die Bajos und Malaien, oder Duſun, wie die Bewohner von Bruni ſie nennen (Spencer S. John in J. R. G. S. XXXII, 226, Crespigny in Procedings R. G. S. II, 347). Belcher (II, 140) glaubt daß der erſtere Name nicht auf Borneo gebräuchlich ſei und wohl von Sulu ſtamme. Sie werden von Low (343) mit den Merut oder Murut identificirt ſind ſehr zahlreich an den Flüſſen welche in Maludu Bai münden (Crespigny a. a. O. 345), am See Kinny Balu, erſtrecken ſich von hier nach Weſten, Südweſten und Süden und finden ſich auf der Oſtſeite in Tirun nördlich von Coli wieder (Dalrymple in Journal III, 525, 529). Ihre Sprache ſoll von der der Suluinſel weſentlich verſchieden ſein (ebend. 551), enthält aber einige Sulu- und manche malaiiſche Wörter, obwohl dieſe nicht auf der vorletzten Silbe wie im Malaiiſchen, ſondern auf der letzten accentuirt werden (Ztſchr. f. Allgem. Erdk. N. F. VI, 160). Nach Spencer S. John (a. a. O. 232) iſt ſie von der Sprache der Lanun und Bajos, die in Nordweſt-Borneo ihre Nachbarn ſind, ebenfalls ganz verſchieden, hat aber mehr als $^2/_3$ ihrer Wörter mit der der Biſaya gemein, welche an den Flüſſen in der Nähe von Bruni und namentlich am Limbong leben (Crespigny in Procedings R. G. S. II, 342). Ob dieſe Biſaya die ein verdorbenes Malaiiſch reden ſollen (Ztſchr. f. Allg. Erdk. N. F. V, 330), mit den Bewohnern der Inſeln dieſes Namens identiſch ſeien oder nicht, darüber findet ſich keine Andeutung; nur eine Vermuthung dieſer Art läßt ſich auf Hunt's (bei Moor, Append. 60) und Dalrymple's Angabe (a. a. O. 525) gründen daß ſich die Idaan auf der Oſtſeite von Palawan wiederfänden, dieſe wird aber wieder zweifelhaft durch die Bemerkung daß die heidniſchen Bewohner der Suluinſeln dort im Allgemeinen mit dem Namen Idan der eine unbeſtimmte collective Bedeutung hat (Keppel, Append. I, p. XXIII), bezeichnet werden und dieſe Idan verſchiedene Sprachen reden (ebend. 549, 555). Es wird daher erſt näher zu unterſuchen ſein, ob etwa die Urbewohner der Biſayas, der Suluinſeln und des nördlichen Borneo einem und demſelben Namen angehören. Nach Brooke (bei Keppel I, 97 f.) ſind die Idaan auf Borneo wahrſcheinlich keine Dajak. Die Murut hält Crespigny für ein malaiiſches Volk das

ſchon vor der Einwanderung der Malaien von Bruni nach Nord-Borneo gelangt wäre (Ztſchr. a. a. O.) und giebt an den in Maludu Bai mündenden Flüſſen, neben den Duſun die Badjos als ſehr zahlreich an (S. oben p. 22), während Sulus und Malaien ſich hier nur in geringer Menge finden (Procedings a. a. O. 345).

Auf der Oſtſeite von Borneo wohnen die Tedong oder Tidung, die Low (321) zu den Kajan zu zählen geneigt iſt, und an den Flüſſen weiter im Innern die Beruſſus, welche dieſelbe Sprache reden, ſich aber von ihnen getrennt haben, weil jene zum Islam übergetreten ſind (v. Dewall in Tydschr. a, IV, 437, 441, wo ſich nähere Angaben über die einzelnen Völker dieſer Gegenden finden). In Bulungan und Beru ſind beſonders die Segais ſehr ausgebreitet; alle Dajaks führen in letzterem Lande dieſen Namen, obwohl ſie ſich ſelbſt Menggais nennen (ebend. 447, 449). Die charakteriſtiſchen Sitten der Dajaks, namentlich das ſogenannte Koppensnellen, die Jagd auf Köpfe, ſind hier überall zu Hauſe.

Aeltere Berichte haben von Papuas erzählt die ſich im Innern von Borneo finden ſollten, doch bemerkt W. Earl (a, 256) ſehr richtig daß kein Reiſender ſie ſelbſt geſehen habe, auch Keſſel hörte nur malaiiſche Kaufleute von ſolchen erzählen (Zeitſchr. f. Allgem. Erdk. N. F. III, 379) und Marsden (Misc. 37) theilt nur mit daß ein Häuptling von Borneo von wollhaarigen Tammans im Innern ſprach; dagegen verſichert Schwaner (I, 164) ausdrücklich daß es außer den von den Sulus im Nordoſten des Landes eingeführten Papuas keine ſolchen gebe. Später hat Earl (c, 146) die Exiſtenz von Papuas im Innern von Borneo wieder wahrſcheinlicher gefunden, aber ohne hinreichenden Grund.

Zwar hat faſt jede Gegend des Dajaklandes ihren beſonderen Stammvater, aber die verſchiedenen Sagen kommen darin überein daß ſie die älteſte Heimath der Bewohner in's Innere auf die Berge verlegen (Hupe in Tydschr. VIII, 3, 131). Im Süden wie im Weſten iſt die Ueberlieferung verbreitet daß ihre Voreltern in einem goldenen Fahrzeuge die Inſel erreicht und zuerſt ſich auf den höchſten Berggipfeln niedergelaſſen hätten, daher man tief im Innern oft an den Thüren der Häuſer ein Schiff von wunderlicher Geſtalt angemalt ſieht (Schwaner I, 164. Veth I, 175). Vielleicht ſtammt ſie aus derſelben Quelle wie eine ähnliche Sage der Malaien von Sumatra, die wir früher (p.

25) berührt haben, da die Dajak ein Malaienvolk sind und ihre Tradition selbst auf eine Einwanderung in alter Zeit hindeutet.

Die historisch nachweisbaren Einflüsse welche die Bevölkerung von auswärts erfahren hat, sind folgende. Lembong Mangkurat, ein Mann aus Kling, der von Java kam, wird als der erste Stifter einer Kolonie in Süd-Borneo genannt, er soll die Kleidung und Sitte von Madjapahit dort eingeführt haben und der Gründer der Dynastie von Banjermassin geworden sein* (Näheres bei Schwaner I, 43 ff. u. Hageman in Tydschr. a, VI, 225 ff. nach der malaiischen Handschrift Hikajat Tjerita). Daß indischer Einfluß vor der Einführung des Islam in diesen Gegenden mächtig gewirkt und den Eingeborenen wichtige Bildungselemente mitgetheilt, ergiebt sich nächst einigen Alterthümern aus ihrer Sprache und Religion, insbesondere aus vielen der einheimischen Götternamen, und man hat daher vermuthet daß die besondere Sprache deren sich die Priester der südöstlichen Dajak beim Cultus bedienen (bahasa sangiang), dem Sanskrit verwandt sei (Hupe a.a.O. 128. 136). Bei Margasari im Mündungslande des Nagara-Flusses soll es vor Alters eine Kolonie der Hindus (Klings) gegeben haben (Sal. Müller b, 347). Unermittelt ist aber bis jetzt ob dieser Einfluß direct von Indien oder vielmehr von den javanischen Staaten ausgegangen ist welche indische Bildung in so reichem Maaße in sich aufgenommen hatten. Um die Mitte des 15. Jahrh. waren Banjermassin, Kottawaringin und Sukkadana, Sambas, Mampawa nebst den Tambelan und Karimata Inseln, im Osten Pulo laut, Passir und Coti von Madjapahit abhängig (Dulaurier), und es unterliegt daher nur geringem Zweifel daß es auf Borneo schon hundert Jahre früher bedeutendere Niederlassungen der Javanen gegeben habe. Außer javanischen Ansiedlern erzählt die Sage in alter Zeit auch von solchen aus Madura (Sal. Müller b, 326) in Banjermassing, womit vielleicht die Sage der Bewohner des Kampong Manen am Kahajan zusammenhängt daß der Sultan von Madura von ihren Voreltern abstamme (Schwaner II, 27). Die Hauptmasse der Bevölkerung von Banjermassing besteht nach Valentyn (IV, 257) aus Javanen die mit einem flüchtigen Fürstensohne von Madura dorthin gekommen sind. Mit dem Falle des

* Nach ungefährer Berechnung giebt Schwaner das Jahr 1380 für dieses Ereigniß an. Der Verkehr der Javanen mit Borneo ist aber vermuthlich von weit älterem Datum (Valentyn V, 64).

Reiches von Madjapahit wurde Banjermaſſin unabhängig, das damals über Sanggauw, Sambas, Kottawaringin und Paſſir gebot, und es fanden zu jener Zeit dort Einwanderungen von Klings, Javanen, Chineſen und Makaſſaren ſtatt (Hikajat Tjerita a. a. O.). Um dieſelbe Zeit ließ ſich ein Sohn des Fürſten von Madjapahit in Sukkadana nieder, von welchem an bis auf den im J. 1677 geſtorbenen Sultan Mohammed Thaſiudin acht Generationen gezählt werden (Chronik von Sambas und Sukkadana in Tydschr. a, I, 14, 18). Landak ſoll vor Alters von Surabaya abhängig geweſen ſein (Valentyn IV, 240). Die Fürſten von Paſſir wollen ebenfalls von Madjapahit ſtammen (Gallois in Bijdragen IV, 257), die von Sambas ſind nur von mütterlicher Seite einem javaniſchen Königsgeſchlechte entſprungen (Tydschr. IX, 3, 233). Der javaniſche Einfluß hat ſich demnach über den ganzen Süden von Borneo ausgebreitet, und ſcheint, wie Low (100) angiebt, in Banjermaſſing und Sukkadana am ſtärkſten geweſen zu ſein. Innere Unruhen führten in erſterem Lande (um 1520 nach Hageman a. a. O., wohl richtiger um 1600 nach Sal. Müller b, 326 u. Schwaner I, 49) zur Einmiſchung des Sultans von Demak, an welche ſich die Einführung des Islam von Java aus knüpfte. Wie Banjermaſſin an Demak, ſo wurden Sukkadana und Landak zinsbar an Bantam, das den Streit beider mit einander benutzte (Valentyn V, 216. Veth I, 228 ff.). Auch die Dajak von Lundu in Sarawak wurden früher von Javanen beherrſcht, dieſe aber mußten in Folge eines Einfalles der von Bruni her erfolgte, das Land verlaſſen (Brooke I, 295). Bugis haben ſich an der Südoſtküſte von Borneo ſeit 1586 feſtgeſetzt (Veth I, 237), Coli und Barro wurden von den Makaſſaren kurz nach deren Uebertritt zum Islam (1603) bezwungen (Tydschr. 1854 II, 152), bald aber fanden ſie an der erſteren glückliche Nebenbuhler: die Bugis gewannen (1638—54) einen übermächtigen Einfluß in Paſſir und Coti das ſie der Herrſchaft von Banjermaſſin entriſſen (Hikajat Tjerita a. a. O., Tydschr. 1861 I, 201), und kamen von dort, als der Sultan von Sukkadana ihre Hülfe angerufen hatte, auch an die Weſtküſte, wie ſie ſich hauptſächlich in Mampawa feſtſetzten; eine zweite Eroberung von Paſſir und Coti fand 1726 ff. von Seiten der Bugis unter einem Fürſten von Wadjo ſtatt (Veth I, 237, 239). Auch in neuerer Zeit noch herrſcht ein bugineſiſches Geſchlecht über Coti (Tydschr. 1856 II, 282).

Die angeblichen Malaien auf Borneo sind Muhammedaner von der verschiedensten Abkunft, besonders gilt dieß von den sogen. malaiischen Fürstenfamilien, die bald von javanischem oder buginesischem, bald von arabischem oder selbst dajakischem Blute sind (Veth I, 179 f.). Den Hauptbestandtheil der wirklichen Malaien die ihre Abstammung aus den verschiedensten, am liebsten aus den berühmten Malaienländern herleiten (Keppel I, Append. p. XXII) bilden die von Johor, welche seit alter Zeit über Seribas und Landak geboten haben, wie es heißt, selbst schon vor ihrer Bekehrung zum Islam (Valentyn VII, 359, Tydschr. 1849 I, 338). Die von Sarawak wollen aus Linga, die von Sambas aus Sumatra stammen (Journal VIII, 197). In Kottawaringin leben Malaien, wie man sagt seit nunmehr 230 Jahren (Bijdragen N. V. III, 267). Das Reich von Pontianak hat ein schlauer Abenteurer von arabischer Abkunft im J. 1772 gestiftet (ausführliches darüber bei Veth I, 249 ff.). In ähnlicher Weise hat sich ein anderer in Mampawa festzusetzen gewußt (dessen Geschichte in Tydschr. IV, 285).

Wir schließen diese Bemerkungen über die historischen Verhältnisse von Süd-Borneo mit einigen specielleren Angaben über die Zusammensetzung der Bevölkerung einzelner Theile und über die Sprachen. In Banjermassing leben Javanen, Bugis und Makassaren, Malaien von Johor, Menangkabao und Palembang, Chinesen und Dajak miteinander (Valentyn IV, 237, Leyden bei Moor Append. 97, Tydschr. I, 2, 8). Um 1700 herrschte dort ein König aus dem Fürstenhause von Sumbawa (Valentyn IV, 249). Die Küste zwischen Banjermassin Kussan und Passir oder das Land Bumbu haben nächst den Dajak selbst Bugis und Malaien inne (Tydschr. a, I, 368 nach Schwaner), in Passir selbst machen die Bugis $^1/_3$ der Bewohner aus (Gallois in Bijdragen IV, 258). In Coti bilden sie nebst den Arabern in Samarindah an der Mündung des Flusses den einflußreichsten Theil der Bevölkerung (Tydschr. 1856 II, 277 nach Dalton). Kottawaringin, Pambuang und Sampit sind theils von Malaien theils von Dajak bewohnt (Bijdragen N. V. III, 267, 300, 307). In Potianak leben hauptsächlich Malaien, Bugis und Chinesen, auch die Araber sind dort noch zahlreich (Leyden bei Moor Append. 105, Low 123). Unter den Sklaven der Malaien auf der Westküste finden sich viele Javanen, die durch Seeräuber dahin verkauft worden sind

(Francis in Tydschr. IV, 2, 15). Chineſen ſind in dieſen Gegenden ſeit etwas mehr als 80 Jahren anſäſſig und leben in Sambas theils zerſtreut, theils in größerer Menge beiſammen, beſonders in Montrado. Sie geben aber ſelbſt zu daß die dortigen Malaien die rechtmäßigen Herren des Landes d. h. älter im Lande ſind als ſie (Earl a, 241). Unter den malaiiſchen Dialekten von Borneo iſt der von Pontianak und Sambas reiner als der von Banjermaſſing und Bruni, der Dialekt von Paſſir dagegen ſtark mit Bugis-Wörtern gemiſcht (Mithridates IV, 480 nach Leyden). In Kottawaringin wird eine Miſchung des Malaiiſchen und Bugis geſprochen die auch javaniſche und dajakiſche Wörter in ſich aufgenommen hat (Bijdragen N. V. III, 286).

Nach einheimiſchen Traditionen ſoll Borneo in alter Zeit in drei große Reiche getheilt geweſen ſein, deren eines, das eigentliche Borneo (Bruni), von Cap Datu an den ganzen Norden bis nach Kanukungan in der Makaſſar Straße umfaßte, das zweite, Sukkadana, welches unter Bantam ſtand, ſich vom Cap Datu bis Cap Sambar erſtreckte, während das dritte, Banjermaſſing, den ganzen Süden und Südoſten der Inſel einnahm (Hunt bei Moor Append. 13, Hageman in Tydschr. a, VI, 225). Indeſſen iſt nur das Letztere hinreichend beglaubigt, ja die Macht von Banjermaſſing hat in ihrer Blüthezeit zu Ende des 16. Jahrh. noch über die angegebenen Grenzen hinaus gereicht bis auf die Weſtküſte. Zweifelhafter iſt die große Ausdehnung von Bruni. Die Herrſcherfamilie ſcheint von Menangkabao zu ſtammen, da der Sultan den höchſten malaiiſchen Titel, Jang de pertuan, führt (Low 107), der erſt in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. von Menangkabao auch nach Malakka übertragen worden iſt (Newbold II, 79 ff.). Die dortigen Malaien ſind ihrer Sage nach von Johor gekommen (Leyden bei Moor Append. 93) und ſtanden dort im J. 1821 unter ihrem 30. Herrſcher, woraus man geſchloſſen hat daß ihre Ankunft etwa 580 Jahre früher ſtattgefunden haben möge (Moor 8); Andere haben dieſen Zeitraum zu 600 bis 750 (Logan in Journal II. 515), wieder Andere ihn nur zu etwa 400 Jahren annehmen wollen (Ztſchr. f. Allg. Erdk. N. F. V, 330 nach Crespigny). Indeſſen verſichern die intelligenten Malaien des Landes übereinſtimmend daß ſie ſchon vor ihrer Bekehrung zum Islam ausgewandert ſeien (Journal VIII, 197), und es mag daher wohl richtig ſein daß Crespigny (a. a. O.) mehrere Emigrationen derſelben nach Bruni zu verſchiedenen Zeiten ange-

nommen hat: zu den älterern Einwanderern rechnet er die ſchon erwähnten Muruts, zu den ſpäteren die Kadyans am Limbong und in der Nähe von Bruni, in denen er, da ſie ebenfalls ein ſchlechtes Malaiiſch reden, die Nachkommen der im 14. Jahrh. nach Bruni gelangten Malaien vermuthet (vgl. Low 342). Die Milanowes an der Mündung des Rejang und an den kleinen Flüſſen öſtlich von P. Sirik, die in Kleidung und Religion den Malaien, ſonſt aber ganz den Dajak gleichen (Low 337, 339), ſind vielleicht ein Miſchlingsvolk dieſer beiden.

Auf dem Gipfel ſeiner Macht ſcheint das Reich von Bruni zur Zeit der Ankunft der Europäer oder kurz vorher geſtanden zu haben, die dort eine ebenſo glänzende Hofhaltung und überhaupt einen ähnlichen Culturzuſtand fanden wie in Malakka. Die erſte Gründung des Reiches leitet die Tradition der Sulu Inſeln von Chineſen her die ſich um 1375 unter Songtiping in Nord-Borneo niederließen und fügt hinzu daß die Sulu Inſeln ſelbſt in der Folge von Bruni abhängig geworden ſeien, ſpäter aber hätten ſich die Sulus von dieſer Oberherrſchaft nicht nur frei gemacht, ſondern ſich auch, da ſie zum Beiſtand im Kriege von Bruni herbeigezogen worden waren, des Gebietes von Maludu Bai bis nach Tulufian hin bemächtigt (Hunt bei Moor Append. 14, 32). Dieſes Letztere nun iſt zwar richtig (Dalrymple in Journal III, 525), eine andere Sage aber, die neben der eben erzählten im Nordoſt-Borneo herrſcht, will nichts davon wiſſen daß ſich die Macht von Bruni jemals bis hieher nach Beru ausgebreitet hätte, ſondern erzählt nur daß Piraten von Sulu die ganze Nordoſtküſte ſich nach und nach zinsbar gemacht und von dem Reiche Beru deſſen nördliche Provinzen abgeriſſen hätten (v. Dewall in Tydschr. a, IV, 425). Läßt ſich nicht entſcheiden ob die Chineſen wirklich die erſten waren welche ſich in dieſen Gegenden angeſiedelt haben, ſo ſteht doch ſicher daß ſie ſchon ſeit langer Zeit anweſend ſind und daß ſie durch ihre Handelsthätigkeit weſentlich zur Blüthe des Reiches beigetragen haben. Die Herrſcher von Madjapahit ſollen auch über Bruni geboten haben; alter javaniſcher Einfluß zeigt ſich auch daran daß javaniſche Wörter und namentlich einige Titel in die Sprache aufgenommen worden ſind (Logan in Journal II, 520), Bruni findet ſich indeſſen nicht in der Liſte bei Dulaurier und hatte ſich daher vielleicht von Madjapahit ſchon vor deſſen Falle unabhängig gemacht. Auch zu den Philippinen ſcheint Bruni in alter

Zeit in näherer Beziehung geſtanden zu haben. Dalrymple (in Journal III, 564) erzählt daß einſt auch jene wie die Sulu Inſeln zu den von Bruni abhängigen Ländern gehörten, was vielleicht ſo zu verſtehen iſt daß der Herrſcher von Magindanao, der vor Alters auch über Sulu geboten haben ſoll (Hunt a. a. O.) dem von Bruni untergeben iſt. Forrest hat dieſes Verhältniß anders dargeſtellt, nämlich ſo, daß in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. ein Bruder des muhammedaniſchen Sultans von Magindanao, Serif Ali, auf den Thron von Bruni kam, ein anderer Bruder aber Sultan von Sulu wurde (Low 94), indeſſen legt gerade dieſe Angabe die Vermuthung nahe, daß dieſe drei Reiche kurz vorher zuſammen ein Ganzes gebildet haben mögen deſſen Regierung in einer Hand lag, und wir würden dann ſchwerlich die Blüthe der Macht von Bruni mit Low (98) erſt in das 16. und 17. Jahrh. ſetzen können. In neuerer Zeit ſcheinen von der ehemaligen Verbindung des Landes mit Magindanao nur noch die Lanun-Piraten übrig geblieben zu ſein die im Norden von Borneo umherſchwärmen (W. Earl a, 312). An der Nordoſtküſte leben außer Malaien und Sulus auch Bugis, die aber dort nicht den überwiegenden Einfluß beſitzen den ſie weiter im Süden ausüben (v. Dewall a. a. O. 456). Die Sulus ſind dort der herrſchende Theil der Bevölkerung, die aus einer Miſchung der genannten Elemente mit den Eingeborenen beſteht (Crawfurd a, 62). Die Badjos dieſer Gegenden wollen von dem Gefolge einer Fürſtin von Johor abſtammen, die einſt auf der See verunglückt ſei (v. Dewall a. a. O. 446). Am Nordende von Borneo wird die Sprache von Cambodja häufig geſprochen (Dalton bei Moor 47). Cochinchineſen haben ſich erſt neuerdings dort niedergelaſſen (W. Earl a, 322). An der Nordweſtküſte finden ſich neben den Eingeborenen, den Malaien und Chineſen auch Bugis, obwohl in geringerer Zahl, und einige Araber (Moor 10). W. Earl (a, 240) ſcheint die arabiſchen Elemente für bedeutender zu halten als ſie in Wirklichkeit ſind.

5) Auf den Sulu Inſeln, deren einheimiſcher Name Solok oder Soog iſt (Hunt bei Moor Append. 31, d'Urville b, VII, 293), herrſcht eine Sprache, die nach Dalrymple (in Journal III, 550) vom Malaiiſchen weſentlich verſchieden, dem Biſaya aber nahe verwandt, nach Hunt (a. a. O. 38) mit letzterem identiſch iſt. Namentlich enthält die von Baſilan viele Biſaya-Wörter und ſteht den Sprachen der Philippinen näher als den weſtlichen malaiiſchen (Crawfurd a, 40). Die

Häuptlinge und der Adel von Jolo (Sulu) und Baſilan ſtammen nach Combes (37) ſämmtlich von Butuan, das im Biſayas-Archipel ſüdöſtlich von Leyte liegt, d. h. ſie gehören zu dem Volke der Lanun, wie ſich ſpäter ergeben wird. Die Zahlwörter, die Namen der Winde, Maaße, Gewichte und vieler Handelsgegenſtände ſind in Sulu, wie in vielen anderen Sprachen des oſtindiſchen Archipels, malaiiſch (Crawfurd 407); viele Häuptlinge ſprechen malaiiſch und die wenigen welche leſen und ſchreiben können, bedienen ſich der malaiiſchen d. h. der arabiſchen Zeichen (Hunt a. a. O.). Demnach ſcheint es daß die Sulu Inſeln urſprünglich von einem rohen Biſaya-Volke (Idaan? ſ. oben p. 46) bewohnt waren, das ſeine höhere Cultur den ſeefahrenden Malaien verdankt; wenn es dagegen im Innern, wie man ſagt (Hunt a. a. O. 49), wirklich noch ſog. Dajak, Ungläubige im muhammedaniſchen Sinne giebt, die ganz dem Ngadju von Banjermaſſing gleichen, ſo würde dadurch die Annahme daß auch die Idaan von Nord-Borneo mit den letzteren identiſch ſind, bedeutend an Wahrſcheinlichkeit gewinnen. In dieſem Zuſammenhange verdient noch erwähnt zu werden daß Adams (bei Belcher II, 537) von der Sprache der Sulu Inſeln ſagt, ſie ſtehe dem Tagala ferner als das Biſaya, habe aber dafür Aehnlichkeiten mit der Sprache der Dajak.

Die javaniſchen Wörter welche ſich in der Sprache der Sulu Inſeln finden, iſt Crawfurd (a. a. O.) geneigt von Sukkadana herzuleiten, dem jene in früherer Zeit unterworfen geweſen ſein ſollen; es liegt aber näher an Banjermaſſing zu denken. Dieſem war Sulu lange Zeit unterthan, es hieß im Gegenſatz zu ihm Banjar Kulan oder Klein-Banjar und von dort ſind viele ſeiner jetzigen Bewohner eingewandert. An den Küſten, heißt es (bei Hunt a. a. O. 31), ließen ſich zuerſt die civiliſirteren Orang Dampuwan (Malaien?) nieder, dann wurde eine Kolonie von Banjermaſſing gegründet, auch andere Anſiedler aus Borneo und von den ſüdlichen Philippinen kamen hinzu. Die Stammesſage des jetzigen Fürſtengeſchlechtes, das bis auf Maraham Bongſo (1646) ſechs Regenten zählte (Liſte der Regenten von Dalrymple a. a. O. 564), führt ſogar auf eine unmittelbare Einwirkung von Java zurück: mit der ſchönen Tochter eines von Johor nach Sulu geflüchteten Radjo, erzählt ſie, verband ſich hier ein javaniſcher Fürſt, der durch ihren Ruf herbeigezogen worden war, nach ſeinem Tode aber wurde ſie die Frau eines Scherif welcher als der Begründer jenes Herrſcherhauſes betrachtet

wird. In Rückſicht der fremden Einflüſſe welche auf die Sulu Inſeln gewirkt haben, verdient noch ferner bemerkt zu werden, daß viele Häuptlinge auch ſpaniſch und chineſiſch ſprechen (Hunt a. a. O. 38); die Chineſen ſollen ſich indeſſen erſt zu Anfang des 18. Jahrh. zum erſten Male hier gezeigt haben (Dalrymple a. a. O. 566). Da auch Badjos (ſ. oben) und Lanun-Piraten von Magindanao ſich hier umhertreiben (Hunt 50), iſt es begreiflich genug daß nicht eine, ſondern viele verſchiedene Sprachen auf dieſen Inſeln herrſchen (Dalrymple 551).

Die Gebirgsgegenden ſind, wie man ſagt, zum Theil noch von Papuas bewohnt, die ſonſt wie wilde Thiere gejagt wurden (Hunt 31, 49). Sie für die Urbewohner der Sulu Inſeln zu erklären, wie man gethan hat, liegt zwar nahe, indeſſen bleibt es, wenn ihre Exiſtenz erſt vollkommen ſicher ſteht — W. Earl (c, 141) hält ſie für gewiß, Wilkes (V, 342) für zweifelhaft —, immer noch fraglich ob ſie nicht vielmehr von den räuberiſchen Sulus als Sklaven eingeführt, ihnen ſpäter aber entlaufen ſind und ſich unabhängig gemacht haben.

Daß alle Inſulaner zwiſchen Luzon und Mindanao, bemerkt Crawfurd (a, 340) ſehr richtig, nur einem Stamme angehören, dem der Biſayas (Biſayas), wird behauptet, iſt aber unerwieſen. Die Biſaya-Sprache, die auch auf den Philippinen in großer Ausdehnung geſprochen wird, beſitzt mehrere Dialekte die ſo verſchieden ſind daß kein gegenſeitiges Verſtändniß ſtatt findet (ebend. 55). Mit ihrem einheimiſchen Namen heißt ſie Hiligueyna und wird in dem Dorfe Panay auf der gleichnamigen Inſel am meiſten geſprochen, als eine rohere Sprache wird neben ihr dort das Halaya erwähnt (Fr. Gaspar 248). Bei Buzeta (I, 65) werden vier Dialekte derſelben unterſchieden, zwei auf Panay in Ilo-ilo und Lapis, einer auf Cebu, der vierte auf Paragua und den Calamianes, und ihnen eine nahe Verwandtſchaft zum Malaiiſchen zugeſchrieben. Das Biſaya ſoll dem Tagala nahe ſtehen, aber eine größere Anzahl von malaiiſchen Wörtern als dieſes enthalten (Bowring 368). In Sitten und Lebensweiſe wie im Aeußern iſt das Volk den Tagalen ſo ähnlich daß man geneigt ſein muß ſie für ſtammverwandt zu halten (Loarca bei Ternaux, Archives I,4,21). Le Gentil (III) hat gleichwohl die Anſicht ausgeſprochen daß die Biſayas mit den Makaſſaren von gleichem Urſprunge ſein möchten. Auf Mindanao finden ſie ſich in der Provinz Caraga wieder (Crawfurd a, 83). Maximil. Transilvanus hat zwar hervorgehoben (1522) daß

der des Malaiiſchen kundige Sklave den Magalhaes bei ſich hatte, die Sprache von Cebu (Subuth) nicht verſtand, ſondern dort als Dolmetſcher nur dienen konnte, weil er einen Landsmann fand mit dem er ſich in der Sprache der Molukken unterreden konnte (Navarrete IV, 272), aber nach der freilich viel ſpäteren Darſtellung des Fr. Gaspar (82 ff.) ſcheint es doch daß ſich die Spanier namentlich auf den öſtlichen Inſeln (Cabalian, Tandaya, Panahon, Maſagua) ſchon damals den Eingeborenen mit Hülfe des Malaiiſchen verſtändlich machen konnten, ſie ſetzten voraus daß dieß beſonders in den Handelshäfen möglich ſein werde und griffen dort einſt eine Junke von Borneo auf, deren Mannſchaft das Malaiiſche gut ſprach, was ihnen allerdings bis dahin bei den Eingeborenen nicht begegnet war. In Cebu, bemerkt er (147, 115), predigten die katholiſchen Miſſionäre in der Biſaya-Sprache, aber das Malaiiſche iſt den Bewohnern ziemlich geläufig.

Auf Mindanao, das von den Eingeborenen Magindanao oder Groß-Molucco (Molucco besaar) genannt wird (Valentyn I, 25) nennt Combes (24) vier Völker: die vorhin ſchon erwähnten Caragas, die muhammedaniſchen Mindanaos im öſtlichen Theile der Inſel, die Subanos d. i. „Flußbewohner", die von den andern gering geſchätzt werden und in Unterwürfigkeit leben, und die Lutaos, welche ſich hauptſächlich im Südweſten an der Küſte von Samboangan finden, als Seeräuber und in ihrer Lebensweiſe ganz wie die Badjos geſchildert werden; ſie haben ſich erſt in neuerer Zeit (im 17. Jahrh.) im öſtlichen Mindanao niedergelaſſen, betrachten ſich als Unterthanen des Sultans von Ternate und bilden einen Theil der Bevölkerung von Sulu und Baſilan (ebend. 35, 25). Die Angabe über den Wohnplatz und die Lebensart der letzteren laſſen keinen Zweifel darüber daß wir in ihnen die Lanun (Illanun, Illanos) zu ſehen haben. Die Bewohner von Dapitan endlich ſtammen von Bohol, das ſie einſt beherrſchten, ſind aber von dort durch die Ternatanen vertrieben worden (ebend. 29). Im Innern giebt es mehrere rohe Völker, die man unter den Namen Manobas zuſammenfaßt, der jedoch ethnographiſch ebenſo bedeutungslos zu ſein ſcheint wie der Name Alfuren, den man ihnen ebenfalls bisweilen giebt (Roorda I, 281 ff.), daher z. B. Mallat (I, 323) die Arafura als ein beſonderes Volk auf Mindanao anführt. Die Weſtküſte der Inſel iſt noch ganz unbekannt. Oudan de Virely der bei den Muhammedanern der Inſel im J. 1828 in Gefangenſchaft gerieth will auf der Oſt-

küſte Leute von den Carolinen angetroffen haben die dahin verſchlagen worden ſeien (Lafond II, 160). Was wir von dieſen Inſeln wiſſen iſt demnach ſehr wenig, aber dieſes Wenige läßt vermuthen daß ſie mit Sulu ethnographiſch zuſammengehören und daß die Bevölkerung beider Gruppen, wenn nicht allgemein, doch ganz überwiegend von dem Stamme der Biſayas iſt.

Papuas giebt Hunt (bei Moor. Append. 60) auf der Weſtſeite von Palawan an, deſſen Oſtſeite den Idaan gehöre, Dalrymple aber (in Journal III, 525) ſpricht dort nur von einem wilden Volke ohne es näher zu charakteriſiren, Laplace (b, IV, 280) von Negern. Negerähnliche Menſchen, Negritos, ſoll es auf Mindanao geben (Combes 36), wo Crawfurd (a, 6) ihre Exiſtenz zugegeben, weiterhin aber (ebend. 279) wieder in Abrede geſtellt hat. Dampier (II, 3) ſpricht dort nur von Alforen die er für identiſch mit den malaiiſchen Bewohnern der Inſel hielt, Gemelli Careri (V, 101, 118, 213) und nach ihm Mallat (I, 299, II, 95) von „Schwarzen" hier und auf Panay, wo auch Fr. Gaspar (258) Neger angiebt die für die älteſten Bewohner des Landes gelten. Adams (bei Belcher II, 328) ſah auf Mindanao lichtſchwarze wohl proportionirte Menſchen von guter Haltung, deren Haar in einzelnen Büſcheln wuchs; die Naſe war wohlgebildet, Geſichtswinkel und Lippen aber negerähnlich. Nach Loarca (bei Ternaux, Archives I, 5 u. 26) giebt es Neger im Gebirge der Inſel Negros, Mindoro und der Calamianes, doch ſteht er in Bezug auf letztere mit ſeiner Behauptung allein. Für Negros deſſen Küſten namentlich im Weſten von Biſayas beſetzt ſind, wird ſeine Angabe von Fr. Gaspar (378) beſtätigt. Daß negerähnliche Menſchen in den Gebirgsgegenden von Cebu als unabhängiges Volk lebten, hatten die Spanier nur vom Hörenſagen (ebend. 96). Mallat (I, 291, 294, 313) ſtellt es für dieſe Inſel wie für Samar und Leyte in Abrede. Wohl mit Recht will ſie Crawfurd (a, 86) dort nicht anerkennen, ſondern ſieht ſie nur als ſicher an auf Panay, Negros, Mindoro und Luzon. Auf letzterer Inſel heißen ſie Aetas (Aitas, Itas auch Alaguntas nach Yldefonso de Aragon VI, 7) und leben hauptſächlich in dem Gebiete das zwiſchen den Provinzen Süd-Ilocos, Pangaſinan, Cagayan und Nueva Ecija liegt (Buzeta I, 49) Yldefonso de Aragon (II, 44, III, 13) giebt ſie in den Wäldern von S. Mateo und Boſoboſo (Provinz Tondo) an, in den Bergen von Angat und S. José (Provinz Bulacan), Semper

hauptſächlich in der Cordillere von Mariveles und Zambales und auf der Weſtküſte, im Süden finden ſie ſich nur in geringer Zahl, in Nordoſten dagegen ſind ſie von Palawan an, wo ihre Heimath ſein ſoll, bis nach Cap Engaño hin faſt die einzigen Bewohner der Küſte und des Innern (Ztſch. f. Allg. Erdk. N. F. X, 251). Sonderbarer Weiſe hat ſie de Mas für Nachkommen fremder Eroberer erklärt (Bowring 168), während Combes und andere ältere Schriftſteller ſie bereits für die älteſten Bewohner des Landes hielten. Daß ihre Sprache in den Wurzelwörtern mit der der Tagalen und Igorrotes übereinkomme (Informe I, 2 und ebend. Art. Poblacion 4, 9), iſt eine Behauptung die ſich ſonſt nirgends findet und ſchwerlich richtig iſt; ſie erregt den Verdacht daß der Berichterſtatter entweder dieſe Menſchen gar nicht geſehen oder nur Miſchlinge kennen gelernt habe.* Staen Bille (I, 449) berichtet daß die Negritos von Luzon vier verſchiedene Dialekte reden, zum Theil aber gemiſchten Blutes ſeien: die von Dumagat, fügt er hinzu, ſollen die Tagala-Sprache ſprechen. Hiermit ſtimmt überein daß nach Semper (a. a. O. 252) die Negritos der Küſte von den Malaien Damagat, die im Gebirge dagegen Aeta, Agba, Ita genannt würden, obwohl kein Unterſchied zwiſchen beiden beſtehe; in Mariveles, ſetzt er hinzu, fänden ſie ſich am reinſten, an der Oſtküſte aber hätten ſie viel von der Sprache der Tagalen angenommen. Demnach hätten wir in den Dumagat, welche Mallat (I, 233) im Gebirge des nordweſtlichen Luzon und Lafond (II, 336) außerdem auch auf Mindoro Saman und Leyte anführt, Aetas zu ſehen. Gironière (bei la Salle III, 96) nennt die Dumagat als die Bewohner der kleinen Inſel Alabat im Oſten von Luzon. Nur W. Earl (c. 141) nennt Dumagat auch auf Mindanao und wirft (ebend. 121) in ſeiner Vorliebe für die Papuas die Negritos der Philippinen mit dieſen zuſammen.

Auf den Philippinen iſt noch eben ſo viel zu entdecken übrig als auf den Viſayas. Einen ſicheren Anhaltspunkt gewähren nur die Unterſuchungen W. v. Humboldt's der das Tagala, die dortige Hauptſprache (Marsden 39), unterſucht und nicht nur als eine malaiiſche überhaupt, ſondern auch als diejenige unter den Malaienſprachen nachgewieſen hat, welche die reichſte grammatiſche Ausbildung beſitzt (II,

* Wenn Crawfurd (a, 100) Cimarrones als einen Negerſtamm auf Luzon nennt, ſo iſt dieß offenbar ein Irrthum, da der Name bekanntlich nur entlaufene Negerſklaven bedeutet.

215). Nach Le Gobien ſcheint mit ihr die jetzt ausgeſtorbene Sprache der Ladronen verwandt geweſen zu ſein, wohin neuerdings die Tagaliſche Sprache durch Deportirte gekommen iſt die man von den Philippinen dahin eingeführt hat (Buzeta I, 66), doch kann man es, auch wenn dieß völlig ſicher ſtände, darum noch nicht wahrſcheinlich finden daß die Bewohner der Philippinen, wie Buzeta (I, 51) meint, aus der Südſee gekommen ſeien. Andere haben ſie mit nicht beſſerem Grunde von Borneo und anderen Sunda-Inſeln herleiten wollen (R. der Novara II, 207). Der Name Tagala, eigentlich Tagalog iſt, wie aus Mallat (I, 34 note) hervorgeht, ſo viel als Taga Ylog, Bewohner der Flüſſe, derſelbe Ausdruck welcher ſich auch in dem Namen der Provinz Iloccos wiederfindet. Die Tagalen ſind die chriſtianiſirten Eingeborenen von Luzon, welche die Hauptbevölkerung der Umgegend von Manila und des von dort nördlich gelegenen Theiles der Inſel ausmachen, während im Süden von Manila Biſayas wohnen (Bowring 117). Am See von Bay ſollen ſie in nicht gar ferner Zeit von den Aetas abhängig geweſen ſein (de la Gironière 297). Ihre Sprache iſt wie die der Biſayas in eine Menge ſehr verſchiedener Dialekte geſpalten (Bowring 215), doch vermuthet man daß alle Völker der Philippinen theils Negritos (Aetas), theils reine Tagalen, theils gemiſchten Urſprungs ſeien (Buzeta I, 58). Ueber die Sprachen der heidniſchen Stämme iſt bis jetzt nichts Näheres bekannt. Die hauptſächlichſten derſelben ſind folgende.

Die Igorrotes, welche nach de Mas von gleichem Stamme mit den Tagalen ſind (Bowring 168), denen ſie auch im Aeußeren ſehr gleichen (Informe, Art. Poblacion 14), reichen von der Provinz Pangaſinan (am Golf von Lingayen) bis zur Miſſion Ituy und in weſtöſtlicher Richtung von Pangaſinan bis zur Hauptſtadt des Thales von Agno (Buzeta I, 52). Sie ſollen nur Dialekte derſelben Sprache reden (Informe a. a. O. 23). Gironière (378) allein ſagt von ihnen daß ſie von den Chineſen ſtammen ſollten die mit Limahon's Piratenzug in J. 1574 (Fr. Gasper 276 ff.) auf Luzon gelandet ſind (Yldefonso VI, 5); neuerdings hat man ſie mit den Aetas verwechſelt (R. der Novara II, 207) eine Leichtfertigkeit die es unmöglich macht den beigefügten Angaben über Sprachverſchiedenheiten irgend einen Werth beizulegen. Die Tinguianes oder Itanegs ſcheinen ſich nach Yldefonso (VI, 1) ziemlich gleichmäßig mit den Igorrotes über

Süd- und Nord-Iloccos zu verbreiten, denn jene haben in den genannten Provinzen (vom Cap Namagpacan bis in den äußerſten Norden der Inſel) 80, dieſe 79, die Negritos 14 Dörfer inne. Nach dem Informe (a. a. O. 12) reichen ſie aus der Nähe von Süd-Iloccos von S. Cruz bis in's Innere des Diſtriktes Abra. Sie ſind faſt ſo weiß wie die Chineſen, gleichen auch in der Kleidung und beſonders in Rückſicht des Turbans den ſie tragen, den Fiſchern von Jokien (Buzeta I, 54) und man glaubt allgemein daß ſie von dort ſtammen. Nur Gironière (375), deſſen Sorgfalt Vieles zu wünſchen übrig läßt, vermuthet in ihnen Japaner oder ſogar Dajak. Die Handſchrift des Regierungs-Archives von Manila aus welchem das Informe hauptſächlich geſchöpft hat (vgl. Buzeta I, 52; Mallat II, 97 ff. giebt ethnographiſch nichts Neues), theilt die heidniſchen Eingeborenen überhaupt in Tinguianes und Igorrotes ein und zählt zu den letzteren weiter folgende Stämme: Die Buriks nördlich von den Igorrotes, von Süd-Iloccos bis zum Rücken der centralen Gebirgskette; die Buſaos (Biſayos?) nördlich von den Buriks, öſtlich von den Itetapanes, weſtlich von den Tinguianes, in den Bergen von Signey; die Itetapanes, welche Buzeta für Negrito-Miſchlinge hält, obwohl ſie nur in Charakter und Sitten, weit weniger im Aeußeren den Negritos gleichen — auch manche Negritoſtämme ſollen eine Miſchung mit Chineſen und Japanern eingegangen ſein (Bowring 171); die Guinaanes, die Nachbarn der Tinguianes auf der Oſtſeite der Cordillere; die Iſugaos im Oſten der Miſſionen von Cagayan, am linken Ufer des Magat, ſind Kopfabſchneider, ſollen aber von Japanern ſtammen, deren Phyſiognomie ſie haben — Japaner nämlich, die zum Chriſtenthum bekehrt ihre Heimath verlaſſen mußten (1635) ſind in großer Anzahl nach den Philippinen gegangen (Fr. Gasper 383, Bowring 49), ferner die Gaddanes an den Ufern des Magat (Margal?) bis nach dem R. Chico von Cagayan hin; die Calavas, nordweſtlich von den vorigen und öſtlich von den Guinaanes, im Bezirk von Itabes und von da nach Norden; die Apayos im Gebirge zwiſchen Nord-Iloccos und Cagayan; die Ibilaos und Ilongotes in den Bergen von Nueva Ecija und Caravallo del Bael. Auch giebt es unter den Stämmen der Igorrotes einige die zum Chriſtenthum bekehrt worden ſind, wie z. B. die Iſinayes, die jenen ſonſt in jeder Hinſicht gleichen. Alcalenso (VI, 7) nennt noch einige andere Völker, Semper (Ztſch.

ſ. Allg. Erdk. N. F. X, 256) die Irayas oder Calingas (letzterer Name iſt nur von unbeſtimmt collectiver Bedeutung) zwiſchen der Cordillere und den Flüſſen Catalangan und Ilarru, die den Ilagan bilden und in den Cagayan fließen. Lafond (II, 340, 347) giebt die Igorrotes auch auf der Inſel Negros im Innern und auf Mindanao an. Samar ſoll hauptſächlich von Meſtizen bewohnt ſein (Mallat I, 290). Auf Mindoro werden die Mangulanes genannt, wenige den Angriffen der Piraten entgangene Flüchtlinge, die von den Urbewohnern des Centralgebirges verſchieden zu ſein ſcheinen, an den Küſten der Inſel haben ſich eingewanderte Chriſten, vielleicht Tagalen, niedergelaſſen, die aber größtentheils Vagabunden und Verbrecher ſind (Journal III, 757).

Daß indiſche Cultur in alter Zeit auf die Philippinen eingewirkt hat, iſt ſchon von Humboldt hervorgehoben worden; einzelne Spuren davon ſind auch auf den Biſayas nachgewieſen. Wahrſcheinlich waren Malaien oder Javanen oder beide die Mittelsperſonen durch welche die Elemente höherer Bildung hier eingeführt worden. Crawfurd (a, 348) hat gezeigt daß die Namen vieler Culturpflanzen, aller Hausthiere, der Metalle, mit Ausnahme von Gold und Eiſen, viele Handelsausdrücke und ſelbſt die Zahlwörter im Tagala malaiiſch ſind, nur wird man ſeinem Schluſſe daß die Eingeborenen ein rohes nichtmalaiiſches Volk geweſen ſeien, das nur ſeine ſpätere Civiliſation aus jener Quelle bezogen habe, um ſo weniger beiſtimmen können, als er dieſem rohen Volke die Erfindung eines eigenen Alphabetes zuſchreibt. Von den Chineſen und Japanern, deren Miſchung mit den Eingeborenen wir ſchon erwähnt haben, erhielten ſie Seide, Porzellan, Eiſen, Kupfer und wahrſcheinlich Zink-Geld (Crawfurd). Jene, die ſchon 1603 in Manila zahlreich waren, ſtanden mit Mindoro ſchon vor der Ankunft der Spanier in Verkehr (Mallat I, 288). Japaner, denen überhaupt verboten iſt nach auswärts zu gehen, ſcheinen nur durch widrige Winde öfters nach den Philippinen geführt worden zu ſein: noch vor kurzem wurden acht derſelben an die Küſte von Mindanao geworfen (Buzeta I, 49). Die dortigen Mandayas ſollen Miſchlinge dieſer Art ſein (Mallat II, 34); nach Andern gälte dieß vielmehr von den ſehr hellfarbigen Tago-Balvoys (Tagbalayes bei Mallat I, 323) in der Nähe der Stadt Biſig, während die Mandayas vielmehr zum Theil von europäiſchem Blute ſtammten (Bowring 348). Daß es ſeit der Eroberung der Philippinen durch Legaspi (1565—71)

viele Miſchlinge der letzteren Art dort giebt, bedarf kaum der Erwähnung.

Die Bewohner der Baſchi Inſeln, die ihren Namen von einem berauſchenden Getränke haben ſollen das aus dem Zuckerrohr dort bereitet wird (Dampier II, 107), ſind phyſiſch den Dajak ſehr ähnlich, ſchließen ſich aber in Rückſicht der Sprache der Bevölkerung von Iloccos zunächſt an (nach Belcher I, 70, Marsden Misc. 44). Endlich gehört auch noch Formoſa als das äußerſte nördliche Glied zum malaiiſchen Gebiete. Zwar ſoll es dort eine Menge verſchiedener Sprachen geben (Verhandelingen XVIII, 395, 429), aber diejenige von ihnen welche allein etwas näher bekannt iſt, die Forlang-Sprache, beſitzt nicht bloß malaiiſche Wörter die ſie von außen aufgenommen hätte, ſondern gehört auch ihrem grammatiſchen Baue nach zur malaiiſchen Familie (van d. Vlis a. a. O. 418, 446, vgl. auch Klaproth in Mém. rel. à l'Asie I, 321 und Journal Asiatique Oct. 1822 p. 193). Die Chineſen ſcheinen in früherer Zeit keinen Verkehr mit der Inſel gehabt zu haben. Nach Chamisso (36) ſoll es auch negerähnliche Menſchen auf Formoſa geben.

6) Celebes iſt ebenfalls nur theilweiſe näher bekannt. Auf der ſüdweſtlichen Halbinſel herrſchen zwei Sprachen in großer Ausdehnung, das Bugi im Oſten und das Makaſſariſche im Weſten; nördlicher liegt das Gebiet der Mandhar-Sprache, an deren Stelle jedoch in Cap Mandhar ſelbſt, wo in alter Zeit die Makaſſaren herrſchten (Tydschr. 1854, II, 230) neuerdings das Bugi getreten iſt (Trad. Lay 37). Alle drei gehören zum malaiiſchen Stamme und ſind untereinander nahe verwandt (Raffles II, p. CLXXXVII). Das Makaſſariſche erſtreckt ſich über Makaſſar, Gowa (Goa), Sanrabone, die ſog. Süddiſtrikte, Turateija, Bonthain und einen Theil von Bulukumpa (Bulekompa); corrumpirt wird es auf Saleijer geſprochen; viel weiter verbreitet iſt dagegen das Bugi (Niemann in Bijdragen. N. V. VI, 59). Van Rhyn (241) bezeichnet letzteres als die Hauptſprache die in den nördlichen und ſüdlichen Diſtrikten in Goa und Tello, herrſche, und fügt hinzu daß eine Miſchung beider in Maros geſprochen werde. Makaſſaren und Bugis reden indeſſen nicht Dialekte derſelben, ſondern weſentlich verſchiedene Sprachen (Matthes, Makassaarsche Spraakkunst. 1858). Auch an der Südſpitze in Bonthain und Bulekomba iſt durch eine Miſchung der erwähnten Art die Sprache corrumpirt (Donselaar in Bijdra-

gen III, 182). Auf der Oſtſeite ſind Boni und Wadjo die beiden Hauptländer der Bugis. Letzteres im Norden von Tjenrana reicht nördlich bis nach Lumu und an das Gebirge von Toradje, weſtlich bis Adja Tamparang, ſüdlich bis zu dem „ſüßen Meere", dem See von Labaya; das Reich Wadjo, das zeitweiſe auch an Makaſſar unterworfen geweſen iſt, ſoll von Flüchtlingen aus Lumu gegründet worden ſein (Tydschr. 1854, II, 231, 237). Die Turajas im Innern, nach dem eben erwähnten Gebirge benannt, werden zwar als Alfuren bezeichnet, ſcheinen ſich aber von den benachbarten Bugis nicht weſentlich zu unterſcheiden (Raffles II, p. CLXXIX, Brooke I, 156). Auch die verſchiedenen Stämme des ſüdöſtlichen Theiles von Celebes gehören der Sprache nach wahrſcheinlich alle zu den Malaien (Vosmaer 64). An der Oſtſeite desſelben liegen die Reiche Laiwui und Tabunku beide mit verſchiedenen, aber unter ſich verwandten Sprachen; auf der Weſtſeite findet ſich in Lelleman eine Sprache die der von Tabunku ſehr nahe ſteht (ebend. 99, 69); Poleang und Rumbia an der Südküſte gelegen und von Buton abhängig haben dagegen verſchiedene Sprachen (ebend. 74). Im Innern von Laiwui und Tabunku leben ſog. Alfuren, an den Küſten Bugis und Miſchlinge von beiden (ebend. 70, van der Hart 42, 70f.). Die Bewohner der dortigen Gebirge ſcheinen ſich in Geſichtsbildung und Sprache von allen Nachbarvölkern ſehr zu unterſcheiden (Netscher in Tydschr. a, II, 72). Buton, eigentlich Butung, das in früherer Zeit an Goa unterthan war (Valentyn IV, 139) ſchließt ſich in ſprachlicher Hinſicht den vorhin genannten Hauptvölkern von Celebes an (Crawfurd a, 56). Die Sprache der Bewohner von Manui oder Marway läßt vermuthen daß ſie ebenfalls von Celebes ſtammen und zwar aus dem nördlichen Theil der Inſel (Vosmaer 109). Die öſtliche mittlere Halbinſel von Celebes iſt noch eben ſo unbekannt wie der ganze Nordweſten. Die Nordſeite der Tolo-Bai iſt von Alfuren bewohnt (van der Hart 113). Mit demſelben Namen pflegt man die Bewohner des geſammten Innern von Celebes zu bezeichnen. Auch die der Inſel Peling ſind rohe Alfuren (ebend. 101), die nach andern Angaben mit denen der Sula oder Xulla Inſeln ſtammverwandt ſein und ſich mit den Eingeborenen des nördlichen Celebes ſollen verſtändigen können, obgleich die Sprachen beider weſentlich verſchieden ſcheinen (Netscher a. a. O. 95).

Der Name Alfuren ſoll portugieſiſchen Urſprungs ſein und von

dem Worte „fora, außer" mit vorgesetzten arabischen Artikeln herkommen, so daß er Eingeborene bedeutete die außerhalb der Macht der Portugiesen standen, unabhängige Eingeborene, die Indios bravos der Spanier (Crawfurd a, 10). Nach einer wohl unrichtigen Ableitung aus derselben Sprache soll er „Freigelassene" bedeuten (Pynappel in Bijdragen I, 355). Latham (in Transactt. Ethnol. Soc. of Lond. N. S. I, 206) hat darauf aufmerksam gemacht, daß die holländischen Schriftsteller, die hierin genauer seien als andere, nur diejenigen Eingeborenen der Molukken und benachbarten Inseln darunter verstehen, die keine Muhammedaner geworden, sondern Heiden geblieben sind. Indessen würde es ein Irrthum sein zu glauben, daß die Bedeutung des Wortes in Beziehung zur Religion stände. Valentyn übersetzt es durch „wilde Berg-boeren, wilde Gebirgsbewohner", und wenn man neuerdings in der Minahassa im nordöstlichen Celebes im Allgemeinen die noch nicht zum Christenthum bekehrten Eingeborenen Alfuren nennt (Bleeker 56, Tydschr. 1856, II, 12), so geschieht dieß nicht sowohl weil sie Heiden sind, sondern weil die rohen schlichthaarigen Urbewohner dieser Gegenden von jeher bei den Holländern diesen Namen geführt haben und man die dortigen Christen als gebildetere Menschen von ihnen unterscheiden will. Eine einigermaßen bestimmte ethnographische Bedeutung, wie sie z. B. Temminck (III, 275) dem Worte beizulegen scheint, indem er sagt daß Alfuren von Halmahera (Gilolo) bis zu den Timorlaut-Inseln hin wohnten, hat es demnach nicht, scheint aber allerdings nach älterem genauerem Sprachgebrauch nur schlichtharige Menschen zu bezeichnen und verdient in dieser Hinsicht Beachtung. Daraus ergiebt sich von selbst daß man eben so wenig mit Junghuhn (Battal. II, 321) wegen ihres Schädelbaues sie zu den Battas rechnen als mit Hamilton Smith (208) für eine Mischung von Australnegern und Malaien oder mit Prichard für eine solche von Malaien und Polynesiern erklären darf. Sie sind zu wenig bekannt und ihre ethnographische Zusammengehörigkeit noch zu zweifelhaft als daß sich solche Behauptungen rechtfertigen ließen. Wo sie aber näher bekannt sind, spricht fast Alles dafür daß man sie für nichts Anderes als für ungebildete Malaienvölker zu halten habe.

Daß man in den Alfuren von Celebes dasselbe Volk wie die Dajak in Borneo vermuthet hat, war wegen des unbestimmten Gebrauches beider Namen natürlich genug, die Aehnlichkeit im Aeußeren wie in

manchen Sitten ſchien es zu beſtätigen (Dalton bei Moor 75), doch fehlt es dafür an jeder weiteren Begründung. In der Minahaſſa gab es ſonſt drei Stämme derſelben: Ton Bulu, Ton Pakewa und Ton Sea mit verſchiedenen Sprachen und verſchiedenem religiöſen Cultus; durch Kriege wurden ſie in eine Menge kleinere Völker zerſplittert. Da indeſſen nach van Rhijn (367) die dortigen Sprachen auf drei zurückkommen, auf die von Toncea, von Tondano und von Amurang, unter denen die letztere ihm die Stammſprache zu ſein ſcheint — ihre Verwandtſchaft mit dem Javaniſchen und dem Dajak wird vermuthet —, ſo ergiebt ſich als wahrſcheinlich daß unter den Ton Bulu das Volk von Tondano, unter den Ton Sea das von Kema und unter den Ton Pakewa das von Amurang zu verſtehen iſt (de Vriese zu Reinwardt 595). Anderwärts iſt von neuen verſchiedenen Alfuren-Stämmen der Minahaſſa die Rede (Tydschr. 1856 II, 12). Die Bewohner des Dorfes Bantik ſind ein eigenthümlicher Menſchenſchlag, doch wahrſcheinlich nicht ſtammverſchieden von den übrigen Alfuren; wahrſcheinlich ſind ſie von Bolang Mongondo hergekommen, aus Mojo und Birang (Bleeker 49, Tydschr. VIII, 1, 23); ihre Sprache iſt indeſſen ſehr abweichend, zeigt aber einige Uebereinſtimmung mit der von Menado (ebend. 33). Die Bewohner der Küſte von Menado ſind Chineſen (dieſe nur in geringer Zahl nach Tydsch. VIII, 1, 42), Europäer, Javaner und Sumatraner; in Gorontalo (Gunong Tello) leben hauptſächlich Malaien (van der Hart 252, 225). In dem letzteren Lande, deſſen Fürſten aus dem Königshauſe von Makaſſar ſtammen, herrſcht dieſelbe Sprache wie in Limbotto (Reinwardt 521). Der ſüdweſtliche Theil der großen nördlichen Halbinſel, Muton, das Land zwiſchen Gorontalo und Parigi, beſitzt eine zahlreiche Alfuren-Bevölkerung. Früher ſcheinen ſich hier Makaſſaren und namentlich Mandhareſen feſtgeſetzt zu haben, die letzteren hauptſächlich in Tomini. Bugis-Kaufleute haben in Parigi, Todjo und auf den Togian Inſeln bedeutenden Einfluß, da Boni das früher dieſe Gegenden beherrſchte, auch neuerdings ſeinen Anſpruch auf ſie noch nicht aufgegeben hat (Bleeker 130 ff.).

Von ausländiſchen Einwirkungen die Celebes erfahren hat ſind als die älteſten diejenigen zu nennen welche von Java ausgegangen ſind (Raffles II p. CLXXXI und CLXXXVIII). Die makaſſariſche Sprache enthält einige Sanskrit-Wörter, die jedoch alle durch das Javaniſche hindurchgegangen zu ſein ſcheinen (Matthes, Makass. Spraakkunst).

Ein zweites Zeugniß für dieſen Einfluß legen die Namen der Götter ab (Humboldt I, 250). Nach Roorda (III, 3, 205) wäre Makaſſar dem letzten Beherrſcher des Reiches von Madjapahit unterthan geweſen, indeſſen nennt die Liſte der von ihm abhängigen Länder bei Dalaurier nur Gorontalo, denn das dort vorkommende Boulan wird wohl richtiger als auf Celebes auf die Inſeln an der Südſpitze von Malakka gedeutet (Logan in Journal II, 604). Crawfurd (a, 91) bezeichnet näher die Gegenſtände welche von den Bugis mit ſanſkritiſchen Wörtern benannt werden, begeht aber auch hier wieder den Fehler einen theils malaiiſchen theils javaniſchen Beſtandtheil der Sprache einem einheimiſchen entgegenzuſetzen, was ſich nur rechtfertigen ließe, wenn die Bugis nicht zum malaiiſchen Sprachſtamme gehörten. Er ſchlägt den erſteren zu ⅓ des geſammten Sprachſchatzes an und zählt darunter die Namen vieler Culturpflanzen und aller Hausthiere auf, die vieler Werkzeuge und Waffen, die der Metalle ausgenommen Gold, auch die Wörter für Spinnen und Weben. Im Laufe des 16. Jahrh. haben ſich Malaien von Tjampa, Johor und Menangkabao in Makaſſar niedergelaſſen, wo man ihnen freie Religionsübung geſtattete (Tydschr. 1854 II, 151). Bis zum Emporkommen der makaſſariſchen Macht, deren Blüthe um die Mitte des 17. Jahrh. fällt, ſtand ein großer Theil von Celebes unter der Herrſchaft von Ternate, nämlich alle Länder von Menado bis zur Bucht von Cajeli (Valentyn IV, 133). Wie die kleinen Reiche im Süden der Tomini Bai war auch die Nordküſte desſelben von dort abhängig und wurde es nach dem Falle Makaſſars zum Theil aufs Neue (Bleeken 130 ff.). Die Bangaai und Xulla Inſeln nebſt den Landſchaften Balante und Mondono gehören noch jetzt den Ternatanen (van den Hart 97, 118). Um 1634 wurden ihnen Menado, Gorontalo und Tomini durch die Makaſſaren entriſſen (Valentyn II, 97), dasſelbe geſchah mit Cajeli (Tydschr. 1854 II, 229) und in kurzer Zeit erſtreckte ſich die Macht von Makaſſar auch über Buton, die Xulla Inſeln Sumbawa und Saleyer (Radermacher in Verhandelingen IV, 231). Die Herrſchaft über den geſammten öſtlichen Theil des oſtindiſchen Archipels war zwiſchen jenen beiden Mächten getheilt.

Ob die Sangir Inſeln ſich in ethnographiſcher Hinſicht an Celebes anſchließen iſt noch unausgemacht. Im nordweſtlichen Theile derſelben herrſcht die Manganitu-Sprache, von welcher die von Tabukan, Taruna und Kandahar nur dialektiſch verſchieden ſind. Auch auf

Siauw und Tagulandang werden verwandte Dialekte geſprochen; ſie ſcheinen ſämmtlich aus einer und derſelben alten Sprache entſprungen zu ſein, in welcher die alten Geſänge und Ueberlieferungen aufbewahrt werden (Riedel in Tydschr. a, X, 375). Die Sprache der Talaut Inſeln ſcheint ſich vom Malaiiſchen weit zu entfernen, hat aber abgeſehen vom Accent mit den Dialekten der Sangir Inſeln große Aehnlichkeit (de Waal I, 7, 28).

Die Inſeln im Süden von Celebes, öſtlich von der Allas-Straße bis nach Timor hin, von denen wir Sumbawa ſchon früher beſprochen haben, ſtehen mit jenem inſofern ethnographiſch im näheren Zuſammenhange, als hier überall die Bugis einen bedeutenden, hier und da ſelbſt einen maßgebenden Einfluß ausüben. Dieſes ganze Gebiet gehört zu den unbekannteſten des oſtindiſchen Archipels; es herrſchen dort eine Menge ſehr verſchiedener Sprachen: die von Ende, Sumba, Solor, Savo, Rotti, die der Kupangneſen Timoreſen und Beloneſen auf Timor weichen ſämmtlich bedeutend von einander ab und nur vermuthungsweiſe ſchreibt man ihnen einen gemeinſamen Urſprung zu (Heijmering in Tydschr. VIII, 3, 79).

Flores iſt in ſeinem weſtlichen Theil bis zum Fluß Wai Rede von den Mangarais bewohnt, den mittleren Theil bis zum Berg Keo haben im Süden die roheren unabhängigen Rokkas, im Nordweſten die Langas, im Nordoſten die Wogos inne, welche drei verſchiedene Sprachen reden, bei den Bergvölkern im Oſten von Keo bis Sika herrſcht die Sprache von Ende; auch im Gebiet von Larentuka findet ſich eine eigenthümliche Sprache (Tydschr. a, IX, 508). Freys (ebend. 461) erwähnt als Gebirgsvölker die Keos und Tongos, welche letzteren ſich von der Küſte, wo ſie Muhammedaner ſind, bis in's Innere erſtrecken. Ihr Name ſcheint derſelbe zu ſein wie der eines früher (p. 42) von uns auf Sumbawa erwähnten Volkes. Roorda (II, 50, 90) vermuthet daß auf Flores die Sprache von Bima geſprochen werde, deſſen Sultan den nordweſtlichen Theil der Inſel beſitze und giebt von ihr an daß ſie eine Anzahl javaniſcher Wörter enthalte. Das Erſtere ſcheint indeſſen nur darauf hinauszukommen daß ſich Bimaneſen, die Mangarai beherrſchen, in einzelnen Dörfern an der Nordküſte niedergelaſſen haben (Tydschr. a, IX, 516). Das eigentliche Reich des Raja von Ende beſchränkt ſich auf ein Dorf in der Bai dieſes Namens, wo Malaien Makaſſaren und Bugis leben die den Oſten der Inſel be-

herrſchen und bedrücken wie die Bimaneſen den Weſten (ebend. 526). Sie haben ſich erſt in neuerer Zeit dort angeſiedelt um des Handels willen nach Timor hin, doch iſt dieſer jetzt verfallen (Francis in Tydschr. I, 1, 367). Auch von Sumbawa aus ſind Kolonieen an der Küſte von Flores gegründet worden (Moor Append. 11). Die Staaten der ſog. „ſchwarzen Portugieſen" an der Nordoſtküſte, Larentuka und Sika, ſind nur dem Namen nach noch unter portugieſiſcher Herrſchaft. Daß ſie ganz ohne Grund ihren Namen trügen, wie Roorda (II, 50) angiebt, iſt indeſſen kaum anzunehmen, da auch ihre Sprache ein verdorbenes Portugieſiſch iſt (Veth in Tydschr. 1855 II, 169). Daß es auch Papuas auf Flores gebe, iſt nicht hinreichend bezeugt (ebend. 165); nur ſo viel mag richtig ſein daß die Eingeborenen jenen (wie es bei Moor a. a. O. heißt) ähnlicher ſind als den Timoreſen. W. Earl (c, 177) freilich, der hierin Jukes (I, 376) zum Vorgänger hat, hält die Exiſtenz der Papuas nicht bloß auf der Oſtküſte von Flores, ſondern auch in den Bergen von Solor, Pantar, Lomblem und Ombai für ſicher und bezeichnet ſie als wahrſcheinlich (a. a. O. 184) in Timorlaut, Sumba, Buro, auf den Xulla Inſeln und ſelbſt auf der öſtlichen Halbinſel von Celebes. Thatſachen laſſen ſich dafür nicht anführen.

Auf Sumba giebt es ſieben verſchiedene Sprachen. Der dortige Handel iſt ganz in den Händen der Bugis von Ende und Sumbawa (Tydschr. 1855 I, 281, 297). Auch ſoll die Inſel ſchon in früherer Zeit Einwanderer von Celebes erhalten haben (Heijmering in Tydschr. IX, 3, 12), ebenſo wie Rotti und die anderen benachbarten Inſeln. Die Bewohner von Solor, welche Roorda (II, 56) in zwei Stämme unterſcheidet, die malaiiſchen Lamatjang und das wilde Volk des Innern, ſind ebenfalls nicht näher bekannt; doch weiß man von ihnen daß ſie eine ſchriftliche Ueberlieferung beſitzen, nach welcher ihre Voreltern von Gilolo gekommen, nach Buton und Ende gewandert wären und zum Islam bekehrt, ſich endlich in Solor niedergelaſſen hätten (Heijmering a. a. O. 10). Daß ſie zum Theil von Buton ſtammen giebt auch Sal. Müller (b, 297) an. Seit 1512 gehörten einige Dörfer der Inſel zum Reich von Ternate (Valentyn I, 96). Auf Lomblem ſollen ſich Malaien finden (Roorda II, 59).

Timor heißt „Oſten", Timor-lawut (Timor Laut) „Nordoſten." Sal. Müller (b, 135) deutet den Namen ſonderbar genug darauf, daß

jenes ſeine Bevölkerung von Oſten, nämlich von den Molukken erhalten habe, die indeſſen faſt rein nördlich liegen, auch hätten ſich die Bewohner „Menſchen aus Oſten“ genannt, weil auf Timor ſelbſt ihre Ausbreitung von Oſten nach Weſten ſtattgefunden hätte. Weit einfacher und natürlich iſt Heijmering's Auffaſſung der Sache (a. a. O. 13), daß der Name von malaiiſchen Kaufleuten ſtamme die von Weſten herkamen und daher auch die Südweſt Inſeln „Klein Timor“ nennen. Auch daraus daß der öſtliche Theil von Timor dichter bevölkert iſt als der weſtliche und daß dieſer von jenem her Einwanderer erhielt, wird man nicht ſchließen dürfen, daß ſeine Bewohner überhaupt von Oſten her gekommen ſeien (Tydschr. 1852 I, 206), obſchon ſich namentlich im Oſten der Inſel Fremde angeſiedelt zu haben ſcheinen, die hauptſächlich von den Molukken ſtammten (Heijmering a. a. O. 9). Es giebt dort drei ſprachlich ſehr verſchiedene Stämme welche über das Land, nach deſſen alter Eintheilung in früherer Zeit ſo verbreitet waren, daß die Beloneſen, das bedeutendſte Volk, Waiminko Waihalle an der Südküſte und Luka innehatten, während Sonobai den Timoreſen, Kupang aber den Kupangneſen gehörte (Francis in Tydschr. I, 1, 353). Temminck (III) nennt dieſe drei Theile der Bevölkerung: Ema Welu oder Belo, Toh Timor und Atuli Kupang. Später hat ſich jenes Verhältniß theilweiſe geändert: die Beloneſen blieben zwar größtentheils im Beſitze ihres Landes, das von Amanuton an der Südküſte bis zum Nordoſt-Ende der Inſel und bis nach Mobara auf der Nordküſte reicht, die Kupangneſen aber, welche in Folge des Andringens fremder Einwanderer von Oſten her aus dem Innern immer weiter nach Südweſten vorgeſchoben worden ſein ſollen, wo ſie Kupang gründeten, wurden endlich genöthigt die Inſel zum Theil zu verlaſſen und ſich auf Samau (Semao) niederzulaſſen (Heijmering a. a. O. 16). Es geſchah dieß um die Zeit der erſten Ankunft der Holländer in Timor, wo ſich ſeitdem die Timoreſen von der Südſeite bis zur Nordküſte der Inſel, über das Binnenland nach Südweſten von Amanuton und von Amfoang nach Norden bis zur Bai von Kupang ausgebreitet haben (Tydschr. 1852 I, 206). Jenes Ereigniß war die Folge von dem Zerfalle, welcher die großen alten Reiche traf die bis dahin auf Timor beſtanden hatten: Amanubang und Amaraſſi hatten ſich von Belo unabhängig zu machen gewußt und es waren Leute aus dem letzteren Lande die von dort ausgewandert, ſich ſpäter der Herrſchaft

von Kupang bemächtigten, wo ſich damals auch die Portugieſen feſtſetzten (Heijmering a. a. O. 30). Wie Belo ſank auch Sonobai von ſeiner früheren Größe herab: die kleineren Reiche Amabie, deſſen Bevölkerung von Oſten her eingedrungen iſt, und Amfuang gingen aus ihm hervor, aus dem letzteren wieder Tabeno, bis endlich eine gänzliche Zerſplitterung in viele kleine Staaten eintrat (Francis a. a. O. 355). Daß die Timoreſen von Ceram, die Beloneſen aber von Gilolo gekommen und jene aus ihren alten Sitzen vertrieben hätten, wird allerdings erzählt (Oosterling II, 1, 45), und Roorda (II, 77) fügt hinzu daß die Sprache dieß zu beſtätigen ſcheine, indeſſen ſcheint dieſe Sage nichts weniger als allgemein zu ſein, da Heijmering nichts dieſer Art erwähnt, wohl aber von Rotti erzählt daß Flüchtlinge von Timor dorthin gelangten und daß ein Auswanderer von Ceram dort mit ihrer Hülfe ein Reich ſtiftete (Tydschr. IX, 3, 28); Francis (ebend. I, 2, 27) theilt in dieſer Hinſicht nur mit, manche Bewohner dieſer Inſeln und namentlich die Rottineſen gäben an daß ſie von Ceram eingewandert, ihr Land aber ſchon bewohnt gefunden und ſich mit den Eingeborenen ganz vermiſcht hätten, die damals zum Theil nach Timor und anderen Inſeln geflohen wären. Die Sprache von Rotti iſt zwar den Timoreſen unverſtändlich, doch ſoll die der letzteren ihr nahe verwandt ſein (Moor Append. 10, Oosterling II, 1, 33). Dieſelbe Sprache wie auf Rotti herrſcht auf der kleinen von dort weſtlich liegenden Inſel Daauw und auf Savo, deſſen Bevölkerung von Celebes ſtammen will und ſich für verwandt mit den Bugis hält (ebend. 36). Daß Makaſſaren und Bugis in Rotti und Timor anſäſſig ſind, wo namentlich Dikuſi ſchon im 16. Jahrh. ein von ihnen viel beſuchter Handelsplatz war (Sal. Müller b, 221) unterliegt keinem Zweifel (Heijmering a. a. O. 12, Freycinet I, 590); weniger ſicher ſteht daß auch die dortigen Sprachen dem Bugis verwandt ſeien (Crawfurd II, 60, Marsden 44, 49). Neuerdings hat Crawfurd (a, 370, 378) die von Rotti und Savu als eigenthümlich bezeichnet, ſie enthalte nächſt Wörtern von Timor auch malaiiſche und javaniſche. Jenes ſoll ſeine Bevölkerung außer von Timor und Ceram auch von Ternate und Tidore erhalten haben, dieſes aber zur Zeit des Falles von Madjapahit von Javanen aufgeſucht worden ſein, die ſich mit Bugis, Leuten von Rotti, Timor und Flores hier vermiſcht hätten (S. Müller b, 283, 292). Manche Savoneſen nennen und verehren Monjopait (d. i. Madjapahit)

als ihren Stammvater (Heijmering in Tydschr. VIII, 3, 3). Um 1750 hat man eine große Anzahl kriegsgefangener Timoreſen nach Rotti und Savo übergeführt (Heijmering ebend. IX, 3, 165). Außer den Holländern in Kupang, den Portugieſen in Dilly und einigen Malaien die ſich auf der Nordküſte von Timor finden (Jukes I, 375), ſind namentlich dort noch die ſog. „ſchwarzen Portugieſen“ zu erwähnen, die in offiziellen holländiſchen Documenten zum erſten Male im J. 1702 unter den Befehlen d'Hornaij's, dann 1744 unter da Costa als Befehlshaber vorkommen, zwei Abenteurern die zu verſchiedenen Zeiten ſich dort emporſchwangen (Näheres bei Heijmering a. a. O. IX, 3, 58). Der erſtere ſoll ein geborener Holländer geweſen ſein, der noch vor Ankunft der von Solor durch ſeine Landsleute (1613) vertriebenen Portugieſen zu denen er überlief, auf der Nordküſte von Timor die portugieſiſche Flagge aufgepflanzt hätte (Oosterling I, 1, 2). Der Hauptort der ſchwarzen Portugieſen iſt Uikuſi, ihre Häuptlinge führen abwechſelnd die Namen jener beiden Abenteurer, das Volk aber, welches unabhängig und nur dem Namen nach chriſtlich iſt, ſtammt nicht von Portugieſen, ſondern von Beloneſen die ſich mit Leuten von Adonare auf Solor gemiſcht haben (Tydschr. 1852 I, 216). Die Mardeiker (mardahejka, arab. „frei, befreit“) die auf Timor und Amboina (Valentyn II, 347) oft erwähnt werden, ſind kein beſonderes Volk, ſondern ehemalige Sklaven, welche in Folge ihres im Kampfe gegen die Eingeborenen bewieſenen Heldenmuthes von den Holländern, die damals (1656) in großer Noth waren, die Freiheit erhielten (S. Müller b, 165). Barchewitz (283) bemerkt daß es auf allen zu Timor gehörigen Inſeln „Schwarze“ gebe, doch läßt ſich, da der Ausdruck zu unbeſtimmt iſt und der Berichterſtatter überhaupt keiner genauen Beobachtungen fähig war, darauf nicht die Behauptung gründen daß Papuas oder Negritos dort anweſend ſeien. Man weiß darüber bis jetzt nichts Beſtimmtes. Später nämlich hat Flinders (II, 254) die Anweſenheit kraushaariger Menſchen auf Timor geleugnet, Péron (IV, 8) ſie behauptet. Nach Jukes (I, 376) giebt es ſolche auf der Südküſte und im Innern, nach W. Earl (c, 180) im Südoſten; Bennet (a, II, 78) und Andere wiſſen nur von Alfuren. Lafond (II, 194) erzählt von kleinen ſchwarzen wollhaarigen Menſchen im Innern, fügt aber hinzu daß ihre Sprache malaiiſche Wörter beſitze.

Die Südweſt Inſeln ſind nach ihrer Lage zu Amboina benannt

und bilden trotz ihrer Zerstreuung in ethnographischer Hinsicht ein Ganzes, da auf ihnen eine große Uebereinstimmung in Sprache, Sitte und gesellschaftlichen Einrichtungen herrscht. Man befaßt unter jenem Namen die Inseln: Wetter, Kisser, Roma, Letti, Moa, Luang, Sermatten (Sermatty), Babber, Damme, Teon, Nila, Serua und Keki. Die Sprache ist dieselbe wie im östlichen Theile von Timor, nur auf Damme und Teon wird die der Tenimber Inseln gesprochen (van der Crab 98, 101). Auch die Sitten sind dieselben wie in Ost-Timor, von wo sie oft ihre Frauen holen, die Dialekte der einzelnen Inseln sind aber sehr verschieden (Bosscher in Tydschr. a, II, 436 f.). Kisser hat sogar deren zwei welche von einander abweichen und neben diesen ist noch das Malaiische in der Kirche und Schule eingeführt (Earl in J. R. G. S. XI, 111, Tydschr. 1855 I, 227). Die eine derselben scheint dem Bugis am nächsten verwandt und wenigstens ⅙ ihrer Wörter ist malaiisch (W. Earl in Journal II, 696). Die Sprache von Letti, zwar verschieden von denen der Nachbarinseln, doch mit diesen jedenfalls nahe verwandt, enthält, wie es scheint, eine Anzahl von Wörtern der Sundasprache, die man sonst als malaiische Bestandtheile derselben bezeichnet hat (Heijmering in Tydschr. VIII, 3, 1 u. 3). Die Bevölkerung von Roma besteht zur Hälfte aus Leuten von Kisser die dahin übergesiedelt sind (Tydschr. 1855 I, 231). Außerdem stehen die Inseln untereinander fast nur dadurch in Verbindung daß die Bewohner der einen die der andern aufsuchen um Jagd auf Köpfe zu machen: zu diesem Zwecke gehen namentlich die von Damme Letti und Moa häufig nach Wetter (ebend. I, 235 u. II, 23). Die alten Eingeborenen von Damme sind (nach Barchewitz 344) in Folge einer Empörung von den Holländern größtentheils vertilgt und 1666 durch Bandanesen ersetzt worden. W. Earl (in Journal IV, 71) ist geneigt insbesondere in den Bewohnern der Serwatty Inseln den alten unveränderten Typus der Bevölkerung des ostindischen Archipels zu sehen, die nur in dem Gebiete zwischen Timor und Timorlaut von fremden Einflüssen fast unberührt geblieben sei. Zu demselben Stamme gehören nach seiner Ansicht auch die Bewohner von Timorlaut und den Key Inseln, welche sämmtlich den Polynesiern, namentlich den Tahitiern und Sandwichinsulanern in jeder Hinsicht sehr ähnlich seien (ebend. VII, 71, W. Earl b, 49). Die Sprachen aller dieser Inseln von Timor bis nach Neu Guinea hin sollen weniger verschieden sein als es auf den ersten Blick scheint (derf. in Journal II, 695).

7) Von den Molukken ſcheint nur Gilolo urſprünglich eine eigene Bevölkerung gehabt zu haben, die der übrigen Inſeln Ternate, Tidore, Makjan und Batſjan aber aus ſehr verſchiedenen Quellen zuſammengefloſſen zu ſein (Tydschr. 1856 I, 79), daher die dortigen Sprachen, obwohl ſie zu den malaiiſchen gerechnet zu werden pflegen, ſehr ſtark mit fremden Elementen verſetzt ſind; in ihren Sitten Gebräuchen und ihrem ganzen Culturzuſtand gleichen die rohen Bewohner (Alfuren), wie namentlich Meinicke (b, 12) hervorgehoben hat, indeſſen ſo ſehr denen von Borneo und Celebes, daß ſich die nähere Zuſammengehörigkeit mit dieſen ſchwer in Abrede ſtellen läßt. Die Spanier fanden auf dieſen Inſeln bei ihrer erſten Ankunft ſehr verſchiedene Menſchen, die oft von Ort zu Ort einander nicht verſtanden, ſondern ſich des Malaiiſchen zu dieſem Zwecke bedienen mußten und nach ihrer eignen Sage nicht Eingeborene des Landes ſondern auf chineſiſchen malaiiſchen und javaniſchen Fahrzeugen dahin eingewandert waren (Crawfurd a, 284, de Barros III, 179). Gilolo, eigentlich Djailolo — ſo heißt ein kleines Reich auf der nördlichen Halbinſel — wird von den Eingeborenen Kahalamo „großes Land", von den Ternatanen Halmahera genannt, was Valentyn (I, 93) mit „Feſtland" überſetzt, Willer (31) aber als „das große Volk von dem die kleinen ſtammen" deutet, was mit Valentyn's ſonſtigen Angaben inſofern übereinſtimmt als die Könige von Gilolo für die älteſten und vornehmſten auf den Molukken gelten und Ternate durch Flüchtlinge von dort zu einer Zeit bevölkert worden ſein ſoll (1250) da es ſelbſt noch keine Herrſcher hatte (Valentyn I, Mol. Zaaken 134). Später iſt das umgekehrte Verhältniß zwiſchen beiden Inſeln eingetreten, da unter den vielen Dialekten der dortigen Alfuren die faſt bis zu gegenſeitiger Unverſtändlichkeit von einander abweichen (Willer 38), der von Ternate am allgemeinſten in Gebrauch iſt (Tydschr. 1856 II, 219); beſonders iſt die Bevölkerung der Nordoſtecke von Halmahera mit Ternatanen und Tidoreſen gemiſcht (ebend. 211). Um 1540 nämlich fiel Gilola an Ternate und wenn dort auch noch Könige aus ſpäterer Zeit genannt werden, ſo waren dieſe doch nur Vaſallen des letzteren Reiches; auch Batutſjina, der weſtliche Theil der Inſel, gehörte zu Ternate, doch hatte auch Tidore im 17. Jahrh. einige Beſitzungen auf Halmahera, die vielfache Veranlaſſung zum Streit zwiſchen beiden Mächten gaben (Valentyn I, 94). An der Oſtküſte der nördlichen Halbinſel leben die als Seeräuber be-

rüchtigten Tabelloreſen oder Galeloreſen (Bleeker 257). Ternate hat eine außerordentlich gemiſchte Bevölkerung. Zu den alten Einwanderern von Gilolo deren erſte Niederlaſſung das Dorf Tobona geweſen ſein ſoll, kamen unter dem ſiebenten König der Inſel Sida Aarif Malamo (reg. 1322—1331 nach Valentyn I, Mol. Zaaken 137) viele Javanen und Araber, da jedoch ſchon ein Sohn des fünften Königs den Namen Abderama führt, ſcheinen Araber ſchon früher ſich in Ternate feſtgeſetzt zu haben. Bandaneſen ſoll es auf den Molukken bereits im J. 1465 gegeben haben (Valentyn IV, 36, 73). Die Kolonieen der Malaien von Sumatra haben ſich nach Raffles (I, 57) öſtlich bis auf die Molukken erſtreckt. Roorda I, 260) giebt an daß zu Anfang des 13. Jahrh. ſelbſt vom Feſtlande von Indien Einwanderer nach Ternate gekommen ſein ſollten und daß außer vielen anderen Fremden auch Japaner dahin gelangt ſeien. Auch Chineſen ſind ebenfalls in dieſe Miſchung eingegangen (Bleeker 192). Die jetzige Bevölkerung des Hauptplatzes der Inſel wird vornämlich von den Kalentjutjus gebildet, die man von der Oſtküſte von Celebes herübergeholt hat (v. der Crab 298). Die Hofſprache iſt das Malaiiſche, das jedoch hier wie auf Tidore nur vom Adel verſtanden wird und mit vielen holländiſchen ſpaniſchen und andern fremden Wörtern verſetzt iſt, die Landesſprache iſt davon ganz verſchieden, wie auch die kleineren zum Reiche gehörenden Inſeln alle ihre beſondere Sprache haben (ebend. 310, 330).

Außer den genannten Elementen der Bevölkerung von Ternate, die ſich in ähnlicher Weiſe auch in Tidore gemiſcht zu haben ſcheinen, ſind endlich noch Papuas zu erwähnen, die dort zwar keine Sklaven ſind, aber doch als ſolche behandelt werden (Bleeker 195). Daß ſolche von Neu Guinea häufig hierher gebracht worden ſind — Forrest (68) ſah dort die für ſie charakteriſtiſchen großen Perrücken (vgl. Marsden, Misc. 68) — iſt allerdings ſicher, wenn ſich auch bezweifeln läßt ob die ſog. Papua Inſeln nach Valentyn's Sprachgebrauch (I, 103), welche zwiſchen Gilolo Ceram und Neu Guinea liegen, dieſen Namen im ethnographiſchen Sinne des Wortes verdienen; jedenfalls aber ſtehen wir hier an den Grenzen des Gebietes der malaiiſchen Raçen. Auf Gilolo wo ſie W. Earl (c, 112) in's unbekannte Gebirge verſetzt, d'Urville (a, V, 412) nichts von ihnen auch nur erzählen hörte, ſcheint es wirklich Papuas in alter Zeit gegeben zu haben, wenn anders der Raja Papua bei Pigafetta (180) nicht etwa einen bloßen Piraten-König

bedeutet. Wie vorsichtig man aber in der Deutung der Angaben besonders von älteren Reisenden sein muß, mag u. A. das Beispiel Schouten's (Voy. aux Indes or. Amst. 1708 I, 59, 87, 114) lehren, der erzählt daß es auf Amblau negerartige Menschen gebe, daß sich Schwarze auch auf Aracky (bei Ceram) und auf Buro fänden, dann aber auch die Malaien und selbst die Javanen als „schwarz" bezeichnet.

Amboina, Ambon eigentlich Apon, in dessen Geschichte Valentyn (II Ambonsche Zaaken p. 2f.) hauptsächlich der Handschrift eines muhammedanischen Priesters Ridjali folgt, scheint ebenfalls erst in verhältnißmäßig später Zeit bevölkert worden zu sein. Die ersten Bewohner von Hitu — so heißt der größere nördliche Theil — kamen von der Bucht von Tanuno, aus dem Süden des westlichen Ceram, später langten Javanen an die aus der Königsfamilie von Tuban stammten, wie es scheint, zu einer Zeit da der Islam auf Java noch keinen Fuß gefaßt hatte (ebend. III, 20); einige dieser Javanen waren unterwegs geblieben und hatten sich auf Manipa niedergelassen. Nach ihnen traf ein Sohn des Königs von Batsjan, nach Ridjali vielmehr ein Fürstensohn von Gilolo (um 1465), in Amboina ein, dessen Bruder sich in Lissibatta im nordwestlichen Ceram festgesetzt hatte. Endlich kamen noch Einwanderer von Goram hinzu. Auf Leytimor, der kleineren südlichen Halbinsel, giebt es mehrere Dörfer deren Bewohner javanischen Ursprunges sind (ebend. Beschr. v. Amb. 121). Gold, Silber, das Pferd und „Anderes dergleichen" das die Amboinesen erst aus Java erhielten, wird in ihrer Sprache mit javanischen Wörtern bezeichnet (ebend. 111). Daß aber die Hauptmasse der Bevölkerung dieser und der umliegenden Inseln aus dem westlichen Ceram stammt, wird daraus wahrscheinlich daß überall, auch wo die Bewohner sich durch ihre eigene Sprache einander nicht mittheilen können, die alten in der Sprache von Humamohel abgefaßten Lieder verstanden werden (ebend. 124). Dieß scheint hier die ursprünglich einheimische Sprache gewesen zu sein, von der man indessen mit Crawfurd (a, 11) nicht wohl sagen kann daß sie durch das Malaiische verdrängt worden sei, weil das letztere überhaupt nur dem allgemeinen Verkehr dient; neben demselben giebt es zwei Sprachen auf Amboina, von denen die östliche nicht im Westen, die westliche nicht im Osten verstanden wird; ebenso ist auch die Sprache von Buro den Bewohnern der östlich von Amboina gelegenen Inseln unverständlich (Valentyn a. a. O. 243). Außer den genannten Be-

ſtandtheilen der Bevölkerung hat dieſe auch Chineſen, Makaſſaren, Ternatanen, Balineſen und andere Fremde in ſich aufgenommen (ebend. 269). Roorda (I, 52) giebt die Uliſivas und Ulilamas (richtiger: Ulilimas) als zwei Stämme auf Amboina an, die aus verſchiedenen Ländern hergekommen ſeien, es werden aber mit jenen Namen nur gewiſſe politiſche und religiöſe Parteien bezeichnet. Neuere Schriftſteller gehen in ihren oft wenig begründeten Anſichten weit auseinander: nach dem Woordenboek (24) ſoll man aus den Sitten der Amboneſen mit Sicherheit ſchließen können daß ſie von Hindus (Javanern?) entſprungen ſind; nach Epp (287) ſollen ſie hauptſächlich aus einer Miſchung von Malaien, Papuas und Europäern hervorgegangen, die Papuas aber die vermuthlichen Urbewohner geweſen ſein. Von Papuas hören wir allerdings auch bei Valentyn (a. a. O. 119), aber er ſagt nur daß ſich ſolche ſchon vor der Ankunft der Portugieſen in Kilang (Leytimor) niedergelaſſen hätten, es ſind darunter wahrſcheinlich nur Seeräuber dieſer Gegenden, nicht Papuas im ethnographiſchen Sinne des Wortes zu verſtehen; und wenn Neuere, wie z. B. Roorda (I, 70) die Amboneſen „gebildete Alfuren" genannt haben, ſo iſt dieß nicht nur ethnographiſch bedeutungslos und ein Widerſpruch, ſondern ſtreitet auch mit Valentyn's Angabe (II Amb. Zaaken 104), die nur beſagt daß Alfuren im J. 1634 von den Holländern nach Hitu eingeführt worden ſeien: es ſcheint demnach früher keine ſolchen dort gegeben zu haben.

Ueber Buro iſt aus älterer Zeit nur ſehr Weniges bekannt. Es gehörte nebſt Amblauw, Manipa, Kelang, Brano und einem großen Theil von Ceram im 16. Jahrh. zu dem Reich von Ternate (Valentyn I, 96); die Weſtküſte wurde 1511 von dort aus erobert und die ganze Inſel blieb bis zur Mitte des 17. Jahrh. in dieſer Abhängigkeit. Wie auf Hitu findet ſich auch hier im öſtlichen Theile ein Fluß Mädjapahit, auch die edlen Metalle, der Hirſch und mehrere andere Gegenſtände haben javaniſche Namen (Valentyn II Beschr. v. Amb. 6, 99. V, 65). Javaner ſind demnach wahrſcheinlich ſchon vor dem Ende des 15. Jahrh. nach Buro gelangt, auch wird von einem muhammedaniſchen Prieſter erzählt der um dieſe Zeit dorthin kam, von den Eingeborenen aber um's Leben gebracht wurde (Willer 91). Die Eingeborenen welche man gewöhnlich Alfuren nennt ſind in ihren Sitten den Battas ſo ähnlich (Nachweis bei Willer 78) daß man ſie für ſtamm-

verwandt mit ihnen halten muß. Sie leben meiſt im gebirgigen Innern, an der Südküſte und in den Dörfern Tagaliſſa und Leliali öſtlich von der Bucht von Cajeli (Valentyn a. a. O. 6, 16. Aanteekeningen 91); ſonſt iſt die Küſte von ſog. Malaien beſetzt (v. der Hart 135), d. h. von Muhammedanern, die hier vorzugsweiſe den Namen Orang Buru führen (Willer 98): ſie ſehen ſich hier, wie überall, den Eingeborenen gegenüber als die einzigen „Menſchen" an die es auf der Inſel giebt. Räuberiſche „Papuas" ſollen wiederholt die Inſel angegriffen und verwüſtet haben (Bougainville 267).

Auf Ceram — eigentlich Serang (Crawfurd a, 92) — werden in derſelben Weiſe die Alfuren des Inneren und die Malaien der Küſte unterſchieden. Jene haben ihren großen Verſammlungsplatz an den Flüſſen Ajer Talla und Eri im ſüdweſtlichen Theil der Inſel (Valentyn II Beschr. v. Amb. 67, 70). Sie ſollen mit den Dajak und den Alfuren von Celebes eines Stammes ſein und ihre Sprache in der Wortbildung und Wortfügung mit dem Malaiiſchen übereinkommen, ſonſt aber nur einige wenige Punkte der Uebereinſtimmung mit dieſem darbieten (Roorda I, 148, 238). Ceram wird unter den Ländern genannt welche in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. von Madjapahit abhängig waren (Dulaurier), daher wir uns nicht wundern können unter den von Valentyn (a. a. O. 51) genannten Ausländern die in Liſabatta, dem nordweſtlichen Theile der Inſel leben, neben Leuten von Gilolo, Buro, Batſian und andern Nachbarländern, auch Javaner zu finden. Auch von den alten Bewohnern von Banda hat ſich, als ſie aus ihrer Heimath vertrieben wurden, ein großer Theil im öſtlichen Ceram in Ceramlaut und Goram niedergelaſſen (Valentyn IV, 5, 36. v. der Crab 62). Unter der Küſtenbevölkerung der Oſtſeite werden neben den Bandaneſen auch Bugis, Makaſſaren, Tabelloreſen und Balineſen genannt (Bosscher in Tydschr. a, IV, 39). Unter den Alfuren des Gebirges Makahala wohnen Menſchen von heller Farbe, die von Europäern ſtammen wollen, ſich aber in ihren Sitten von den übrigen Alfuren nicht unterſcheiden (v. der Crab 212). Die Blattern haben auf der Inſel große Verwüſtungen angerichtet (ebend. 63).

Endlich ſind noch die Papuas zu erwähnen. Die Küſtenſtrecke des nördlichen Ceram zwiſchen Cara und Makinan nennt Valentyn (II Beschr. v. Amb. 53) ein Verſteck der „Papuwas oder Tidore'ſchen Räuber." Unter Papuas verſteht er nur Seeräuber überhaupt, denn er

ſagt (p. 54): „die Bewohner von Hatuwe waren in alter Zeit halbe Papuas wie die meiſten Dorfbewohner der Nordküſte von Ceram“, und erklärt ſich näher dahin (I Beschr. d. Mol. z. Anf.) daß in Ternate und Amboina „gewiſſe Seeräuber aus der Gegend von Neu Guinea, die unter Tidore ſtehen“, dieſen Namen führen, daher läßt ſich auch aus der weiteren Angabe (ebend. 103) daß die Eingeborenen der Papua Inſeln öſtlich und ſüdöſtlich von Gilolo im 17. Jahrh. als Seeräuber ſich ſehr furchtbar gemacht hätten, kein Schluß darüber ziehen ob ſie ethnographiſch zu Neu Guinea oder zum oſtindiſchen Archipel gehören. Von Ceram nun erzählt Valentyn (a. a. O. 56 f.) weiter daß namentlich die Mündung des Fluſſes Hote im Nordoſten und Rarakit im äußerſten Südoſten der Sammelplatz der Papuas von Meſſowal ſei, wo ſie mit denen des weſtlichen gelegenen Hatuwe Handel trieben, und fügt hinzu daß die Bewohner von Hote im Buſche wohnten und ihre Häuſer auf Waringin-Bäume oder Pfähle bauten um ſich vor dieſen Räubern zu ſichern. Würde es demnach als zweifelhaft, wenn auch nicht als unwahrſcheinlich gelten können, daß hier an Papuas im eigentlichen Sinne zu denken ſei, da dieſer Name urſprünglich die Bewohner von Neu Guinea ſelbſt bezeichnet, ſo entſcheidet doch Valentyn (IV, 41, 47) dieſe Frage dadurch daß er von einem zum Theil feindlichen Verkehr berichtet in welchem die Aru-Inſeln, Ceramlaut, Keffing und Banda mit Neu Guinea ſelbſt ſtanden, wozu als weitere Beſtätigung noch kommt daß Barchewitz (540) von „menſchenfreſſenden“ Papus auf Ceram ſpricht und daß in neuerer Zeit d'Urville (b, IV, 149) mittheilt, es habe in manchen Malaiendörfern der Inſel eine Miſchung der Bevölkerung mit Papua-Sklaven ſtatt gefunden. Mag man demnach die Exiſtenz von Papuas auf Ceram zugeben (W. Earl c, 112) und die Papua-Könige die im 16. Jahrh. den Eingeborenen der Molukken gegen die Portugieſen zu Hülfe gekommen ſein ſollen (Earl nach de Barros V, 288) für ächte Papuas halten, ſo ſtellt ſich doch als das Reſultat unſerer bisherigen Unterſuchung heraus, daß man keinen Grund hat die letzteren für die urſprünglichen Eingeborenen dieſer und noch weniger der weſtlicher gelegenen Inſeln zu halten, ſondern für Fremde die von außen theils eingedrungen theils als Sklaven eingeführt worden ſind.

Die Bevölkerung von Ceramlaut, wo es nach Crawfurd's (a, 93) ausdrücklicher Bemerkung keine negerartigen Menſchen giebt, ſtammt

theils von Waru im nördlichen Ceram, theils von Java, den Key Inſeln, Tambuko und anderen Gegenden von Celebes (Valentyn a.a. O. 61). Namentlich ſind auch Bugis als Händler dort anſäſſig, welche den Verkehr dieſer Inſeln mit Neu Guinea dazu benutzen um geraubte oder in Ceram aufgekaufte Papua-Sklaven nach den Aru Inſeln auszuführen (Logan in Journal VI, 690). Auch ſoll dort vor einiger Zeit ein franzöſiſches Schiff geſtrandet ſein und deſſen Mannſchaft ſich mit den Eingeborenen gemiſcht haben (ebend. 689). Von den Inſeln zwiſchen Key und Ceram ſind namentlich Twor und die Matabello Inſeln von kraushaarigen Papuas bewohnt (Wallace in J.R.G.S. XXXII, 133).

Die alten Bewohner von Banda hatten ihre beſondere Sprache, bedienten ſich aber im Verkehr des Malaiiſchen (Valentyn IV, 37). Sklaven von der verſchiedenſten Abkunft bildeten dort die Hauptmaſſe der Bevölkerung, die nach der Ermordung des Admirals Verhoeven (1609) von den Holländern (1616—21) theils ausgerottet theils vertrieben oder nach Bantam geführt (v. der Crab 43) wurde, ſo daß ſie von 15000 bis auf 1000 zuſammengeſchmolzen ſein ſoll. Das Land wurde an Koloniſten vertheilt, die zur Gewürzcultur verpflichtet waren und Sklaven und Reis von der Oſtindiſchen Compagnie geliefert erhielten (Bydragen II, 386 nach einer Handſchrift v. J. 1633/9, III, 84. Temminck III, 279). Im J. 1638 lebten auf Banda 462 Europäer mit 77 Kindern, 560 Bandaneſen und 2743 Fremde, größtentheils Sklaven (Valentyn IV, 30), ein von allerwärts her zuſammengelaufenes Volk, an deſſen Miſchung außer Europäern und Bewohnern des oſtindiſchen Archipels auch Oſt-Afrikaner und Leute aus den aſiatiſchen Küſtenländern theilhaben (Roorda I, 205). Ob es vor der Eroberung der Inſel durch die Holländer dort Papuas gegeben habe, wie Boudyck (56) vermuthet hat, müſſen wir dahin geſtellt ſein laſſen.

Auf den Key (Ki) und Aru Inſeln leben viele Bandaneſen, die aus ihrer Heimath vertrieben, ſich hier niedergelaſſen haben (Valentyn IV, 36); auf den erſteren wohnen dieſe „Key-Banda-Leute“ in beſonderen Dörfern und haben noch ihre eigene Sprache (Wallace in J.R.G.S. XXXII, 133). Groß-Key wird größtentheils von Muhammedanern regiert die fremden Urſprunges ſind, wahrſcheinlich Bugis-Miſchlinge (v. Doren in Bydragen N.V. VI, 254). Die Sprache iſt dieſelbe wie auf den Tenimber Inſeln (Bosscher in Tydschr. a, IV,

26). Nach Roorda (I, 218) beſteht die Bevölkerung aus verſchiedenen Stämmen die von Ceram Banda und den Aru Inſeln gekommen ſein ſollen, indeſſen behauptet W. Earl (Journal VII, 71) daß die Bewohner der letzteren die er nach Sprache und Körperformen für eine Miſchung von Malaien und Negritos erklärt und den nördlichen Auſtraliern ſehr ähnlich findet, von denen der Key Inſeln weſentlich verſchieden ſeien.

Die ethnographiſchen Angaben über die Aru Inſeln, eigentlich Pulo Aräu „Inſeln der Caſuarina-Bäume" (Crawfurd a, 23), ſind ziemlich verwirrt. Zur Zeit ihrer Entdeckung (1623) waren ſie ausſchließlich von ſog. Alfuren bewohnt, ſpäter aber erhielten die weſtlichen von ihnen (voorwal) eine aus Bandaneſen, Bugis und Leuten von Ceram mit Alfuren gemiſchte Bevölkerung, welche muhammedaniſch iſt und den urſprünglichen Eingeborenen entweder nur das Innere übrig gelaſſen oder ſie ganz von dort verdrängt und auf die öſtlichen Inſeln (achterwal) beſchränkt hat, die von fremden Eindringlingen frei geblieben zu ſein ſcheinen (Brumund in Tydschr. VII, 2, 74, ebend. 1858 1,260, v. der Crab 82). Was für ein Volk man ſich aber unter jenen Alfuren zu denken habe, darüber herrſcht keine Uebereinſtimmung. Jedenfalls unrichtig iſt Wallace's Behauptung, daß alle Bewohner der Aru Gruppe zu den kraushaarigen Papuas gehörten (Proceedings R.G.S. II, 167), Crawfurd (a.a.O.) nennt ſie in unbeſtimmter Weiſe Halb-Neger, quasi-negros, und ſchließt ſich der vorhin angeführten Bemerkung W. Earl's an. Bosscher (in Tydschr. a, II, 341), der die Bewohner der weſtlichen Inſel denen von Goram und Ceramlaut für ähnlich, von denen der Key Inſeln aber für ſehr verſchieden erklärt, bezeichnet die Bevölkerung der öſtlichen zwar als Alfuren, fügt aber hinzu daß ſie zu den „Negritos" gehörten uud keine Papuas ſeien wie die Eingeborenen von Neu Guinea, ſondern faſt alle ſchönes langes Haar hätten; weiterhin (p.357) bemerkt er noch daß der größte Theil der dortigen Sklaven Papuas ſeien. Trotz der hierin herrſchenden Verwirrung iſt doch ſo viel deutlich daß nach Bosscher die Aru Inſeln von ſchwarzen ſchlichthaarigen Menſchen (Alfuren) bewohnt, Papuas aber von auswärts eingeführt worden ſind. So ſcheint es ſich wirklich zu verhalten. Brumund (a. a. O. 290) der von der Phyſiognomie der dortigen Alfuren bemerkt daß ſie ſich der der Europäer nähern, hat es nur vom Hörenſagen daß es dort auch Men-

schen mit krausem Haar gebe die den Papuas ähnlich seien; d'Urville (b, VI, 81, 91) bestätigt indessen daß sich Papuas dort finden, Dubouzet (ebend. 285) hält die Eingeborenen für Mischlinge von Malaien und Papuas, Desgraz (ebend. 291) für solche von Malaien, Alfuren und Papuas die hier nebeneinander leben. Daß die Aru Inseln im Verkehr mit Neu Guinea stehen, haben wir vorhin schon nach Valentyn angeführt; was aber die schlichthaarigen Eingeborenen betrifft, so hat Brumund (a. a. O. 284) eine große Aehnlichkeit ihrer Sitten mit den Alfuren von Ceram nachgewiesen und daher auch eine Verwandtschaft der Sprache vermuthet, die ihm aus dem Malaiischen nur einzelne Wörter aufgenommen zu haben, sonst aber in keiner weiteren Verbindung mit diesem zu stehen scheint und in eine Menge zum Theil erheblich verschiedener Dialekte gespalten ist (Tydschr. VI, 2, 322 ff.). —

Wir haben den äußersten Osten der Malaienländer erreicht und es ist nur noch übrig diese Uebersicht mit einem Blicke nach dem äußersten Westen zu beschließen.

Die Malaien auf Ceylon haben wir schon erwähnt; streitiger sind sie auf den Nikobaren. Die Eingeborenen sollen mit Ausnahme des wenig bekannten Volkes das im Innern von Groß-Nikobar lebt, einem Stamme angehören (Steen Bille I, 271). Dieses wilde den Küstenbewohnern verfeindete Volk, von welchem mancherlei Abenteuerliches erzählt wird (Rink 28), ist indessen schwerlich schwarz und kraushaarig, wie man gesagt hat, sondern wahrscheinlich nur eine zurückgedrängte und verkommene Horde, die sich sonst nicht weiter von den übrigen Bewohnern unterscheidet (R. der Novara II, 92). Die Sprachen, so weit sie bis jetzt bekannt sind, lassen die auch von Chopard (Journal III, 271) behauptete Stammeseinheit der gesammten Bevölkerung noch im Zweifel, denn es giebt deren mehrere (Mithridates I, 588): die von Rangkauri, der mittleren Inselgruppe, scheint außer den meisten Zahlwörtern, mit der Sprache von Kar Nikobar nichts weiter gemein zu haben (R. der Novara II, 36). Sie nennen sich „Baju, Menschen", unter Beifügung des Namens ihrer besonderen Insel (Rink 177). Viele von ihnen verstehen malaiisch oder portugiesisch (ebend. 180). Die Kenntniß der ersteren Sprache ist ihnen zwar neuerdings durchaus abgesprochen worden (R. der Novara II, 50); da indessen das bedeutendste Dorf auf Kar Nikobar wie auf Rangkauri den Namen Malakka

führt (ebend. 90) und Chopard (a. a. O.) die Bewohner der südlichen Inseln zum Theil für Malaien-Mischlinge hält weil das Malaiische ziemlich allgemein dort verstanden werde, ist zu vermuthen daß es damit doch seine Richtigkeit hat. Man hat das Volk der Nikobaren bald für Malaien erklärt (Helfer in As. J. of Bengal VIII. 977), bald sollten sie aus Pegu stammen (Mithridates a. a. O.), bald ein Mittelglied zwischen Malaien und Indochinesen (Birmanen) sein (R. der Novara II, 92). Daß W. Earl (c, 173) auch in ihnen Papuas sieht, kann nicht wundern. Sicher scheint nur daß ihre Sprache nicht malaiisch ist (Lassen I, 462); Latham hat ihnen und den Bewohnern der Andamanen eine einsilbige Sprache zugeschrieben (Abh. gelesen vor der As. soc. Lond. 19. März 1853, Ausland 1853 p. 359).

Madagascar, das wir früher (II, 426) schon besprochen haben, hat nur eine Sprache (Flacourt u. A.) und von dieser hat Humboldt (II, 326) gezeigt daß sie zum malaiischen Stamme gehöre. Schon Valentyn (V, 65) hat darauf hingewiesen daß Madagascar in früherer Zeit von Java aus (nach de Barros) wenigstens besucht worden sein solle (vgl. auch Raffles I, p. XXII) und daß die Sprache viele rein javanische Wörter besitze. Crawfurd's Behauptung daß diese Uebereinstimmung nur Gegenstände und Verhältnisse des civilisirteren Lebens beträfen und daß die malaiischen Bestandtheile jener Sprache verderbt seien, hat Humboldt berichtigt und zugleich bemerkt (II, 288, 335) daß die Sprachverwandtschaft auf eine Einwanderung entweder von den Philippinen oder — das Tagalische und Madekassische bilden nämlich zusammen die zweite Klasse in seiner Eintheilung der Malaiensprachen — von Java her deute, im letzteren Falle aber einer Zeit angehören müßte da indische Cultur sich noch nicht über Java verbreitet hatte, weil das Madekassische verhältnißmäßig nur wenige Sanskritwörter enthält. Nach Marsden (Misc. 31) wäre die Sprache von Madagascar der der Nias Inseln am nächsten verwandt.

2. Die **physischen Eigenthümlichkeiten** der vorgenannten Völker sind so mannigfaltig daß sie zur Unterscheidung mehrerer Raçen im ostindischen Archipel Veranlassung gegeben haben; doch läßt sich dieß, abgesehen von den Negern der Philippinen, vielleicht auch den Semang auf Malakka, schwerlich rechtfertigen.

Eine Schilderung derselben sollte von den Orang Benua ausgehen, da man diese als die reinsten Repräsentanten des ursprünglichen Ma-

laienthums betrachten darf; den nächsten Anspruch würden die Bewohner von Menangkabao haben als typisch zu gelten und darum an die Spitze zu treten; aber über beide liegen bis jetzt weder hinreichend genaue noch häufig genug wiederholte Beobachtungen vor als daß dieß möglich wäre. Wir werden uns daher begnügen müssen in unserer Darstellung die Malaien der Halbinsel von Malakka und eines Theiles von Sumatra voranzustellen um alles Spätere auf sie zurückzubeziehen, wobei wir uns außerdem auch noch dem Uebelstande fügen müssen daß die Berichterstatter auf die wir uns stützen können, gewöhnlich nicht speciell bemerken auf welche Gegend von Malakka oder Sumatra ihre Angaben über die Malaien zu beziehen sind.

Interessant, aber jedenfalls der Controle durch weitere Untersuchungen sehr bedürftig, ist der Versuch Hombron's (d'Urville b, Zoologie I, 284) allgemeine Merkmale der oceanischen Völker überhaupt, mit Einschluß der Malaien, aufzustellen. Länglich gebildeter Schädel, ziemlich niedrige und schmale zurückfliehende Stirn, über das Schädelgewölbe erhobener Scheitel mit stark vortretenden Seitenhöckern sind nach ihm den Malaien Dajak und Tagalen mit den Polynesiern gemein, denen die Dajak und Tagalen unter allen Völkern des ostindischen Archipels am meisten gleichen sollen. Denselben Typus, der sich auch bei den Papuas, nur in übertriebener Weise wiederfinde, schreibt er im Wesentlichen auch den Australiern zu. Wie es sich hiermit auch verhalten möge, daß die Malaienvölker im Ganzen betrachtet, wie Ivan bemerkt hat (N. Ann. des v. 1853 I, 353), weit eher für eine Mittelraçe zwischen Neger und Kaukasier (Blumenbach) als für einen Zweig der mongolischen Raçe (Cuvier) gelten können, dürfte zuzugeben sein, und wenn hier und da Eigenthümlichkeiten vorkommen die entschieden an die letztern erinnern, was allerdings der Fall ist, wird man deshalb geneigt sein an Mischungen mit asiatischen Völkern zu denken, die sich namentlich in den westlicheren Gegenden des Archipels und auf den Philippinen nicht bezweifeln lassen. So ist es zu deuten daß nach Roth (bei A. Wagner Gesch. d. Urwelt 1845 p. 290) die Malaien von Singapore und Pulo Pinang von Chinesen nicht zu unterscheiden sind, denn Singapore ist hauptsächlich von letzteren bevölkert, hat Malaien und Hindus nur in geringerer Zahl und wenige Europäer, auf Pulo Pinang leben hauptsächlich Malaien und Chinesen, in Georgetown viele Tuliahs oder Klings und so hat auch die Stadt Malakka eine Misch-

lingsbevölkerung die von Chineſen, Hindus, Portugieſen und Holländern entſprungen iſt (Tydschr. IX, 4, 246 ff.). Wer ſeine Schilderung des Malaientypus vorzüglich dieſen Gegenden entnommen hat, iſt natürlicher Weiſe durch Aehnlichkeiten mit aſiatiſchen Völkern beſtochen worden, die den eigentlichen Malaien fremd ſind, und wir ſtehen nicht an hierin den Grund davon zu erblicken, daß man dieſe oft den Mandſchus und den Tataren in phyſiſcher Hinſicht zunächſt ſtehend gefunden hat. Dahin ſcheint auch zu gehören daß Raffles (II p. CLXXIX) und nach ihm Reynolds (306) im Süden von Celebes, beſonders bei den Weibern mehr tatariſche Phyſiognomieen angeben als bei andern Malaienvölkern. Wenn hiermit indeſſen nur ſchief geſchlitzte Augenlider gemeint ſind, wie man vermuthen muß, ſo iſt dieß eine Eigenthümlichkeit die ſich bei reinen Malaien allerdings nicht ſelten findet. Daß die Dajak ganz den Karins von Birma gleichen ſollen (Baſeler Miſſ. Mag. 1840 IV, 137), beruht wohl entweder auf einem Irrthum oder bezieht ſich nur auf einen kleinen Theil derſelben der fremde Beimiſchung erfahren haben mag.

Die Malaien im engeren Sinne, welche auf der Halbinſel Malakka und in einem Theile von Sumatra leben, ſind unterſetzte kräftige Menſchen von großer Aehnlichkeit untereinander (Raffles I, 56), die Männer durchſchnittlich 5′ 2″, die Weiber 4′ 11″ engl. groß; nach Junghuhn (Battal. II, 346) beträgt die Körperlänge der erſteren 4′ 10″ 2‴ par. Die unteren Glieder ſind etwas groß und plump, die Weiber mehr derb als zierlich gebaut. Die Hautfarbe wird bald als olivenfarbig bald als kupferbräunlich bezeichnet, daher ein Erröthen der Wangen kaum bemerkbar iſt. Ihre Nüancen entſprechen der geographiſchen Breite oft nicht, zeigen ſich aber den Einflüſſen der Lebensweiſe gegenüber nicht als unveränderlich. Nach Bory (L'homme 2de ed. 1827 I, 286) ſind Zunge, Gaumen und Schleimhäute des Mundes von ſtark violetter Färbung, beſonders bei den Weibern. Die Brüſte der letzteren ſind wenig entwickelt, ſpitz und kegelförmig. Haar wächſt nur ſparſam an Bruſt und Gliedern, auch der Bart iſt ſchwach. Die Männer vertilgen ihn durch ungelöſchten Kalk ſobald er keimt (Marsden 227), aber auch die muhammedaniſchen Prieſter, die ſich viel um einen guten Bart bemühen, bringen es damit nicht weit (Crawfurd I, 21).

Der Kopf iſt mäßig ſchmal, das Hinterhaupt viereckig abgeflacht (Junghuhn a. a. O.). Den neugeborenen Kindern wird die Naſe platt

gedrückt, der Schädel zusammengepreßt so daß er eine spitzige Gestalt erhält, und die Ohren ausgezogen (Marsden 226), doch scheint es nicht daß man kräftigere Mittel dauernd anwendet um dem Kopf eine künstliche Gestalt zu geben, dessen Form daher schwerlich durch jene Einflüsse merklich verändert wird. Retzius (Müller's Archiv 1845 p. 88) zählt die Malaien zu den Brachycephalen, was mit der vorhin erwähnten Angabe Hombron's zu streiten scheint. (Maaße von Schädeln aus Java, Celebes, Amboina und den Molukken, von Sumatra Nias, Borneo und Neu Guinea finden sich in Natuurk. Tydschr. v. Nederl. Indië II, 489 u. VI, 216). Das Gesicht ist nicht beträchtlich länger als breit, weniger vorstehend als nach abwärts verlaufend, die Stirn etwas angeschwollen mit tief eingedrückter glabella, die Augen klein und schwarz mit gelblich weißer sclerotica; die kurze und sattelförmig breite, ziemlich platte und volle Nase ist an der Spitze dick, hat breite Flügel und meist offenstehende Löcher; die Backenknochen sind hoch und breit entwickelt, die Wangen hohl. Der Oberkiefer steht etwas hervor, der große breite Mund zeigt dicke Lippen und schöne Zähne, wo diese nicht durch künstliche Mittel entstellt sind, der breit entwickelte Unterkiefer hat stark vorspringende Winkel und das Kinn neigt sich zur viereckigen Form hin. Das Kopfhaar ist schwarz grob und dick, wellig, oft auch in verschiedenen Graden sich kräuselnd (vgl. auch de Bruijn-Koops in Journal IX, 105, Jukes II, 235). Daß man auf bräunliches und weiches zartes Haar überall rechnen könnte, wo man in einem asiatischen Volke ein Individuum von besonders hellem Teint finde (Crawfurd I, 20), scheint, wie sich später zeigen wird, nicht allgemein richtig zu sein.

Die Malaien von Naning haben runderes Gesicht, plattere Nase mit stärker geöffneten Löchern, mehr vorstehende Lippen, dunklere und röthere Haut als ihre anderen Stammesgenossen in Malakka; auch ist ihre Physiognomie offener (Logan in Journal III, 286). Die von Quedah näheren sich durch häufig sehr platte Nase, oft kleinen Kopf und kleine Züge mehr den negerartigen Menschen in ihrer Nachbarschaft, als die weiter im Süden wohnenden (ebend. V, 59).

Die Orang Benua gleichen im Aeußeren ganz den gebildeteren Malaien, nur sind sie kleiner von Natur, graciler gebaut und das Auge von sanfterem Ausdruck, die Farbe bisweilen heller als bei jenen. Der Schädel ist klein, aber von malaiischer Form, das Gesicht meist voll

und gerundet, ſeltener fett, ſein mittlerer Theil breiter als die kleine, aber wohlgebildete Stirn. Die Augenbrauen ſind an ihrem äußeren Ende etwas in die Höhe gezogen, die Naſe niedrig und dick, der Mund von verſchiedenem Schnitt, wie die Geſichtszüge überhaupt, doch hat er häufig dicke vorſtehende Lippen; auch der Unterkiefer ſteht hervor, ſtärker als bei den übrigen Malaien; krauſes Haar haben nur einige (Logan in Journal I, 249). Bei denen von Rumbowe iſt es öfter kraus als ſchlicht (Newbold bei Moor Append. 62). Diejenigen welche Netscher ſah, ſchildert er (Tydschr. a, II, 136) als von faſt kugelrundem Geſicht, ſehr kleiner und am oberen Theil faſt ganz platter Naſe, kleinen länglich etwas quer ſtehenden Augen und großen ſchlaffen Ohren bei ſehr niedriger zurückfliehender Stirn und ſtark vorſtehendem Unterkiefer; das Haar bezeichnet er als lang und ſteif und fügt hinzu daß ſie ſehr haarig (ruig) ſeien und einige von ihnen ſchöne krauſe Bärte hätten. Nach Newbold (II, 284) dagegen haben ſie langes lockiges Haar, die Stirn iſt niedrig aber nicht zurückfliehend, die Naſe klein und niedrig, doch nicht platt, die Naſenlöcher von divergirender Richtung. Unter den Jakun von Johor, denen die Udai gleichen (Newbold II, 381), giebt es einzelne mit Adlernaſen, was wohl auf eine Beimiſchung fremden Blutes ſchließen läßt; ihre Phyſiognomieen ſind zum Theil ſehr verſchieden, ihre Hautausdünſtung übelriechend (Favre in Journal II, 246 f.). Letzteres gilt auch von den Mintira (Borie in Tydschr. a, X, 413), an denen Logan (a. a. O. 295) noch die kleine etwas aufgeſtülpte Naſe hervorhebt und den großen Mund, über welchem auf den beigegebenen Zeichnungen eine aufgeworfene Oberlippe hervorſteht. Die Sakai ſind 4′ 10¾″ bis 5′ 5½″ groß, von der Farbe der Malaien bei langem und krauſem, nicht wolligem Haar; der Kopf und die Glieder ſind klein, die Naſe ziemlich platt (Journal IV, 429). Die Beſiſi unterſcheiden ſich von den benachbarten Malaien nur durch plumpere und derbere Geſichtszüge (Logan ebend. III, 405). Bei den Biduanda Kallang vom Pulai-Fluß in Johor iſt die Stirnbreite größer als die des Mittelgeſichtes, das Haar reicht bis 2 Zoll oberhalb der Augenbrauen, welche horizontal ſtehen, der kleine Mund hat ziemlich dünne geſchloſſene Lippen, doch ſteht die Unterlippe ein wenig hervor, das Kinn iſt ſcharf; das Geſicht erſcheint wie platt gedrückt und zeigt keine prognathiſche Bildung; der Kopf iſt klein, die Schultern breit, die Taille ſchmal (ebend. I, 301, nebſt der vergleichenden Tabelle der Körpermaaße

der Mintira, Biduanda Kallang und Sabimba). Von den Sletar, deren manche malaiiſche Züge haben, heißt es zwar daß ſie ſehr dem eben beſchriebenen Volke glichen, aus Thomson's Schilderung derſelben (ebend. 346) ſcheint ſich aber das Gegentheil zu ergeben: die zurücklaufende niedrige Stirn iſt ſehr breit, ebenſo der mittlere Theil des Geſichtes; während der untere nach dem Kinne hin ſchnell ſchmaler wird; die dicken Lippen und das Kinn, welche vertical übereinander ſtehen, treten gegen den oberen Theil des Geſichtes ſtark hervor, doch iſt der Mund nur mittelgroß; die halb geſchloſſenen Augen ſind wie die Augenbrauen ſchief geſtellt, die Naſe zuſammengedrückt. Die Sabimba ſind von jenen ganz verſchieden, von angenehmem Aeußern und langem wohlgebildetem doch prognathiſchem Geſichte; der Kopf iſt größer als bei den Benua, die Lippen dick und feſt (ebend. 298, 347 ff.).

Hat man früher die Bewohner des Innern der Halbinſel Malakka überhaupt für negerartige Menſchen gehalten, ſo hat ſich mit der Entdeckung daß die Orang Benua vielmehr primitive Malaien ſind, das Gebiet der letzteren ſehr verengert. Es lag daher nahe die Exiſtenz von Negritos in dieſen Gegenden ganz in Abrede zu ſtellen. Newbold (II, 377) hebt hervor daß die Semang zwar meiſt etwas dunkler ſeien als die übrigen rohen Stämme der Halbinſel, aber ſonſt nicht negerähnlich ſein ſollten. Bigandet (N. Ann. des v. 1849 I, 80 ff.) erwähnt nichts dieſer Art, ſondern nennt die Semang unter den Eingeborenen, deren Malaiiſch wegen eigenthümlicher Ausſprache ſchwer zu verſtehen ſei. (Die Angaben bei Malcolm, Trav. in S. E. Asia Lond. 1839 p. 117 ſind verworren und ohne Werth.) Die einzige genauere Beſchreibung derſelben welche bis jetzt vorliegt, läßt indeſſen kaum einen Zweifel übrig daß ſie weder als Negritos noch als verwilderte Malaien, ſondern als eine beſondere Raçe zu betrachten ſind. Die Semang vom Ijau, einem Zufluß des Krian ſind im Mittel 4′ 8″ hoch und von zarter dunkelbrauner Farbe, einige heller, andere ſchwarz; die von Tringanu ſind nicht ſo glänzend ſchwarz wie die von Quedah. Der Kopf iſt klein, hinten rund und etwas aufgeſchwollen, über der niedrigen kleinen rundlichen Stirn, die merklich ſchmaler iſt als das Mittelgeſicht erhebt er ſich ſtumpf keilförmig. Die mittelgroßen horizontal ſtehenden Augen ſind ſchwarz, die conjunctiva gelb gefärbt, das obere Augenlid gefaltet. Die Augenbraunbogen treten weit hervor, die Naſenwurzel iſt tief eingeſunken, die Naſe kurz und unten etwas zugeſpitzt, oft aufge-

stülpt, ihre Flügel stehen offen. Das Gesicht ist meist nicht so breit als bei den Malaien, die Backenknochen breit, aber bisweilen nicht stark vorstehend. Der große Mund welcher mit Nase und Kinn in einer Vertikallinie liegt, hat nicht dicke Lippen, das Kinn ist nicht viereckig, sondern oval, das dichte Haar nicht wollig, sondern nur gekräuselt, der Bart dick. Sie sind schlank gewachsen, nur durch vorstehenden Bauch entstellt, von sanftem dummem Gesichtsausdruck und sanfter Stimme (Logan in Journal VII, 31). Eine andere weit minder genaue Schilderung (ebend. IV, 427) schreibt ihnen sehr dicke Lippen und platte Nase zu und citirt dabei Sir Everard Home's Beschreibung eines Negrito bei Raffles (II p. CCXXXV) und das dortige Bild eines Knaben von Neu Guinea, dessen schnauzenförmig verlängertes Untergesicht zu der obigen Beschreibung der Semang in keiner Weise paßt und v. Baer (a, 30, 59) zu dem Zweifel veranlaßt hat, daß es überhaupt keine normale Bildung, sondern ein rachitisches Individuum darstelle — vielleicht beruht dieß in der Hauptsache auf einem Fehler der Zeichnung. Wenn aber letzterer (a, 65) die sog. Alfuren von Neu Guinea gleichwohl mit den Semang für identisch zu halten geneigt ist, so sind die Schädelformen beider noch zu wenig genau bekannt um diese Ansicht stützen zu können, die bei der weiten Entfernung jener Länder voneinander und dem gänzlichen Mangel einer ähnlichen Bevölkerung auf den zwischenliegenden Inseln sehr unwahrscheinlich ist. Junghuhn (Battal. II, 290) hat die Semang hauptsächlich nach Crawfurd (I, 24) beschrieben, der sie als 4' 9" hoch angiebt, während seine sonstige Schilderung dem eben erwähnten Bilde und Sir Ev. Home's Beschreibung entnommen ist, was freilich nur unter der Voraussetzung der Einerleiheit der Raçe möglich war. Solange diese zweifelhaft bleibt, wird man wohlthun die Typen verschiedener Völker gesondert zu halten, da sonst nur Verwirrung entstehen kann.

Größere Wahrscheinlichkeit hat die Identität der Semang mit den Bewohnern der Andamanen. Die älteren Berichte (Colebrooke in As. Res. IV, Symes, Embassy 129, Asiat. Journal IX, 457 Marsden Misc. 76) schildern auch diese durchaus als negerartig, aber, wie sich neuerdings herausgestellt hat, mit gleichem Unrecht wie erstere. Man hat sie sogar von gestrandeten portugiesischen Sklavenschiffen ableiten und damit zu directen Nachkommen africanischer Neger machen wollen (Ztsch. f. Allg. Erdk. N. F. IX, 246), wogegen aber Meinicke (b, 23)

sehr richtig bemerkt hat daß dieß eine bloße Annahme gewesen sei, die von selbst falle, da ein Bericht zweier arabischer Reisenden* aus dem 9. Jahrh. die Eingeborenen dieser Inseln schon als schwarz und kraushaarig bezeichne. Diese beiden Eigenthümlichkeiten sind aber auch die einzigen welche sie mit dem Neger gemein haben. Die Statur beträgt 4' 10" bis 5' 4" eng., die Hautfarbe ist rußig schwarz, Hände und Füße klein, die Ferse steht nicht hervor. Die Stirn ist wohlgebildet, nicht zurücklaufend, die Lippen nicht aufgeworfen noch hervorstehend, die Nasenlöcher nicht breit, das Ohr klein und gut geformt, das Haar wächst in einzelnen Büscheln ist kurz und kraus, Bart haben sie nicht. So schildert sie Fytche (Petermann's Mittheil. 1862 p. 236, zwei Photographieen finden sich in Journal As. Soc. Bengal 1861). Owen, der den Schädel eines Eingeborenen der Andamanen zu untersuchen Gelegenheit hatte, fand ihn klein, doch der Körpergröße entsprechend, nicht dicker als beim Europäer und seine regelmäßige Gestalt ließ durchaus nicht darauf schließen daß diese Menschen besonders tief stehen und einer niederen Race angehören sollten. Er glich weder dem der Papuas von Neu Guinea, da er nicht ausgeprägt prognathisch war — nur der Oberkiefer stand etwas hervor — keine an der Wurzel eingesunkene Nase noch vorstehende Backenknochen zeigte, noch die Augenbrauengegend niedrig und platt war; ebensowenig glich er den eigentlichen Negern oder den Birmanen (Procedings R. G. S. VI, 44). Die Aehnlichkeit mit den Semang ist, wie man sieht, allerdings keine vollständige, erstreckt sich aber doch auf mehrere wesentliche Punkte. Auf Groß Andaman findet sich nur eine Sprache (Mouat in J. R. G. S. XXXII, 121), die Sprachen der einzelnen Inseln scheinen aber nicht untereinander übereinzustimmen, da die Wörter aus Colebrooke's Vocabular, das keine malaiischen Wörter zu enthalten scheint (Crawfurd a, 12), anderwärts ganz unbekannt waren (Ztsch. f. Allg. Erdk. N. F. IX, 243).

Forster hat bekanntlich zuerst die sehr allgemein gewordene Ansicht aufgestellt daß die schwärzliche kraushaarige Race des ostindischen Archipels die Urbevölkerung desselben, später aber von den Malaien verdrängt worden sei. In dieser Allgemeinheit läßt sie sich schwerlich halten theils weil es nicht eine sondern mehrere Racen dieser Art hier

* Er ist von Remusat (Anciennes rel. des Arabes avec la Chine), nicht von Renaudot mitgetheilt, wie es in einem Aufsatze der Tydschrift (IV, 1, 530) heißt, der nichts ist als eine anonyme Uebersetzung der eben erwähnten verdienstvollen Abhandlung Meinicke's.

zu geben ſcheint, theils weil ſich Spuren derſelben nur an dem nordöſtlichen und weſtlichen Ende der Malaienländer zu finden ſcheinen; daß ſie aber, wo ſich ſolche finden, als die älteſten Bewohner zu betrachten ſeien dafür ſpricht ebenſo ihr Culturzuſtand wie ihre zurückgedrängte abgeſchloſſene Lage im Innern. Dagegen muß man ſich wundern die Semang und die Eingeborenen der Andamanen immer nur mit den Negritos der Philippinen und den Bewohnern von Neu Guinea zuſammengefaßt zu ſehen, während es viel näher liegt an eine Stammverwandtſchaft derſelben mit den kleinen ſchwarzen und kraushaarigen Völkern des Vindjha Gebirges in Vorderindien zu denken, welche zu der Hindubevölkerung dort in einem ganz ähnlichen Verhältniß zu ſtehen ſcheinen wie jene zu den Malaien.

Kehren wir nach dieſer Abſchweifung zu den malaiiſchen Völkern zurück, ſo finden wir auf Banka mittelgroße dunkelbraune bis olivenfarbige Menſchen von vollem rundem Geſicht, runden Augen und eingedrückter, etwas platter Naſe; die Glieder ſind im Vergleich mit dem Rumpf etwas zu klein (Tydschr. VIII, 4, 131), Lange (46) nennt ſie jedoch wohlgebaut. Die Binnenländer (Orang Gunong) ſind von angenehmerer Geſichtsbildung als die Javanen haben keine platten, bisweilen ſelbſt gebogene Naſe, daher Epp (168) geneigt iſt ſie zu den Battas zu rechnen. Die Orang Sekah ſind ſehr muskulöſe unterſetzte Leute mit langem krauſem Haar und offener Phyſiognomie (Tydschr. 1853 I, 25). Aehnlich werden die Badjos beſchrieben; in Nordweſt-Borneo haben ſie zuſammengedrückte ſchmale Geſichter, niedrige Stirnen und glänzende Augen; im Nordoſten von Celebes giebt es unter ihnen Leute mit großen Bärten (Spencer S. John in J. R. G. S. XXXII, 225, Tydschr. VIII, 1, 40).

Die Atjineſen ſind größer ſtärker und dunkler als die andern Bewohner von Sumatra (Marsden 543), die dunkelſten unter ihnen ſind die Leute von Pedir (Ritter in Tydschr. I, 2, 465). Ihrem moraliſchen Charakter nach iſt ihnen namentlich ein falſcher Blick eigen, wie man häufig bemerkt hat.

Die Battas ſind muskulös, regelmäßig gebaut, im Mittel 4′ 11″ par. groß und von hellerem Teint als die Malaien; eine ovale Geſichtsbildung die der griechiſchen ſich nähert iſt beſonders bei den Frauen, deren Wangen nicht ſelten einen roſenrothen Anflug zeigen. Die Schädelform ſteht zwiſchen dem Europäer und Malaien: die Stirn iſt höher

und freier als bei letzteren, das Hinterhaupt zugerundet, das Geſicht mehr oval als in die Breite entwickelt, die Augen ſind groß und ſtehen gerade, die Naſe iſt nicht ſo breit und platt, ſondern mehr gerade gebildet, die Backenknochen treten weniger hervor, die Lippen ſind mäßig dick, der Mund wohlgeformt (ungewöhnlich klein nach Low in J. R. As. Soc. II, 43), der Unterkiefer von geringerer Breite, das gewöhnlich dunkelbraune Haar feiner und die Körperbehaarung ſtärker als bei den eigentlichen Malaien (Junghuhn, Battal. II, 6 f., 292). Erinnern wir uns bei dieſer Schilderung der oben angeführten Thatſache daß die Sprache der Battas eine größere Anzahl von Sanſkritwörtern enthält als die malaiiſche, ſo wird es ſehr wahrſcheinlich daß dieſes Volk nicht, wie Junghuhn wollte, als Typus einer anderen Raçe zu betrachten iſt, die von der malaiiſchen verſchieden wäre, ſondern ſich von dieſer nur dadurch unterſcheidet daß ſie einen beträchtlich größeren Theil indiſcher Elemente in ſich aufgenommen hat. Nach v. Keſſel's Angabe (Bydragen IV, 60) finden ſich nicht bloß bei den Battas, ſondern bei den malaiiſchen Bergvölkern von Sumatra überhaupt häufiger braunes als ſchwarzes Haar, hellere Hautfarbe als ſonſt bei den Malaien und eine Geſichts- und Schädelform die ſich bisweilen der griechiſchen nähert. Von vorzüglich hellem Teint ſind die Battas von Pak-pak (Tydschr. a, III, 454). Wenn Anderson (146, 149) die Battas dunkel, ſelbſt ſehr dunkel nennt und manche im Nordoſten ihres Landes den Birmanen ähnlich fand, ſo laſſen ſich ihnen dieſe Eigenthümlichkeiten jedenfalls nicht in größerer Ausdehnung zuſchreiben; ebenſowenig, wenn Moor (Append. 1) ſie als weit über mittelgroß bezeichnet. Letzterer hebt an ihnen die ſtarke ſonore Stimme hervor die ſie beſitzen und bemerkt daß nach der Küſte hin kleinere und ärmere Menſchen lebten, die jenen faſt nur in der Sprache glichen. Die Battas von Tobah haben einen ſchmal gebauten Schädel und ſtumpfe Naſen (S. Müller in Bydragen III, 351), die von Mandaheling und Pertibie ſind kleiner als jene, von ruhigem Temperament, Geiſteskranke aller Art ſind zahlreich unter ihnen (Willer in Tydschr. VIII, 2, 262, 264). Die Orang Ulu unterſcheiden ſich nur wenig von den Bewohnern von Mandaheling, nur ſind ſie gedrungener und muskulöſer, von gröberen Geſichtszügen und haben bisweilen ſtumpfe Naſen (S. Müller in Bydragen I, 262). Die Orang Kubu im Innern von Palembang ſollen größer als die andern Völker von Sumatra, kräftig und wohlgebaut ſein, langes herab-

hängendes Haar und ein wenig Bart haben, den ſie nicht ausreißen (Sturler in Batav. Courant 28. Apr. 1827 nach Hörenſagen).

Die Lampong, welche Desgraz (bei d'Urville b, VIII, 288) mit Unrecht ganz den Malaien ähnlich genannt hat, ſind große und ſtarke Menſchen (Jacquinot ebend. 283), die ſich vor Allem durch hellere Farbe vor den übrigen Bewohnern von Sumatra und den Malaien überhaupt auszeichnen (Marsden 468). Im Vergleich mit den letzteren iſt der Schädel minder ſchmal, die Jochbeine weniger vorſtehend, die Naſe weniger ſtumpf und breit, der Mund kleiner (Tydschr. 1857 I, 112). Die ſchiefſtehenden Augen und das runde Geſicht, die Marsden ihnen zugeſchrieben hat, ſcheinen keineswegs allgemein zu ſein, denn Zollinger (Tydschr. IX, 1, 125), der ſie mit den Sundaneſen zuſammenſtellt, ſagt daß das Geſicht der Lampong nicht ſo rund und breit ſei wie bei jenen, daß ſie weniger muskulös ſeien und weniger kurze Beine und plumpe Füße hätten; durch helle Farbe und angenehmen ſanften Ausdruck des Geſichtes ſind namentlich die Frauen ausgezeichnet, unter denen es wahre Schönheiten geben ſoll. Die Bewohner von Palembang, denen die Paſſumahs gleichen (Boers in Tydschr. II, 2, 567), ſind etwas kräftiger und heller als die Javanen und haben weniger vorſtehende Backenknochen; das Fürſtengeſchlecht iſt, wohl in Folge halb arabiſcher Abkunft, durch geradere Naſe und dünnere Lippen ausgezeichnet (de Hollander 590).

Die Bewohner der Nias und Batu Inſeln ſind von hellerer Farbe als die Malaien, mehr gelb als rothbraun, dunkle Menſchen giebt es nicht unter ihnen (Horner); Nahuijs (Brieven over Bencoolen 2de druk. Breda 1827 p. 127) nennt ſie ſogar heller als die Portugieſen und Spanier. Ihre Statur beträgt im Mittel 4' 9" par., ſie ſind ſchlanker, größer und ſchöner gebaut als die Malaien, haben kleine Hände und Füße, bisweilen ſehr feines, nicht ſelten dunkelbraunes Haar, tragen einen Knebelbart, doch iſt die Behaarung des Körpers nur ſparſam. Die Stirn iſt meiſt hoch, der Hinterkopf gewöhnlich rund, wie bei den Dajak Alfuren und Europäern, während er bei den Malaien Bugis und Javanen in der Regel die viereckig abgeplattete Form hat; die Züge ſind regelmäßiger, die Backenknochen weniger vorſtehend und die Lippen minder ſtark als bei den Malaien, die Augen groß (klein nach Domis in Oosterling II, 2, 117) und bisweilen ſchief nach innen gerichtet, was zu der Vermuthung geführt haben mag

daß ſie von Chineſen ſtammten (Temminck II, 98), die Naſe iſt etwas platt, läuft aber nach unten ſpitzig zu (Horner in Tydschr. III, 1, 343 f.), der Mund breit, die Ohren durchbohrt und ſehr lang ausgezogen (Domis a. a. O.).

Die Mentawies von Siberut und Pora ſind mittelgroß, ſtark und wohlgebaut, lebendig in ihren Bewegungen, gelbbraun von Farbe mit einem Stich in's Röthliche, von angenehmer ausdrucksvoller Phyſiognomie, die etwas Jüdiſches hat (Tydschr. a, III, 320). Sie haben große helle Augen mit dünnen wenig gebogenen Brauen, breite platt gedrückte Naſe, der Mund ſteht hervor, obwohl nicht ſo ſtark wie bei den eigentlichen Malaien und zeigt dreieckig zugefeilte weiße Zähne. Das Haar iſt fein und ein wenig gelockt, am Körper und an den Augenlidern reißen ſie es aus, wie auch den Bart, da ſie ſich tättowiren. Hände und Füße ſind etwas größer als bei den Javanern (Rosenberg in Tydschr. a, I, 410). Von Engano ſagt ein Bericht aus dem J. 1629 daß es dicht bevölkert ſei mit großen ganz nackten Menſchen von heller Farbe (Bydragen III, 138). Neuere Angaben ſtimmen hiermit nicht überein; van der Staaten und Rosenberg (Tydschr. a, III, 348 u. 374) ſchildern ſie als mittelgroß, unterſetzt und dunkelrothbraun oder ziemlich dunkelbraun, die Weiber als etwas heller; Naſe, Mund und Augen ſind ganz von malaiiſcher Bildung, das Kopfhaar leicht kraus, das Körperhaar ziehen ſie aus. Nach Boewang's Erzählung gleichen ihre Geſichtszüge denen der Javaner und Mandareſen (ebend. II, 392).

In Java ſind die Sundaneſen im weſtlichen Theile der Inſel von den eigentlichen Javanern im Oſten wie in geiſtiger, ſo auch in phyſiſcher Hinſicht verſchieden. Der Typus der erſteren findet ſich im mittleren Bantam am reinſten ausgeprägt, während er in den Ponanger-Regentſchaften ſchon mehr in den des letzteren übergeht. Bleeker (Tydschr. VII, 2, 389) hat ihn im Gegenſatz zum malaiiſchen folgendermaßen geſchildert. Beim Malaien iſt der Schädel mehr nach hinten entwickelt, ſo daß das Hinterhaupt beträchtlich hinter die Verticallinie hervorſteht die von der Oeffnung des Gehörganges nach dem Scheitel geht, ſeine Stirn iſt aufgeſchwollen (bol), die Schläfengegend gewölbt und die Grenze des Haars liegt hoch über den Augenbrauen; beim Sundaneſen iſt das Hinterhaupt kleiner und die Scheitelgegend höher, die Stirn ſchmaler, an den Schläfen winkeliger und flacher, mehr euro-

päiſch im Profil, aber das Haar reicht weiter über ſie herab.* Die Augen, beim Malaien groß und hervortretend, mit gebogenen Brauen, ſind beim Sundaneſen klein und tief liegend, die Brauen faſt geradlinig oder ſchief geſtellt, was dann auch mit der Augenlidſpalte der Fall iſt. Der Sundaneſe hat breitere und mehr vorſtehende Jochbeine, kleineren Mund, dickere Lippen und breitere Naſenflügel, der Körperbau iſt maſſiver muskulöſer und größer. Die Hautfarbe geht von braun bis goldgelb, wie beim Malaien und Javaner. Im Vergleich mit letzterem ſchreibt ihm v. Hoëvell (Tydsch. IV, 2, 135) dunklere Farbe und gedrungeneren derberen Bau, plattere Naſe und ausdrucksloſere Phyſiognomie zu, Roorda (III, 3, 5) nennt ihn heller, von länglichem Geſicht, vollerer Stirn und größerer Naſe, die Frauen ſchöner als die javaniſchen. Nach Hollander (318) ſind die Sundaneſen lichtbraun, nur ſelten 5′ groß, von ſehr hoher Stirn, dünnen Augenbrauen und kurzer platter breiter Naſe. Die Beduwis, kleiner ſtärker und abgehärteter als andere Gebirgsbewohner von Java, haben ſpitzigere Naſe und etwas gelbere (d. h. wohl hellere) Farbe als dieſe (Tydschr. I, 2, 299); nach Temminck (I, 293) wären ſie mehr gelbbraun und von platterer Naſe als die Javaner; von den muhammedaniſchen Gebirgsbewohnern von Lebok unterſcheiden ſie ſich im Aeußeren nur wenig.

Die Javaner ſind zwar noch unter mittelgroß, im Mittel 2″ kleiner als die Europäer (Crawfurd, a, 173), die Männer 5′ 1″, die Weiber 4′ 11″, und gehören zu den dunkelſten Völkern des oſtindiſchen Archipels, doch ſind ſie im Allgemeinen ſchöner als die Malaien, beſonders in den höheren Ständen, deren Züge oft den Hindus gleichen: gebogene Naſen ſind nicht ſelten und Knebelbärte häufig (Hollander 318); bisweilen verräth ſich bei ihnen auch eine Beimiſchung chineſiſchen Blutes. Schöne Frauen finden ſich beſonders in den Berggegenden. Glieder und Gelenke ſind von zartem Bau. Die hohe und breite Stirn iſt unten über der Naſe eingedrückt, die von oben etwas platt, von vorn ein wenig gebogen erſcheint und ſo breite Flügel hat daß ſie ein gleichſeitiges Dreieck bildet (Reding 221, Kussendrager 13, Steen Bille I, 372). Die Form des Geſichts iſt, wie Roorda (III, 1, 112) gegen Crawfurd bemerkt, nicht rund, ſondern nimmt nach unten hin

* Wenn Junghuhn (Battal. II 365) die Schädelform der Sundaneſen und Javaner ohne weiteres als „ganz malaiiſch“ bezeichnet, ſo ergiebt ſich hier auf's Neue wie voreilig ſeine Unterſcheidung der Batta- und Malaienraçe, und wie unhaltbar ſeine eigene Durchführung derſelben iſt.

an Breite ab und endigt mit einem ſpitz zulaufenden Kinn. Die kleinen ſchwarzen Augen ſind von ſtark geſchweiften, aber nur wenig behaarten Brauen überwölbt; der innere Augenwinkel iſt gerundet, die Lippen etwas aufgeworfen. Nur die Prieſter tragen am Kinn ein kleines Büſchelchen von Bart und der Körper iſt überhaupt nur ſchwach behaart. Das Kopfhaar iſt ſtets hart, meiſt ſchlicht, bisweilen lockig (Raffles I, 59 f., II p. CCXXXI, Selberg 180). Die Bewohner des Tengger-Gebirges ſcheinen ſich im Aeußern von den übrigen Javanern nicht zu unterſcheiden, ſie ſind klein und gedrungen, von charakteriſtiſch gutmüthigem Geſichtsausdruck, die Frauen plump und ſchwerfällig (Herwerden in Verhandelingen XX, 86). Die Madureſen ſind größer, ſtärker gebaut und behaart als die Javaner (Roorda III, 3, 215), die hohe breite Stirn iſt an den Schläfen abgerundet, das Hinterhaupt breit kurz und ſehr platt, die Jochbögen treten ſehr hervor und die Augenlider ſind weiter geöffnet als bei jenen (Hollander 318).

Die Bewohner von Bali welche Junghuhn zu ſeiner Battaraçe gezogen hat, zeichnen ſich vor den Javanern durch größeren und ſchlankeren Wuchs aus, auch ſind ſie kräftiger, muthiger und von freierer männlicherer Haltung als dieſe; die Farbe iſt heller, die Geſichtsbildung regelmäßiger, angenehmer und weniger platt; die Männer zeigen rundere Formen und Geſichtszüge, die Weiber bisweilen eckige und gröbere, wahrſcheinlich in Folge ſchwerer Arbeit und harter Behandlung (Valentyn IV, 254, Lauts 26, Hollander 404). Die Eingeborenen von Lombok gleichen den Balineſen; die von Sumbawa den Sundaneſen, nur iſt das Untergeſicht von mehr ſpitziger Form und die Haut dunkler, ihre Farbe nähert ſich dem Bronze und dem Braun (Gumprecht's Ztſch. III, 507). Die Gebirgsbewohner (Do Dongo) ſind den Bimaneſen ähnlich, nur dunkler von Farbe (Zollinger in Journal II, 689).

Die Malaien des weſtlichen Borneo, welche aus den verſchiedenſten Gegenden zuſammengefloſſen dort ein neues Volk gebildet haben, haben lichtbraune Haut, die einen gewiſſen Glanz zeigt; die Stirn iſt rund, nicht ſo breit und platt wie bei den Madureſen, die Naſe wohlgeformt, die Backenknochen treten nicht ſtark hervor, der Mund iſt klein, krauſes Haar bei ihnen ſelten; manche tragen einen Knebelbart, auch wohl einen Kinnbart, Haltung und Gang ſind ſtolz, der Blick aber ſchlau und oft falſch (Tydschr. 1853 II, 226). Die von Sarawak ſind

ſtark gebaut und wohlgebildet, die Weiber der höheren Stände von heller Farbe und ſelbſt ſchön zu nennen bis auf die zu platte Naſe (Low 141). In Bagotta an der Südoſtſpitze von Borneo ſind die Frauen faſt alle ſchön und nicht dunkler als im ſüdlichen Europa (Dalton bei Moor 34).

Die Dajak ſind ſchlanker und beſſer proportionirt, von hellerer Farbe und hübſcheren regelmäßigeren Zügen als die Malaien, Stirn und Naſe ſind höher als bei dieſen (Leyden bei Moor Append. 107). Die Körpergröße beträgt 1 Meter 5—6 Palmen; ſchlank und von ſchönen Zügen ſind beſonders die Frauen oft, deren Farbe ſich dem Gelb der Chineſen und ſelbſt dem Weiß der Europäer nähert und bisweilen auf den Wangen röthlich iſt (Veth II, 223); namentlich bemerkt Schwaner (I, 160, 164) daß es bei den Dajak ſehr verſchiedene und wahrhaft ſchöne Geſichter gebe und daß im tieferen Inneren ſowohl die Farbe heller als auch die Formen edler ſeien. Die Orang Ot ſind große und wohlgebaute ſehr hellfarbige Menſchen (Schwaner I, 229). Arme und Beine ſind oft ſchlank und mager, die Muskelkraft nicht bedeutend, die freien Stämme am Kapuas ſind von kräftigerem Bau. Es giebt verhältnißmäßig viele Albinos unter den Dajak, was aber Kögel von weißen Menſchen bei ihnen erzählt hat, ſcheint ebenſo unwahr wie viele andere ſeiner Angaben. Der Kopf hat eine weniger gerundete Form als bei den Malaien und das Geſicht iſt oft länglicher, die Stirn bisweilen mehr zuſammengedrückt, höher und runder, die Augen, welche ſie gewöhnlich halb geſchloſſen halten, ſehr oft heller braun und von reinerem Weiß als bei jenen, Augenbrauen und Bart ſtärker, die Naſe beſſer geformt, das Kinn minder breit und viereckig (Schwaner, Veth a. a. OO.). Gilt dieſe Schilderung vorzugsweiſe vom ſüdöſtlichen Theile von Borneo, ſo läßt ſie doch erkennen daß man ſie nicht im Allgemeinen ſo beſchreiben kann wie W. Earl (a. 256) und Temminck (II, 383) gethan haben, von denen der eine breite Füße, breite platte Stirn und weit auseinanderſtehende Augen beilegt, deren Außenwinkel höher ſtehe als der innere, welches Letztere auch von Crawfurd (a, 59) als typiſch angeführt wird, während der andere auch verhältnißmäßig kurze Beine, kurze und platte Füße angiebt. Auch daß ihre Statur im Mittel weit unter der des Chineſen und Europäers bleibe (Crawfurd) ſcheint unrichtig. Alle dieſe Eigenthümlichkeiten ſind auf beſondere Localitäten beſchränkt, wie wir ſogleich nachweiſen werden.

Die Dajak am Sihong (öſtl. Zufluß des Barito) ſind von denen von Pulupetak verſchieden, mittelgroß und in ſpäteren Jahren oft korpulent (Bangert in Tydschr. a, IX, 151), in Sampit ſind ſie von ſchwachem Körperbau, in Mendawei ſind die wilderen Stämme dunkler, etwas größer, weniger muskulös und ſtärker tättowirt, die andern nur mittelgroß, von heller Farbe mit lichtbraunen Augen und rußſchwarzem Haar (Bydragen N. V, III, 310, 322). In Pontianak und Sambas ſind ſie dunkler und mehr den Malaien ähnlich als die hübſcheren Murut* im Bruni und die Idan im Norden (Hunt bei Moor Append. 12 f.). Marryat (78) beſchreibt ſie in Lundu 5′ 5″ groß, ſtark und wohlgebaut mit ſchön geformtem Kopf, doch hohen Backenknochen, kleinen Augen, nicht platter, bisweilen aber gebogener Naſe; der Mund iſt groß, die Lippen etwas dick, Barthaar und Augenbrauen fehlen. Nach Brooke (I, 206 und bei Keppel I, 54, II, 183) ſind die von Sarawak nur 5′ 2—3″ hoch, haben nicht ſtark entwickelte Muskeln, ſind kaum ſo hell als die Malaien, der Zwiſchenraum zwiſchen den Augen iſt auffallend groß. Die Dajak-Weiber von Sinkawan ſind heller als ſelbſt die Chineſen, anderwärts ſind ſie dunkler (W. Earl a, 210, 218). Die Dajak welche öſtlich von Sarawak leben, ſind ſelten ſo unterſetzt wie die Chineſen und Malaien, meiſt etwas größer als letztere, haben kleine Hände und Füße, am Kopfe iſt die Coronalgegend beſſer entwickelt als bei jenen beiden (Wallace in Proceedings R. G. S. I, 203). Die Kayans am Barram, ſüdlich von Bruni, gleichen nach Low (in Journal V, 680) in jeder Hinſicht den andern Dajak des weſtlichen Borneo, Burns (ebend. III, 144) bemerkt von ihnen daß ſie meiſt unter mittelgroß, aber robuſt, von ſchön gewölbter Stirn ſind und keine platte Naſe haben. Wie ſie ſind auch die Duſun oder Idan etwas heller als die Malaien, aber von ähnlicher Geſichtsbildung wie dieſe, nur iſt der Mund kleiner, den Chineſen gleichen ſie nicht, nur bei Kindern iſt das obere Augenlid etwas nach innen gerichtet (Ztſch. f. Allg. Erdk. N. F. V, 334, VI, 160 nach Crespigny). Auf dem nördlichen Theil der Oſtküſte von Borneo ſind die Eingeborenen hellfarbiger als anderwärts, manche von ihnen haben blaue Augen und helles Haar (Belcher I, 229), die Naſe iſt alsdann gerade und mehr vorſtehend, die Stirn höher als bei den Malaien (Adams bei Belcher II, 420).

* Nach Crespigny ſind die Murut von widrigem Anſehn (Zeitſchr. f. Allg. Erdk. N. F. V, 330).

Ueber die Bevölkerung der Sulu-Inſeln liegen widerſprechende Angaben vor: Desgraz (bei d'Urville b, VII, 312) nennt ſie klein und ſtark gebaut, Wilkes (V, 342) groß und mager mit langem Geſicht und kleiner Stirn. Die Hautfarbe iſt heller und mehr gelb als bei andern Malaienvölkern, die Augen etwas ſchief geſtellt (Roquemaurel bei d'Urville VII, 295; Abbildung des Sultans bei Belcher I, 115). Es giebt junge Mädchen dort die beinahe weiß ſind (Adams bei Belcher II, 348). Die dortigen Idan ſind von hellerer Farbe als die Sulus ſelbſt (Journal III, 555 nach Dalrymple).

Ueber die phyſiſchen Eigenthümlichkeiten der Biſayas haben wir nur ſehr wenige Nachrichten. Als auffallend wird erwähnt daß es an mehreren Orten völlig weiße Frauen gebe (Loarca bei Ternaux, Archives I, 27, Careri V, 134). Die Bewohner der Calamianes haben etwas dunklere Haut als die übrigen und etwas krauſes Haar, daher Mallat (I, 335) ſie als Miſchlinge von Negritos und Malaien zu betrachten geneigt iſt; auf einer dieſer Inſeln, auf Cuyo leben weit hellere Menſchen, die höher civiliſirt ſind als die andern Biſayas und ſich auch in Sprache und Sitten von dieſen unterſcheiden ſollen (ebend. 339). Die von Palawan dagegen werden dunkler als die Biſayas und kraushaarig geſchildert (Crawfurd a, 321). Von den Mindanaos haben wir nur Dampier's Beſchreibung die Crawfurd (a, 279) und, wie es ſcheint, auch Roorda (I, 281) obwohl ungenauer wiedergegeben hat: ſie ſind mittelgroß und von kleinem Gliedbau, der Kopf groß und das Geſicht oval, haben platte Stirn, kleine Augen, kurze niedrige Naſe, kleinen Mund mit dünnen Lippen, die Hautfarbe iſt dunkel, doch mehr gelblich als bei den benachbarten Völkern.

Die Tagalen, in denen Mallat (I, 46) ſonderbarer Weiſe ungemiſchte Nachkommen der Negritos vermuthen zu dürfen glaubt die ſich nur durch höhere Cultur verändert hätten, gleichen den Malaien weniger als die Biſayas, ſind von angenehmerem männlicherem Geſichtsausdruck (Buzeta I, 51) und von ſchlankerem Bau, namentlich an den unteren Gliedmaßen, doch unter mittelgroß. Bart und Körperhaar ſind gering, das Kopfhaar ſchlicht und grob wie bei den Malaien überhaupt, die Farbe wird bald als hellgelb (R. der Novara II, 210) bald als etwas kupferfarbig bis faſt weiß angegeben (Gironière 261). Der Kopf iſt rund, hinten platt, die Stirn meiſt klein, das Auge groß und lebhaft, bisweilen etwas ſchief geſchlitzt, die Augenbrauen gebo-

gen; die Backenknochen treten hervor, die Naſe iſt mittelgroß und breit, bisweilen platt, der Mund gewöhnlich groß, die Lippen ziemlich dick (Mallat II, 34, 36). Die Igorrotes ſind nach Buzeta (I, 52) ſtark und wohlgebaut von der Farbe gekochter Quitten bis kupferfarbig, haben große Augen, deren äußerer Winkel, wie auch Zuñiga (I, 26) angiebt, in die Höhe gezogen iſt, und ſehr große breite Wangen. Gironière (170, 378) ſchildert ſie als klein und herkuliſch, ſehr dunkel bronzefarbig, von breiter Bruſt und großem Kopf, mit gelber sclerotica, dicker Naſe und dicken Lippen. Von den Tinguianes ſind manche faſt ſo weiß wie die Spanier (Yldefonso VI, 5), die Naſe iſt hoch und gebogen, der Geſichtswinkel von bedeutender Größe (Informe, Art. Poblacion p. 12 f.), woraus ſich freilich die allgemeine Sage von ihrer chineſiſchen Abſtammung (ſ. oben p. 59) kaum rechtfertigen läßt, zumal wenn man hinzunimmt daß die Miſchlinge von Chineſen und einheimiſchen Weibern, gegenwärtig der vielverſprechendſte Theil der Bevölkerung, viele Generationen hindurch den Typus des Vaters bewahren (Bowring 109, 114). Gironière (151) beſchreibt ſie als licht bronzefarbig, mit regelmäßigen Zügen und Adlernaſe; ſchön ſeien beſonders die Frauen. Daß die Bewohner der Weſtküſte von Luzon ſehr den Japanern glichen, hat ſchon Loarca (bei Ternaux, Archives I, 18) bemerkt. Daß Miſchungen der tagaliſchen Stämme mit dieſen Völkern und den Malaien einerſeits und mit den Negritos andererſeits vielfach ſtattgefunden haben, läßt ſich zwar als gewiß betrachten, von welcher Art dieſe Miſchungen aber im Einzelnen geweſen ſeien, muß als noch ganz unermittelt gelten. Die Burits ſind etwas fleiſchiger und ſtärker als die Igorrotes; die Itetapanes, von dunkler Farbe, unter mittelgroß, aber wohlgebaut, haben runde horizontal ſtehende Augen und große platte Naſen wie die Negritos; die ſchmutzigen Gaddanes ſind klein, dunkelfarbig und gleichen in Rückſicht der Augen und der Naſe den vorigen, die Ibilaos und Ilongotes klein und unkräftig (Buzeta 52 ff.). Die Irayas glaubt Semper (Ztſch. f. Allg. Erdk. N. F. X, 257, 264) nach ihren phyſiſchen Eigenthümlichkeiten zur mongoliſchen Raçe rechnen zu müſſen: ſie ſind hochgebaut und von ſchmalem länglichem Geſicht, die Stirn hoch und ſtark zurücklaufend, die Backenknochen breit entwickelt, die Augen ſind klein und das Kinn tritt ſtark zurück; am Ilarou nähern ſie ſich dem Typus der Tagalen und haben ſich dort zum Theil mit Negritos gemiſcht, mit denen ſie zuſam-

menleben. Die wilden Stämme von Mindoro ſollen im Aeußeren den Malaien ähnlich ſein (Journal III, 758).

Wir kommen endlich zu den Negritos der Philippinen. Meinicke (b, 15) hat zuerſt darauf aufmerkſam gemacht daß der Ausdruck „Negros“ auf den Philippinen in zu unbeſtimmtem Sinne gebraucht werde als daß man aus ihm allein die Anweſenheit negerartiger Menſchen ſchließen dürfte, obwohl dieſe durch Crozet's und beſonders durch Bennett's Zeugniß allerdings wahrſcheinlich werde. Nun iſt zwar richtig daß manche Schriftſteller zwiſchen Negros und Indios kaum einen Unterſchied oder doch keinen beſtimmten Unterſchied machen: Yldefonso de Aragon ſpricht von Negritos Alaguetes, Negros Ygorrotes und Indios Ygorrotes anſcheinend in ganz gleicher Bedeutung, und dieſelbe Verwirrung des Sprachgebrauches herrſcht, wie Meinicke nachgewieſen hat, bei St. Croix. Man kann noch hinzufügen daß Yldefonso ſeine Negritos Aetas überhaupt nicht näher beſchreibt, außer daß er ſie (II, 44) als in den Wäldern lebende Nomaden bezeichnet, die von Pampanga aber (IV, 3) klein, ſchwarz, mulattenfarbig, faſt unbekleidet nennt und hinzufügt, ſie trieben etwas Feldbau und Tauſchhandel und hätten verſchiedene Sprachen und Sitten. Indeſſen haben wir bereits geſehen (p. 57) daß nicht nur unter den älteren Schriftſtellern Combes und Fr. Caspar die Negros von den Indios unterſcheiden und jene für die älteſten Bewohner des Landes erklären, ſondern (p. 59) daß auch der ethnographiſch ſonſt ſehr ungenaue Yldefonso ſelbſt (VI, 1) Dörfer der heidniſchen Tinguianes und Igorrotes neben ſolchen der Negritos anführt und demnach allerdings einen beſtimmten Unterſchied zwiſchen dieſen Völkern wenigſtens bisweilen feſthält. Auch wird ſich der Name der Inſel Negros nicht wohl anders als mit Hülfe der Vorausſetzung erklären laſſen daß die Spanier dort mehr negerähnliche Menſchen fanden als auf den übrigen Inſeln, wenn auch zugegeben werden mag daß ſich hieraus nicht entnehmen laſſe wie weit die Ungewöhnlichkeit derſelben gehe.

Bei der häufigen Ungenauigkeit der Berichte, die aus dem Vorſtehenden einleuchten wird, kann es nicht wundern daß man die reinen Negritos der Philippinen öfters mit Miſchlingen zuſammengeworfen findet. Dieß iſt offenbar der Fall wenn es von ihnen heißt (Informe Abth. Poblacion 1), ſie hätten theils kurzes krauſes Haar theils ſolches das in langen ſteifen Ringeln herabfalle, die Naſe ſei bald ganz platt

bald ziemlich regelmäßig gebildet, ſie ſeien nicht ſchwarz, ſondern nur ſchwärzlich braun mit negerartigen Lippen, bei vielen finde ſich etwas Bart und manche glichen ganz den Neu Holländern. Die Schilderungen Mallat's (II, 35, 93) und Semper's (Ztſch. f. Allg. Erdk. N. F. X, 251)kommen im Weſentlichen miteinander überein: nach jenem ſind ſie klein ſchmächtig und kraushaarig, nicht ganz ſchwarz und minder häßlich als die afrikaniſchen Neger, ſondern von Geſicht den Malabaren ziemlich ähnlich, von kleinem rundlichen Kopf, kleiner Stirn, ziemlich großen ſtechenden Augen mit langen Wimpern, die Naſe iſt mittelgroß wie der Mund und die Lippen oder klein und etwas platt, die Lippen etwas aufgeworfen, der Unterkiefer ſteht nicht hervor, Bart und Körperhaar ſind gering. Nach Semper ſind die Aetas dunkel kupferbraun und im Mittel nur 5' 2" groß, von rundem Kopf und Geſicht, gerader, ſehr niedriger wenig zurücktretender Stirn und ſehr flacher Naſe die faſt ſo breit als hoch iſt, der Kiefer ſpringt nur wenig hervor, die Lippen ſind nur ſchwach wulſtig, das braunſchwarze Kopfhaar iſt glanzlos und wollig. Crawfurd (a, 6, 16), der ihre Statur zu 4' 8" im Durchſchnitt angiebt, bezeichnet das Haar als nicht wollig, ſondern kraus, doch ſcheint dieſer Punkt einer genaueren Unterſuchung zu bedürfen. Gironière (322) ſcheint ſeine Beſchreibung theils der Phantaſie theils dem bekannten Bilde bei Raffles entnommen zu haben, von dem v. Bär (32) ſehr richtig bemerkt daß man keinen Grund habe es für die Darſtellung des Negrito-Typus von Luzon zu halten, jener giebt ihnen eine Größe von höchſtens 4½' und die ſchwarze Farbe des Ebenholzes und fügt reiches Wollhaar, gelbliches lebhaftes Auge, nicht ſehr wulſtige Lippen, ſchwache Beine und vorſtehenden Bauch hinzu. Wenn es richtig iſt daß die Dumagas von rother Farbe ſind und krauſes dunkelbraunes Haar haben (Mallat I, 233), ſo würden ſie ſich ſchwerlich zu den Negritos rechnen laſſen.

In Rückſicht der Bewohner der Baſchi-Inſeln ſind wir noch immer auf Dampier's (II, 103) Angaben beſchränkt, die Crawfurd (a, 43, vgl. Marryat 26) wiedergegeben hat: ſie ſind ſehr häßlich, von dunkel kupferbrauner Farbe, klein und unterſetzt von rundem Geſicht, niedriger Stirn, kleinen nußbraunen Augen mit ſtarken Augenbrauen, kurzer kleiner Naſe und dickem ſchlichtem Haar. Die Eingeborenen von Formoſa ſchildert A. Hamilton (II, 296) als ſehr verſchieden ſowohl von ihren Nachbarn in China als auch von denen in Luzon: der Leib

iſt kurz und ſtark, die Füße lang, Arme und Beine wie der Hals lang und dünn; ſie ſind von kleiner Statur, haben aber großen Kopf, große Stirn und weit vorſtehende Backenknochen; dabei ſind ſie hohläugig, von großem Munde, kurzem platten Kinn und langem Unterkiefer, der Bart iſt gering.

Die Makaſſaren und Bugis, denen die Bewohner der Inſel Buton im Aeußeren wie auch in vielen andern Hinſichten ſehr ähnlich ſind (Sal. Müller b, 89), werden von Junghuhn (Battal. II, 328) in Rückſicht ihres Schädelbaues nur vermuthungsweiſe zu der „Battaraçe" gerechnet. Nach Allem was ſonſt von ihnen bekannt iſt muß man ſie für einen Zweig der Malaien halten. Die erſteren ſind von verhältnißmäßig heller Farbe, und größerem kräftigeren Bau als ihre Stammesgenoſſen (d'Urville b, VI, 197) hübſchen Zügen, etwas breiter und eingedrückter Naſe — eine ſolche gilt ihnen als eine Schönheit, daher man ſich bemüht ihr durch Druck bei kleinen Kindern dieſe Geſtalt zu geben (Gervaise 123); das ſchwarze lange Haar wird meiſt aufgewunden, der Bart ausgezogen (Valentyn IV, 137). Sie haben größere offenere Züge als die dunkleren Bugis und eine eigenthümlich friſche Geſichtsfarbe (Trad. Lay 40). Die letzteren ſind von kleinerer Statur als die Javaner, aber es wird hervorgehoben daß ihre Weiber in Boni die ſchönſten des oſtindiſchen Archipels überhaupt ſind (Radermacher in Verhandelingen IV, 208). Die Bewohner der ſüdöſtlichen Halbinſel von Celebes ſind von ſchlankem Wuchs und heller Farbe (Vosmaer 65).

In Gorontalo wohnen ſchön gebaute Leute, die größer muskulöſer und etwas heller als die Javaner ſind, von rundem Geſicht mit vollen dicken Backen, meiſt ſchlichtem, ſelten krauſem Haar; die ſtumpfe kurze breite Naſe iſt die einzige auffallende Eigenthümlichkeit ihrer Phyſiognomie (Reinwardt 520). Aehnlich werden die Eingeborenen der Minahaſſa geſchildert, die nicht allein europäiſche Sitten verhältnißmäßig leicht annehmen, ſondern auch in ihrer ganzen Haltung und im Aeußeren überhaupt dem Europäer näher ſtehen ſollen als die übrigen Völker des Archipels (Tydschr. 1856 II, 11, 24): die Backenknochen ſtehen nur wenig hervor, die Hautfarbe iſt heller, beſonders in der Umgegend des See's von Tondano, und die Wangen röthlich. Andere Angaben ſtimmen hiermit nur theilweiſe überein. Die Farbe der Alfuren von Tondano iſt nach v. der Hart (172) dunkelbraun, nach Quoy

et G. (bei d'Urville a, V, 629 u. Zool. 57) ſind die Alfuren von Menado kleine Menſchen von rundem Geſicht, ſehr heller Haut, namentlich in den Berggegenden, mit ovalen niemals ſchiefſtehenden Augen und ſehr wenig Bart; d'Urville (a, V, 435) fand ſie den Polyneſiern weit ähnlicher als den Malaien. Die zuverläſſigſte Schilderung derſelben, welche zugleich zu beweiſen ſcheint daß die Schädelform nicht die der Battas iſt, wie Junghuhn (Battal. II, 321) behauptet, hat neuerdings Bleeker (23) gegeben: die Binnenländer von Menado ſind ſtark gebaut, ſchlanker größer und muskulöſer als die Javaner, der Schädel oval gewölbt, die Stirn wenig glooijend, der Scheitel hoch, das Hinterhaupt klein und platt; die Augen ſtehen ſchief, die Jochbeine hervor, die Naſe iſt an der Wurzel platt, hat breite Flügel und offene Löcher, die Lippen ſind zwar dick, doch hübſch gebogen, das Kinn ſchön geformt und das Geſicht im Ganzen von angenehmem Ausdruck, das Kopfhaar iſt ſteif und von geringem Glanze. Vorzüglich kräftige große und breite Geſtalten und ausdrucksvollere Geſichter als bei den übrigen ſieht man an den Bewohnern des Dorfes Bantik (ebend. 49). Ueber die Bevölkerung der Sangir Inſeln ſcheint nichts Näheres bekannt zu ſein als daß ſie mittelgroße ſtark gebaute Menſchen ſind (de Waal I, 6, 374).

Daß in Rückſicht der Inſeln im Oſten von Java bis nach Timor hin und mit Einſchluß des letzteren kein authentiſches Zeugniß für die Anweſenheit von Negritos vorliege, hat bereits Meinicke (b, 11) ſehr richtig bemerkt. Auf Flores werden zwar kraushaarige Menſchen angegeben: alle Völker der Inſel außer den Bewohnern von Bima und den Malaien, die Bergvölker wie die ſchwächlich gebauten ſchwarzen Portugieſen von Larentuka und Sika haben krauſes Haar (Freijs in Tydschr. a, IX, 461, ebend. 508, Veth in Tydschr. 1855 II, 169), aber es ſcheinen keine Negritos zu ſein, denn von den Keos wird ausdrücklich bemerkt daß ſelbſt ſüdeuropäiſche Phyſiognomieen unter ihnen vorkommen; ſie ſind von lebendigem Geſicht, die Mangarais ziemlich groß und muskulös, ſchnell in ihren Bewegungen, doch von ſanftem Weſen. Genauere Angaben fehlen bis jetzt, die vorhandenen aber laſſen vorausſetzen daß die Negerähnlichkeit, wenn ſie ſtattfände, ſicherlich nicht mit Stillſchweigen übergangen worden ſein würde. Die Bevölkerung von Sumba (Tjumba, Sandelholz Inſel), die als äußerſt roh geſchildert werden, ſoll nach Moor (Append. 11) der von Flores gleichen, doch heißt es anderwärts von ihr daß ſie nicht kraushaarig und

ſchöner als die von Timor ſei (Tydschr. 1855 I, 280). Es ſind ſehr kräftige kaſtanienbraune Menſchen, von denen manche rothe Wangen haben (Oosterling II, 1, 66, 69). Die Bewohner von Kotta-Djogo ſollen viel heller ſein als die übrigen und von den erſten hierher gelangten Portugieſen ſtammen, doch ſind ſie ſehr verwildert (Tydschr. 1855 I, 289). Die Inſeln im Nordweſten von Timor ſind faſt ganz unbekannt. Die Eingeborenen von Sebrao, Pantar, Ombay und Wetter nennt Moor (Append. 10) den Bergbewohnern von Solor ähnlich, beſchreibt aber die letzteren nicht näher. Auf der letzteren Inſel leben fröhliche lebendige Menſchen mit mehr oder minder krauſem Haar, in denen man ein Uebergangsvolk zu den Papuas vermuthet hat, das Geſicht iſt platt, mehr lang als rund, das Kinn klein, die Oberlippe dicker als die Unterlippe, der Bart bisweilen ſtark wie die Augenbrauen, die Naſe platter als bei den Javanen (Tydschr. 1849 II, 309). Auch Huberwald (im Ausland 1852 no. 274) bezeichnet die Soloreſen als ein Uebergangsvolk das zwiſchen den Malaien und den Papuas ſtehe, da ſie mehr ovales Geſicht, minder vorſtehende Backenknochen und feinere Lippen als die erſteren, aber krauſes Haar wie die anderen hätten. Nach Sal. Müller (b, 300) ſind ſie vielmehr ſchlichthaarig, dunkelbraun, von groben Zügen mit ziemlich platter breiter Naſe. Auf Ombay fand Freycinet (I, 515) mittelgroße Menſchen, deren Farbe verſchiedene Nüancen des Olivenbraun zeigte, die meiſten von platter Naſe und dicken Lippen, die einen ſchlicht- die andern kraushaarig, die einen ſtark und muskulös, die andern mager. Daß es Menſchen mit krauſem Haar auf mehreren dieſer Inſeln giebt, läßt ſich demnach nicht in Zweifel ziehen, ob dieſe Menſchen aber Malaien, Papuas oder eine Miſchlingsraçe oder ein ſelbſtſtändiges Mittelglied zwiſchen beiden ſeien, darüber wird man ſolange nur ganz unbegründete Vermuthungen aufſtellen können als nicht einmal bekannt iſt ob das krauſe Haar das man ihnen zuſchreibt mehr den krauſen Locken gleicht die ſich bei manchen Malaienvölkern finden oder in einzelnen Büſcheln wächſt wie bei den Semang. Die umfangreichen krauſen Perrücken der Papuas werden bei den Bewohnern dieſer Inſeln nirgends erwähnt

Was wir von Timor wiſſen ſcheint durchgängig nur auf eine vielfache Miſchung verſchiedener Malaienvölker, nicht aber auf eine ſolche mit Papuas, oder doch nur auf eine ſehr entfernte und geringe hinzuweiſen. Am bunteſten iſt die Miſchung in Kupang (Tydschr. 1849 II,

308). Moor (Append. 6) bezeichnet die Eingeborenen von Timor als meiſt ſehr dunkel mit buſchigem krauſem Haar, aber weniger den Papuas ähnlich als die von Ende, und fügt hinzu, ſie ſeien unter mittelgroß und etwas hager, ihre Geſichtszüge glichen mehr den Südſeeinſulanern als den Malaien. Sal. Müller (b, 252 f.) ſpricht ſich dahin aus daß es keine den Papuas ähnlichen Menſchen dort gebe, obwohl einige kraushaarig ſeien, beſonders manche Rottineſen; er ſchildert ſie als gelbbraun von Farbe, bald heller bald dunkler, 1,586 Meter hoch, mit offenen meiſt feurigen Augen, etwas weniger platter Naſe als bei den Malaien, ziemlich großem Mund, fleiſchigen doch nicht dicken Lippen, langem ſchlichten Haar das mit einem Kamme befeſtigt wird. Sie gleichen im Ganzen den Dajak und manchen Alfuren der Molukken (ebend. 143). Man wird ſchwerlich irre gehen wenn man den Mangel an Uebereinſtimmung in den Nachrichten über die Bewohner von Timor zum großen Theil auf die Verſchiedenheiten zurückführt die ſich an dieſen ſelbſt zeigt und nächſtdem auf die mangelhafte Unterſuchung des Haares das von einem Berichterſtatter da als „kraus“ bezeichnet worden iſt, wo ein anderer dieſen Ausdruck für unſtatthaft hielt: Péron (IV, 4) ſchreibt ihnen eine faſt europäiſche Geſichtsbildung und Geſtalt zu, nur ſeien Naſe und Oberlippe ein wenig ſtark, das Augenlid etwas wulſtig und überhängend, die Extremitäten ſchwächlich gebildet; nach Reinwardt (344) iſt die Naſe dick und ſtumpf, die Geſichtslinie (der Geſichtswinkel?) etwas ſchärfer als beim Javaner, das Haar ſehr verſchieden; anderwärts wird berichtet ſie ſeien dunkler als die Bewohner der Nachbarinſeln, manche pechſchwarz, von platterem Geſicht und mehr vorſtehenden Backenknochen, weitem Mund, offenen Naſenlöchern und das Haar ſei meiſt krausgelockt, doch ſoll es auch kupferfarbige Menſchen mit rothem Haare dort geben und bei einigen blaue Augen vorkommen (Tydschr. 1849 II, 313 f., 1852 I, 209, v. Hogendorp in Verhand. I, 204). Die Füße ſind meiſt breit und gekrümmt (ebend.). Die Kupangneſen auf Samau gleichen im Aeußeren den Timoreſen (Tydschr. 1849, II, 308), die Rottineſen, welche Sal. Müller (b, 283) etwas dunkler, mehr rußfarbig und öfter kraushaarig als dieſe nennt und ein wenig unter mittelgroß angiebt, werden anderwärts (Tydschr. 1849 II, 312) als lang und ſchlank, mehr braun als ſchwarz geſchildert; ſie haben langes Haar, hohe Stirn, dicke Augenbrauen, nicht platte Naſe, kurz abfallendes Kinn. Auf Savu, wo ſchon Cook (1ſt

voy. III, 280) Gestalt und Gesichtsbildung sehr verschieden fand und die fast europäisch weiße Hautfarbe der Vornehmen neben der schwarzbraunen der gemeinen Leute hervorhob, leben wohlproportionirte nicht ganz mittelgroße Menschen mit langem schlichtem, nicht wolligem Haar; das Gesicht ist oval, die Nase der der Hindus ähnlich, das Kinn fällt nicht kurz ab (Tydschr. 1849 II, 311, Sal. Müller b, 292). Nach Moor (Append. 9) sollen vielmehr die Rottinesen mehr den Hindus gleichen und sich durch stärkere schärfer geschnittene Züge auszeichnen, ihre Weiber, die zum Theil hübsch seien, hätten weit hellere Haut als die Männer.

Die Südwest Inseln haben lichtbraune schöne Menschen, die 1,55—1,6 holl. Ellen hoch und stark gebaut sind; ihre Weiber sind, außer auf Damme, sehr fruchtbar (Bosscher in Tydschr. a, II, 420, 439). Die Stirn ist hoch, die Nase scharf auf den Serwatty Inseln (Kolff 60). Daß die Bewohner von Lette, denen die von Moa durchaus gleichen, in ihren Zügen den Europäern ähnlicher sind als den Malaien, obwohl ihre Farbe von der des Chinesen bis zum Schwärzlichen geht, hat schon Barchewitz (233, 280) bemerkt. Das Haar, in welchem sie einen Kamm von Bambus tragen, entfärben sie mit Kalk (Tydschr. 1855 I, 232). Ebenso stehen auch die der Tenimber Inseln, abgesehen von der dunkleren Hautfarbe, den Europäern im Aeußeren näher als den Malaien (Kolff 239). Nach W. Earl (J. R. G. S. XI, 113) wäre das Haar der Bewohner von Kisser zwar meist schlicht, bisweilen jedoch auch leicht gekräuselt.

Halmahera hat besonders auf der Ostküste große, breit gebaute und sehr muskelkräftige Menschen, obwohl die Frauen verhältnißmäßig klein sind; jenes gilt hauptsächlich von den Alfuren im Innern des nordöstlichen Theiles die hochgelb von Farbe sind und von regelmäßigeren Zügen und männlicherer Haltung als die gemischten Küstenbewohner (Willer 37, Tydschr. 1856 II, 211). v. Bär (13) hat einen Schädel von Gilolo beschrieben, der brachycephalisch ist und sich dem Typus nähert welchen Junghuhn den Alfuren der Sunda Inseln (den Battas) zuschreibt; er ist breiter und kürzer als die sog. Alfuren-Schädel von Neu Guinea, hat größere, weniger zurücklaufende Stirn und scheint daher wesentlich von diesen verschieden zu sein. Von oben erscheint er groß eiförmig, die Scheitelgegend ist breit und erweitert sich nach hinten, das Hinterhaupt abschüssig; die Seitenhöcker liegen unge-

wöhnlich weit nach hinten, die squama superior des Hinterhauptbeins iſt platt und von der inferior durch eine ausgebildete Querleiſte getrennt, das Geſicht breit und nur wenig prominirend. Wer Junghuhn's Batta-Typus nicht als beſondere Raçe anerkennt, wird dieſen Schädel, deſſen Hinterhaupt ohnehin nicht die bei den Battas gewöhnliche Form zeigt, unbedingt als malaiiſch betrachten. Die Bewohner der Molukken ſind nach Adams (bei Belcher II, 376) dunkler als die eigentlichen Malaien, haben größeren Kopf, längere Oberlippe, kleinere tiefer liegende Augen und breitere plattere Naſe; d'Argensola (1, 22) bemerkt daß das Haar bei ihnen zeitig grau werde. Chineſiſche Züge beſitzen die Ternatanen nicht, ſondern die Geſichtsbildung iſt regelmäßiger und ſchöner, die Augen größer (Roorda I, 260). Die Alfuren die Sal. Müller (b, 58 noot) auch den Molukken, in Buton, Makaſſar und Amboina ſah, waren durchgängig braune Menſchen mit ſchlichtem Haar.

Auf Amboina ſind die Nachkommen der Portugieſen auffallender Weiſe viel dunkler als die Eingeborenen (Sal. Müller b, 112); die letzteren werden als mittelgroß und wohlgebildet, eher hager als fett geſchildert, ſind von grauſchwarzer, nicht ſehr dunkler Färbung, die Naſe iſt nicht platt, ſondern gut proportionirt, manche von ihnen haben ſchöne Züge (Valentyn II Beschr. v. Amb. 138, Roorda I, 70). Die Alfuren des ſüdlichen Ceram ſind nach Temminck (III, 275) von offener Phyſiognomie mit großen Augen, wohlgebildeter Naſe, großen aber nicht dicken Lippen und langem krauſem Haar. Valentyn (a. a. O. 71) nennt die des Innern viel größer beleibter und ſtärker als die Küſtenbewohner, daß er kleine ſchwarze und wollhaarige Menſchen auf der Inſel angebe, wie W. Earl (c, 116) behauptet, ſcheint ein Irrthum zu ſein. Die von Buro ſind ſtämmig und von hellbrauner Farbe (Bullet. soc. géogr. 1855 II, 197 nach v. d. Hart), die Bandaneſen robuſt ſchlichthaarig und ziemlich ſchwarz (Barchewitz 545, Crawfurd a, 35).

Die Key Inſeln bewohnt ein kräftiger, ziemlich großer, ſchön gebauter Menſchenſchlag von braunſchwarzer doch glanzloſer Farbe, deſſen Haar nicht lang und kraus iſt, wie Valentyn (IV, 39) und Roorda (I, 218) angeben, ſondern ſchwarz und lockig (Bosscher in Tydschr. a, IV, 27); die Stirn iſt hoch und liegt etwas hervor, die dunklen Augen haben ſtarke Brauen, die Naſe iſt groß und wohlgebil-

det, der Mund breit, die Unterlippe ſteht oft ein wenig vor, das Kinn iſt breit und gerade (vaak, vlak?) und mit einem ſtarken krauſen Bart bekleidet.

Die ſog. Alfuren der Aru Inſeln ſind von ſchwarzer oder durchſcheinend brauner Farbe (Kolff 158), groß kräftig und von regelmäßigen Geſichtszügen die ſich denen der Europäer nähern (Brumund in Tydschr. VII, 2, 290). Nach W. Earl (c, 94, 99) wären die Eingeborenen denen von Port Eſſington ſehr ähnlich, hätten aber andererſeits auch viel mit denen am Utanata in Neu Guinea gemein; er nennt ſie größer und muskulöſer als die Malaien und Bugis, aber kleiner als die Europäer, 5′ 4—8″ und fügt hinzu daß ihre Extremitäten ſchmächtig gebildet ſeien. Wallace (Proceedings R. G. S. II, 167) ſpricht ihnen wolliges oder krauſes Haar zu, im Vergleich mit den Malaien bezeichnet er ſie als größer und ſchlanker, die Stirn platter, die Augenbrauen mehr vorliegend, die Naſe, deren Spitze etwas nach unten gebogen ſei, größer und dicker, auch die Lippen ſeien dick; gegen die Einwendungen aber die ſich gegen dieſe Schilderung erheben laſſen (ſ. oben p. 79 f.) ſchützt er ſich im voraus durch die Bemerkung, daß es ſehr zahlreiche und mannigfaltige Abweichungen von dieſem Typus gebe, da ſich viele Fremde der einheimiſchen Bevölkerung beigemiſcht hätten.

Die Bewohner der Nikobaren ſind von niedrigem Wuchs, athletiſch, zum Theil plump gebaut mit kurzem Hals; ſtarken Gliedern, breiten Füßen. Die Haut wird als braun und etwas in's Kupferroth fallend (Rink 148), ſelbſt als glänzend kupferroth (Leigh 211), auf Kar Nikobar als dunkel bronzefarbig (R. der Novara II, 12) bezeichnet, auf Klein Nikobar iſt ſie weit heller als die der Hindus (Rink 4), denen dieſe Menſchen mehr als den Malaien und Birmanen gleichen ſollen (Chopard in Journal (III, 271). Die nähere Beſchreibung ſcheint dieß indeſſen nicht zu rechtfertigen. Die Stirn iſt ſchmal und gerade, die Schläfengegend und Seitentheile des Schädels flach, die Augen ſtehen weit voneinander ab, der Scheitel ſteigt ſpitz in die Höhe, der Zwiſchenraum zwiſchen den tubera parietalia iſt auffallend groß, der Hinterkopf ſehr flach; das Geſicht, welches nur Dampier (II, 155) ziemlich lang und vollkommen gut proportionirt, Rink (148) dagegen breit nennt, zeigt eine flache breite Naſe, weiten Mund mit dicken Lippen, ſtark entwickelten Unterkiefer und ſpitziges Kinn (Steen Bille I, 271). Eine etwas andere Schilderung giebt der Reiſebericht der No-

vara (II, 80): Die Stirn iſt leicht gewölbt, bisweilen von ſchöner Form, das Hinterhaupt wahrſcheinlich durch Kunſt abgeflacht, das Geſicht breit mit ziemlich ſtark entwickelten Jochbeinen, die Augenbrauen ſpärlich, die Naſe, welche nur Chopard (a. a. O.) als gebogen angiebt, breit und plump, bisweilen jedoch lang, die Ohren klein, aber lang ausgezogen und durchbohrt, das Kinn weicht etwas zurück, das nach Chopard matt ſchwarze Haar iſt ſtark aber weich, der Bart gering. Leigh (211) bezeichnet die Augen als ſchief ſtehend.

3. Eine **culturhiſtoriſche Schilderung** der Malaienvölker läßt ſich nicht in zuſammenfaſſender Weiſe, ſondern nur ſo entwerfen daß die einzelnen Zweige derſelben eine geſonderte Darſtellung erhalten, denn es finden ſich hier neben Völkern von hoher Cultur und verfeinerten Sitten auch ſolche die äußerſt roh geblieben ſind und zwiſchen beiden mannigfaltig abgeſtufte Mittelglieder von eigenthümlicher Entwickelung; die Einwirkungen fremder Elemente, insbeſondere die der Inder Chineſen Araber und Europäer ſind auf ſie theils unmittelbar theils nur mittelbar, bald tiefer bald nur oberflächlicher, bald länger und räumlich ausgebreiteter bald nur kürzere Zeit hindurch und in beſchränkterer Weiſe eingedrungen. Dieſe hiſtoriſchen Einflüſſe in Verbindung mit den geographiſchen Verhältniſſen des Archipels und der örtlichen Lage der einzelnen Völker, laſſen eine große Mannigfaltigkeit in dem Culturzuſtande derſelben erwarten, und wenn es uns auch nicht geſtattet iſt dieſen Reichthum vollſtändig in's Einzelne mit unſerer Betrachtung zu verfolgen, ſo werden wir doch verſuchen das Wichtigſte und am meiſten Charakteriſtiſche überſichtlich herauszuheben.

Die älteſten hiſtoriſchen Sagen der Malaien, geſammelt in dem Sejara Malayu (Leyden's Malay Annales), ſpäter in einer verbeſſerten und bereicherten Ueberſetzung zu Singapore neu herausgegeben (Auszug daraus von Braddell in Journal V, 125 ff. mit erklärenden Anmerkungen), leiten den Urſprung dieſes Volkes von Vorderindien her. Ein indiſcher Fürſtenſohn, erzählen ſie, aus dem Stamme Alexanders des Großen, wanderte aus ſeinem Vaterlande aus zur Zeit des lebendigen Gebrauches der Sanſkritſprache, wie die Erzählung ſchließen läßt (Leyden p. 24), und kam nach Palembang in das Land des Demang Lebar Daon, wo er Sang Soprabo oder Sangſapurba genannt wurde und eine Tochter des letzteren zur Ehe erhielt. Es heißt weiter von ihm daß er vielfach umherzog: er beſuchte nicht allein Paſe an der

Nordoſtküſte von Sumatra, ſondern auch Madjapahit, die Inſel Bentan (Bintang), mit deren Königin ſich einer ſeiner Söhne Sang Rila Utana, ſpäter Sri Tribuana genannt, verheirathete, und zuletzt Menangkabao, wo er ſich bleibend niederließ und ſeine Herrſchaft gründete. Von Bintang, nicht von Palembang aus* ſtiftete Sri Tribuana (Siri Turi Bowana bei Valentyn) Singapura, „die Stadt des Löwen", nach Valentyn's (VII, 316) ziemlich allgemein angenommener Berechnung im J. 1160 (1101 nach Braddell in Journal IX, 66), und ſeit dieſer Zeit hieß die Halbinſel Malakka Tanah Malaju, das Malaienland. Der Verkehr mit Vorderindien, dem Lande Kling, dauerte fort um dieſe Zeit, wie auch ſpäter. Als aber Singapore von den Javanen erobert wurde (1252 nach Valentyn), gründeten die Malaien Malakka, wo ein mächtiges Reich erſtand, namentlich ſeitdem die dortigen Fürſten zum Islam übergetreten waren (1276).

Die Glaubwürdigkeit dieſer Ueberlieferung iſt ſehr verſchieden beurtheilt worden. Das Sejara Malayu iſt erſt kurz nach dem Jahre 1612 niedergeſchrieben worden und der unhiſtoriſche Charakter der Schrift verräth ſich in einer Menge phantaſtiſcher Zuthaten nach orientaliſchem Geſchmack, wie ſie wohl nirgends in malaiiſchen Geſchichtswerken fehlen; indeſſen iſt dieß kein Grund das Ganze für eine bloße Erdichtung zu halten auch in allen Hauptſachen. Kein europäiſcher Schriftſteller über die Malaien, ſagt Dalton (bei Moor 44) hat ſeine Unterſuchungen über mehr als 300—350 Jahre erſtrecken können ohne dann auf bloße Traditionen zu ſtoßen, deren Chronologie er ſelbſt hinzugemacht hat; vor der Einführung des Islam ſind Geſchichte und Chronologie faſt ganz fabelhaft und auch für die ſpätere Zeit muß man beachten daß jeder Rajah ſich einen Hiſtoriker hält der ſeine Geſchichte nur zu ſeinem Lobe ſchreibt. Hiſtoriſche Treue darf man daher in malaiiſchen Werken überhaupt nicht erwarten; der hiſtoriſche Standpunkt der Malaien überhaupt aber iſt hinreichend dadurch charakteriſirt daß ſie die Welt von Anfang an in drei Reiche getheilt glauben, nämlich Rum oder Rom, das ihnen mit Conſtantinopel, der Reſidenz des Beherrſchers der Gläubigen zuſammenfällt, Chin (China) und Pulo Mas, „die gol-

* Logan (in Journal II, 515) hat darauf aufmerkſam gemacht daß die oft behauptete Auswanderung der Malaien von Menangkabao nach Malakka nur auf einer Vermuthung Marsden's beruhe, die dieſer an Valentyn's Darſtellung geknüpft hat, welche zwar nicht ungenau, aber unvollſtändig den Inhalt des Sejara Malayu wiedergiebt.

dene Inſel", das Reich von Menangkabao (Newbold II, 215). Ueberall in ihren hiſtoriſchen Traditionen ſind von Weſten her ihnen zugeführte, größtentheils muhammedaniſche Elemente mit einheimiſchen bunt durcheinander gewirrt.

So geringes Vertrauen aber auch die malaiiſche Geſchichtſchreibung verdient, ſo wenig gewichtig ſind doch die Gründe aus denen man die innere Unwahrſcheinlichkeit jener Ueberlieferung hat nachweiſen wollen (Edinb. Review 1813 no. 45 und daraus bei de Waal I, 12, 250 ff.). Auch Crawfurd (a, 241), der die Sache ebenſo kurz als entſchieden behandelt hat, ſcheint uns hierin nicht glücklicher geweſen zu ſein, denn man kann zugeben daß die Regierungsdauer der einzelnen Herrſcher von Singapura und Malakka und ſelbſt einige ihrer Namen unrichtig angegeben ſeien ohne den Hauptbeſtandtheil jener Sage zugleich für unhiſtoriſch zu halten. Eine wahrſcheinlich richtigere Liſte der malaiiſchen Könige als die im Sejara Malayu, aus welchem Valentyn geſchöpft hat, findet ſich im Sulalat as' Salathin oder Sulaleto Sſalathina (Netscher in Tydschr. a, II, 145, Roorda in Tydschr. VI, 3, 244): ſie ergiebt für die Zeit von 1160—1757 eine durchſchnittliche Regierungsdauer von 22 Jahren; der Streit über dieſen Punkt aber hat mit der Einwanderung des indiſchen Fürſten nach Palembang und der Gründung von Singapore, die in dem letzteren Werke ebenſo erzählt wird wie im Sejara Malayu, überhaupt nichts zu thun. Gänzlich verfehlt aber iſt es wenn Crawfurd lieber de Barros und Albuquerque als der einheimiſchen Sage folgen will, da jene doch auch nur aus einheimiſcher Ueberlieferung ihre Nachrichten ſchöpfen konnten — möglicher Weiſe aus einer ſolchen die weder allgemeiner verbreitet noch genauer unterſucht, vielleicht nicht einmal richtig verſtanden war. Nach de Barros ſoll ein Flüchtling von Java zwar nicht Singapore, das damals ſchon beſtanden habe, ſondern Malakka gegründet haben, nachdem er durch die Siameſen aus Singapore, deſſen er ſich bemächtigt hatte, vertrieben worden war. Albuquerque's Angabe, daß ein Flüchtling von Palembang, das er nach Java verlegt, der Stifter von Malakka geweſen ſei, nähert ſich bereits der einheimiſchen Tradition und zeigt zugleich die Verwirrung in den Nachrichten dieſer portugieſiſchen Schriftſteller. Ueber den Einwurf daß in Malakka malaiiſch, nicht javaniſch geſprochen wird und ohne Zweifel ſeit dem Beſtehen dieſes Staates immer geſprochen worden iſt, geht Crawfurd ohne Wei-

teres hinweg; wenn er aber darauf hinweiſt daß mehrere Perſonen- und Ortsnamen die der älteſten Ueberlieferung angehören ſanſkritiſch und javaniſch ſind, ſo würde ſich dieß mit der Erzählung des Sejara Malayu recht wohl vereinigen laſſen; ja ſelbſt die Nachrichten bei de Barros ſtimmen mit letzterer zuſammen in Rückſicht des Umſtandes daß ſich Javanen in Singapore, das ſie nicht geſtiftet hatten, als Eroberer feſtſetzten, ſpäter aber wieder vertrieben wurden, nur in Bezug auf die Gründung von Malakka ſcheinen ſie ein Mißverſtändniß zu enthalten, denn ohne ſehr beſtimmte Zeugniſſe welche die Sprachforſchung zu liefern haben würde, erſcheint es nicht glaubhaft daß das altberühmte Hauptland der Malaien auf der Halbinſel einer javaniſchen Kolonie ihren Urſprung verdanke.

Haben ſich die Gründe gegen die hiſtoriſche Wahrheit der malaiiſchen Sage nicht als ſtichhaltig gezeigt, ſo laſſen ſich auf der anderen Seite eine Reihe von Thatſachen anführen welche die Koloniſirung Sumatra's von Indien her und die Herkunft der Malaien von Malakka aus jenen Gegenden wahrſcheinlich machen. Marsden (Dict. of the Malayan lang.) hat bereits gezeigt daß viele Sanſkritwörter in's Malaiiſche übergegangen ſind, namentlich viele Götternamen, und W. v. Humboldt (I p. XII f.) hat aus ſprachlichen Gründen eine Gemeinſchaft der malaiiſchen Völker mit denen des Sanſkrit-Stammes in der Zeit die aller Civiliſation vorausging, wahrſcheinlich gefunden, obwohl er dabei nicht zugleich der Meinung war daß alle Bildung der erſteren aus Indien ſtamme. Jene Sanſkritwörter ſcheinen wegen der meiſt nur geringen Veränderungen die ſie erlitten haben, unmittelbar in's Malaiiſche übergegangen zu ſein und zwar in ſehr früher Zeit, weil ſie verhältnißmäßig ſehr einfache Begriffe bezeichnen. Vor Allem deuten die vier verſchiedenen auf Sumatra gebräuchlichen Alphabete durch ihre Verwandtſchaft mit der altindiſchen Schrift, dem Devanagari, auf Einflüſſe von dieſer Seite hin. Das älteſte bis jetzt näher bekannte Geſetzbuch der Malaien, das von Malakka, verräth in manchen ſeiner Beſtimmungen eine Abhängigkeit vom Koran, andere dagegen ſtehen in einem gewiſſen Gegenſatz zu dieſem und gleichen den Geſetzen des Manu, und von den Titeln der Herrſcher welche in den alten malaiiſchen Geſetzbüchern vorkommen, ſind viele offenbar aus Sanſkritwörtern gebildet (Newbold II, 218, 221 ff.); die Ziffern, die Diviſion, die Zahlen über 1000 ſtammen aus derſelben Quelle (ebend. 363). Den Elephanten zu zäh-

men von deſſen Gebrauch zur Jagd und im Kriege das Sejara Malayu in Malakka erzählt, lernten die Malaien von den Hindus, da er ſelbſt und was ſich auf ſeine Dreſſur bezieht mit Sanſkritwörtern bezeichnet wird (Crawfurd a, 136). Dieß Alles giebt der Sage daß indiſche Cultur in alter Zeit nach Sumatra verpflanzt worden iſt und daß „die erſten Malaien“ dieſer Inſel der brahmaniſchen Religion anhingen, wie die Bewohner des Gebirgslandes von Padang erzählen (Couperus in Tydschr. a, IV, 7), volle Glaubwürdigkeit. Nur ein Zweifel bleibt in dieſer Hinſicht noch übrig, der ſich allein durch eine genaue Unterſuchung darüber wird löſen laſſen, ob die Sanſkrit-Elemente des Malaiiſchen alle durch das Javaniſche hindurchgegangen ſind oder nicht. Friederich nämlich hat die Anſicht aufgeſtellt (Tydschr. a, II, 477, Ztſch. d. d. morgenl. Geſ. IX, 258) daß in Menangkabao während der zwei oder drei Jahrhunderte die der Einführung des Islam vorhergingen indiſche Cultur zwar herrſchend, aber nicht direct, ſondern von Java aus dahin eingeführt war und ſich von da aus über den größten Theil der Inſel verbreitete. Er vermuthet daß dieſe Einwirkung von Madjapahit ausgegangen ſei, deſſen Macht ſich vor 6—700 Jahren wie über Banka und Rhio, ſo auch über das Innere von Sumatra und namentlich über Palembang ausdehnte. In Tanah datar (Gebirgsland von Padang) fand Sal. Müller bei Dörfern in denen ehemals Glieder der fürſtlichen Familie von Menangkabao gewohnt haben, Steine in welche Kawi-Inſchriften eingehauen ſind (Bydragen IV, 114), von ähnlichen Steinen berichtet Francis in Priangan, im Oſten von Siutu und in Pagarrujong (Tydschr. II, 1, 106, 108). Im Dorfe Manderiang dagegen findet ſich ein altes Grab in Hufeiſenform aus vier Reihen von Trachytſteinen gebildet, in deſſen Mitte eine Platte mit einer Inſchrift in Devanagari-Charakteren liegt (Burger in Verhandelingen XVI, 201). Im Lande der 12 Kotas bei Tandjong giebt es alte Grabmonumente aus rothem Backſtein (Kota Tjandi, C. de Groot in Tydschr. a, IX, 531). Reſte von indiſchen Tempeln giebt es ferner in Padang-lawas im Innern der Weſtküſte (Rosenberg in Tydschr. a, III, 58); ſolche die angeblich denſelben Stil zeigen wie die Ruinen von Madjapahit finden ſich in Deli (Anderson 28), Batu, Bara und in den Battaländern bei Pertibie, Hindugräber in Indragiri, Kwantan und anderwärts, Hindu-Bilder und Inſchriften in Indrapura (de Waal II, 11 u. 12, 87 ff.) Inſchriften in Atjin

(Knoerle in Oosterling I, 136, Hollander 494), und wenn es hier wie in Jambi, wo man ebenfalls indiſche Götterbilder und drei Tagereiſen weit im Innern einen alten Tempel entdeckt hat (Anderson 395, Crawfurd a, 163), allerdings nicht ſicher iſt ob auch hier dieſe Alterthümer javaniſchen Urſprungs ſind, ſo iſt dieß dagegen unzweifelhaft für die Buddha- und Ganeſabilder von Palembang, wo viele javaniſche Wörter in die Sprache eingedrungen ſind und ſich javaniſche Sprache und Schrift bis vor kurzem am Hofe erhalten hat. Mit Unrecht hat Crawfurd (a, 322) das Vorhandenſein von Hindu-Alterthümern in Palembang ganz geleugnet (vgl. auch Tydschr. VIII, 3, 309). Dieſe Ausbreitung javaniſchen Einfluſſes über Sumatra ſchließt indeſſen nicht aus daß in noch früherer Zeit, vielleicht auch gleichzeitig unmittelbar von Indien aus Einwanderungen dahin ſtattgefunden haben, wie die Sage erzählt und wenigſtens durch einige der erwähnten Ueberreſte beſtätigt zu werden ſcheint. Daß dieß wirklich geſchehen ſei, macht nicht bloß die Lage des Landes wahrſcheinlich, ſondern vor Allem der Umſtand daß die Schriftzeichen der Battas Redjangs und Lampongs nach Friederich's eigener Unterſuchung (a.a.O. 476) nicht über Java ſondern unmittelbar aus Indien zu ihnen gekommen zu ſein ſcheinen und alle drei offenbar aus derſelben Form der indiſchen Schrift abgeleitet ſind. Auch das Fehlen des Elephanten auf Java läßt ſich dafür anführen. Daß freilich indiſche Cultur erſt von Sumatra nach Java gelangt ſei (Knoerle a.a.O.), wird man ſchwerlich annehmen können.

Käme es darauf an die Nachrichten welche de Barros, Alboquerque und das Sejara Malayu geben, miteinander zu vereinigen, ſo würde ſich nach Anleitung des Vorſtehenden etwa die Anſicht ergeben, daß Malakka von einem javaniſchen Fürſten aus Palembang gegründet wäre der indiſche Cultur auf die malaiiſche Halbinſel übertragen hätte; indeſſen läßt ſich durch dergleichen Combinationen die gleichſam auf einem Compromiß widerſprechender Angaben beruhen wohl am wenigſten das hiſtoriſch Wahre erreichen. Nur darauf wird man hinweiſen dürfen daß es in der Sache ſelbſt keinen weſentlichen Unterſchied macht ob ein urſprünglich indiſcher Fürſt oder ein javaniſcher die Malaien nach der Halbinſel führte, da die altjavaniſche Cultur ſelbſt indiſch iſt und, wie wir oben (p. 26) geſehen haben, Javaner zur Entwickelung von Menangkabao mitgewirkt haben, wenn nicht ausſchließlich, doch

neben Indern und vielleicht fortdauernd auf die Grundlage welche von diesen bereits gelegt war.

Daß Menangkabao der älteste und berühmteste der Malaienstaaten war, wird allgemein und gleichmäßig von der historischen Tradition behauptet. Rumbowe, Sungi Ujong, Johor und Soimenanti erhielten, wie wir oben gesehen haben, von dort ihre Bevölkerung, und haben noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. ihre Abkunft von dort dadurch bestimmt anerkannt, daß sie einen Sohn des Königshauses von Menangkabao auf den Thron setzten als Streitigkeiten um die Herrschaft bei ihnen ausgebrochen waren, und daß seitdem der Rajah von Menangkabao beim Tode eines ihrer Fürsten stets dessen Nachfolger ernennt (Newbold II, 79 ff.). Diesen Thatsachen gegenüber läßt sich der malaiischen Ueberlieferung von einer noch älteren Einwanderung aus Palembang nach Singapore und Malakka nicht wohl der Glaube versagen. In den Orang Benua freilich wird man Malaien aus noch älterer Zeit und von größerer Ursprünglichkeit, Malaien die von indischer Cultur unberührt geblieben sind, zu sehen geneigt sein, und in Bezug auf diese mag es allerdings gelten daß unentscheidbar sei ob man Malakka oder Sumatra für ihr Stammland zu halten habe (Crawfurd a, 251).

Zu den ältesten Malaienkolonien die von Sumatra aus gestiftet wurden scheinen Bintang, Lingga und die benachbarten Inseln zu gehören (Angelbeek in Verhandelingen XI, 17) auf den Inseln Keteer, Kete und Panguyan in der Bai von Bintang hat man im J. 1847 und 1849 mancherlei indische Alterthümer gefunden, Schmuck von feinem Golde, Götterfiguren, goldene Armspangen, Schalen und Teller von Porzellan, Vasen wie sie auf der Küste von Coromandel im Gebrauch sind (Bruijn-Koops in Journal IX, 105). Hiermit in Uebereinstimmung erzählt das Sejara Malayu von einem vielfachen freundlichen Verkehr Malakka's mit dem Lande Kling, selbst bis in die Zeit da der Islam dort herrschend geworden war, und von einer Verheirathung des Rajah von Malakka mit einer Königstochter von Madjapahit. Ein wichtiges Zeugniß für das hohe Alterthum jenes Verkehrs liefert der bei Ptolemaeus erhaltene Städtename Kokkonagara aus dessen sanskritisch zweiter Hälfte Lassen (II, 1043) geschlossen hat daß Brahmanen außer auf Java auch in Malakka schon im 2. Jahrh. p. Ch. angesiedelt waren. Für die spätere Zeit verdient auch das Zeugniß

der von J. Low (Journal III) veröffentlichten Chronik von Quedah Erwähnung: sie erzählt daß Mahawangsa, der erste Herrscher dieses Landes aus Rum kam und nennt bis zur Einführung des Islam durch Scheikh Abdulla (1501) sieben Regenten. Daß man in diesem Fall unter Rum Indien zu verstehen habe, glaubt Low (a. a. O. 11, 257, 481) aus den freilich noch nicht näher untersuchten Alterthümern des Landes schließen zu dürfen: Reste von Hindu-Tempeln, alte Gräber, Inschriften, Kupfermünzen, die sowohl auf Siva- als auf Buddha-Cultus hindeuten sollen. Auch verdient noch Erwähnung daß die im 13. Jahrh. zum Islam bekehrten Malaien von Naning ihrer Sage nach vor dieser Zeit der buddhistischen Religion angehangen haben sollen (Newbold I, 246). Nimmt man hinzu daß ein Verkehr der malaiischen Halbinsel mit Java überall nur selten erwähnt wird, so kann man nicht wohl daran denken die Civilisation der Malaien von dort herzuleiten, sondern nur ihren Ursprung in Indien selbst suchen.

Dürfen wir demnach den Bericht des Sejara Malayu insoweit als historisch richtig betrachten daß indische Cultur direct nach Sumatra verpflanzt worden ist, hier eine weite Ausbreitung gefunden und von da nach Malakka übergegangen ist; so erscheint es als ein interessanter Umstand daß jene Chronik den in der indischen Mythologie berühmten Berg Maha Meru nach Palembang verlegt und von ihm einen Fluß Malayu entspringen läßt an dem Orte an welchem der eingewanderte indische Fürst zuerst sich zeigte von dem die Malaien stammen sollen. Man kann dieß zunächst nicht wohl anders auffassen als Valentyn (VII, 316) gethan hat, nämlich so daß die Malaien ihren Namen von diesem Flusse erhalten haben. Wie der Berg Maha Meru trägt aber auch der Fluß einen bekannten indischen Namen, den Namen des Landes und Volkes das auch späterhin mit den ostindischen Inseln in beständigem Verkehr geblieben ist. Malaya, Malayala sind die Telinga oder Kling der vorderindischen Küste. Auch das Bild des Flusses erklärt sich leicht: die Malaya sind von Maha Meru entsprungen und ausgegangen. Daß das Volk der Malaien seinen Namen von seinen indischen Führern und Civilisatoren erhielt kann nicht befremden (Näheres über denselben bei Braddell in Journal V, 176), daß es ihn auf Sumatra noch nicht geführt habe, sondern erst später (Friederich in Tydschr. a, II, 479), ist eine Vermuthung die sich nur auf die verächtliche Nebenbedeutung des Wortes stützt die es einer andern, von

uns früher angeführten Ableitung gemäß haben sollte; sie wird aber dadurch widerlegt daß es im Innern von Menangkabao am Berge Sungipagu einen Stamm giebt der den Namen Malayo trägt (Marsden 3d ed. 331). Nach Müller (a, 83 ff.) und Logan (in Journal III, 364) giebt es dort sogar mehrere Geschlechter dieses Namens und es ist daher schwer zu begreifen, warum ersterer gleichwohl diese „Malaiengeschlechter" in Sumatra, dem Stammlande des Volkes, für neueren Ursprunges halten mag, während es doch weit näher liegt in ihnen die directen Nachkommen jener indischen Einwanderer zu sehen. Ob die Suku-Einrichtung von ihnen herkomme, bedarf erst einer genauern Untersuchung. Mag das *Μαλαίου κώλον ἄκρον* welches Ptolemaeus erwähnt in Vorderindien zu suchen sein, so gewinnt doch nach der eben gegebenen Darstellung das Vorkommen dieses Namens auch für das Volk der Malaien eine gewisse Bedeutung. Eine Insel Malai „die am äußersten Ende von China liege und einen lebhaften Gewürzhandel treibe" wird ferner von Edrisi (1155) genannt und unter den abendländischen Reisenden spricht bereits Marco Polo von den „Malaien": es ist daher mehr als unwahrscheinlich daß dieser Name, wie Müller (a. a. O.) trotz der Anführung dieser Thatsachen annimmt, erst im 13. Jahrh. dem Volke gegeben worden sei und von dem javanischen Worte stamme welches „weglaufen, fliehen" bedeutet. Wenn Rigg (in Tydschr. VI, 2, 225), der die Ableitung desselben von dem indischen Volke der Malaya zuerst aufgestellt zu haben scheint, Langkapura d. i. Ceylon als das Land bezeichnet aus welchem die Sage der Malaien ihre Vorväter auswandern lasse, so kann sich dieß wohl nur auf das Volk von Quedah beziehen, an dessen Küste die Langkavi-Inseln liegen, die ehemals Langkapuri hießen (Low in Journal III, 8). Außerdem soll auch eine Insel zwischen Palembang und Jambi diesen Namen führen (Rigg nach Marsden).

Die fernere Geschichte der Malaien können wir nur in ihren Umrissen darstellen. Die historische Zeit beginnt, wie Crawfurd (a, 250) sehr richtig bemerkt, erst mit ihrer Bekehrung zum Islam, und hauptsächlich erst seit dieser Zeit haben sie sich von Malakka, nicht von Menangkabao aus durch Handelsthätigkeit und Eroberung durch den ganzen indischen Archipel verbreitet (Valentyn II Beschr. v. Amb. 244), wenn sie auch auf manchen Punkten, wie wir sehen werden, schon vorher Niederlassungen gegründet hatten. Menangkabao trat in Folge sei-

ner binnenländiſchen Lage ſeitdem mehr zurück, ſeine äußere Macht verfiel, doch ſtand es auch in ſpäterer Zeit bei allen Malaien in dem Ruf beſonderer Heiligkeit und blieb der Hauptſitz des Islam, welcher ſeit dem Anfang des 13. Jahrh. ſich über Sumatra verbreitet hat. M. Polo fand Muhammedaner an der Küſte in Perlak, das er Ferlech nennt; Ibn Batuta erwähnt (1345) an der Nordoſtküſte einen muhammedaniſchen Sultan dem die heidniſchen Nachbarländer Tribut zahlten, doch bemerkt er daß ſich der Islam über den fruchtbarſten Theil der Inſel noch nicht ausgebreitet habe (Journ. As. 4me série IX, 106, 108, 123 note 21); die erſte muhammedaniſche Dynaſtie auf Sumatra hat im J. 1205 ein Weſt-Aſiate in Atjin gegründet (Dulaurier in Journ. As. 4me série IX, 129 note 28). In Indrapura wurde nach der Angabe des dortigen Fürſten des Islam 1279 eingeführt und verdrängte die bis dahin herrſchende brahmaniſche Religion (derſ. in Bydragen III, 244). Wie dieſes Reich dem Zerfalle von Menangkabao ſeinen Urſprung verdankte und aus ihm wieder kleinere Reiche hervorgingen (Marsden 3e ed. 353), ſo geſchah es auch mit andern Ländern deren Herrſcher zum Theil dem Fürſtenhauſe von Menangkabao ſelbſt anzugehören behaupten, ſo z. B. der Tuanku von Moko-moko (Bogaardt in Bydragen N. V. II, 28), bis ſpäter die Holländer (1666 Valentyn VII Beschr. v. Sum. 35), ſeitdem ihnen die Statthalterſchaft über Padang von Menangkabao aus eingeräumt worden war, wider den Willen der Eingeborenen und mit Gewalt ſich die Oberherrſchaft über einen großen Theil der Weſtküſte zueigneten (Eſchels-Kroon 12). Weit älter aber als die Verbreitung des Islam über Sumatra iſt die Bekanntſchaft und der Verkehr der Araber mit dieſem Lande. Es wird zuerſt um 860 von arabiſchen Seefahrern erwähnt unter dem Namen Fantſur, der auch bei Maſudi um 944 wieder vorkommt (Müller a, 5, Reinaud, Géogr. d'Abulféda Introd. LIII, CCCLXXXIX); die Araber nämlich beſuchten es auf ihren Handelsreiſen nach China, und da ſich außer ihnen auch Perſer an dieſem Handel betheiligten, ſtammen nächſt den arabiſchen auch die perſiſchen Wörter welche in's Malaiiſche übergegangen ſind, aus jener Zeit (Dulaurier a. a. O. Crawfurd a, 18). Bei Edriſi (1155) finden ſich die Namen mehrerer hinterindiſchen Inſeln ebenfalls (Müller a. a. O.).

Geringeren Einfluß als die Araber haben die Chineſen auf die Malaien ausgeübt. Ihre Anweſenheit in Sumatra und Malakka ſchreibt

sich ebenso wie auf Java (s. oben p. 37) aus dem zehnten Jahrhundert her. Sumatra war um 950 in China bekannt, wie sich aus chinesischen Berichten ergiebt (Müller a, 5) und wahrscheinlich standen sie auch mit der malaiischen Halbinsel damals in lebhaftem Verkehr, da man in Singapore chinesische Münzen aus dem 10. u. 11. Jahrh. gefunden hat. Daß die Chinesen feste Niederlassungen im indischen Archipel erst nach der Ankunft der Europäer gegründet hätten (Crawfurd a, 94), ist wenigstens in Hinsicht auf Java und Borneo als unrichtig erweisbar.

Die drei verschiedenen Listen der malaiischen Sultane welche wir besitzen, hat Netscher miteinander verglichen (Tydschr. a, II, 145)*: die vier ersten derselben regierten in Singapura (1160—1247). Von dort durch Javaner vertrieben flüchteten die Malaien nach Muar und gingen von da nach Malakka, wo ihr Herrscher Sri Iskander Sjah die neue Hauptstadt seines Reiches gründete (Sejara Malayu). Hier residirten zehn Sultane bis zum Jahre 1518, unter denen Radja Tengah zuerst den Islam und zugleich den Namen Mohammed Sjah annahm (1276). Die bedeutendsten Ereignisse aus diesem Zeitraum sind die häufigen Kriege mit Siam; der vielfache Verkehr in welchem Malakka mit der Ostküste von Sumatra stand, besonders mit Pase, dessen Fürstenhaus mit dem von Malakka verschwägert war, während Siak (um 1450) sich in Abhängigkeit von ihm befand; auch zu China, dessen Herrscher als höher stehend im Range ausdrücklich anerkannt wurde, gestaltete sich das Verhältniß freundlich. Der Raja von Bruni nahm dagegen einen geringeren Rang ein, doch war er nicht abhängig von Malakka (Sejara Malayu). Als die Hauptstadt des Reiches 1511 von den Portugiesen erobert wurde, floh der damalige Sultan Mahmud Sjah II über Muar nach Pahang und Johor, das schon lange vor der Einführung des Islam ein mächtiger Staat gewesen war (Newbold II, 44) und die acht folgenden Herrscher, der 16te bis 23ste (1521—1687) behielten dort ihren Sitz (Logan in Journal V, 67). Von dort aus bemächtigten sie sich der Insel Bintang, dessen Hauptort Riouw die Residenz der vier folgenden wurde zu Anfang des 18. Jahrh. (Angelbeek in Verhandelingen XI, 26). Sultan Mahmud Sjah III entwich in Folge des Krieges mit den Holländern (1783) auch von hier und stiftete das Reich von Lingga, wo seine Nachfolger seitdem geblie-

* Einen Abriß der politischen Geschichte der Malaien bis zur Ankunft der Portugiesen s. bei de Hollander a, 123 ff.

ben sind. Von den neun Staaten im Innern der Halbinsel standen, wie vorhin erwähnt, vier unter dem Cang depertuan, fünf gehörten zu Johor, nämlich Ulu Pahang, Calang, Jellye, Jellabu und Segamet oder Muar, aber es verlor sie: Calang durch die Bugis (s. oben p. 15), Jellabu fiel dem Cang depertuan zu, Ulu Pahang und Jellye wurden an Pahang zinspflichtig (Newbold II, 151). Näheres über die Abhängigkeitsverhältnisse der einzelnen Staaten bei Anderson (Journal VIII, 149 ff.). Hauptsächlich war es die Ausbreitung der europäischen Mächte in diesen Gegenden welche den Verfall der malaiischen Reiche herbeiführte. Malakka selbst fiel 1641 in die Hände der Holländer, 1795 in die der Engländer, kam 1818 wieder an jene, 1825 nochmals an diese. Pulo Pinang war 1786 und 1802 auch der gegenüberliegende Küstenstrich von Quedah an die Engländer abgetreten worden, die 1810 sich Singapore's bemächtigten, das ihnen anfangs nur theilweise, 1824 aber ganz von Johor überlassen wurde (Newbold bei Moor Append. 88 ff.), nachdem sie sich seit 1819 in den festen Besitz desselben gesetzt hatten.

Am glänzendsten hatten sich die Bildung und Macht der Malaien, gestützt auf die Culturelemente die ihnen von Indien und Arabien her zugeführt worden waren, im 16. Jahrh. an drei Punkten im Archipel entfaltet: in Malakka, Atjin und Brune. Atjin findet sich erst um das Jahr 1500 im Sejara Malayu erwähnt und kam nach den Berichten der Portugiesen als Reich erst um diese Zeit empor, daher die Erzählung in der Chronik dieses Landes (übersetzt in Journal IV, 598) von den sieben ersten Fürsten des Landes, welche überdieß vom Anfang des 13. bis zum Anfang des 16. Jahrh. regiert haben sollen ohne historischen Werth ist. Der Blüthe von Atjin ging die von Pedir vorher, wo Ibn Batuta (1345) in der großen mit Mauern und hölzernen Thoren versehenen Stadt Sumuthra* die glänzende orientalische Hofhaltung eines muhammedanischen Sultans fand der sich eine Menge zahmer Elephanten hielt und in dessen Gebiet Kupferstücke und ungeschmolzenes Gold von China als Geld in Gebrauch waren (Journal As. 4. série IX, 106 u. das. Dulaurier 124 note 25). Atjin, in früherer

* Daher der Name der Insel, die im Sejara Malayu Andelas genannt wird. Bei M. Polo heißt sie bekanntlich Klein Java. Daß sie mit Java bereits von den Arabern öfter verwechselt worden ist, da sie von „Weihrauch von Java" sprechen, hat schon Valentyn (VII, 22) bemerkt. Sie führt indessen auch in einer einheimischen Sage den Namen Djawi (s. oben p. 26 Anm.)

Zeit zu Pedir gehörig, wurde von einem Sklaven und Günstling des Sultans von Pedir als selbstständiges Reich aufgerichtet; dieser machte sich unabhängig und nach kurzer Zeit war auch das alte Reich von dem neuen verschlungen (Valentyn VII, 6, 23, Gesch. von Atjin seit der Ankunft der Portugiesen b. Marsden 3d ed. 406 ff.). Das dortige Fürstenhaus rühmt sich gleich dem von Palembang, Cheribon u. a. arabischer Abkunft: die Araber genießen überall im Archipel wohin sich der Islam verbreitet hat hohe Verehrung, in Folge ihrer unmittelbaren Beziehung zum heiligen Lande, obwohl sie anmaßend und gewinnsüchtig, scheinheilig und gleißnerisch, von der gemeinsten Gesinnung und durch ihre Intriguen oft selbst den Fürsten gefährlich geworden sind deren Gunst sie zu gewinnen wußten. In Folge der Unfruchtbarkeit des Landes richtete sich die Thätigkeit der Atjinesen auf Schifffahrt und Handel. In den Jahren von 1529—1641 rüsteten sie 16 Flotten aus (Braddell in Journal V, 19), vorhämlich zum Kampfe gegen die Portugiesen, denen sie schon zwischen 1522 und 1529 viele Gefangene und Geschütz abnahmen. Die höchste Entwickelung der Macht von Atjin fällt unter Iskander Muda (1606—36, Braddell a.a.O. 24): er sendete im J. 1615 eine Flotte von 500 Segeln nach Malakka, in welcher sich hundert Schiffe mit 6—800 Mann, 3 großen und vielen kleinen Kanonen befanden, er besaß im Ganzen 2000 Messing-Kanonen, mehrere Hunderte von Elephanten, eine Leibgarde von etwa 3000 Weibern, beschäftigte 300 Goldschmiede in seinem Palaste (Marsden 3d ed. 441, 445, Joh. Verken 60) und soll über die größere Hälfte von Sumatra geboten haben (Journal IV, 694). Mit der Veränderung der Handelsverhältnisse welche der Einfluß der Europäer hervorbrachte, begann Atjin zu sinken, vor Allem aber trug dazu auch der Umstand bei daß die Regierung des Landes erschlaffte, da sie auf Weiber überging (1641—99) und die Großen des Reiches, welche factisch herrschten, den Handel ganz an sich rissen (Marsden 447); dann kamen auch noch innere Kämpfe hinzu, die das Land in Anarchie stürzten: viele seiner Herrscher wurden abgesetzt oder ermordet. Im J. 1688 besaß die Hauptstadt 48—50000 Einwohner, die Königin wohnte in einem Palast von Stein und die Moscheen waren mit Ziegeln gedeckt (Dampier III, 142). Valentyn (VII, 4) schildert sie noch als ziemlich glänzend: sie hat zwei Märkte, ein Zollhaus am Eingang, heidnische und muhammedanische Tempel; die Häuser stehen alle auf Pfählen, der königliche

Palaſt, mit Wall und Gräben umgeben, iſt zum Theil von Stein, doch ſchlecht gebaut, theilweiſe mit Ziegeln gedeckt und die Pfeiler auf denen er ruht mit Bildwerk geſchmückt, es bewohnen ihn 3—4000 Menſchen; Brunnen und Waſſerleitungen, ſchöne Pyramiden und die alten Königsgräber befinden ſich in der Nähe. Den Pfefferhandel hat der König faſt ausſchließlich in ſeiner Hand und verkauft zu beliebigen Preiſen, auch beerbt er diejenigen ſeiner Unterthanen welche ohne Söhne ſterben (Valentyn 6). Der Anfang der ſchriftlich abgefaßten Lehren nach denen der König ſeine Handlungsweiſe einrichten ſollte, und der Handelsgeſetze von 1635 findet ſich mitgetheilt von Braddell (a. a. O. 26).

Das Reich von Malakka wird im Sejara Malayu als ein wohlgeordneter Feudalſtaat mit ſtrenger Abſtufung der Aemter und des Ranges geſchildert, der unter einer milden und gerechten patriarchaliſchen Regierung ſtand; nur die Günſtlinge des Raja und die hohen Beamten behandelten das Volk oft mit roher Willkür, und die höchſte Strafe welche ſie traf, wenn ſie Schuld auf ſich geladen hatten, war Abſetzung. Hochverrath und Empörung kamen faſt gar nicht vor. Das verwickelte Hofceremoniell, der Anzug bei der Audienz, die vorgeſchriebenen Farben der Kleidung, die Beſtimmungen über den Schmuck den an dieſer und an den Häuſern anzubringen erlaubt war, über die Sonnenſchirme u. ſ. f. werden ausführlich mitgetheilt. Bei dem Angriffe der Portugieſen auf Malakka wird im Sejara Malayu wie im Sulaleto Salathina (Tydschr. VI, 4, 265) von dem Erſtaunen der Leute über die Kanonen des Feindes und über deren Wirkung erzählt: ſie hatten dieſe bis dahin nicht gekannt (vgl. Braddell in Journal VI, 43), wogegen ſie nach Alboquerque ſelbſt im Beſitze von mehreren tauſend Feldſtücken und Gewehren mit Luntenſchlöſſern geweſen wären — Valentyn (VII, 321) ſpricht von 9000 Stücken Geſchütz —, was freilich einen ſeltſamen Gegenſatz zu den übrigen Waffen, den Blasröhren mit Giftpfeilen, bildet die er bei ihnen fand. Auch hier ſcheint uns (gegen Crawfurd a, 21) der einheimiſche Bericht größeres Zutrauen zu verdienen als der portugieſiſche. Die Stadt Malakka ſoll um dieſe Zeit 30—40000 Feuerſtellen gehabt haben, der Handel war außerordentlich entwickelt; Kaufleute aus Pegu und Siam, Bengalen Malabar Coromandel Guzzerat und Ceylon, Chineſen und Japaner, Perſer und Araber trafen dort zuſammen, aus dem Archipele ſelbſt ſendeten die

Molukken Banda Timor und viele andere Inseln dahin ihre Schiffe (Crawfurd, a, 271, 164, G. de Loaisa's Reise bei Navarrete V, 156). Die Schifffahrt der Malaien und Javaner erstreckte sich um diese Zeit nach Norden bis nach Martaban und Cambodja, nach Osten bis zur nördlichen Küste von Australien, und wenn die Araber auch zur Entwickelung derselben wesentlich beigetragen haben, so sind jene doch gewiß schon vor der Ankunft der letzteren bedeutende Seefahrer gewesen. Sie besaßen Karten und einen in 16 Theile getheilten Kompaß, dessen Cardinalpunkte zum Theil Hindu-Namen führen (Newbold II, 360). Crawfurd (a, 116, 292) der bemerkt daß die Wörter für den Magneten und den Kompaß einheimischen Ursprunges seien, glaubt daß sie ihn den Arabern verdanken. Das Gesetzbuch welches damals in Malakka galt, ist von Iskander Sjah, dem Gründer des Reiches im 13. Jahrh. zusammengestellt, der letzte Theil desselben in der Form in welcher es uns jetzt vorliegt (von Fasl 34 an) aber eine Sammlung alter Gesetze aus späterer Zeit (Newbold II, 218). Der malaiische Codex des Seerechtes von Malakka aus dem 15. Jahrh. von Dulaurier herausgegeben (in Pardessus, Lois maritimes VI, 380), stimmt im Wesentlichen mit dem der Makassaren und Bugis überein (Tydschr. 1849 I, 305 ff.).

Brune, das von Malakka und Johor aus gegründet sein soll (Bruijn-Koops in Journal IX, 100), angeblich vor 400 Jahren (Ztsch. f. Allg. Erdk. N. F. V, 330 nach Crespigny), wahrscheinlich in noch früherer Zeit, wurde bei Ankunft der Spanier unter Serrano, der des bereits gefallenen Magalhães Schiffe befehligte, von einem muhammedanischen Sultan Namens Siripada beherrscht, das Volk jedoch war noch heidnisch, es betete Sonne Mond und Sterne an (Pigafetta 142 ff., Gomara 216, Maximil. Transilvanus bei Navarrete IV, 275; Oviedo XX, c. 1 hat nur aus jenen geschöpft): der Islam scheint demnach dort erst kurze Zeit vorher (1520) eingeführt worden zu sein, zumal da Pigafetta überdieß auch von einem großen heidnischen Reiche erzählt das Brune benachbart und mit diesem stets im Kriege sei. Die Hauptstadt enthielt damals angeblich 25000 Familien, war sehr ausgedehnt, die Häuser von Holz und mit Portalen versehen, die des Königs, der Vornehmen und die Tempel von Stein, doch ist das letztere nicht bestimmt und unzweifelhaft ausgedrückt (Navarrete IV, 73). Nach Pigafetta waren die Festungswerke mit 56 Kanonen von

Bronze und 6 von Eisen armirt, doch hören wir anderwärts wo von den Waffen die Rede ist (Pigafetta IV, 70) nur von Bogen und Pfeil, Blasrohr, Schild, Säbel und Küraß von Schildkrot, außerdem von Elephanten, die ein kleines hölzernes Haus mit 5—6 Bewaffneten auf ihrem Rücken trugen. Herrera (VII, 5. 5) erwähnt kleine Feldstücke und Musketen in den Malaienländern erst um 1540; nur von Java wird schon 5 Jahre früher mitgetheilt daß dort Kanonen von Bronze, selbst gegossene und Flinten, in größerer Anzahl verfertigt würden (Navarrete V, 156). Es gab in Brune ferner Schiffe die den Fusten glichen mit vergoldetem, als Schlangenkopf geformtem Vordertheil, die größten aber waren Junken (ebend. IV, 69, 71). Man schrieb dort auf Papier von Baumrinde „wie die Tataren (Chinesen) die hierher kommen" (Gomara 217, Pigafetta erwähnt nichts von dort lebenden Chinesen). Die Bevölkerung verabscheut den Krieg und duldet auch an dem Herrscher keine Neigung dazu, sie lebt friedlich miteinander, Raub und Mord kommen nicht vor (Max. Transilv. a. a. O.). An Lebensmitteln aller Art herrscht Ueberfluß, man kleidet sich in Baumwolle, am Hofe in Seide. Letzterer war mit orientalischem Luxus aller Art ausgestattet, der den Spaniern so imponirte daß sie sich gedrückt fühlten und sich der einfachen Geschenke schämten die sie allein darzubringen vermochten. Mit dem Herrscher durfte man nur durch ein Hörrohr sprechen, das durch ein eisernes Gitter hindurchgesteckt wurde, nur seiner Frau und seinen Söhnen war es vergönnt unmittelbar zu ihm zu reden (Navarrete IV, 70, 73, Gomara 216).

Stellen wir dieser höchsten Entwickelung malaiischer Civilisation den Culturzustand dieses Volkes gegenüber, welchen Crawfurd (II, 85) aus der Sprache folgernd bei ihm als einheimisch und ohne fremde Beihülfe erworben bezeichnet. „Sie hatten einige Fortschritte im Landbau gemacht, kannten den Gebrauch des Eisens und hatten Bearbeiter dieses Metalles wie des Goldes und machten vielleicht kleine Schmucksachen aus letzterem; sie kleideten sich in Gewebe aus Pflanzenbast, welche sie am Webstuhle woben, kannten aber noch nicht den Gebrauch baumwollner Gewebe, die sie erst später vom indischen Festlande erhielten; sie hatten den Ochsen und Büffel gezähmt und gebrauchten sie als Zug- und Lastthiere, hielten sich Schweine Hühner und Enten zur Nahrung. Dieses Volk stand höchst wahrscheinlich auf einer höheren Stufe der Bildung als die alten Mexicaner, auch zeigt die weite Verbreitung sei-

ner Sprache über die Meere daß es beträchtliche Fortſchritte in der Kunſt der Schifffahrt gemacht hatte, was die Mexicaner nicht gethan hatten. Wenn es die Schreibkunſt und einen einheimiſchen Kalender beſaß, war ſeine Ueberlegenheit noch entſchiedener." Was die Schreibkunſt betrifft ſo iſt eine in Singapore gefundene, vielleicht malaiiſche alte Inſchrift in ganz unbekannten Charakteren (Crawfurd in Journal II, 772) das Einzige worauf ſich die Behauptung ſtützen läßt daß die Malaien in alter Zeit ein Alphabet von eigener Erfindung gehabt hätten. Crawfurd geht freilich ſo weit alle Alphabete des malaiiſchen Archipels für urſprüngliche ſelbſtſtändige Erfindungen zu halten, W. v. Humboldt dagegen (II Anhang, Lettre à Ma. Jacquet) gelangte durch ſorgfältige Unterſuchung des Gegenſtandes zu der Anſicht, daß ſie trotz ihrer erheblichen Verſchiedenheiten untereinander zwar nicht aus dem Devanagari entſprungen, wohl aber aus einer ſehr alten gemeinſamen Quelle mit dieſem hervorgegangen ſeien, von welcher wir nichts Näheres wiſſen. Daß die Malaien ſchon im alten Menangkabao, lange Zeit vor der Annahme des Islam und der arabiſchen Schriftzeichen, die Schreibkunſt beſaßen iſt mehr als wahrſcheinlich, da ein Theil ihrer Literatur der Zeit vor der Einführung des muhammedaniſchen Glaubens angehört; mag aber das Alphabet deſſen ſie ſich damals bedienten das der Battas (Marsden), oder das Kawi (Raffles) oder vielmehr, wie Friederich (Tydschr. a, II, 472, Ztſch. d. d. morg. Geſ. IX, 255 ff.) gezeigt hat, das der Redjang geweſen ſein, welches noch jetzt in Palembang außerhalb der Hauptſtadt gebräuchlich iſt und auf Bambus und Lontarblätter eingegraben wird (vgl. Sturler, Proeve eener beschr. v. Palembang 1843), ſo läßt es ſich doch nicht als eine originelle Erfindung der Malaien, ſondern nur als eine ſolche betrachten die in Folge indiſcher Einwirkung und Leitung von ihnen gemacht worden iſt. Mit der Jahresrechnung hat es ſich ſchwerlich anders verhalten. Crawfurd ſelbſt bemerkt (I, 301) daß alle Malaienvölker urſprünglich nach Mondmonaten gerechnet haben; wiſſen doch ſogar heutzutage nur die unterrichteten und gebildeten unter den Malaien etwas von einem Sonnenjahre von 365 Tagen (Newbold II, 356). Daß die Bugis ein ſolches gehabt hätten das nicht indiſchen Urſprungs, doch durch indiſchen Einfluß ſpäterhin modificirt worden ſei (Crawfurd I, 305) kann man nur ſehr unwahrſcheinlich finden. Stehen in dieſer Hinſicht die Malaien hinter den alten Mexicanern weit zurück, ſo bleibt die höhere

Entwickelung der Schifffahrt — eine natürliche Folge der geographischen Verhältniſſe — das Einzige worin ſie ſich jenen wahrhaft überlegen zeigen, und ſelbſt in Rückſicht auf dieſe und auf andere Künſte iſt zu bedenken daß ſich mit größerer Sicherheit feſtſtellen läßt was ſie von den Indern gelernt als was ſie von ihnen nicht gelernt, was ſie in älteſter Zeit ſelbſt erfunden und ſich erworben haben. Zu dem Erlernten gehört wahrſcheinlich die Kenntniß von Kupfer und Silber, die Zähmung des Pferdes und des Elephanten, die Cultur von Pfeffer und Indigo, eine verbeſſerte Jahresrechnung, entwickeltere religiöſe Anſichten und Heroendichtung, geordneter Cultus, Tempelbau und Schrift (Crawfurd II, 114, Laſſen I, 468), und ſo dürfen wir wohl nicht anſtehen die Culturſtufe welche die Malaien aus eigenen Mitteln und eigener Kraft erreicht hatten, eben nur als etwas höher zu ſchätzen als diejenige iſt, welche wir die Orang Benua noch jetzt einnehmen ſehen.

Verſuchen wir jetzt uns ein Bild von dem Culturzuſtande der Malaien auf der Halbinſel Malakka und in Sumatra aus der neueren Zeit zu entwerfen um dann die Orang Benua und andere Völker des oſtindiſchen Archipels mit ihnen zu vergleichen.

Ihre natürliche Neigung führt die Malaien überall wo ſie am Meere oder an größeren Flüſſen wohnen vorzugsweiſe zum Seeleben und zu den Zweigen der Induſtrie hin die ſich mit dieſem am einfachſten verbinden. Fiſcherei Handel und Piraterie gehören zu ihren Lieblingsneigungen, der Landbau iſt größtentheils nur unvollkommen, eigentliche Hirtenvölker giebt es gar nicht unter ihnen. Die Nahrung der meiſten iſt überwiegend vegetabiliſch, Reis, bei andern Sago ihre hauptſächliche Koſt und nächſtdem Fiſche, Fleiſch wird von vielen nur bei feſtlichen Gelegenheiten gegeſſen. Die Fiſcherei wird ebenſo geſchickt als gern betrieben mit Körben, Netzen, Reußen, Angeln, Speeren bei Fackelſchein und mit narkotiſchen Mitteln (Newbold II, 188). Ueber die Culturpflanzen welche zur Nahrung, zum Luxus und zur Ausfuhr dienen, hat nach Marsden namentlich Crawfurd ausführlich gehandelt.

Im Innern von Malakka wird der Landbau zum Theil eifrig betrieben: oft arbeiten ſelbſt die Häuptlinge, Weiber und Kinder im Felde mit (Newbold I, 139), namentlich zeigt in Rumbowe ſchon der Anblick des Landes und der Häuſer von größerem Fleiß, größerer Ausdauer und Tüchtigkeit als in den andern Malaienſtaaten (Logan in

Journal III, 40), wogegen in Lingga Land- und Hausbau in sehr unordentlichem Zustande sind (Tydschr. 1853 I, 412). Die im Gebirgsland von Padang übliche Weise des Landbaues, der sich auf Reis Kaffe Tabak Gambir Zucker Cassia Pfeffer erstreckt hat Couperus (Tydschr. a, V, 285) ausführlich beschrieben; die nassen Reisfelder (Sawah) werden entweder mit einem von Ochsen gezogenen Pfluge bearbeitet, der wie auf Java von chinesischer Art ist, oder mit dem Spaten oder indem man Büffel auf das Land treibt um von ihnen den Boden umwühlen zu lassen. Auch hat man eine Walze (? rolblok) und Egge um die Schollen zu zerkleinern. In den 12 Kotas und in Tanah datar bedient man sich ebenfalls des Pfluges, während man in den 7 Kotas nur das Vieh auf die erwähnte Weise den Boden bearbeiten läßt (Netscher ebend. VI, 176). Vorzüglich hoch steht der Landbau in Agam; man legt dort die Reisfelder in der Form eines Amphitheaters an und hat außer dem schon genannten Ackergeräthe noch eine lange schmale Schaufel, eine Sichel und einen eisernen Stab (Tydschr. 1851 II, 4, Gumprecht's Ztsch. III, 322). Auch die Passumahs bauen fleißig das Land (Hollander 604), schlechter steht es in dieser Hinsicht in den Küstengegenden als im Binnenlande, in Benkulen, wo früher die Zwangscultur des Pfeffer von der ostindischen Compagnie mit sehr strengen Mitteln aufrecht erhalten wurde, und wo jetzt Reis Mais Tabak Baumwolle Muskatnüsse Kaffe und Pfeffer gebaut werden (Francis in Tydschr. IV, 1, 446, Hollander 543); ferner in Indragiri (Tydschr. IV, 1, 543), Palembang und Lampong. Die Lampongs haben keinen Pflug, sondern benutzen die Büffel zum Durchtreten der Felder, wenn das Holzwerk umgehauen und verbrannt ist (Du Bois in Tydschr. 1852 I, 325); den Reis, ihre Hauptnahrung, bauen sie nur auf trockenen Feldern, die oft gewechselt werden müssen, und in so unzureichender Menge daß nicht selten Zufuhr aus Java nöthig wird, von wo sie auch ihr Salz erhalten. Der Anbau des Pfeffers, zu welchem ehemals von Bantam aus hauptsächlich durch Verleihung von großen Titeln an die Betriebsamen angespornt wurde, ist gesunken, weil der des Reises zu unvollkommen ist und daher zu viele Zeit in Anspruch nimmt, der des Kaffe's ist ungenügend selbst für das eigene Bedürfniß (Zollinger in Tydschr. IX, 1, 20 ff., ebend. 1857 I, 115 f.). Auch die Viehzucht ist unbedeutend; die Cultur des Seidenwurms geschieht wie die des Zuckerrohrs, Indigo's und der Baumwolle nur für den

einheimiſchen Gebrauch (Tydschr. 1862 II, 143, Steck in Bydragen N. V. IV, 111). In Palembang machen ein Hackmeſſer und eine Axt die einzigen Ackergeräthe aus (Tydschr. 1853 II, 460). Wie in Lampong deckt auch in Atjin der gebaute Reis nicht das eigene Bedürfniß (Ritter in Tydschr. II, 1, 70); ſehr thätig im Landbau ſind dort die Pedireſen, aber ſie unterziehen ſich dieſer Mühe nur bis ſie ſo viel verdient haben als ſie brauchen um dann zu Hauſe in Faulheit leben zu können (ebend. I, 2, 465). Die Malaienvölker der Küſten von Sumatra thun ſich überhaupt nicht durch Fleiß hervor: ſie ſind es meiſt nicht welche die Ausfuhrartikel produciren oder auch nur einſammeln, ſondern die Bewohner des Innern (ſo in Jambi und Siak, Moor 99). Beim Landbau pflegen die Männer nur das Pflügen und Umbrechen der Reisfelder zu beſorgen, während alle andere Arbeit faſt ausſchließlich den Weibern obliegt (Hollander 491). Anſtalten zum Schutze der Ernte vor den Vögeln durch Klappern u. dergl. werden meiſt getroffen. Der gewonnene Reis wird mit den Füßen aus den Aehren ausgetreten, dann geworfelt und durch Stampfen im Mörſer enthülſt (Marsden 3d ed. 81). Ein großes Feſt, das nur in Pauw öſtlich von Padang mit der Beſtellung der Reisfelder verbunden iſt, findet ſich bei Müller (a, 159) beſchrieben.

Sago wird auf Java gar nicht (Raffles), auf Sumatra nur wenig (Marsden), hauptſächlich zwiſchen Indragiri und Kangar bereitet (Logan in Journal III, 288 ff., woſelbſt ausführlich über deſſen Cultur Fabrikation Verwendung und Handel, vgl. auch Tydschr. VIII, 1, 367), und wo er Hauptnahrung iſt, leitet er die Bevölkerung nicht zum Fleiße an: ein Baum producirt etwa 700 Pfund, ein Acker mit Sagopalmen bepflanzt, jährlich etwa 20000 Pfund Nahrungsſtoff; drei Bäume geben an Maſſe einen größeren Ertrag als ein Acker Weizen, ſechs einen größeren als ein Acker Kartoffeln (Logan a. a. O. 312). Eine große Sagopalme liefert 900 Pfund Sago, die gebacken 600 Pfund Sagobrot geben, hinreichende Nahrung für einen Mann auf ein ganzes Jahr, zu deren Production es genügt daß zwei Männer und zwei Weiber fünf Tage lang arbeiten; der Werth des Baumes und der Arbeit zuſammen läßt ſich (nach Wallace in J. R. G. S. XXXII, 136) auf 12 Schillinge ſchätzen. Der Nutzen der verſchiedenen Sagopalmen beſchränkt ſich aber nicht auf den Sago den der gefällte Baum liefert, und auf den ſog. Palmenkohl. Eine derſelben, die Areng-Palme (sagus saccha-

rifera), liefert ferner den Palmwein aus welchem Zucker gewonnen wird, deſſen Bereitung aus dem Zuckerrohr, obgleich dieſes einheimiſch zu ſein ſcheint, die Malaien vermuthlich erſt von den Chineſen in verhältnißmäßig ſpäter Zeit gelernt haben (Crawfurd a, 410); ihr Baſt wird zur Dachung Tauen und Segeln verwendet, ihre Stacheln zum Schreiben oder zu Pfeilen für Blasröhre, die Blätter zum Einwickeln u. ſ. f. Mit den noch gelben Blätterknospen ſchmückt man Ehrenpforten und bildet daraus die Bekleidung von Cigaretten; die Mittelrippen der Blätter geben Beſen, die Blattſtiele Zaunpfähle, die Rinde derſelben Sandalen; der Kern der Frucht iſt zwar als Speiſe nur wenig ſchmackhaft, als Schweinefutter aber vortrefflich (Teijsmann bei de Waal I, 4, 1 ff.).

Die Malaien pflegen zwei regelmäßige Mahlzeiten zu halten, die eine um 10 Uhr Morgens, die andere um 7—8 Uhr Abends (ausführliche Beſchreibung bei Logan in Journal IV, 433). Die Familie ißt gemeinſchaftlich; bei Gaſtmählern werden die Frauen von der Frau des Hauſes bewirthet, bald vor bald nach den Männern (ebend. 435). Meiſt wird mit der bloßen Hand gegeſſen und zwar mit den drei erſten Fingern der rechten (Newbold II, 177), während die linke für geringe Bedürfniſſe freigehalten wird; Getränke werden nicht an den Mund geſetzt, ſondern eingegoſſen (Marsden 243, 245). Der Reis wird in Bambusgefäßen gekocht, die Speiſen in Schüſſeln oder Körbchen aufgetragen, die oft auf einem Präſentirbret von Kupfer ſtehen; als Tiſche dienen dabei auf der Weſtküſte von Sumatra hölzerne Tröge die mit kleinen Füßen verſehen ſind (Hollander 477). Salz wird dort auf ähnliche Weiſe aus Seewaſſer gewonnen wie auf der Südküſte von Java (Sal. Müller in Bydragen III, 242), indeſſen giebt es mehrere anſehnliche Malaienvölker die ganz ohne Salz leben (Junghuhn, Battal. II, 385). Von geiſtigen Getränken iſt nächſt dem Palmwein hauptſächlich ein ſolches zu nennen das aus Reis bereitet, aber von den frugalen Paſſumahs, die keine Milch trinken, Ziegen und Vögel aber nur zum Opfer verwenden, nur bei feſtlichen Gelegenheiten genoſſen wird (Boers in Tydschr. II, 2, 569). Kaffe wird in Agam nicht aus der Frucht, ſondern nur aus den Blättern bereitet (Tydschr. 1851 II, 4). Im allgemeinſten Gebrauche ſind bekanntlich bei den Malaien als Reizmittel Betel und Areca, oder wie ſie ſelbſt ſie nennen, Sirih und Pinang, jener von ſtechendem Geſchmack, das Blatt von Piper betel,

dieſe von abſtringirender Wirkung, die Nuß der Areca-Palme, welche theils miteinander allein theils mit Citronenſaft oder mit gebranntem Kalk, dem eingekochten Safte des Gambirſtrauches und Tabak zuſammen gekaut werden (Marsden 3d ed. 282). Der Genuß dieſer Ingredienzen färbt Speichel und Zähne roth, und das gegenſeitige Darbieten des gekauten Betel zwiſchen Mann und Frau gilt den Malaien nach alter Sitte als das größte Liebeszeichen (Dulaurier in Journ. As. 4me série IX, 255). Außerdem werden viele Opiate genoſſen, wogegen das Tabakrauchen ſich weniger verbreitet hat, bei den Lampong iſt es jedoch für beide Geſchlechter unentbehrlich (Du Bois in Tijdschr. 1852 I, 311).

Ueber die Kleidung der Malaien, namentlich in Malakka, hat Logan eingehend gehandelt (Journal III, 274). Sie beſteht in ſehr einförmiger Weiſe aus dem Sarong, der einem kurzen engen Weiberrocke gleicht, weiten bis an das Knie reichenden Beinkleidern und einer Jacke. Zu dieſen kommt gewöhnlich noch ein Kopftuch, ein Halstuch und Sandalen (S. die Abbildungen bei Raffles), eine Schärpe oder vielmehr Binde um den Leib, ein Hut von Blättern oder Rottan, bisweilen ein Ueberrock. Nur die Stoffe (Baumwolle, Seide) und deren Koſtbarkeit unterſcheiden den Reichen von dem Armen, die gelbe Farbe des Kleides den Vornehmen vom Geringen; doch wird häufig ein baumwollener Sarong deshalb vorgezogen, weil in einem ſeidenen zu beten nicht erlaubt iſt (Newbold II, 178). Wie die gelbe Farbe des Kleides, ſo dürfen auch feine Gewebe, Muſſeline u. dergl. nicht ohne beſondere Erlaubniß von Seiten des Fürſten getragen werden und gewiſſe Stoffe bleiben entweder ganz oder in gewiſſen Grenzen der fürſtlichen Familie allein vorbehalten (Logan a. a. O. 280). Die Weiber tragen oft nur den Sarong, die Jacke wird bei ihnen mit Knöpfen oder Spangen vorn zuſammengehalten, koſtbare Haarnadeln und Gürtel, Ohr- und Fingerringe bilden ihren Schmuck. In Lampong und Palembang iſt die Kleidung der im weſtlichen Theile von Java üblichen ähnlich (Näheres bei Zollinger in Tijdschr. IX, 1, 125, ebend. 1852 I, 315, Hollander 592). Ueber Kleidung und Schmuck beſtehen in erſterem Lande eine Menge ſehr ſpecieller Vorſchriften für die verſchiedenen Rangſtufen und Geſchlechter, deren Vernachläſſigung kleinen Beleidigungen ausſetzt für die ſich alsdann keine Sühne anſprechen läßt (Tijdschr. 1857 I, 94). Die Atjineſen tragen ein eigenthümliches Mützchen, im Uebrigen

kleiden sie sich malaiisch (Tijdschr. IX, 4, 162). Als eine eigenthümliche Verschönerung des Gesichts, welche zugleich als Zeichen der Pubertät gilt, ist noch das Abfeilen der Zähne um ein Viertel ihrer Länge und das Schwarzfärben derselben zu nennen, das bei Männern und Weibern geschieht (Newbold' bei Moor 252), wozu oft noch das Auslegen derselben mit Goldblättchen kommt.. Das Tättowiren fehlt bei den eigentlichen Malaien jetzt gänzlich.

Der Hausbau ist in Menangkabao von sehr solider Art. Die Häuser sind oft noch nach hundert Jahren in gutem Zustand; man baut sie aus trefflichem Holzwerk, 8—10′ hoch, oft bis 120′ lang bei einer Tiefe von 20—25′; sie stehen auf Pfählen und sind nur mit Hülfe von Leitern zugänglich (Nahuijs 165). Von gleicher Dauerhaftigkeit sind sie in Passumah lebar (Boers in Tijdschr. II, 2, 569). Die dortigen Dörfer sind mit Erdmauern umgeben und haben in der Mitte einen mit Steinen belegten Platz auf dem die Volksversammlungen gehalten werden. Aehnliche lange Häuser wie in Menangkabao mit einer Veranda in welcher die unverheiratheten Männer schlafen, haben die Korinchi (Marsden 3d ed. 305). Die Kottas (Dörfer der Malaien im westlichen Sumatra) werden häufig durch ziemlich breite Pfade die einander rechtwinklig durchschneiden, in Vierecke getheilt; das Gerüst der Häuser besteht aus Balkenwerk, die übrigen Theile derselben sind von Bambus, das Dach ist an der Vorderseite verlängert (Hollander 477). Die zum Theil befestigten Dörfer der Lampong sind zwar nicht regelmäßig angelegt, haben aber meist einen freien Platz auf dem die Balei, das Rath- und Versammlungshaus, zugleich das Logirhaus für Fremde, steht, dessen Ausstattung mit Ehrenpforten die zu ihm hinführen und mit andern Bauwerken in der Nähe, das Ansehn und den Rang des Dorfes kundgiebt, wie auch die Häuser der Vornehmen vor denen der Geringeren durch schönes Schnitzwerk und Anderes dergleichen sich auszeichnen (Tijdschr. 1857 I, 94). Die Häuser sind meist rund, stehen auf hohen Pfählen und haben am Dache eine Galerie, während eine andere nach hinten zur Küche führt; außer letzterer, dem Empfangzimmer und dem gemeinschaftlichen Frauengemach, besitzen sie meist noch drei Abtheilungen die den einzelnen Frauen zur Wohnung dienen (Du Bois in Tydschr. 1852 I, 312, Steck in Bijdragen N. V. IV, 105, vgl. Zollinger in Tijdschr. IX, I, 127). Im Innern des Hauses finden sich Betten die aus Matten und Mooskissen bestehen und mit

Gardinen von Kattun umhangen ſind; Damarharz in Piſangblätter gewickelt werden hier wie anderwärts, in Indien und China, vielfach in den Malaienländern zur Beleuchtung verwendet. Auch des Oels bedient man ſich hier und da ſtatt der Damarfackeln, in Brune gab es Wachskerzen (Pigafetta 144). In Palembang ſtehen die Häuſer wie gewöhnlich auf Pfählen, viele ſind auch auf ein Floß gebaut das im Fluſſe ſchwimmt (Tijdschr. VIII, 3, 314). Die erſtere Weiſe der Bauart dient oft mehreren Zwecken zugleich: um ſich vor den Ameiſen und anderen ſchädlichen Thieren, vor Feinden, vor Feuchtigkeit zu ſchützen, um unter dem Hauſe arbeiten, Vorräthe aufbewahren, Hausthiere halten und Flüſſiges durch den Boden des Hauſes der gewöhnlich von Bambus iſt, unmittelbar hinablaufen laſſen zu können. In Atjin ſind die Dörfer mit einem Holzzaun oder Erdwall befeſtigt den man mit Bambusrohr bepflanzt. In der Stadt Brune giebt es, was ſonſt ſelten iſt, auch zweiſtockige Häuſer (Forrest 380).

In mechaniſchen Künſten und Handwerken ſind die Malaien zum Theil ſehr geſchickt. Gewebe von Baumwolle werden überall gemacht und an vielen Orten auch ſolche von Seide. Ehemals waren die ſeidenen, mit Gold- und Silberfäden durchwirkten Kleider von Siak vorzüglich berühmt (Anderson 354), wie ſie noch neuerdings in Agam gemacht werden (Tijdschr. 1851 II, 5, Gumprecht's Ztſch. III, 323). Die Induſtrie von Palembang umfaßt nächſt dem Spinnen Weben und Färben von Baumwolle und Seide, Zimmer- und Maurer-, Tiſchler- und Dreherarbeiten, Waffenfabrication, Kupfer- und Geſchützgießerei, Gold- und Silberarbeiten und den Schiffbau, der nirgends an den Küſten ganz fehlt; man verfertigt dort 6—7′ breite und bis zu 60′ lange Fahrzeuge aus einem Stamme; auch giebt es dort jetzt eine Steindruckerei, die hauptſächlich zur Vervielfältigung des Korans benutzt wird (Hollander 601, Tijdschr. a, VI, 192). In Banjermaſſing umfaßt der Gewerbfleiß der Malaien folgende Gegenſtände: Leder und Sattelzeug, Möbeln von verſchiedenen Holzarten, Arbeiten in Kupfer, Pfeifen, Kämme, Schachfiguren, Billardbälle u. dergl. von Schildpatt, Elfenbei, Horn und Holz, Dolchſcheiden, Schießpulver, viele Arten von Leinwand, Matten, Flecht- und Korbarbeiten, Panzer, Filigranarbeiten; auch Waſſerleitungen hat man angelegt und Hängebrücken über breite Flüſſe (Verhandelingen XVIII, 3). Schöne Goldarbeiten, beſonders Filigran, wiſſen die Malaien von Sumatra auch mit ſchlechtem

Werkzeug herzustellen (Beschreibung der Fabrication bei Marsden 3d ed. 178), vorzüglich in Agam, von wo die Goldschmiede stammen die in Padang leben (Tijdschr. 1851 II, 5, Sal. Müller in Bijdragen III, 220); in Eisenarbeiten sind sie weniger geschickt (Marsden). Auch das Goldgraben und -waschen wird von ihnen betrieben, doch sehen sie das erstere als ein unheiliges gefährliches Geschäft an, da sie glauben daß böse Geister denen sie deshalb Opfer bringen, das edle Metall neidisch bewachen (in Rumbow, Logan in Journal III, 279). Der Betrieb ist natürlich unvollkommen und geschieht im südwestlichen Borneo in 10' tiefen Löchern von 4 Quadratfuß Oeffnung (Bijdragen N. V. III, 290). An den Bergwerksarbeiten und Diamantwäschereien auf Borneo betheiligen sich außer den Malaien vorzüglich die Chinesen und Bugis (Gronovius bei d'Urville b, VII, 125), in Landak und an andern Orten auch die Dajak (Moor 7, nähere Beschreibung bei Schwaner I, 61 ff. und Sal. Müller b, 424), und das Verhältniß gestaltet sich häufig so daß die Malaien nur durch Handel an sich bringen was jene durch ihre Arbeit zu Tage gefördert haben; auch das Schneiden Poliren und Fassen der Diamanten wird von ihnen besorgt (Hunt bei Moor Append. 21). Schwaner (I, 68) ist sogar der Ansicht daß das Diamantschleifen auf Borneo von den Chinesen früher eingeführt worden sei als es in Europa bekannt war (1456). Der überlegene Gewerbfleiß der Chinesen hat sich u. A. bei der Bearbeitung der Zinngruben von Cassang im Innern von Malakka deutlich gezeigt, die bis zum J. 1844 von Malaien, seitdem aber hauptsächlich von Chinesen bearbeitet worden sind, die 1850 den Ertrag derselben fast auf das Hundertfache des früheren gebracht haben (Näheres bei Braddell in Journal VII, 75). Mit der Benutzung des Zinnes sind die Malaien erst in neuerer Zeit bekannt geworden (Crawfurd a, 435).

Mit der Bearbeitung des Eisens scheinen die Malaien seit sehr langer Zeit vertraut zu sein. Alte Eisenschmelzereien finden sich am Gunong Bessi in der Nähe des Merapi auf Sumatra. Das Gestein wird zuerst auf offenem Feuer geröstet, in Stücken von Haselnußgröße zerschlagen und in einem steinernen 4' hohen Ofen von kubischer Form abwechselnd mit Holzkohle geschichtet (Horner in Tydschr. a, X, 371). In Menangkabao schmelzen sie es in 7—8' hohen, 8—10' breiten Oefen, in welchen Erz- und Kohlenschichten abwechselnd übereinander gebaut werden; durch spiralförmige Drehung des Eisens und darauf

folgendes Dichtſchmieden deſſelben ſtellen ſie Gewehrläufe her, die alsdann inwendig ausgeſchliffen und außen abgefeilt werden (Burger in Verhandelingen XVI, 194). Nach Crawfurd (a, 409) wäre auch der Stahl, der durch ein einheimiſches Wort von den Malaien und Javanern bezeichnet wird, eine uralte eigene Erfindung derſelben. Auf Lingga gießt man Geſchütze und Kugeln, ſchmiedet Dolch- und Säbelklingen und verfertigt ein grobes Pulver (Angelbeek in Verhand. XI, 42). Letzteres geſchieht ferner auf der Halbinſel von Malakka, Sumatra und Java; Gewehre mit Luntenſchlöſſern, die man jetzt möglichſt durch europäiſche zu erſetzen ſucht, und anderes Geſchütz wurden früher von Atjin, jetzt außer Menangkabao auch von Tringanu und Greſſik (Java) geliefert (Newbold II, 208 ff.). Auf Borneo ſind die Eiſenarbeiten der Malaien in Sarawak beſſer als ihre Goldarbeiten, doch fertigen ſie keine Feuerwaffen an, Meſſing-Gegenſtände ſind in neuerer Zeit ſelten geworden (Low 156 ff.); in Brune werden Meſſing-Kanonen gegoſſen, wie in Palembang, Eiſen- und Stahlwaffen verfertigt (Leyden bei Moor Append. 95, Hunt ebend. 21), am bedeutendſten aber iſt die Waffenfabrication in Banjermaſſing (Näheres in Verhand. XVIII, 3, Schwaner I, 57). Das Eiſen dazu kommt aus dem Duſun-Lande, das beſte jedoch von Celebes und Timor: zunächſt wird eine Eiſenplatte gebogen, zu einem runden Stab geſchmiedet und mit eiſernen Reifen feſt umwunden, dann folgt das Bohren des Laufes, das aus freier Hand geſchieht. Die beſte Fabrik iſt in Negara, wo man außer Säbeln, Dolchen u. ſ. f., Büchſen, Piſtolen, Infanterie- und Jagdgewehre mit Steinſchlöſſern oder Percuſſion beſtellen kann.

Handel zu treiben iſt bei den Malaien eine ebenſo beliebte als ehrenvolle Beſchäftigung, auch die Weiber nehmen oft thätigen Antheil daran (Crawfurd III, 142 f.) und mit der Neigung zur Schifffahrt tritt oft ſtatt des Handels die Piraterie in Verbindung, die der Malaie nicht bloß als eine bequeme Erwerbsquelle ſondern auch deshalb vorzieht, weil ſie in ſeinen Augen ein ritterliches Handwerk iſt, das Muth und Kraft fordert, dafür aber auch ein Gefühl von Freiheit und Macht gewährt wie kein anderes. Anſtrengungen für allgemeine Zwecke im Intereſſe des Handels machen die Malaien nicht: ſo lebhaft letzterer auch iſt, räumt man doch die Hinderniſſe der Schifffahrt in den Flüſſen nicht hinweg, obwohl hier und da künſtliche Kanäle in Sumatra hergeſtellt worden ſind (Anderson 99, 46). Die blühenden Reiche welche zur Zeit der

Ankunft der Europäer beſtanden und ihr Emporkommen hauptſächlich dem Handel verdankten, ſind verfallen und dieſer ſelbſt iſt nur zu einem ſehr kleinen Theile in den Händen der Eingeborenen geblieben. In Palembang z. B. haben ihn die Araber und Chineſen größtentheils an ſich geriſſen (Tydschr. VIII, 3, 314), in Lampong wird er von Bantam und Benkulen aus, namentlich durch einige Bugis und Madureſen betrieben, geſchieht nur durch Tauſch oder auf Vorſchuß, Geld giebt es wenig, doch machen Schifffahrt und Handelsverkehr dort neuerdings Fortſchritte (Du Bois in Tydschr. 1852 I, 327, ebend. 1857 I, 114, Steck in Bydragen N. V. IV, 112). An den meiſten Orten beſchränkt er ſich auf die eingeſammelten Landesprodukte und auf den Ertrag der Fiſcherei. Zu Anfang des 16. Jahrh. gab es durchbohrte chineſiſche Münzen von Bronze in Brune, auch chineſiſches Gewicht war dort im Gebrauch (Pigafetta 150), das auch neuerdings von den Malaien in Malakka angewendet wird (Newbold I, 25). In Atjin fand Dampier (III, 144) Blei und Gold als Geld gangbar; dieß war (nach Crawfurd a, 286), der einzige Ort wo Münzen von edlem Metall geprägt worden ſind und ſie tragen ſämmtlich arabiſche Schriftzeichen. Ueberall ſind jetzt die ſpaniſchen Piaſter im Archipel das allgemein gangbare Geld (Näheres darüber ebend.). Außerdem giebt es eine Menge verſchiedener Münzen von Meſſing, Kupfer, Zinn und Zink, insbeſondere haben Palembang, Atjin, Bantam und Quedah kleines Geld von Zinn; auch in Tringanu curſiren kleine Zinnſtücke (petis) mit der Inſchrift Melek el adel „der gerechte König“ (Nouv. Ann. des v. 1849 II, 16), in Atjin Kupfermünzen welche die Marke des Sultans tragen (Ritter in Tydschr. II, 1, 79). Gold und Silber wurden in alter Zeit in Malakka nur gewogen und zwar mit indiſchem Gewicht (rakit, mas, tail nach Crawfurd a, 287); die Perſer ſcheinen die Waage die Chineſen den steelgard eingeführt zu haben, dagegen ſind die meiſt ziemlich ungenauen Hohl- und Längenmaaße mit einheimiſchen Wörtern bezeichnet und die Malaien pflegten Alles nur nach dem Volumen, nicht nach dem Gewicht zu meſſen (Crawfurd I, 271, a, 446).

Die größeren Schiffe der Malaien von Lingga haben zwei bis drei Maſten, deren jeder ein Segel führt, der Anker iſt gewöhnlich einarmig und durch einen angebundenen großen Stein beſchwert (Angelbeek in Verhand. XI, 54). Am entſchiedenſten tritt die Neigung zum Seeleben bei den Orang Laut von Banka Billiton und den Nachbar-

inſeln hervor: ſie treiben niemals Landbau, ſondern leben ganz auf ihren Prauwen, von denen eine gewiſſe Anzahl zuſammen eine Art von Dorf bildet, das je nach den Umſtänden ſeine Station wechſelt. Dieſe Prauwen haben ein großes Segel und werden Nachts oder bei ſchlechtem Wetter mit einer leichten Matte überſpannt, manche derſelben ſind mit Luntengewehren verſehen (Horsfield in Journal II, 328, Lange 60). Sie ſtehen in ſchlechtem Ruf, niemand traut ihnen, denn ſie ſollen gelegentlich auch Seeräubereien treiben (Thomson in Journal V, 141 ff.) und überhaupt von eigentlichen Piraten nicht zu unterſcheiden ſein. Malaiiſche Fürſten nehmen ſie öfter zu dieſem Zweck in den Dienſt, da ſie tapfer und muthig ſind, wenn auch verrätheriſch, und ihnen ein Menſchenleben wenig gilt. So werden ſie wenigſtens in Banka geſchildert, wo ſie nach Horsfield (a. a. O.) meiſt Muhammedaner, nach einem andern Berichte aber vielmehr Heiden ſind und Schweinefleiſch eſſen (Tydschr. VIII, 4, 131). In Billiton zeigen ſie ſich gutwillig zur Arbeit, nicht ſo dem Müßiggang ergeben wie ſonſt die Malaien ſo häufig, ſind aber ohne Ausdauer und Nachdenken (ebend. 1853 I, 120). Ihre malaiiſche Abkunft wird u. A. auch dadurch verbürgt daß ſie hier in 5 Sukus getheilt ſind, von denen jeder ſein beſonderes Haupt hat und einer muhammedaniſch, vier aber heidniſch ſind (Schepen in Tydschr. a, IX, 63). Die gewöhnliche Hauptbeſchäftigung dieſer Menſchen iſt die Fiſcherei. Ganz dieſelbe Lebensweiſe führen die Orang Sletar und Biduanda Kallang, die ſich indeſſen trotz ihrer Vertrautheit mit dem Waſſer doch nicht auf die hohe See wagen (Logan in Journal I, 302). Die erſteren leben auf die ärmlichſte Weiſe, ſind ſehr ſchmutzig, nur mit einem Schurz von Baumrinde bekleidet und beſitzen nicht einmal Waffen; von religiöſen Vorſtellungen war keine Spur bei ihnen zu entdecken (Thomson ebend. 342 ff.). Ueberall in dieſen Gegenden ſtehen die Orang Laut der Küſte in einem Verhältniß der Hörigkeit zu den vornehmen Malaien welche am Lande wohnen (Bruijn-Koops ebend. IX, 108). Auch an der Mündung des Fluſſes Indragiri giebt es deren; es ſind dieß die ſog. Orang Kwala die von ihren beſtändigen Sitzen in den Prauwen ſo krumme Beine haben daß ſie nur mühſam am Lande gehen (Tobias in Tydschr. a, X, 103).

Die Badjos führen ganz dieſelbe Lebensweiſe, welche Finlayson (Mission to Siam 73) als ſo elend geſchildert hat. Die verſchiedenen Berichte über ſie bei Valentyn (I Beschr. d. Mol. 66), deren einer ſie

als sehr wüste wilde Menschen ohne alle Religion beschreibt, während der andere von Padbrugge sie als stille brave ehrliche Leute bezeichnet die niemandem Uebel thun, mögen ihren Grund zum Theil in der Verschiedenheit ihrer einzelnen Abtheilungen selbst haben. In früherer Zeit sollen sie gar keine Waffen geführt haben außer einem Stück Holz. Ihre Fahrzeuge sind stark gebaut und gehen meist auf Segeln, doch verstehen sie auch sehr gut zu rudern, auch die Weiber sind sehr tüchtige Seeleute (Padbrugge). Auch neuerdings werden sie meist als friedliche und fleißige Fischer Händler und Taucher geschildert, die sich weit umhertreiben, sich in ihrer Thätigkeit aber oft gehindert und beschränkt finden durch die Seeräuber welche in diesen Gegenden hausen (Wilkes V, 356, van der Hart 267), doch giebt man denen im Süden von Celebes, wo sie eine besondere Kaste unter eigenen Häuptlingen bilden, Schuld daß sie den Sklavenhandel sehr fördern, da sie gern Knaben gegen den von ihnen gesammelten Tripang eintauschen (Tydschr. 1854 II, 367). Muhammedaner sind sie hier nur der Kleidung nach; sie haben ihre eigenen Priester und rufen in Krankheit eine männliche und eine weibliche Gottheit des Meeres an (Tydschr. VIII, 1, 40 f.). Ebenso verhält es sich mit denen im Nordwesten von Borneo, wo die Gewinnung des Salzes aus der Asche der Nipapalme welche sie auslaugen, als einer ihrer Industriezweige zu nennen ist (Spencer S. John in J. R. G. S. XXXII, 231).

Daß die Seeräuberei im indischen Archipel erst in Folge der Gewaltthätigkeiten der Europäer die sich hier festsetzten, entstanden sei (Capt. Osborn, Quedah. Lond. 1857 p. 181), ist ein Irrthum. Sie ist in diesen Meeren vielmehr uralt und wird schon vom Sejara Malayu in alter Zeit erwähnt, obschon es ganz richtig ist daß die Maßregeln der Europäer und insbesondere die Handelsmonopole (die z. B. den Gewürzhandel den Makassaren und Bugis die ihn bis dahin geführt hatten ganz entzogen) viel dazu beigetragen haben durch Vernichtung des einheimischen Handels die Malaien der Faulheit und mittelbar der Seeräuberei in die Arme zu führen (Tydschr. 1850 II, 99), die mit der Zurückziehung der europäischen Macht von einzelnen Punkten stets neue Kraft und neuen Spielraum gewann: so namentlich an der Westküste von Borneo als die Holländer ihre Kolonieen in Sukkadana Sambas und Bruni 1623 aufgaben (Veth I, 211, 342 f.). Da die Piraterie nach malaiischen Begriffen ein ehrenvolles Geschäft ist das von jungen

Fürſten und Adeligen betrieben, in den Romanen und hiſtoriſchen Traditionen gefeiert und dem ſelbſt gewinnreicheren Handel als die „noblere Paſſion“ vorgezogen wird (Raffles I, 232, Brooke bei Keppel I, 195), kann man ſich nicht wundern daß er als ein vollkommen regelmäßiges Geſchäft behandelt wird, das man zu beſtimmten Zeiten und in beſtimmten Formen vornimmt: der Seeräuber hat an den Eigenthümer und Ausrüſter des Schiffes ⅔ der Beute und ebenſo an den Fürſten des Landes und an einzelne Beamte beſtimmte Abgaben zu entrichten (Angelbeek a. a. O. 56). Ein kleiner Fürſt der ſich durch das Spiel ruinirt hat oder ſeine Vermögensumſtände verbeſſern will, ſammelt eine Schaar von Genoſſen um ſich und ſegelt mit ihnen nach einem verſteckten Platz wo er ein Dorf anlegt das zur Niederlage für geraubte Menſchen und Güter dienen könne. Sind die Räuber glücklich, ſo vermehrt ſich die Bande und das Dorf vergrößert ſich; die Flotte wird alsdann in einzelne Schwadronen abgetheilt, die je nach dem Zwecke den man vor Augen hat aus 3 bis zu 20 Prauwen beſtehen, jede zu 15 bis zu 40 Mann. Die geraubten Fahrzeuge werden verbrannt, die Güter und Sklaven verkauft (W. Earl a, 384). Nach Räuberart greifen ſie nur an wo ſie des Sieges gewiß ſind; in äußerſter Noth ermorden ſie bisweilen ſelbſt ihre Weiber und Kinder und kämpfen bis zum Tode Boudyck 134). Ihre Sitze auf der Halbinſel Malakka hat Newbold (I, 39) angegeben; auch Pulo Pinang iſt einer ihrer Schlupfwinkel (Laplace b, IV, 28), und die Umgegend von Singapore und Rhio iſt noch voll von Piraten, die hauptſächlich aus dem erſteren Handelsplatz beſtändig mit Waffen und Munition verſorgt werden (Keppel a, I, 279). Als ein hervorragendes Beiſpiel ihrer Frechheit mag nur angeführt werden daß ſie im October 1844 die Inſel Bawean an der Nordküſte von Java geplündert haben (Tydschr. 1851 I). Das Treiben der Seeräuber, auf das wir ſpäter noch mehrfach zurückkommen werden, der von ihnen betriebene Sklavenhandel und das Ungenügende der Maßregeln welche von der holländiſchen und engliſchen Regierung dagegen ergriffen worden ſind, wollen wir hier nicht ausführlich ſchildern, da dieß häufig genug geſchehen iſt (Journal III, 251, IV, 45, V, 374, Auszug aus dem Singapore Chronicle von 1826, Fraissinet in Nouv. Ann. des v. 1855 I, 31, 190, Brumund I, 67, Temminck II, 224 ff., St. John II, 111 ff.).

Die eigenthümliche politiſche Verfaſſung der Malaien hat ſich

nur in einem Theile ihres alten Hauptlandes auf Sumatra erhalten, wogegen ſie in Malakka weſentliche Aenderungen hauptſächlich durch muhammedaniſche Einflüſſe erfahren hat. Der Herrſcher von Menangkabao (Jang oder Cang dipertuan) beſaß früher die Macht die Streitigkeiten aller andern Fürſten zu ſchlichten und galt für ſo ehrwürdig daß dieſe jeden Kampf einſtellten wenn er erſchien (Müller a, 122), doch iſt er in Folge des Unabhängigkeitsſinnes ſeiner Untergebenen und der von der Sekte der Padrins erregten Unruhen in Einfluß und Anſehn neuerdings ſehr herabgekommen (Nahuijs 143 ff.). Neben ihm ſtanden zwei Radjas oder Miniſter, der eine für den Cultus, der andere für die Juſtiz, welche nebſt vier anderen hohen Würdenträgern, wahrſcheinlich den Vorſtänden der vier Regentſchaften in die das Reich getheilt war, den Staatsrath bildeten, aber gleich dem Oberhaupte ſelbſt ohne wirkliche Herrſchergewalt waren und hauptſächlich nur zwiſchen ſtreitenden Parteien zu vermitteln hatten und Verfolgten Zuflucht zu gewähren vermochten (Moor 112, Tydschr. 1851 II, 13, Francis in Tydschr. II, 1, 131). Der Herrſcher mit ſeinem Rathe bildete die Spitze des Staates, aber deſſen eigentlicher Schwerpunkt lag in der Suku-Einrichtung, die von ſo ganz patriarchaliſcher Art war daß die Häuptlinge, wenn ſie ſich nicht eine Gewalt anmaßten die ihnen nicht zukam, was freilich oft geſchah, eigentlich nur die Befugniß hatten die Geſetze und das Herkommen auszulegen (Francis ebend. IV, 1, 434): das Einkommen der Fürſten war daher gering, ſie genoſſen ein ſolches nur von drei Zoll-Thoren im Lande, mußten ihre Felder durch ihre eigenen Sklaven bauen laſſen, nur für ihre Häuſer wurde ihnen Baumaterial geliefert (derſ. ebend. II, 1, 136).

Die Individuen aus denen der alte Malaienſtaat beſteht, ſind die Sukus, die Familien oder Geſchlechter, die zuſammengenommen einen Stamm ausmachen und deren Häupter oder Panghulus die eigentliche Regierung des Landes ſind; ſo viele Sukus nämlich in einem Dorfe (Kota) zuſammenleben, von ſo vielen Panghulus wird dieſes regiert und ebenſo ein ganzer Landſtrich von der Verſammlung der Panghulus ſeiner Dörfer. Dieſe ſind von dreierlei verſchiedenem Rang und unter ihnen ſtehen die Orang buahs oder Orang kajas, die meiſt ihren Einfluß zu untergraben ſuchen. Die Panghulus werden gewählt aus einer beſtimmten Linie des Suku, wobei viele Intriguen geſpielt werden, doch kommt die Würde gewöhnlich auf den von derſelben Mutter

geborenen Bruder oder den Schwesterſohn. Sie entſcheiden alle allgemeinen Angelegenheiten und ſetzen das verſammelte Volk von ihrem Beſchluß in Kenntniß; ſie ſind die verpflichteten Schutzherren ihres Suku, die Patriarchen; ihre Hauptfunction iſt das Richteramt; außer Ehrenbezeigungen und Gehorſam erhalten ſie eine Abgabe an Reis Geſchenke bei feſtlichen Gelegenheiten und ihre Untergebenen tragen die Koſten der Hochzeit und Leichenfeier für ſie; abſetzbar ſind ſie nur wenn ſie ſich grobe Verletzungen von Geſetz und Herkommen erlauben (Müller a, 109, 136, Couperus in Tydschr. a, IV, 2 ff., v. d. Linden ebend. 257, 262, 268 ff.). Dem Cultus ſtehen die Pagawes vor, die Landesvertheidigung liegt zunächſt den Palawans oder Ulubalangs ob (Francis in Tydschr. II, 1, 131).

Der Urſprung der Sukus geht in die vorhiſtoriſche Zeit zurück. Als größere Abtheilungen des Volkes ſtehen über ihnen die Laras oder Stämme, deren Verhältniß zu jenen indeſſen noch nicht genügend aufgeklärt iſt. Nach Müller (a. a. O.) ſind die zwei Laras in welche die 13 Kotas zerfallen, nichts Anderes als die alten Sukus, aus denen die ſpäteren Sukus hervorgegangen wären durch Abzweigung, daher die zwei Dörfer Solo und Salajo an der Spitze der anderen von ihnen geſtifteten ſtänden. Eine Sage dagegen erzählt daß das Volk von Tanah-datar, Priangan und Padang-pandjang aus zwei Stämmen beſtanden habe, die in vier Zweige oder Sukus, Kota und Pilian, Budi und Tjeniago vertheilt worden ſeien; Kota und Pilian ſeien in Tanah datar geblieben, der andere Stamm mit ſeinen beiden Zweigen nach Agam gezogen; in Folge einer ſpäteren Verſchmelzung ſeien zwei Laras, Kota-pilian und Budi-Tjeniago entſtanden, da die Bevölkerung zunahm habe man aber viele Sukus mit beſonderen Namen unterſchieden, deren man jetzt meiſt 4—6 in einem Dorfe finde (v. d. Linden a. a. O. 263, eine andere Angabe bei Couperus a. a. O. 3). Francis (a. a. O. 109) giebt an daß das Land in älteſter Zeit in Luaks (Provinzen), Kotas und Dörfer, die Bevölkerung in Laras, Sukus und Familien getheilt geweſen ſei (Anders lautet die Eintheilung in Tijdschr. 1851 II, 13). Wie es ſich hiermit aber auch verhalten möge, ſo iſt doch deutlich daß der Familienverband bei den Malaien die einzige weſentliche Grundlage des Staates iſt. Aus der Familie iſt dieſer ſichtbar hervorgewachſen: Rang Macht und Einfluß jedes Einzelnen entſprechen genau den näheren oder ferneren Beziehungen zu dem Stammvater;

die Sukus vermehren sich nicht; neu gegründete Dörfer bleiben für immer bloße Dependenzen der Mutterdörfer. Diese Organisation bringt es mit sich daß die Familie für ihre Glieder, das Geschlecht (Suku) für seine Familien, das Dorf für seine Sukus, der ganze Distrikt für seine Dörfer solidarisch haftbar ist (Tijdschr. 1855 II, 97 nach de Stuers).

Die Selbstständigkeit des Suku tritt hauptsächlich darin hervor daß er alleiniger Eigenthümer des Landes ist, das von ihm in unvordenklicher Zeit in Besitz genommen und bebaut, weder durch Heirath noch durch Erbschaft, Kauf oder eine Uebereinkunft anderer Art von ihm veräußert werden kann; der Einzelne hat ursprünglich nur das Gebrauchsrecht, dieses allein wird vererbt, verkauft, verschenkt, verpachtet, verpfändet selbst an Leute aus einem fremden Suku, jedoch nicht ohne die Zustimmung des Panghulu. Diese ist ferner erforderlich zur Urbarmachung des Buschlandes in der Nähe des Dorfes, der Ebenen und Grasfelder, während abgelegene Wälder und Wildnisse ohne Weiteres von jedem Angehörigen des Suku benutzt und angebaut werden dürfen. Seine Felder und Pflanzungen, die Umgebung seines Gehöftes und seine Viehkraale bleiben alsdann ihm zu eigen und fallen seinen Erben zu, aber willkürlich veräußern oder verpfänden darf er sie nicht; stirbt seine Familie gänzlich aus, so verfügt der Suku über sein Land und oft erhalten dann Fremde gegen eine geringe Vergütung das Recht der Benutzung und selbst der Niederlassung. An bestimmter Bezeichnung und Abgrenzung des Eigenthums fehlt es nicht (Tydschr. 1852 I, 109 ff., Tydschr. a, III, 477 ff.).

Eine weitere Eigenthümlichkeit besteht darin daß die Kinder stets zum Suku der Mutter gehören und daß die Frau demnach als der eigentliche Träger der Familie gilt und alle Blutsverwandtschaft fast nur nach der weiblichen Linie gerechnet wird, der Mann aber, der in früherer Zeit niemals in seinen eigenen Suku heirathen durfte (Burger in Verhand. XVI, 192, Tydschr. 1861 II, 274), nicht als Gründer, sondern als ein fremder von außen hinzugetretener bloßer Beisitzer der Familie erschien. Er trat indessen durch die Heirath nicht etwa in den Suku der Frau über, die er nahm und zu der er zog, denn die Angehörigkeit zum Suku war durch die Geburt für alle Zeit bestimmt, aber es erbten eben deshalb auch nicht seine Kinder von ihm, sondern seine Schwesterkinder, nächst diesen seine Brüder (nach Andern die Mutters-Schwester und deren Kinder) dann die übrigen Blutsverwandten, wäh-

rend die Kinder die natürlichen Erben nur ihrer Mutter waren (Couperus und v. d. Linden in Tydschr. a, IV, 17 u. 272, Müller a, 144, Tydschr. 1859 I, 386). Das Vermögen der Familie in die er heirathete (pusaka) das Erbe im eminenten Sinn, eine Art von Fideicommiß, konnte der Mann nicht angreifen außer bei Blutſchuld oder anderen dringenden Schulden und auch dann nur mit Vorwiſſen der Familie, nur über das Selbſterworbene durfte er verfügen, doch gingen von dieſem die Koſten des Todtenfeſtes ab und nur die Hälfte des Reſtes erhielten ſeine Kinder (ebend., vgl. auch Couperus). Schulden werden in gleicher Weiſe vererbt wie das Vermögen. Nur im Niederlande, nicht in den Gebirgsgegenden von Padang, iſt es der fanatiſchen Sekte der Padrins gelungen, das alte Erbrecht wenigſtens zum Theil durch das muhammedaniſche zu verdrängen (Francis in Tydschr. II, 1, 111, vgl. jedoch ebend. 1861 II, 280, vgl. Nahuijs 104). Die verwandtſchaftlichen Beziehungen des Mannes kamen nur bis zum dritten Grad in der eigenen auf- und abſteigenden Linie und in der des Bruders in Betracht (Couperus), die des Weibes in unbeſchränkter Ausdehnung, denn von der Stammmutter des Suku nebſt ihren Brüdern, Schweſtern und deren Kindern, kam urſprünglich alles Landeigenthum her.

An Abgaben bezahlen die Malaien des Gebirgslandes von Padang $^1/_{10}$ der Ernte nur dann, wenn dieſe mehr als 1000 Gantangs beträgt, und von dieſer Abgabe fällt ein Drittel an die Häuptlinge, das zweite an die Prieſter, das dritte an den Suku, deſſen Schulden damit getilgt werden; außerdem iſt noch das Schlachten und der Tabaksbau beſteuert (Couperus a. a. O. 18). Nur wo die Suku-Einrichtung verfallen iſt, hat die Bevölkerung oft einen unerträglichen Druck von Seiten der Gewalthaber zu leiden. Die bedeutendſten Einkünfte der Häuptlinge fließen indeſſen aus Prozeſſen, die nicht ſelten von ihnen zum Gelderwerb mißbraucht werden.

Bei Rechtsſtreitigkeiten wendet man ſich zuerſt an das Haupt der Familie, dann an den Panghulu, in wichtigen Angelegenheiten an die verſammelten Panghulus, was immer nur mit entſprechenden Geſchenken geſchehen kann und daher ſehr theuer kommt (Müller a, 113, v. d. Linden a. a. O. 258). Ferner muß ein Pfand im Werthe des Streitobjectes deponirt werden und der Richter erhält für ſeinen Spruch $^1/_4$ oder $^1/_5$ der Straffumme auf welche er erkennt (Couperus in Tydschr. a, IV, 13 f.). Er entſcheidet nach dem Undang-undang oder

Strafrecht und nach dem Adat oder Gewohnheitsrecht; erſt nach dieſen kommt der Koran in Betracht. Zunächſt hat er die Zeugen abzuhören, Blutsverwandte der Parteien ſind als ſolche nicht zuläſſig; mangeln genügende Zeugen oder ſind ihre Ausſagen widerſprechend, ſo wird zum Schwur gegriffen (ebend. 9 ff.). Bleibt der Thäter eines Verbrechens unermittelt, ſo muß das ganze Dorf wo es geſchah für die Schuld haften und muß ſich durch einen Eid reinigen (Müller a, 118, v. d. Linden a. a. O. 260). Rechtsſtreitigkeiten die zu keiner beſtimmten Entſcheidung kommen, gehen bisweilen in einen kleinen Krieg über (ebend. 263). Die Todesſtrafe tritt bei Mord* nur ſelten ein, muß aber, wo ſie ſtattfinden ſoll von einem Neffen des Erſchlagenen ſelbſt vollzogen werden (Couperus a. a. O. 11). Das Blutgeld für das, wie für alle Schulden, die Verwandten haften müſſen, beläuft ſich je nach dem Range des Ermordeten auf 200—1000 Gulden (Tydschr. 1861 II, 274) und fällt zur Hälfte dem Richter zu (Müller a, 116). Wer einen Andern vergiftet, wird Sklave der Familie des Vergifteten, und überhaupt ſteht es dieſer frei den Mörder eines Verwandten umzubringen, wenn ſie den Blutpreis verſchmäht (Tijdschr. 1851 II, 15); dasſelbe Recht hat auch der Mann gegen die in Ehebruch ergriffene Frau, kommt es aber zum Prozeſſe, ſo muß ſich der Kläger mit Geldbuße begnügen (Couperus a. a. O. 12, Tijdschr. 1859 II, 388). Geſtohlnes wird doppelt oder dreifach vergütet (Tijdschr. 1851 II, 15), der bemittelte Dieb zieht aber die Unterſuchung oft in die Länge, während der unbemittelte gleich jedem Zahlungsunfähigen, deſſen Schuld bis zum Preiſe eines Sklaven angewachſen iſt, Schuldſklave (pandeling) wird, d. h. er wird verpfändet bis er ſeine Geldſchuld abgearbeitet hat und reißt oft in Folge der ſolidariſchen Haftbarkeit ſeiner Familie auch dieſe mit in dasſelbe Schickſal hinein. Bezahlt ein Verwandter oder der Suku die Schuld für ihn, ſo wird er von da an der Schuldſklave des letzteren. Ein Unruheſtifter und Taugenichts kann von der Familie gänzlich ausgeſtoßen werden, ſo daß ihm, wenn er nicht auswandern will, nur übrig bleibt in den Dienſt des Panghulu zu treten (Müller a, 118, v. d. Linden a. a. O. 261). Außer den Schuldſklaven, welche die

* Wenn auch in allen Malaienſprachen ein Mörder nur „Einer der tödtet" heißt (Crawfurd III, 124), ſo würde man doch zu weit gehen hieraus zu folgern daß die Malaien von jeher keinen Unterſchied zwiſchen Mord und Todtſchlag gemacht hätten, wie die Redjang in ſpäterer Zeit (Marsden 408), und es ihnen nur um den Erſatz des vernichteten Lebens in Geld zu thun geweſen wäre.

niedrigſte Klaſſe der bürgerlichen Geſellſchaft bilden und nur einen kleinen Antheil an der Reisernte für ſich erhalten, giebt es auch noch Sklaven im eigentlichen Sinne, die ſtets Fremde und ganz rechtlos ſind.

Da ſich die verwandtſchaftlichen Beziehungen nach der Frau beſtimmen und das Vermögen durch ſie vererbt wird, kann es nicht befremden daß nach altem Adat das Mädchen oder vielmehr deren Mutter um den Mann wirbt dem ſie eine gewiſſe Summe Geldes giebt welche bei Schließung der Ehe vom Manne gewöhnlich verdoppelt zurückerſtattet wird. Oheim und Nichte können als nächſte Verwandte keine Ehe miteinander eingehen (Tijdschr. 1859 I, 383). Die Stellung und das Recht der Frau hängt von der Art der Ehe ab welche ſie eingeht. Dieſer Arten giebt es drei. Die Heirath durch djudjur iſt ein vollſtändiger Kauf der Frau: dieſe und die Kinder werden Eigenthum des Mannes und fallen nach ſeinem Tode an ſeine Erben, die Schwiegereltern verlieren alle Rechte auf die Tochter außer einem Klagerecht das ihnen bei ſchlechtem Betragen des Mannes gegen dieſen zuſteht. Da die Kaufſumme hoch iſt, wird das Heirathen dadurch ſehr erſchwert und die Ehe kommt erſt in ſpäten Jahren zu Stande. Um die Frau nicht in die abſolute Abhängigkeit gerathen zu laſſen welche dieſe Art der Ehe mit ſich bringt, ſie gegen Verpfändung ihrer Perſon u. dergl. ſicher zu ſtellen, bleibt bisweilen aus Delikateſſe ein kleiner Theil jener Summe unbezahlt. Iſt die Heirath durch semando geſchehen, wobei der Mann ein beſtimmtes Geſchenk giebt, die Frau aber die Koſten des Hochzeitfeſtes zum größeren Theile trägt, ſo ſtehen beide auf dem Fuße der Gleichheit, haben gleiche Rechte auf die Kinder und das errungene Vermögen, im Falle der Scheidung bleibt das Haus der Frau und die Kinder können wählen welchem der Eltern ſie angehören wollen. Wird die Ehe durch ambil anak geſchloſſen, ſo zahlt der Mann nichts und tritt in eine untergeordnete Stellung zur Familie der Frau, wird ſeinerſeits völlig abhängig und dienſtbar und hat kein Recht auf die Kinder; es findet dieß hauptſächlich dann ſtatt, wenn von einer Familie nur noch eine Tochter übrig iſt, durch deren Verheirathung die Familie aufrecht erhalten werden ſoll (Francis in Tydschr. II, 1, 149, Bydragen N. V. IV, 265, 312, Marsden 437, Crawfurd III, 100). Neben dieſen Hauptarten der Ehe giebt es noch mehrere Uebergangsformen derſelben. Als Modification der Ehe durch djudjur iſt namentlich der Eintauſch einer Schwiegertochter gegen eine Tochter hervorzuheben, was

unter Umständen mit einem Aufgelde und in der Art geschieht, daß die letztere nun gleich einer eigenen Tochter für Geld von denen verheirathet wird an die sie übergegangen ist (Marsden 419). Zieht die Frau zu ihrem Manne, so ist dieser in jeder Hinsicht für sie haftbar und sie selbst verliert das Erbrecht in ihrer eigenen Familie; zieht der Mann zu ihr und bleibt sie bei ihrer bisherigen Familie, was der gewöhnliche Fall ist, so hat diese, nicht jener, in jeder Beziehung für sie zu haften. Der Vater ist zwar verpflichtet für seine minderjährigen Kinder zu sorgen, da diese aber, wie wir oben sahen, ihn nicht beerben, haben sie auch nicht für seine Schulden einzustehen und sind überhaupt mit ihm nur durch ein lockeres Band verbunden; er darf ihnen ohne die Zustimmung seiner künftigen Erben nicht einmal etwas schenken außer Kleidern (Tydschr. 1859 I, 384 ff., v. d. Linden in Tydschr. a, IV, 272). Man sieht leicht daß dieses Erb- und Eherecht das Interesse für die eigene Familie zugleich mit dem für Arbeit und Erwerb zerstören, während auf der anderen Seite die Suku-Regierung jeden politischen Fortschritt unmöglich macht.

Polygamie, ohnehin nur möglich wo Reichthum den Ankauf mehrer Frauen gestattet, ist erlaubt, doch müssen die Frauen desselben Mannes in verschiedenen Dörfern wohnen (Burger in Verhand. XVI, 192). Selbstverständlich ausgeschlossen bleibt sie nur bei der Ehe durch semando und giebt in diesem Falle einen Scheidungsgrund ab. Ein solcher liegt ferner für die Frau in Vernachlässigung, Verlassung oder Mißhandlung von Seiten des Mannes, wogegen es letzterem jeder Zeit und ohne Angabe eines bestimmten Grundes frei steht die Scheidung zu bewirken (Tydschr. 1859 I, 384, Couperus in Tydschr. a, IV, 16). Im Allgemeinen wird die eheliche Treue beider Geschlechter gerühmt; die Frauen sind es meist die ihre Männer ernähren, den Handel führen und das Feld bauen (Tydschr. 1851 II, 2).

Wir haben uns im Vorstehenden auf die Darstellung derjenigen Institutionen beschränkt welche unzweifelhaft dem alten Menangkabao eigen waren und dort noch jetzt herrschen; wir werfen jetzt einen Blick auf die übrigen Länder von Sumatra, in denen theils dieselbe Verfassung bestanden haben mag, später aber mehr oder weniger sich verändert hat, theils schon seit alter Zeit wesentlich verschiedene Einrichtungen eingeführt waren.

Seitdem die Oberhoheit über Menangkabao und die Westküste von

2° 53′ n. B. bis 2° 25 ſ. B. auf die Holländer übergegangen iſt, die ſich die Beſtätigung der höheren Panghulus vorbehalten und einige derſelben mit 20 Gulden monatlich beſolden (Tydschr. 1855 II, 97), ſchreitet der Verfall der alten Einrichtungen immer weiter fort, obwohl ſie nicht gewaltſam von den Holländern verdrängt, ſondern langſam untergraben werden. In Indrapura giebt es keine Sukus mehr, es herrſcht dort ein Sultan, aber nach altem Rechte erbt der Schweſterſohn den Thron (Sal. Müller in Bydragen III, 276). Die Häuptlinge haben ſich hier in den Küſtengegenden überall das Eigenthum des geſammten Landes angemaßt, es giebt aber nirgends größere Reiche, die einzelnen Dörfer ſind voneinander unabhängig. In Moko-moko beſtehen zwar die Sukus noch, aber der Tuanku, der von den Mantries aus der fürſtlichen Familie gewählt wird, von ihnen aber auch wieder abgeſetzt werden kann, drückt die Bevölkerung ſchwer, nicht minder geſchieht dieß durch die einzelnen Häuptlinge ſeine Vaſallen: die Schuldſklaverei iſt daher dort ſehr ausgedehnt und man unterſcheidet vier Arten derſelben, je nachdem Loskauf unmöglich oder noch möglich iſt, oder der Verpfändete nur zu einer beſtimmten Summe von Arbeit verpflichtet iſt für die ein Bürge einſteht oder endlich nur für die Ablieferung eines beſtimmten Maaßes von Feldfrüchten als Schuldner haftet. Es giebt dort nur eine Art der Ehe, die durch semando; wird eine zweite Frau zur erſten hinzugenommen, ſo erhält dieſe 40 Gulden; weigert ſich der Mann die Schuld eines Verwandten ſeiner Frau zu bezahlen, ſo ſpricht dieſer die Scheidung aus: Frau und Kinder werden alsdann verkauft, bezahlt er die Schuld, ſo nimmt er ſeine Frau und Kinder ſelbſt dafür in Pfand (Bogaardt in Bydragen N. V. II 27 ff.). In Paſſumah lebar gelten die vier Paſſirahs, welche unabhängig voneinander ſind, aber in einer Art von Bundesgenoſſenſchaft ſtehen, als die Eigenthümer des Landes, für deſſen Benutzung ihnen das Volk einige Herrendienſte leiſten und mit in den Krieg ziehen muß; die einzelnen Dörfer ſtehen unter einem Panggerang oder Depati. Heirathen werden nur durch djudjur und ambilanak, nicht durch semando geſchloſſen (Boers in Tydschr. II, 2, 562 ff.). Die Geſetze ſind im Weſentlichen dieſelben wie in Menangkabao. Unkeuſchheit der Mädchen und deren Folgen werden ſtreng mit Geldbußen geſtraft (Näheres darüber und über die Eide als Beweismittel im Prozeß bei Marsden 3ª ed. 233 ff.). Die Redjang, deren Land ſeit 1859 mit der Reſident-

ſchaft Palembang vereinigt iſt (Hollander 581), ſtehen unter Dipatis, deren Würde nicht ſtreng erblich und deren Macht nur gering iſt; der Verſammlung derſelben präſidirt der Pangerang. Aus dem Geſetzbuche dieſes Volkes das im J. 1779 auf Veranlaſſung der Engländer niedergeſchrieben worden iſt, geht hervor daß zwar auch bei ihm wie bei den andern Malaien jedes Vergehen ſeinen Preis in Geld hat, daß aber das Erbrecht nicht das urſprünglich malaiiſche iſt: der älteſte Sohn oder das neu gewählte Haupt der Familie iſt der Haupterbe, auch Mann und Frau, wenn durch semando verheirathet, beerben einander. Verletzung der Keuſchheit wird auch bei ihnen ſtreng geſtraft. Der Zinsfuß betrug früher 150%, iſt aber auf 50% herabgeſetzt worden, doch konnte der Gläubiger nie mehr als das Doppelte der geliehenen Summe einklagen, d. h. es mußten alle Schulden vor Ablauf eines Jahres bezahlt werden, wenn ſie nicht verloren gehen ſollten (Näheres bei Marsden 3d ed. 210 ff.).

Benkulen, deſſen Bevölkerung aus Einwanderern von verſchiedener Art zuſammengefloſſen iſt, hat die Suku-Einrichtung nicht; außer dem Tuanku von Natal haben die Häuptlinge kein feſtes Einkommen von der Bevölkerung und geſetzlich auch keine Macht außer in Uebereinſtimmung mit dieſer, aber das Recht des Stärkern herrſcht vor. Der Adel, der das Volk ſchwer drückt, beſteht aus den Orang tuas, Panghulus, Mantries und den Verwandten des Radja; auf ihn folgen im Range die niederen Häuptlinge, Prieſter und Kaufleute, dann die freien Bürger, endlich die Schuldſklaven und Sklaven (Francis in Tydschr. II, 1, 142, 153 u. IV, 1, 438). Die dortigen Strafgeſetze, das Familien- und Eherecht iſt im Weſentlichen dasſelbe wie in Menangkabao. Im Thale von Lebong zwiſchen Benkulen und Palembang findet ſich die Suku-Regierung wieder, da ſich dort Leute aus Menangkabao niedergelaſſen haben (Stock in Bydragen N. V. IV, 86). Wenn Müller (a, 129) angiebt daß ſie ſich von dem Battalande im Norden bis nach Korintji erſtrecke, ſo iſt dieß zwar richtig, aber nicht genau, da ſie noch weiter nach Süden reicht. In den Küſtenländern ſüdlich von Benkulen bis nach Kroe hin gelten dieſelben Grundſätze in Rückſicht des Eigenthums an Land, der Verwandlung aller Strafen in Geld und mittelbar in Zwangsarbeit und die Arten der Ehe ſind dieſelben wie in Menangkabao, nur die Eintheilung des Volkes und Landes iſt eine andere: dem Dorfe ſteht ein vom Volke ernannter Proatin vor und aus

den Dörfern sind Mergas oder Margas formirt, deren Oberhaupt der von den Proatins gewählte Chalippa ist (Bydragen N. V. IV, 256 ff.).

Auch bei den Lampongs sind ähnliche Institutionen als die Grundlage der jetzigen politischen und socialen Verfassung leicht zu erkennen, obwohl sie bedeutende Veränderungen erlitten haben. Jeder Distrikt oder Marga, selten aus mehr als zehn Dörfern gebildet und von einem unabhängigen Oberhaupt regiert, ist nach dem Stamme benannt dem seine Bevölkerung angehört. Jedes Dorf ist in eine Anzahl von Vierteln getheilt, an deren Spitze ein Viertelmeister steht. Dem Meister des ältesten Viertels sind die der übrigen untergeben; die Gründung eines neuen Viertels fordert die Zustimmung der sämmtlichen Häuptlinge und solange diese nicht ertheilt wird bleibt selbst eine größere Anzahl neu gegründeter Gehöfte unselbstständig und stets abhängig von ihren Stiftern: es sind demnach hier geradeso wie bei der Suku-Regierung dem streng patriarchalischen Princip entsprechend alle Abhängigkeitsverhältnisse nach dem genealogischen Zusammenhang geregelt; daher auch der Herrscher seine Unterthanen nur als „Stammgenossen", das Familienhaupt die seinigen nur als „Kinder und Vettern" anreden kann (Du Bois in Tydschr. 1852 I, 249, 1857 I, 89 ff.). Bei der Eitelkeit und Rangsucht dieser Menschen giebt dieß zu vielen Streitigkeiten Veranlassung, jeder wendet Alles an um sich den Andern furchtbar zu machen, es besteht fast keine Regierung, Leben und Eigenthum genießen nur geringe Sicherheit. Die Einkünfte des Fürsten und Abgaben sind zwar gesetzlich bestimmt (Näheres darüber a. a. OO.), aber der Einzelne sucht sich seinen Verpflichtungen möglichst zu entziehen. Eine vorzüglich große Rolle spielen die vielen dort gebräuchlichen und zum Theil hochtrabenden Titel, deren einige von Menangkabau herstammen, während andere von späterem Ursprung und aus Bantam herübergekommen sind. Die höchsten Auszeichnungen bestehen in einer Art viereckiger Bank, einer künstlich geschnitzten Rücklehne und einer Ehrenpforte; sich diese beizulegen verursacht dem Fürsten große Kosten, da er zu diesem Zwecke prachtvolle Feste geben muß, gewährt ihm aber auch den Vortheil alsdann höhere Strafgelder auflegen, eine höhere Kaufsumme für seine Töchter fordern zu können u. dergl. Jeder neue Titel und jedes neue Vorrecht muß gekauft werden von den Privilegirten, kann aber auch dann vererbt und ohne eigenen Verlust weiter verkauft werden. Erbitterte Streitigkeiten die von Geschlecht zu Ge-

schlecht forterben, entspringen auch aus dieser Quelle (Zollinger in Tydschr. IX, 1, 136 ff., Du Bois ebend. 1852 I, 253, 319, 329, ebend. 1857 I, 94, 103 ff.). Das Land gilt als Gesammteigenthum des Volkes (ebend. 116). Die Würden gehen auf den ältesten Bruder, nach den Brüdern auf den ältesten Sohn über; ist eine Wahl nöthig, so entscheidet über diese nicht die Thätigkeit, sondern nur das Recht das die Verwandtschaft giebt; im Uebrigen wird gewöhnlich der Sohn der vornehmsten Frau vom Vater zum Haupterben erklärt (Du Bois a. a. O. 250, 264). Das Strafrecht, Schuld- und Sklavenwesen wie das Prozeßverfahren ist in vieler Beziehung dem von Menangkabao ähnlich (Näheres bei Du Bois a. a. O. 256 ff.), das erstere unterscheidet sich hauptsächlich nur durch einige barbarische Züge und durch die Habsucht welche sich in der Vervielfältigung der Geldstrafen kundgiebt: der Mörder muß oder mußte wenigstens früher außer mancherlei Strafgeldern an die Familie des Erschlagenen zwei Menschenköpfe liefern die zu Füßen desselben begraben werden, und einen lebendigen Menschen (irawan) mit dessen Blut sich die Verwandten bestreichen zur Sühne, nachdem sie ihn umtanzt und getödtet haben. Verwandtenmord beschädigt nur die eigene Ehre und zieht keine Geldstrafe nach sich. Eide und Ordalien werden bei heiligen alten Gräbern vollzogen, an denen auch Opfer gebracht werden. Die Ordalien bestehen in Untertauchen, Herausholen eines Ringes aus siedendem Oel oder dem Hinstreichen eines glühenden Eisens über die Zunge. Die Ehe wird meist durch djudjur geschlossen, nur von Armen durch ambil anak, was für schimpflich gilt. Viele bleiben unverheirathet, weil die Brautpreise, deren es fünf verschiedene giebt, zu hoch sind, oder entführen die Braut damit deren Eltern sich mit einer geringeren Summe begnügen; auch geschieht dieß mit Vorwissen der letzteren, die alsdann gewaffnet ausziehen das Mädchen zu suchen, sich aber bald zufrieden geben und nach Aufführung eines Kampfspieles auf die Festsetzung der djudjur eingehen. Aus Eitelkeit wird die letztere nach Uebereinkunft oft beträchtlich höher angegeben als sie wirklich beträgt. Die älteste Heirathsceremonie besteht darin daß der Bräutigam sein linkes Knie auf die Kniee der Braut legt. Ausschweifungen sind häufig, doch Scheidung fast unbekannt. Nach dem Tode des Mannes fallen dessen weibliche Angehörigen an den ältesten Bruder der sie zu versorgen hat (Du Bois a. a. O. 265 ff., 319, Zollinger a. a. O. 131 ff., Tijdschr. 1857 I, 114, 1862 I, 175). Die Drang

Pagagan haben die Ehe durch djudjur ſchon lange nicht mehr; der Islam hat ſich bei ihnen weiter ausgebreitet als bei den Lampongs, welche noch vielen heidniſchen Aberglauben haben und nur dem Namen nach Muhammedaner ſind (Tijdschr. 1857 I, 41, Du Bois a. a. O. 256, Steck in Bijdragen N. V. IV, 110).

In Palembang läßt nur das Eherecht noch die alt-malaiiſchen Einrichtungen beſtimmt erkennen: es beſtand dort ſowohl die djudjur mit der häufig ſich an ſie knüpfenden Dienſtbarkeit und Schuldſklaverei des Mannes, ſeines Bruders und ſeiner Kinder als auch die Ehe durch ambil anak, doch iſt es den Bemühungen der Holländer und namentlich denen des Reſidenten de Kock (1846) gelungen die erſtere abzuſchaffen (Reijnst in Tijdschr. I, 1, 263, ebend. V, 2, 15 u. 1852 I, 227 f.). Die politiſchen Verhältniſſe ſind überwiegend durch javaniſche Einflüſſe beſtimmt worden, und wie faſt überall in eroberten Ländern findet ſich auch hier eine Art von Lehnsverfaſſung. Der Sultan gilt als der Eigenthümer des Landes. Neben ihm ſtehen die großen Vaſallen, denen das Volk Herrendienſte zu leiſten und Lieferungen zu machen hat, ein in drei Klaſſen getheilter, durch beſtimmte Rangzeichen unterſchiedener Adel deſſen gebildetſter und kenntnißreichſter Theil die Mantries waren; dieſe bildeten die ausführende Macht und waren die früheren Beamten des Sultans, deſſen Herrſchaft in neuerer Zeit in Folge innerer Unruhen von den Holländern ganz beſeitigt worden iſt. Manche Ländereien (sindang) des Adels zahlten keine Abgaben, dieſer hatte für ihren Beſitz nur Truppen zu ſtellen und Kriegsdienſte zu thun, auf anderen (sikap) ruhte die Verpflichtung zu beſtimmten Herrendienſten oder Lieferungen. Alles übrige Land wurde, wie es ſcheint, als Domäne des Fürſten betrachtet und ganz zu deſſen Vortheil verwaltet: es war in Bezirke (margas) getheilt, deren jeder unter einem vom Sultan ernannten Depati und nächſt dieſem unter mehreren von der Bevölkerung gewählten Proatins ſtand und die Verſammlung dieſer höheren und niederen Häuptlinge, deren Aemter meiſt auf den Sohn oder den nächſten Verwandten forterbten, bildete die Bezirks-Regierung (Tijdschr. VIII, 3, 301 ff., ebend. 1853 II, 454 ff. vgl. Court, Exposit. of the rel. of the Brit. gov. with Palembang. Lond. 1821 p. 119). Die Bevölkerung ſelbſt zerfiel in zwei Klaſſen, in Matagawes und Aliengans: jene waren eigentlich allein beſteuert und hatten für alle Herrendienſte und eigen Laſten einzuſtehen, genoſſen gewiſſe Vorrechte und waren die

natürlichen Schutzherren der letzteren, ihrer unter sie eingetheilten Verwandten und Hörigen, welche factisch freilich alle Arbeiten und Leistungen zu verrichten hatten, während die Geldstrafen und Schulden in die sie verfielen, wenigstens bisweilen von den Matagawes für sie bezahlt wurden. Die Anzahl der besteuerten Matagawes — sie waren es nicht alle auf einmal, sondern wahrscheinlich abwechselnd — wurde stets voll erhalten, ihre Dienstpflicht war erblich und ging auf den ältesten Sohn, oder wenn ein solcher fehlte, auf den Tochtermann über, und die Lasten der Familie und des Dorfes für welche sie zu haften hatten, sollten sich stets gleich bleiben, aber der Sultan und die Mantries ließen diese nicht allein nach Maßgabe der Bevölkerung selbst zunehmen, sondern verlangten auch gegen eingeführte Waaren oder Geld Lieferungen von Landesprodukten, die nur zur Hälfte oder zu ¼ ihres Werthes angenommen wurden, forderten Geschenke bei Audienzen, Festen und anderen Gelegenheiten und erlaubten sich sonst noch viele Erpressungen (Tydschr. I, 1, 258 ff., VIII, 3, 321, ebend. 1853 II, 456 f.). Durch die Holländer sind die gröbsten dieser Mißbräuche abgeschafft worden; wie viel sich seitdem von der früheren Verfassung noch erhalten hat, ist nicht näher bekannt.

Indragiri früher an Johor, seit 1718 an Rhio unterthänig, hat einen Sultan mit dem Titel Jang dipertuan, welcher gleich seinen beiden Reichsverwesern des Nieder- und des Gebirgslandes aus einer bestimmten Familie vom Volke gewählt zu werden pflegt, aber der Bestätigung von Seiten des Sultans von Lingga bedarf, der jedoch seine Souveränetät (1837) an die Holländer übertragen hat und von diesen eine Pension bezieht. Der Sultan von Indragiri regiert mehr oder weniger absolut, je nach seinen persönlichen Eigenschaften, das Land ist sein und der Reichsgroßen Eigenthum, die es entweder selbst bearbeiten lassen oder gegen bestimmte Abgaben die Erlaubniß dazu an Andere ertheilen. Bemerkenswerth ist daß sich in Tiga Lurong eine Spur des alten Erbrechtes erhalten hat: die eigenen Kinder und die Schwesterkinder erben dort zu gleichen Theilen (Tijdschr. IV, 1, 542 ff., Hollander 612). In Siak, wo die Holländer seit 1858 aufs Neue Fuß gefaßt haben (ebend. 624) scheinen die Verhältnisse von ähnlicher Art zu sein. Atjin ist oder war vielmehr früherhin in drei Landschaften getheilt, welche, wahrscheinlich nach der Anzahl ihrer Mutterdörfer, die 22, 25 und 27 Sagins (Sukus?) hießen. Jedes dieser Dörfer steht

unter einem Panghulu oder einem Iman, jede Landſchaft wurde von je zwei Panglimas regiert, die den Sultan ganz in Abhängigkeit erhielten, da ſie ihn ein- und abſetzen konnten. Deſpotismus und Anarchie haben daher dort oft miteinander abgewechſelt. Der Thron geht wie die Würde des Panglima der Regel nach auf den älteſten Sohn, nicht mehr auf Weiber über, wie zu Dampier's (III, 156) Zeit, da die zwölf Oronkeys factiſch, eine Königin aber dem Namen nach regierte (1688). Außer den Panglimas giebt es noch einen ſiebenten hohen Beamten der dem Handel und Zollweſen vorſteht, den Sjabandhar (Ritter in Tijdschr. I, 2, 466 ff., ebend. IX, 4, 165). Die Strafen ſind hart, obwohl durch Geld abkäuflich, der Rechtszuſtand ſehr unſicher, der Einzelne ſucht ſich meiſt ſelbſt Recht zu ſchaffen. Abſchneiden von Hand oder Fuß, auch Pfählung war ſonſt namentlich in Atjin eine häufig vorkommende Strafe (Dampier III, 152 f., Marsden 550). Die Dörfer der Nordweſtküſte bis nach Singkel ſind ganz unabhängig (ebend.). Singkel ſelbſt das im 16. Jahrh. zu dem großen Reich von Baros gehörte, kam im 19., da dieſes ſich auflöſte an Atjin, dem es noch jetzt untergeben iſt. Die Häuptlinge der dortigen Dörfer (Datus) haben nur geringe Macht, ihre jüngeren Brüder ſind meiſt Prieſter (Ritter in Tijdschr. II, 1, 13, Rosenberg in Tijdschr. a, III, 411 ff.).

Auf der Halbinſel Malakka hat das urſprüngliche Malaienthum eine nicht unerhebliche Umbildung erfahren durch muhammedaniſche Einflüſſe, welche überall zum Abſolutismus hingeführt haben. Wo es den Fürſten gelungen iſt die Herrſchaft zu centraliſiren hat ſich ein vollſtändiger orientaliſcher Deſpotismus entwickelt, und der Druck den ſie ausüben (in Pahang, Tringanu) wird als ſo unerträglich geſchildert (Abd-Allah 34, 107) daß ſich die Völker lebhaft nach Befreiung von dieſem Joche durch die Europäer ſehnen. Im Innern von Malakka iſt in Folge der Bedrückungen und Erpreſſungen von Seiten der Rajas jetzt Alles verödet (Braddell in Journal VII, 96). Der Sultan von Lingga, der bis zum J. 1824 den großen Titel eines „Sultans von Johor, Pahang, Lingga, Rhio und ſeiner Dependenzen" trug, galt in neuerer Zeit unter den dortigen Fürſten als der erſte im Rang (Tijdschr. 1853 I, 412, Angelbeek in Verhand. XI, 53), obſchon ſein größter Vaſall, der Unterkönig von Rhio, ohne ſich von ihm loszuſagen, ſich eine gewiſſe ſelbſtſtändige Macht zu erwerben gewußt hat, und neuerdings das Reich von Lingga nächſt äußeren Einflüſſen durch den Druck

der Großen, die Faulheit des Volkes und die Demoraliſation beider gänzlich herabgekommen iſt (Geſchichte deſſelben ſeit dem Anfang des 18. Jahrh. von Netscher in Tijdschr. a, II, 180 ff.). Der Sultan wird von den Holländern ein- und abgeſetzt, muß aber wo möglich dem Fürſtenhauſe von Johor angehören; der Verweſer des Reiches iſt ſtets ein Bugis (Hollander 667).* Die Suku-Eintheilung, obwohl verfallen und in weſentlichen Punkten verändert (ſ. Hollander 663) beſteht noch, aber die Heirath durch djudjur hat ſich nicht erhalten (ebend. 132, 134 vgl. Newbold bei Moor Append. 63 f.). Die Reichsgroßen, deren Würden auf den älteſten Sohn und nach dieſem auf den Bruder forterben, verwalten das Land ohne Rechenſchaft davon zu geben. Die Strafgeſetze, in denen die Geldbuße auch bei Mord die erſte Stelle einnimmt, ſind zum Theil grauſam und barbariſch (Näheres bei Angelbeek a. a. O. 46 ff.). In Naning und anderwärts beſteht noch die Succeſſion des Schweſterſohnes, doch kommt dieſes alte Erbrecht durch muhammedaniſchen Einfluß mehr und mehr außer Gebrauch (Newbold I, 236, II, 220). Das Land gilt im Reiche von Malakka als Eigenthum des Herrſchers, der den Zehnten davon erhält, nur unbebauten Grund und Boden zu occupiren und zu bearbeiten iſt allgemein erlaubt und begründet ein Beſitzrecht das ſolange dauert als die Spuren der Cultur (ebend. I, 260). Unter dem Raja ſtehen zunächſt der Bandahara, der Tumungong und der Laksamana, von denen der erſte der Regierung, der zweite die Juſtiz, der dritte dem Seeweſen vorgeſetzt iſt (ebend. II, 312). Der Shabandar hat die Aufſicht über Maaß und Gewicht, die Schiffs- und Fremdenpolizei (ebend. 265). Die Geſetzbücher der Malaien, deren es mehrere giebt, ſind an Geiſt und Inhalt nahe miteinander verwandt (Näheres ebend. 224 ff., Journal IX, 71 ff. Raffles in As. Res. XII, 104 ff.) und ihre Beſtimmungen laſſen die abſolutiſtiſche Regierungsform überall deutlich hervortreten: ſie verlangen denſelben Gehorſam gegen gerechte und ungerechte Befehle des Fürſten; gewiſſe Ausdrücke dürfen nur in der Anrede an dieſen gebraucht, beſtimmte Farben und Stoffe der Kleider nicht ohne Erlaubniß desſelben getragen werden (Newbold II, 232), und die Verletzung dieſer beiden Vorſchriften gilt in Lingga ſogar als Hochverrath (Angelbeek a. a. O. 49); über die Sonnenſchirme als Zeichen politiſcher Würden,

*) Der Einfluß der Bugis ſchreibt ſich von den Dienſten her die ſie zu Anfang des 18. Jahrh. dem Sultan von Johor geleiſtet haben (ſ. oben p. 16).

ihre Farbe, Anzahl u. s. f. (s. Dulaurier zu Abd-Allah 37 ff.). Einen Sklaven des Fürsten wegzufangen wird mit dem Tode, den Büffel eines Beamten zu tödten mit Sklaverei in Johor gestraft, die Verletzung des Eigenthums des gemeinen Mannes dagegen minder streng geahndet (Journal IX, 76, 81). Wer auf Ehebruch oder Diebstahl ertappt wird oder einen Andern in's Gesicht schlägt, darf unmittelbar getödtet werden, außer wenn er ein Beamter ist, und wie die Bestrafung der Hochgestellten erleidet nicht bloß eine Verzögerung, sondern fällt auch milder aus (ebend. 86 f.). — Alles, wie es scheint, um der Hoheit und Heiligkeit des Herrschers willen deren Abglanz auf sie fällt. Der Koran soll für den Richter stets die erste Norm, das Gewohnheitsrecht die zweite sein (Newbold II, 276).

Wir müssen uns darauf beschränken einige charakteristische Züge aus den Gesetzbüchern von Malakka und Johor herauszuheben, im Uebrigen aber auf Newbold und das Journal (a. a. OO.) verweisen. Der Codex von Johor verlangt stets zwei, bei schweren Verbrechen vier Zeugen im Prozeß und erklärt Verbrecher, Sklaven, Kinder, Weiber für unfähig Zeugniß abzulegen mit wenigen Ausnahmen; die Ordalien sind dieselben wie bei den Lampongs (s. oben, Newbold II, 240, Journal IX, 90). Meuchelmörder zu dingen ist in den Fällen, in welchen, wie erwähnt, Todtschlag dem Beleidigten frei steht, in Johor nur mit Vorwissen der Obrigkeit erlaubt (ebend. 89). Mord an einem Sklaven oder Ungläubigen, vom Vater an seinem Kinde begangen, wird nicht mit dem Tode gestraft (Newbold II, 304). Es giebt mildere und schärfere, zum Theil entehrende Strafen des Diebstahls, je nach dem Werthe des Gestohlenen und den leichteren oder schweren Umständen; wer um Diebstahl weiß und ihn nicht anzeigt, verfällt in Strafe; gefundene Sachen von Werth sollen drei Tage lang öffentlich ausgestellt werden (ebend. 238, 304). Fremdes Vieh das auf Reisfeldern Schaden anrichtet darf gefangen und geschlagen werden, nur wenn jene eingezäunt sind; Büffel müssen Nachts eingehegt werden, sonst darf jeder sie tödten dessen Feld sie beschädigen (ebend. 295, 309). Bienen sollen nicht wie wilde und jagdbare Thiere von einem jeden eingefangen und angeeignet werden, sondern sind als Privateigenthum zu behandeln (Journal IX, 75). Sklaverei und Sklavenhandel sind bei den Malaien wie allerwärts so auch hier in Uebung; dasselbe gilt von der erblichen Schuldsklaverei oder Verpfändung der Schuldner und ihrer Familie

(Newbold I, 141). Indessen soll nach den Gesetzen von Johor weder der Schiffbrüchige noch der Hungerleidende Sklave seines Retters werden, sondern dieser nur den Anspruch auf eine bestimmte Belohnung erhalten (Journal IX, 77). Am Sklaven wird Diebstahl durch Abhauen der Hand, am Freien nicht durch Verstümmelung gestraft (ebend. 81), aber der Sklave ist nicht völlig rechtlos. Erschlägt ihn sein Herr, so wird er vor Gericht gestellt; bringt eine Sklavin ihrem Herrn ein Kind, so ist sie unverkäuflich und wird frei (Newbold II, 302, 293). Als charakteristisch erwähnen wir endlich noch daß, wie Crawfurd (III, 130) bemerkt hat, ein Angriff auf die Ehre des verheiratheten Weibes als zugleich gegen die des Mannes gerichtet schwerer gestraft wird als die Verführung und Schändung eines Mädchens, die fast nur als ein Schaden an Eigenthum und Geld angesehen zu werden scheint (Newbold II, 248, Journal IX, 83, 86). Beschimpfende Strafen, besonders Schläge, gelten für sehr hart und werden tief empfunden; die Todesstrafe ist häufig, wird aber durch unnütze Grausamkeiten nicht verschärft.

Unter den sog. Malaienstaaten auf Borneo — viele von ihnen sind vielmehr von Javanern gegründet worden, wie wir gesehen haben — sind Sambas und Pontianak, Banjermassing, Coti und Bruni neuerdings die bedeutendsten. An der Spitze des letzteren steht ein Sultan der den hohen malaiischen Titel Jang dipertuan führt, die Regierung aber ist bald despotisch monarchisch bald oligarchisch je nach dem persönlichen Charakter des Regenten (Low 104, 107). In den meisten jener Staaten ist die Regierung nur dem Namen nach absolut monarchisch, so z. B. in Sambas wo der Herrscher von dem hohen Rathe der Sechzehn gewählt wird und im Grunde nur dessen Vorsitzer ist, in Pontianak dagegen und in neuester Zeit auch in Sekadouw ist sie es in der That. Der Druck den das Volk zu leiden hat ist aber überall derselbe. Die Fürsten kümmern sich nur um die Strafgelder die sie einziehen können und oft in sehr willkürlicher Weise auflegen und üben ihre Erpressungen zunächst an den Reichen und Vornehmen, die sich durch eine gleiche Behandlung des Volkes dafür schadlos halten (Veth II, 326). Dieß gilt vor Allem auch von den Sultanen von Banjermassing, die sich in der neueren Zeit nur als vollständige Wütheriche und Wollüstlinge gezeigt haben; die Furcht vor ihrer und der Reichsgroßen Habsucht verscheucht allen Fleiß der Bevölkerung und nur in den von der

Residenz ferner gelegenen Gegenden regt sich einige Betriebsamkeit (Schwaner I, 52 ff.). Ueberall in diesen Ländern herrscht die drükkendste Schuldsklaverei, da alle Strafen Geldbußen sind oder in solche verwandelt werden, und ganz vorzüglich haben die Dajaks darunter zu leiden, die von den Malaien ohnehin meist ganz als Leibeigene behandelt und selbst wo dieß nicht geschieht, so in Schulden verwickelt werden daß sie diesen mit ihrer Familie in kurzer Zeit ganz preisgegeben sind. Sie mögen durch jene einige Bildung erhalten haben, müssen es aber schwer entgelten. Gewalt und List werden gegen sie gleichmäßig angewendet, ihre Streitigkeiten, ihre Noth und Armuth, ihr Handelsbetrieb zu ihrem Verderben benutzt. Kriegsgefangen werden sie Sklaven, können sie die verlangten Abgaben nicht aufbringen, verrichten sie die aufgelegten Herrendienste nicht, so haben sie dasselbe Schicksal. Auch manche Verbrechen werden auf diese Weise an ihnen gestraft, bisweilen veranstaltet man, besonders in Silat förmliche Sklavenjagden auf sie. In vielen Gegenden wird ein Zug in das Land der Dajak unternommen, man legt den Hungernden Reis hin und begiebt sich in den Hinterhalt; jene kommen um zu essen, werden gefangen und versklavt, da sie nicht bezahlen können (Tijdschr. 1849 I, 354). Man zwingt ihnen ferner Handelswaaren (Eisen, Salz u. s. f.) zu ungeheuren Preisen auf und fordert von ihnen Lieferungen aller Art bei Festen und andern außergewöhnlichen Gelegenheiten. Die Holländer haben sich seit 1823 mehrfach bemüht diesen Druck zu mildern, der auf Java (1825) ausgebrochene Krieg hat sie darin gestört und erst seit 1846 haben sie ihre Aufmerksamkeit wieder auf Borneo gerichtet (Veth II, 323, 335 ff., Keppel II, 178 ff.). In Bruni bestehen für die Sklaven und Schuldsklaven zwar ähnliche mildere gesetzliche Bestimmungen wie in Malakka, aber factisch kümmert man sich nicht um das Verbot des Koran einen Gläubigen als Sklaven zu halten, vielmehr läßt man die Dajak-Sklaven sogleich beschneiden und zum Islam übertreten. (Low 119 ff.).

Das Familienleben der Malaien ist meist friedlich und glücklich, der Vater wird hochgeehrt von den Kindern und bleibt dieß auch wenn letztere erwachsen sind (Angelbeek in Verhand. XI, 37). Nicht leicht bleiben sie unverheirathet, zumal da der Koran sie zur Ehe auffordert; Prostitution ist besonders an Orten die von Fremden wenig besucht werden, wie z. B. in Raning äußerst selten (Newbold I, 244). Die

Eltern lieben ihre Kinder innig und nennen sich nicht selten nach diesen, besonders wenn es ein Sohn ist auf den sie ihre Hoffnungen bauen (Crawfurd I,94). Ein wahre Affenliebe sollen namentlich die Lampongs für ihre Kinder hegen (Zollinger in Tijdschr. IX, 1, 130). Da die Festigkeit der Familienbande zur Blutrache in nächster Beziehung steht werden häufig um sich zu sichern mit einem Gliede einer Familie auch die übrigen umgebracht (Crawfurd I, 82). Charakteristisch ist das Mißtrauen mit welchem der Verkehr des Weibes mit dem Manne fast immer von den Malaien betrachtet wird, aber sonst unerhört ist eine in Pontianak geltende gesetzliche Bestimmung daß ein Mann mit dem Tode bestraft werden soll der eine in's Wasser gefallene Frau rettet, wenn er kein Verwandter derselben ist (Tijdschr. 1853 II, 232).

Das Temperament und der moralische Charakter der Malaien sind auf äußerst verschiedene Weise geschildert worden, wovon die Ursache gewiß weit weniger in den eigenthümlichen Erfahrungen und Auffassungen der einzelnen Berichterstatter als in den großen Unterschieden zu suchen ist welche in dieser Hinsicht unter den einzelnen Völkern wirklich bestehen und im Laufe der Zeit hervorgetreten sind. Meist hat man dabei nur die Malaien der späteren Zeit, speciell die von Malakka vor Augen gehabt, und ist ihnen nicht gerecht geworden, weil alle nähere Bekanntschaft der Europäer mit ihnen sich erst aus der Zeit des Verfalles ihrer Macht und der Zerstörung ihres ursprünglichen Wesens durch fremde Einflüsse herschreibt. Ein vortheilhafteres Bild wird von ihnen entwerfen wer aus ihrer Literatur als wer aus persönlicher Beobachtung schöpft, ein vortheilhafteres wer auf die Länder sieht in denen sich Vieles von dem ursprünglichen Malaienthum erhalten hat als wer die großentheils entarteten Malaienvölker anderer Gegenden schildert.

Die Malaien von Sumatra sind von einfältigeren Sitten und einfacherem Benehmen als anderwärts und namentlich in Malakka und Borneo, deren Charaktere vielfach eine gewisse moralische Versunkenheit erkennen läßt; weder sind Hinterlist und Intrigue ihnen in einem ähnlichen Grade eigen wie den letzteren, noch theilen sie deren Stolz und Hochmuth; auch geschlechtliche Ausschweifungen sind ihnen fremd (Marsden 3d ed. 208). Die Bewohner von Agam und Passumah lebar zeichnen sich vor Allem durch große Freiheitsliebe aus, sind muthig und tapfer, rachsüchtig und nicht ohne kriegerische kampflustige Wildheit, die ersteren

zwar nicht dem Trunke, aber dem Spiel und Opiumgenuß ergeben; Diebſtahl gilt ihnen für ſehr ſchimpflich und wird ſtreng beſtraft; in Paſſumah lebar findet ſich die Leidenſchaft für Spiel und Opium nicht, die Menſchen ſind offen, gaſtfrei, mäßig und voll Ehrgefühl, doch nicht ſelten unehrlich im Handel (Tijdschr. 1851 II, Boers in Tijdschr. II, 2, 567). Aehnlich werden die übrigens ſanfteren und trägeren Redjangs geſchildert. In Benkulen dagegen iſt die Bevölkerung durch Spiel und Opiumgenuß, die aus Habſucht von den Häuptlingen gefördert werden ſehr depravirt; Mord, Menſchenraub, Diebſtahl ſind häufig, große Faulheit allgemein (ebend. I, 2, 349). Als ein Inbegriff aller Schlechtigkeit und Gemeinheit werden ſehr einſtimmig die Atjineſen dargeſtellt. Die Lampong ſind durch lange Anarchie ein eigenmächtiges raubluſtiges Volk geworden, bei dem Diebſtahl und Mord keine Thaten ſind deren man ſich zu ſchämen hat, während es allerdings Schande bringt eine Beleidigung ungerächt zu laſſen; der auf Rache Sinnende legt allen Schmuck ab und bleibt bis zu ſeiner Befriedigung von allen Feſtlichkeiten und Vergnügungen ausgeſchloſſen. Eitelkeit auf Rang und Titel, Kleinlichkeit in der Beobachtung der Etikette, Zugänglichkeit für Schmeichelei jeder Art paart ſich bei ihnen mit großer Neigung zum Spiel und zu Ausſchweifungen, mit Faulheit und Feigheit, doch werden ſie von einigen Berichterſtattern als gaſtfrei und ehrlich gerühmt, obwohl ſie im Handel oft betrügen (Du Bois in Tijdschr. 1852 I, 273, ebend. 1857 I, 112, 1862 I, 173, Steck in Bijdragen. N. V. IV, 103). Nicht viel günſtiger wird das Volk von Palembang geſchildert: Streit- und Rachſucht ſind ihm eigen, das Mißtrauen allgemein, Betrügerei ſehr verbreitet; der Adel des Landes (die Prijais) iſt faul, dumm, trotzig und drückt das Volk ſchwer. Die ſeit langer Zeit mit Palembang vereinigten Ogan-Stämme ſind dagegen von friedlichem Weſen und nicht ſtreitbar (Tijdschr. 3, 294, 311, 316).

Die Schilderungen der Malaien im Allgemeinen die wir beſitzen und die ſich hauptſächlich auf die von Malakka und den umliegenden kleineren Inſeln beziehen, heben vor Allem die heftige Leidenſchaftlichkeit ſeines Temperaments hervor. Sie zeigt ſich in der Liebe wie im Haß, im Kampfe den der Malaie, einmal erregt, nicht ſelten mit völliger Unempfindlichkeit gegen Schmerz bis zum Tode fortſetzt, im Spielen und Wetten, wobei er oft all ſein Eigenthum, dann Weib und Kind und ſelbſt die eigene Freiheit daranſetzt. Beſonders ſind es die Hahnen-

kämpfe die ihn zu ſolchem Wagniß leicht veranlaſſen, die Zärtlichkeit und Verehrung für ſeinen Lieblingsvogel reißt ihn zu jeder Thorheit fort. Bekannt unter dem Namen des Amok*) oder Amoklaufens (to run a muck vgl. Crawfurd I, 66, und in Journal IV, 184) ſind die Anfälle von blinder Wuth in der er achtlos jeder Gefahr einem Raſenden gleich fortſtürzt und Alles mordet was ihm in den Weg kommt bis er erſchöpft zu Boden ſinkt, wenn er nicht etwa niedergeſchoſſen wird, denn auf dieſe Weiſe ihn unſchädlich zu machen ſteht alsdann einem jeden frei, daher es bisweilen lebensgefährlich werden kann raſch zu laufen. Dieſe Wuthausbrüche, welche in Java jetzt ſelten, auf Bali und in den ſüdlichen Theilen von Celebes häufiger ſind, mögen allerdings bisweilen auf einem plötzlichen Anfall von Tobſucht beruhen (Oxley in Journal III, 532), meiſt iſt es aber vielmehr die ungeſtillte kochende Rache und Verzweiflung die ihnen zu Grunde liegt und bisweilen treten ſie in völlig planmäßiger wohl überlegter Weiſe ein (ſ. das Beiſpiel in den Memoirs p. 66, welche überhaupt ein gutes Bild malaiiſchen Charakters und malaiiſcher Sitten in einfacher Sprache geben). Ihnen zu begegnen dient die Vorſicht mit welcher man einem Gefangenen immer ſogleich den Kris abzunehmen pflegt. Es ſcheint indeſſen daß das Amok meiſt einen zu großen Einfluß auf das Charakterbild ausgeübt hat das man gewöhnlich vom Malaien entworfen ſieht, denn im Ganzen läßt ſich nicht leugnen daß er friedliebend, ſanft, dienſtfertig und gutmüthig iſt und ſich faſt überall durch Mäßigkeit und Nüchternheit im Eſſen und Trinken auszeichnet (Brooke bei Keppel II, 127 ff.)

Ein weiterer charakteriſtiſcher Zug der Malaien iſt ihr äußerſt empfindliches Ehrgefühl, mit welchem einerſeits ihre leicht erregte Rache und andererſeits ihre Höflichkeit in Verbindung ſteht, die jedoch ohne Schmeichelei und Erniedrigung, vielmehr mit einem männlichen Selbſtgefühl und einem ſtets würdigen ernſten Betragen zuſammengeht. Ihre Demuth vor den Fürſten iſt nicht ſo ſklaviſcher Art wie bei dem Javaner. Stolz und freiheitsliebend, laſſen ſie ſich bei einiger Rückſicht auf ihre Vorurtheile verhältnißmäßig leicht leiten, widerſtreben aber dem Zwange. Lautes Schreien und Schimpfen erlauben ſie ſich nicht, ja ſchon directer

*) Eine ähnliche große Reizbarkeit die bisweilen gefährlich wird, iſt nicht ſelten den Lappen und beſonders deren Weibern eigen, die erſchreckt in convulſiviſche Bewegungen oder in verzweifelnde Wuth verfallen, Andere angreifen und mißhandeln (Caſtrén, Reiſen im Norden 1853 p. 151).

Widerſpruch gilt ihnen als unhöflich, wie ſchnelles Antworten auf wichtige Fragen von vielen als unbeſonnen betrachtet wird (Newbold II, 185 ff., I, 139, Braddell in Journal V, 15, Crawfurd I, 52, Angelbeek in Verhand. XI, 32, Belcher I, 175). Schon jemand ſcharf anzuſehen wird leicht als Beleidigung aufgenommen, wahrſcheinlich aus einer Art von Aberglauben dem ähnlich welcher verbietet den eigenen oder der Verwandten Namen zu ſagen. Auch widerſtrebt letzteres ihrer Eitelkeit die ſich gern einredet berühmt und allgemein gekannt zu ſein. Sie ſchmeicheln gern und es giebt keine Freundſchaft unter ihnen außer der, welche das gemeinſame Intereſſe knüpft. Zu einem Hochgeſtellten auf den Knieen hinzukriechen iſt Sitte, man nimmt deſſen Hand zwiſchen die ſeinigen, berührt den Boden mit der Stirn und zieht ſich wieder zurück ohne jenem den Rücken zu kehren. Die ehrfurchtsvolle Stellung iſt die ſitzende und das Sitzen geſchieht mit gekreuzten Beinen. Einen Gleichſtehenden begrüßt man indem man deſſen Hand zwiſchen die eigenen faßt und damit die Stirn berührt. Einem Gaſte wird eine Kokosnuß und etwas Zucker, beim Weggang Betel und Areca geboten (Angelbeek a. a. O., Newbold II, 176). Die Beobachtung der Etikette gilt als vorzüglich wichtig und die conventionellen Formen des Verkehrs ſind ſehr ſpeciell beſtimmt: bei Briefen ſind nicht bloß der Stil und die Anrede, ſondern auch der Stoff, die Farbe die Art der Faltung des Couverts, die Anzahl und Stelle der Siegel durch feſte Vorſchriften geregelt je nach der Stellung des Schreibers und des Adreſſaten (ſ. Dulaurier zu Abd-Allah p. 5, Newbold II, 337 ff.). Die geſelligen Vergnügungen beſtehen außer Karten-, Würfel- und Ballſpiel, in Waffentänzen, Turnieren, Scheibenſchießen, Hahnenkämpfen und Stiergefechten, welche letzteren es ſchon im alten Menangkabao gegeben haben ſoll (Newbold II, 183, Hollander 501).

Die Malaien ſind ehrlicher im Handel als die Chineſen und Hindus (Newbold I, 139), und ſo häufig auch die Fürſten zu Verſtellung, Hinterliſt und Verrätherei greifen; ſo iſt doch das Volk ſeinem Fürſten meiſt in hohem Grade treu und ein Geheimniß wird nicht leicht verrathen. Crawfurd (I, 50) geht ſo weit ihnen Offenheit und Wahrhaftigkeit ohne Neigung zur Intrigue zuzuſchreiben. Anders ſchildert ſie Brooke (bei Keppel II, 127 ff.) in dieſer Hinſicht, weiſt aber zugleich auf die große Verſchiedenheit der einzelnen Völker hin. Sie beſitzen ein ſtarkes und entſchiedenes Rechtsgefühl und ſind nicht ohne Mitleid; da-

gegen gehören Dankbarkeit und Großmuth gegen Feinde selten zu ihren Tugenden. Der Feigheit und Grausamkeit hat man sie oft, aber mit Unrecht beschuldigt: in den Kriegen gegen die Europäer haben sie oft großartige Beweise von Tapferkeit und Heldenmuth gegeben, und wo sie sich grausam zeigen, liegt die Ursache davon nicht sowohl in ihrem Charakter als in aufgeregter Leidenschaft und lang genährter Rache. Der Mangel an Lust zur Arbeit und Betriebsamkeit erklärt sich aus den Verhältnissen: in Malakka wo ein Tagelohn von 5½ d. ausreicht um einen Mann 4—6 Tage lang zu ernähren ist es natürlich meist schwer denselben Arbeiter zwei Tage nacheinander zu erhalten (Inkes II, 219).

Die Malaien von Borneo bezeichnet Veth (I, 331) als die schlechtesten von allen, namentlich steht dort fast überall der Adel, wie Earl (a. 224) bemerkt, in Folge seiner Laster geistig und körperlich tiefer als das eigentliche Volk, dessen Demoralisation von ihm ausgeht. Auf der Westküste sind indessen die Malaien von ruhigem sanftem Charakter, keine Piraten noch Abenteurer, mit Ausnahme derer von Bruni; nur hier und in Sambas herrscht die Leidenschaft des Spiels und des Opiumrauchens; die von Sarawak sind einfache und offene aufrichtige Menschen, auch vor Gericht; grobe Verbrechen sind bei ihnen selten. Höflichkeit ohne Kriecherei ist auch den niederen Klassen eigen (Low 127 ff.)

Es ist nicht zu verkennen daß im Charakter der Malaien eine gewisse Ritterlichkeit liegt. In schwierigen Rechtssachen wird bisweilen der Zweikampf auf Tod und Leben von ihnen zur Entscheidung gewählt, dessen Ausgang dann als Gottesurtheil gilt, und wie ein Streit zwischen Einzelnen auf diese Weise geschlichtet wird, so geschieht es auch bei Zwist unter ganzen Stämmen, daß man nur wenige Auserwählte um die Sache miteinander kämpfen läßt, Crawfurd III, 92. Newbold II, 184). Es war namentlich in alter Zeit nicht ungewöhnlich daß Könige anstatt einander zu bekriegen selbst einen Zweikampf unternahmen (de Barros V, 302), denn Tapferkeit und Muth galten als die ersten Tugenden der Fürsten und des Adels, daher ein sterbender Vater in ächt malaiischer Weise selbst zu seinen Söhnen sagen konnte: Kämpfet miteinander und wer von euch siegt, soll meine Krone erben (Abd-Allah in Nouv. Ann. des v. 1849 IV, 39). Auch die Art der Kriegführung hatte im alten Menangkabao darin etwas Ritterliches, daß der Kampf auf einem bestimmten Platze zu einer vorher angesagten Zeit ausgefochten wurde, wobei es zwar oft nicht bis zum Handge-

menge, bisweilen aber auch zu großem Blutvergießen kam (Couperus in Tijdschr. a, IV, 21). Im Kriege selbst hatte man Vorkämpfer, welche, wie noch jetzt bei vielen malaiischen Völkern, in rother Kleidung und eigenthümlichem Aufputz vor dem Heere hertanzten und die Vorkämpfer des Feindes zu Einzelkämpfen herausforderten (Nahuijs 202). Wird bei den Lampongs ein Mann von höherem Range durch einen Gemeinen oder gar einen Sklaven umgebracht, so hält man dieß für einen so großen Schimpf, daß diese That nur durch einen Raub- und Mordzug gesühnt werden kann, der meist nach einem abgelegenen Dorfe unternommen, hauptsächlich die Erbeutung von Feindesköpfen als Trophäen bezweckt (Du Bois in Tijdschr. 1852 I, 258) — eine Art der Rache (das sogen. Koppensnellen) die ebenfalls den Malaien eigenthümlich und bei vielen Völkern des indischen Archipels noch bis auf den heutigen Tag in Uebung ist. Daß die Lampongs Cannibalen seien (Ritter, Erdk. V, 25), scheint auf keinem authentischen Zeugniß zu beruhen.

Die nationale Hauptwaffe ist bekanntlich der vielgestaltige Kris (Dolch, Abbildungen bei Raffles), der nur von den Piraten vergiftet wird. Die Malaien tragen ihn stets und gerade dieß soll sie im Bewußtsein ihrer Heftigkeit sehr vorsichtig im Streite machen. An alle einzelnen Eigenschaften desselben, besonders auch an die Art seiner Damascirung (s. über diese und die verschiedenen Arten des Kris Newbold II, 202 ff. nach einer malaiischen Handschrift) knüpft sich der mannigfaltigste Aberglaube. Die alten Waffen der Malaien, das Blasrohr mit vergifteten oder unvergifteten Pfeilen, die Lanze, die Schleuder und der Klewang, eine Art von Schwert, sind zum Theil jetzt abgekommen (ebend. 194), indessen sind sie neben dem Schießgewehr in Agam noch in Gebrauch (Tijdschr. 1851 II, 2), welches letztere sie bei den Malaien in Borneo und anderwärts meist ganz verdrängt hat (Low 163). Wenn Crawfurd (a, 424) von dem Schwerte vermuthet daß es den Malaien erst durch die Europäer bekannt geworden sein möchte, so ist dagegen zu bemerken daß es ihnen vielmehr als die älteste Waffe gilt und schon lange Zeit vor dem Kris in den malaiischen Annalen erwähnt wird (Newbold II, 199). Auch die Luntenflinten sind vielfach jetzt durch bessere Feuerwaffen ersetzt. Die Lampongs bedienen sich der letzteren nur bei Festlichkeiten, obwohl sie selbst im Besitze von Kanonen sind, die sie von Bantam zum Geschenk erhalten haben; Kris, Lanze und Schwert tragen sie beständig, im Kriege führen sie auch Keulen

harnische Schilde und einen langen mit einem Kieselsteine besetzten Bambusstock mit dem sie die feindlichen Lanzenstiche abwehren (DuBois a. a. O. 318). Von ähnlicher Art ist die Bewaffnung in Palembang (Hollander 593). Nächst den in Menangkabao noch jetzt wie vor Alters verfertigten Waffen sind besonders die der Bugis hochgeschätzt (Newbold II, 195 ff.). Als ein wichtiges und noch jetzt vielfach gebräuchliches Vertheidigungsmittel im Kriege erwähnen wir endlich noch die Fußangeln, spitzige in die Erde eingeschlagene Stöcke, die bisweilen vergiftet, die Annäherung oder Verfolgung von Seiten des Feindes zu hindern bestimmt sind.

Daß der Islam gegenwärtig die herrschende Religion bei den Malaien ist, daß er in Atjin im J. 1205 und in Malakka 1276 eingeführt wurde, haben wir schon früher bemerkt. Ueberall haben die muhammedanischen Missionäre sehr rasche und vollständige Erfolge bei ihnen erzielt, während sich von den christlichen fast durchgängig nur das Gegentheil behaupten läßt. Die Ursachen davon liegen, wie Crawfurd sehr richtig hervorgehoben hat, hauptsächlich darin daß die ersteren sich von Anfang in das beste Einvernehmen mit den Eingeborenen setzten, deren Sprache lernten, die einheimischen Sitten beobachteten und sich im Lande verheiratheten, daß sie keine besondere Kaste bildeten, sondern mit dem Volke verschmolzen und ihre Ueberlegenheit in Künsten und Kenntnissen wesentlich zu dessen eigenem Besten anwendeten, während die Verhältnisse der Eingeborenen zu den Europäern so ziemlich in jeder Hinsicht sich auf die entgegengesetzte Weise gestalteten. Die gesammte Bevölkerung von Menangkabao ist muhammedanisch, das Reich jedoch wahrscheinlich älter als die Einführung*) des Islam (Marsden 3d ed. 343, 345), die gegen Ende des 12. Jahrh. stattgehabt zu haben scheint, obwohl die allgemeine Annahme desselben erst zu Anfang des jetzigen geschehen sein soll (Couperus in Tijdschr. a. IV, 7). Ibn Batuta fand um 1345 in Pase und Pedir die muhammedanische Sekte des Schafey herrschend (Dulaurier in Journ. As. 4me série IX, p. 129 note 28). Ferner ist Singkel wie Atjin ganz muhammedanisch (Rosenberg in Tijdschr. a. III, 411), vor der Einführung dieser Lehre bekannte sich aber die Bevölkerung dieser nördlichen Gegenden zur brahmanischen Religion (Ritter in Tijdschr. I, 2, 470), was, wie wir ge-

*) Die von Francis (in Tijdschr. II, 1, 134) dafür angegebene Jahreszahl ist 1177; Raffles setzt sie jedenfalls zu spät erst ins 15. Jahrhundert.

ſehen haben, ohne Zweifel auch in dem mittleren und ſüdlichen Theile der Inſel in großer Ausbreitung der Fall war. In Paſſumah lebar iſt zwar die Beſchneidung allgemein und es wird kein Schweinefleiſch gegeſſen, aber nur einer der dortigen Stämme, Anak Semindo, iſt wirklich muhammedaniſch; Götzenbilder und Götzenprieſter hat das Volk zwar nicht und führen das Wort Allah Taallah im Munde, aber der Begriff des muhammedaniſchen Gottes fehlt ihnen (Boers in Tijdschr. II, 2, 572). Die Lampongs hängen nur wenig am Islam, an den meiſten Orten im Innern des Landes giebt es nicht einmal eine Moſchee und nur die Vermögenden laſſen ihre Kinder beiderlei Geſchlechtes beſchneiden (Tijdschr. 1862 I, 173, Du Bois ebend. 1852 I, 270). In Palembang wird der Islam in äußeren Dingen ziemlich ſtreng beobachtet, doch herrſcht er nur bei der ſehr gemiſchten Bevölkerung des gleichnamigen Hauptortes und in deſſen Nachbarſchaft (Tijdschr. VIII, 3, 294, 307). Tiefer iſt er bei den Malaien von Malakka eingedrungen, bei denen das Arabiſche die Sprache des Cultus, des öffentlichen wie des privaten Gebetes und der Koran auch als bürgerliches Geſetz die erſte Autorität iſt (Newbold II, 318, 277). Sie gehören ſämmtlich zu der muhammedaniſchen Sekte der Sunniten (nach Pfyffer p. 25 zu der des Ali). Der in Naning übliche Cultus gleicht mehr dem der Araber als dem in Vorderindien eingeführten (Näheres ebend. I, 246); die Moſcheen ſind koniſche Gebäude von Holz mit zwei Dächern, ſie ſtehen allein draußen in den Feldern. Trommelſchlag ruft zum Gebete; beide Geſchlechter werden beſchnitten; die Weiber gehen unverſchleiert. Das Opfer des Büffels als des koſtbarſten Thieres ſcheinen unter den Muhammedanern nur die Malaien zu haben (Newbold bei Moor 254). In den malaiiſchen Schulen wird das Kind mit einem Geſchenke von Seiten der Eltern dem Lehrer ganz zu freier Verfügung übergeben. Es lernt beim Prieſter den Koran leſen, wenn auch oft ohne alles oder mit nur ſehr geringem Verſtändniß, Gebete ſprechen und ſchreiben mit arabiſchen Zeichen; manche ſtudiren auch die Auslegungen des Koran; in den höheren Ständen lernen die Töchter ebenfalls leſen um ihre Bildung aus dem heiligen Buche zu ſchöpfen. Die Strafen denen die Zöglinge in den Schulen unterworfen werden ſind zahlreich und zum Theil ſehr ſchmerzhaft: reiche und arme werden ohne Unterſchied nicht ſelten bis auf's Blut geſchlagen, die Finger zwiſchen Hölzern gequetſcht, das Geſicht mit Kokosnußſchale und ſelbſt mit Pfeffer eingeräuchert. Auch

die häusliche Erziehung ist bisweilen außerordentlich streng. Oft schon nach einem Jahre werden die Schüler wieder entlassen, mit der Beschneidung wird gewöhnlich eine Art von Examen der entlassenen verbunden und der Lehrer von den Eltern mit einem Geschenke bedacht (Newbold I, 87 ff. aus dem Indo-Chinese Gleaner III, 10, Journal VI, 644 ff., Angelbeek in Verhand. XI, 35 f.). In den andern Malaienländern, z. B. in Borneo (Low 138), ist die Einrichtung der Schulen die nämliche. In Atjin lehrten die Eltern selbst zu Dampier's (III, 150) Zeit ihre Kinder lesen und schreiben. Hier und da wird auf die Aeußerlichkeiten des Cultus streng gehalten: in Pontianak muß eine bestimmte Geldbuße zahlen wer am Freitag nicht in der Moschee erscheint (Tijdschr. 1853 II, 232). In Rücksicht der Einführung des Islam auf Borneo ist zu bemerken daß der im J. 1824 in Bruni regierende Sultan der 29ste*), der 1823 in Sambas regierende der 10te seiner Dynastie gewesen sein soll. Nach Sukkadana kamen Araber von Palembang, wie man sagt, unter dem 7ten Regenten aus dem Fürstenhause das seinen Ursprung von Madjapahit herleitete, und brachten den Islam (um 1550), der bei der Ankunft der Holländer unter Olivier v. Noort (um 1600) hier herrschte und sich wohl schon früher über Landak verbreitet hatte (Veth I, 184, 193). Um dieselbe Zeit ist er auch nach Banjermassing gelangt, von wo er (1605) nach dem Süden von Celebes verpflanzt worden ist (Temminck II, 176).

Wir können diese Bemerkungen nicht schließen ohne einer Sekte zu gedenken, welche die Malaienländer von Sumatra in der neueren Zeit mit schweren Kämpfen und tiefer Verwirrung heimgesucht hat, die Sekte der Padaries oder Padrias. Sie wurde gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in der Landschaft Agam, die stets die eifrigsten Anhänger des Islam geliefert hat, durch Tuanku Nan-Rintje**) gestiftet, dessen Absicht dahin ging den Muhammedanismus von allen eingeschlichenen Mißbräuchen zu säubern und nach streng wechabitischer Lehre in seiner Reinheit wiederherzustellen. Seine Anhänger kleideten sich weiß, die Weiber schwarz bei ganz verhülltem Gesicht, so daß nur für die Augen zwei Löcher blieben. Wider den Willen des Gründers, wie es scheint, der sich

*) Doch ist dabei zweifelhaft ob die Regentenreihe erst von der Einführung des Islams an gezählt sei.

**) Daher spricht Anderson (343) von einer Sekte der Rinchias in Menangkabao, die sich des Opiums, Betels, Tabaks u. s. f. enthalte.

daher ſpäter ſelbſt von der Sache abgewendet haben ſoll, bemächtigte ſich der leidenſchaftlichſte Fanatismus der Partei, die mit Feuer und Schwert ihre Verbeſſerungen durchſetzen wollte, die Gewalt der Häuptlinge untergrub und überall wo ſie Erfolg hatte, die Regierung in die Hände zweier Prieſter legte. Hier und da gelang ihnen dieß durch Einſchüchterung, anderwärts durch Entzündung des Bürgerkrieges und durch Verwüſtung des Landes. Selbſt der Beherrſcher von Menangkabao wurde von den Reformatoren, deren Werk bald nur auf Plünderungen und Zwecke der Herrſchſucht hinauslief, zu einer Verhandlung eingeladen um ihn zu gewinnen: man mordete die Großen ſeines Reiches und er ſelbſt mußte flüchten. Ganz Agam und Tanah-datar, der größte Theil von Menangkabao war in die Gewalt der Sekte gefallen und allerwärts die alten Inſtitutionen des Landes zerſtört worden, als ſich die Holländer, an welche die Engländer (1819) das Land Padang abgetreten hatten, der Sache annahmen (1821). Es bedurfte mehrjähriger ernſthafter Anſtrengungen von ihrer Seite um Ruhe und Ordnung wiederherzuſtellen; erſt im J. 1840 wurden dieſe Kriege vollſtändig beendigt und mit dem Frieden verloren die dortigen malaiiſchen Völker ihre Unabhängigkeit (Ausführliches über die Sekte der Padries und die durch ſie erregten Unruhen und Kriege bei de Warl I und II, größtentheils nach dem Batav. Courant 1827, Steijn Parvé in Tijdschr. a, III, 249).

Die alteinheimiſchen religiöſen Vorſtellungen der Malaienvölker ſind durch ſpäter hinzugekommene fremde Elemente ſo ſtark überarbeitet und verwiſcht worden, daß von ihnen kaum noch etwas mit Sicherheit zu erkennen iſt. In Paſſumah lebar werden die guten Geiſter mit dem indiſchen Namen der Dewas bezeichnet; tritt Unglück ein, ſo opfert man ihnen in kleinen viereckigen Tempeln die mitten in den Dörfern ſtehen, faſtet oft lange Zeit, ſpricht Gebete und ruft die Geiſter der Vorfahren an, die wie jene nach dem Volksglauben ihren hauptſächlichen Aufenthalt auf dem Berg Dempo haben. Den Dewas gegenüber ſtehen die Djins, die böſen Geiſter, und in der Mitte zwiſchen beiden die Orang Alus, unſichtbare Menſchen, die ſich bisweilen in Verkehr mit den ſterblichen einlaſſen und ſich ſogar mit ihnen verheirathen. Götzenbilder und Prieſter giebt es nicht. Die Geiſter der Todten werden verehrt, von denen man glaubt daß ſie beſonders häufig in Tiger übergehen, daher dieſe für heilig gelten und nicht leicht getödtet werden (Boers in Tijdschr. II, 2, 571 ff.). Der religiöſe Glaube der Redjang wird ähnlich

geſchildert (Marsden 460 ff.). Im Gebirgsland von Padang wird bisweilen noch ein Bock oder eine Ziege bei heiligen Steinen, Bäumen oder Gräbern geopfert (Couperus in Tijdschr. a, IV, 8). Demnach ſcheint die religiöſe Verehrung der Ahnen, verbunden mit einem regen Glauben an höhere Geiſter, an den ſich mancherlei Zauberei und vielgeſtaltiger Aberglaube knüpft, ebenſo wie in Polyneſien, den Hauptbeſtandtheil in den älteſten religiöſen Vorſtellungen der Malaien auszumachen, und in dieſem Zuſammenhang iſt es nicht ohne Bedeutung einer Analogie zu dem polyneſiſchen Tabu zu gedenken die ſich in Indragiri findet: ſoll dort der Verkehr zwiſchen zwei bisher befreundeten Völkern abgebrochen werden, ſo ſpannt man ein Rottangſeil (talie) quer über den Fluß um ihn zu ſperren und ſtellt Wachen dabei auf (Tijdschr. IV, 1, 543). Die Ordalien und Opfer der Lampongs bei den Gräbern der Ahnen haben wir (p. 145) ſchon erwähnt. In Palembang herrſcht der vorhin angeführte Aberglaube in Rückſicht der Tiger; erſcheint ein ſolcher böſer Geiſt (Sumaï), ſo ziehen bisweilen ganze Dörfer aus. Er kehrt auch bei den Malaien von Malakka wieder und bei den Orang laut dieſer Gegenden, beide ſehen die ſtärkeren und gefährlichen Thiere überhaupt als ihresgleichen an und beſonders betrachten die letzteren den Hai als ihren Freund und Bruder, da er ein Seeräuber iſt wie ſie ſelbſt (Tijdschr. VI, 3, 203, Newbold II, 192, Thomson in Journal V, 144).

Den verſchiedenen Aberglauben der Malaien im Einzelnen aufzuzählen, würde nicht der Mühe lohnen. In ihren Romanen laufen als Gottheiten durcheinander: die Dewa der indiſchen Mythologie, die den Himmel (Indra) bewohnen, die Mambang, untergeordnete Geiſter die in den Wolken leben, die Indra, übernatürliche Weſen von ziemlich unbeſtimmtem Charakter, die Djin oder Genien die dem Islam entſprungen ſind (Dulaurier in Nouv. Ann. des v. 1849, IV, 53 note). Sie kennen eine Menge von Geiſtern welche die verſchiedenſten Geſtalten haben und das mannigfaltigſte Unglück anrichten; viele Orte ſind ihnen durch Geiſter unheimlich, ſie deuten die Formen der Berge auf Drachen, Geſpenſter und dergl.; ſie haben zahlreiche Beſchwörungs- und Zauberformeln, Amulete, namentlich in Form von kleinen Stücken Papier die mit Koranſprüchen beſchrieben ſind, vielerlei gute und böſe Vorzeichen, Glücks- und Unglückstage, ja die verſchiedenen Stunden jedes Wochentages gelten als glücklich oder unglücklich für beſtimmte Geſchäfte (in

Pontianak), Astrologie und Traumdeutung spielt bei ihnen eine große Rolle, sie haben Leute welche das Wetter bestimmen zu können vorgeben, glauben an Mittel um sich unverwundbar zu machen u. s. f. (Newbold II, 191 ff., Thomson a. a. O. 138, Angelbeek in Verhand. XI, 34, Tijdschr. 1853 II, 234, Marsden 3d ed. 70). Für besonders geschickte Zauberer halten sie die Orang Benua, und es scheint als sei dieser Ruf bis nach Palembang gedrungen, wo bisweilen Menschen auftreten die dadurch einen Anhang um sich zu sammeln und Macht zu gewinnen wissen daß sie sich höhere Erleuchtung zuschreiben und für einen Gott oder Göttersohn ausgeben: man nennt sie Pujang — wahrscheinlich derselbe Name (Poyang) den die Zauberer der Orang Benua führen (s. Tijdschr. VI, 3, 203).

In Rücksicht der Behandlung der Todten bemerken wir nur daß sie in Sumatra meist in eine Seitenkammer gelegt werden die man im Grabe anbringt (Marsden 3d ed. 287). So auch bei den Lampongs die dasselbe 7 Fuß tief machen, mit einem hohen Deckel versehen, einem Erdhügel und zwei achteckige Stücken Holz darauf anbringen; Häuptlinge werden bei ihnen in Parade ausgestellt, am 3ten, 7ten, 40sten, 100sten, 1000sten Tage und dann alljährlich nach dem Tode aber Leichenmahle gehalten (Du Bois in Tijdschr. 1852 I, 271), wie in Malakka Java und auf den Philippinen, wobei dem Todten Gewürze Blumen und andere gute Dinge dargeboten werden (Raffles I, 327, Wilker V, 407).

Die geistige Begabung der Malaien ist offenbar bedeutend. Crawfurd (I, 46) ist ihr wohl nicht gerecht geworden wenn er sagt daß die begabtesten unter ihnen nicht über die Mittelmäßigkeit civilisirter Europäer hinausreichten, obschon man zugestehen muß daß sie von jeher mehr nur fremde Bildungselemente, besonders indische und arabische, in sich aufgenommen als Eigenes producirt haben; die Bereitwilligkeit aber mit der sie von Andern gelernt und geistige Güter sich angeeignet haben, ist von denen die allen Culturfortschritt von den Europäern allein herleiten zu müssen glauben, sogar zu der Folgerung benutzt worden daß sie kaukasisches Blut in sich haben müßten (Ham. Smith, Nat. hist. of the human species Edinb. 1848 p. 229). Sie sind im Allgemeinen thätiger und von schnellerer Fassungskraft als die Javaner (Angelbeek in Verhand. XI, 33). Manche ihrer Fürsten begünstigen jede Art von Unternehmungen von denen sie sich einen Fort-

ſchritt verſprechen; ſo namentlich die von Bruni, wo man ſich vielfach bemüht nach europäiſchen Muſtern zu arbeiten (Trad. Lay 177, 200). Im Rechnen, zu dem man Knoten oder Kerben zu Hülfe zu nehmen pflegt, leiſten die Malaien wenig und ihre Vorſtellungen von der Geſtalt der Erde und den Himmelserſcheinungen ſind ſehr mangelhaft: die erſtere halten ſie für eirund und glauben daß ſie ſich viermal im Jahre um ihre Achſe drehe, daß die Sonne ſich um die Erde bewege und daß bei Finſterniſſen der Sonne oder des Mondes eine große Schlange dieſe zu verſchlingen drohe (Newbold II, 362, 358). Aehnliche Anſichten über den Mondwechſel hat als auf Sumatra herrſchend ſchon Marsden (364) erwähnt. Die Mondmonate nach denen die Malaien rechnen — von einem Sonnenjahre wiſſen nur wenige — ſind in Wochen zu 7 Tagen getheilt und umfaſſen gewöhnlich nach arabiſcher Weiſe abwechſelnd 30 und 29 Tage; bisweilen werden die Monate wie bei den Perſern zu 30, anderwärts „nach der Weiſe von Rum“ zu 31 Tagen gerechnet. Nur wenige haben ein Jahr von 354 Tagen und 8 Stunden, in welches alle drei Jahre 34 Tage eingeſchaltet werden; die meiſten beachten nur die Jahreszeiten; die gebräuchlichen Cyclen ſind der 120jährige und der 8jährige der Araber (Newbold II, 356 f.). Unter den Künſten iſt die Muſik nur wenig bei ihnen entwickelt: ſie haben eine Flöte und eine Art Violine mit zwei Saiten, doch ſoll ihr muſikaliſches Gehör vortrefflich ſein (Angelbeek a. a. O. 41, Crawfurd I, 49, Newbold II, 184).

Die Schriftzeichen deren ſich jetzt die Malaien meiſt bedienen ſind bekanntlich die arabiſchen. Es geſchieht dieß in Malakka, in Atjin Tijdschr. IX, 4, 160) und überall wo der Einfluß der Muhammedaner ſich ausgebreitet hat. Arabiſche Charaktere finden ſich auch auf den Siegeln der Briefe, deren Datum mit arabiſchen Ziffern angegeben wird (Newbold II, 194, 363). Daß ſie in Sumatra vor der Annahme des arabiſchen Alphabetes ſchon ein älteres eigenes beſeſſen zu haben ſcheinen das dem der Redjang gleich oder ähnlich war, und daß manche Inſchriften in den Malaienländern Kawi-Charaktere zeigen, iſt ſchon früher erwähnt worden. Der Redjang-Schrift bedient man ſich ferner, jedoch nur zur Aufzeichnung von Cultusformeln und zu Liebesbriefen, in Paſſumah lebar (Boers in Tijdschr. II, 2, 570). Endlich iſt noch das Alphabet der Lampongs zu nennen, das nach Zollinger (ebend. IX, 1, 140) dem der Redjang ähnlich, nach Steck (Bijdr. N. V. IV, 109)

dagegen ganz eigenthümlich ist (Abbildungen der auf Sumatra gebräuchlichen Schriftzeichen bei Marsden 3d ed. 200 nebst den zugehörigen Tafeln, correctere der Lampong-Schrift bei Zollinger a. a. O. 306). Das Material auf welches man schreibt oder vielmehr die Buchstaben eingräbt mit einem Dolche oder anderen spitzigen Werkzeuge, ist die innere Rinde eines Baumes, Bambus, Lontarblätter; in Cron an der Grenze von Benkulen hat man auch einen aus Bambus bereiteten pergamentähnlichen Stoff zur Aufbewahrung von Schriften benutzt die von den Heilkräften der Pflanzen handeln (Zollinger a. a. O. 308). Sonst scheint es keine literarischen Werke bei den Lampongs zu geben, doch kann jedermann bei ihnen lesen und schreiben, selbst viele Frauen verstehen die Schreibkunst, deren sie sich namentlich zu Liebesbriefen bedienen, obwohl sich Schulen und zwar muhammedanische wie überall nur auf den großen Handelsplätzen finden (ebend. 140, Steck a. a. O. 109, Tijdschr. 1862 I, 169).

Die malaiische Literatur ist sehr verschieden beurtheilt worden. Dozon (Journ. As. 4me série VII, 429) sagt von ihr daß sie als die Literatur eines vorzugsweise nüchternen praktischen Volkes bei dem Mangel aller Wissenschaft fast ganz der bloß subjectiven Erfindung ihren Ursprung verdanke, sich an der bunten Mannigfaltigkeit abenteuerlicher Dichtung und Fabel ergötzend ohne Kritik und Reflexion sei und mit Vorliebe daher nur den Roman cultivire. Dulaurier (ebend. 579) mißbilligt an dieser Charakteristik namentlich das Letztere, weist darauf hin daß die Malaien sowohl der muhammedanischen Theologie als auch der Geschichte eine vielfache und eifrige schriftstellerische Thätigkeit zugewendet haben und ist mit jenem Gesammturtheil überhaupt nicht einverstanden. Als noch verkehrter bezeichnet er (ebend. 3me série X, 54) die Ansicht Jacquet's (ebend. IX, 1832, p. 97), dem nur weil er die größeren malaiischen Werke nicht kannte, diese Literatur als eine deminutive erscheine und ihr eine mehr nur locale Bedeutung und Färbung zuschreibe: klein nämlich, sagt Jacquet, ist die Conception, klein die Formen der Darstellung, klein die Sorgfalt für den Stil, klein auch der äußere Umfang, denn für jeden Gegenstand, für Chroniken, Dramen und Legenden wie für die politischen und religiösen Gesetzbücher und die Romane, reichen 50—60 unserer Octavseiten aus. Daß Dulaurier der genauere Kenner und billigere Beurtheiler sei, unterliegt wohl keinem

[1]. Crawfurd (II, 56) hat sich mit gewohnter Schärfe dahin

ausgesprochen, daß alle diese malaiische Poesie geistlos und kindisch sei und als bloße Spielerei betrachtet und behandelt werde, während Hollander (153) ihre Kindlichkeit und oft rührende Naivetät rühmt.

Die Literatur der Malaien ist seit der Einführung des Islam bei ihnen emporgekommen, nur ein kleiner Theil derselben ist poetisch und sie ermangelt der Originalität: ihre Hauptquellen sind das Javanische, Indische (Kling) und Arabische (Leyden), Einiges hat auch das Siamesische und das Persische beigetragen und diese Bestandtheile sind oft auf das Bunteste durcheinandergemischt (Newbold II, 317). Wir müssen uns hier darauf beschränken auf die kurze Charakteristik einiger poetischer und prosaischer Hauptwerke und auf die lobenswerthe Gesammtübersicht der Literatur zu verweisen welche Hollander (154 ff.) gegeben hat. Daß die historischen Schriften der Malaien mit wenigen Ausnahmen für die Geschichte keinen oder nur geringen Werth haben, weil sie mit vielen Fabeln versetzt sind und die Zeitrechnung ganz unzuverlässig ist, haben wir früher schon angeführt; es giebt in ihnen keine feste Grenze die sie vom Romane scheidet. Als zu dieser gemischten Gattung gehörig nennen wir außer den früher besprochenen die von Roorda herausgegebenen Werke: Hikajat Sulthan Ibrahiem, Isma Jatiem — ein Roman welcher die Tugenden und Schicksale eines Fürstendieners wie er sein soll, darstellt (Auszug und theilweise Uebersetzung in Verhandel. X) —, Tadju Elsalathin, Sri Rama, letzteres eine Nachbildung des indischen Ramayana, zum Theil von Dozon (a. a. O.) analysirt. Der berühmteste historische Roman der Malaien aber ist der von Crawfurd so ungünstig beurtheilte Hong Tuah (Newbold II, 325, woselbst sich der Hauptinhalt von einigen dieser Werke angegeben findet). Als zweite Hauptgattung malaiischer Schriftwerke sind die Gesetzbücher zu nennen (s. oben p. 117, 142) unter denen das von Menangkabao vermuthlich das älteste ist, das von Malakka aus dem 13., mehrere andere aus dem 15. und 16. Jahrh. stammen, während die von Atjin Quedah und Johor erst dem 17. angehören, in welchem die malaiische Literatur und Bildung unter europäischem Einfluß mehr und mehr zu sinken begann (Braddell in Journal V, 16). Ferner giebt es ethische und muhammedanisch theologische Werke; zu jenen gehört u. A. das von Roorda ins Holländische übersetzte Makuta Segala rajah rajah, die letzteren sind arabisch ihrem Ursprunge und zum Theil selbst der Sprache nach (Newbold II, 334 ff.). Auch ihre Medicin haben

die Malaien von den Arabern: die Theorie derselben kommt im Wesentlichen darauf hinaus das Gleichgewicht unter den vier Elementen zu erhalten aus denen der Körper besteht. Sie besitzen ferner einen aus dem Arabischen übersetzten Traktat über Physiognomik, astronomische und besonders astrologische Bücher theils aus derselben theils aus indischer Quelle (ebend. 351 ff.).

Die Poesie hat meist acht- bis zehnsilbige Verse von trochäischem Rhythmus, doch giebt es auch Verse von sechs und solche bis zu zwölf oder dreizehn Silben. Sie sind stets gereimt, der Reim ist aber nicht immer für das Ohr, sondern bisweilen nur für das Auge bestimmt. Der Accent bestimmt in der Regel die Quantität der Silben; die Prosodie ist, wie es scheint, nur unvollkommen entwickelt. Die Namen für den Reim und das Metrum sind arabisch. Die größeren Gedichte von historischem und beschreibendem Inhalt (Sjiar) bestehen aus Versen von vier Zeilen die meist alle miteinander reimen; die kleineren besingen Götter oder Menschen, enthalten sittliche Betrachtungen, sind Klagen über die Nichtigkeit der Welt oder die Unbilligkeit des Schicksales, Liebeslieder und dergl. (Hollander 152 ff., Newbold II, 345). Zu der ersteren Art gehört das von Hoëvell (Verhand. XIX) publicirte Gedicht Bidasari (Inhaltsangabe ebend. p. VIII ff., Proben daraus in freier Nachbildung in Tijdschr. VI, 2, 37, Journal I, 38), das er für eine ursprüngliche malaiische Composition zu halten geneigt ist (a. a. O. p. XXIII); der muhammedanische Glaube tritt darin deutlich hervor, dagegen findet sich von europäischem Einfluß keine Spur. Aus einem anderen Gedichte, Kin Tambuhan, das Dulaurier herausgegeben hat, findet sich ein Stück in holländischer Uebersetzung mitgetheilt in Tijdschr. 1856 II, 46 um eine Probe seiner Schönheiten zu geben; fernere Beispiele malaiischer Poesie finden sich in Tijdschr. IV, 1, 573. Im gegenwärtigen Jahrhundert haben sich Radja Ali Hadji von Rhio und Abd' Allah von Singapura einen Namen als malaiische Schriftsteller und der erstere insbesondere als Dichter erworben (Hollander 504); das bedeutendste Gedicht des ersteren findet sich, Text und Uebersetzung, in Tijdschr. IX, 4, 285; ein Werk desselben von geringerem Umfange, aber anziehendem Gedankeninhalt sind die 12 Spruchgedichte in Tijdschr. a, II, 11.

Die beliebteste und am meisten verbreitete Form für kleinere Gedichte ist das Panton (Pantum), das aus vier Zeilen besteht die alterni-

rend reimen und ſo beſchaffen ſind daß zwiſchen den beiden Hälften des Gedichtes eine innere Beziehung ſtattfindet, wie die von Gleichniß und Anwendung und dergl., ſo daß das Intereſſe deſſelben auf den verſteckten Anſpielungen beruht die es enthält. Nach Marsden ſind die erſten beiden Zeilen ſinnbildlich, die beiden andern aber, die einen moraliſchen ſentimentalen oder verliebten Inhalt haben, ſollen jenen zur Erklärung dienen, obwohl dieß nur ſelten wirklich der Fall iſt, daher v. Hoëvell (in Verhand. XIX, p. XVI) die Anſicht ausgeſprochen hat daß die genaue Beziehung des zweiten Theiles auf den erſten, wo ſie ſich finde, mehr nur zufällig zu ſein ſcheine. Oft, ſagt er, enthalten die Pantons völligen Unſinn, der aber geſungen wie in europäiſchen Liedern erträglich und ſelbſt ergötzlich wird. Ein Wechſelgeſang in ſolchen kleinen Liedern iſt eine ſehr beliebte Unterhaltung und wird oft ſtundenlang fortgeſetzt, doch iſt die Improviſation dabei meiſt nur ſcheinbar. Im geſelligen Verkehr und beſonders bei der Bewerbung um die Gunſt der Frauen ſpielen die Pantons eine große Rolle, und es ſpricht ſich in der durchgängig feinen und anſtändigen Behandlung des weiblichen Geſchlechtes, das man nur auf dieſe Weiſe zu gewinnen ſtrebt, unleugbar etwas Ritterliches, eine gewiſſe höhere Bildung aus (Journal IX, 132. Beiſpiele dieſer Gattung von Gedichten ebendaſ. 134, I, 150, 924, II, 182, 372, III, 270, 273, Marsden 367, Crawfurd II, 48, Ausland 1856 p. 1050). Wir laſſen einige der beſſeren hier folgen.

Was hilft es meine Lampe anzünden zu wollen, wenn ſie kein Docht hat?
Was helfen verliebte Blicke, wenn man keine ernſtlichen Abſichten hat?

Wo kommt der Blutigel her? Vom Sawah zum Reishalm.
Wo kommt die Liebe her? Von den Augen in das Herz.

Die Wellen ſind weiß am Ufer von Kataun; Tag und Nacht wogen ſie auf und ab.
Viele weiße Blumen ſtehen im Garten, aber nur einer gehört meine Liebe.

Das tiefe Waſſer iſt noch tiefer geworden und der Regen auf den Bergen hat noch nicht aufgehört.
Die Sehnſucht meines Herzens iſt noch tiefer geworden und ſeine Hoffnung hat ſich noch nicht erfüllt.

Viele dieſer Pantons gleichen, wie Newbold (II, 347) ſagt, den Dohras und Kubitas des Hinduri- und Vruja-Dialektes von Indien. Liebe, Ehe, Tadel und Satire ſind Gegenſtand und Zweck derſelben. Re-

ben ihnen giebt es auch noch andere Formen der Poeſie, wie z.B. die Seramba bei den Redjang; auch unterhält man ſich mit mancherlei Räthſeln (ebend. II, 184, Beiſpiel in Journal IX, 137).

Durch europäiſche Einflüſſe ſind die Völker von denen wir bisher gehandelt haben, zwar vielfach berührt, aber im Ganzen nur wenig verändert worden. Zuerſt war es die Macht der im Jahr 1806 unter Alonzo Talesso zuerſt nach Sumatra gekommenen Portugieſen, die durch glänzende Waffenthaten um die Mitte des 16. Jahrh. im oſtindiſchen Archipel zu einer ſchnellen, aber auch eben ſo raſch wieder vorübergehenden Blüthe kam. Seitdem ſind die Holländer zu entſchiedenem Uebergewicht gelangt, deren oſtindiſche Compagnie im J. 1602 geſtiftet, urſprünglich wie ſpäterhin nur auf Handelsgewinn, nicht auf Ländererwerb ausging, ſich aber bald in die Nothwendigkeit verſetzt ſah um des erſteren willen auch dem letzteren ihre Anſtrengungen zuzuwenden. Sie hat den größten Theil ihres Gebietes nicht durch unmittelbare Eroberung, ſondern durch Einmiſchung in die Streitigkeiten der Eingeborenen, durch Dienſte die ſie den einheimiſchen Fürſten leiſtete, und durch Transactionen gewonnen und immer die Politik verfolgt in die inneren Verhältniſſe der Länder mit denen ſie zu thun hatte, möglichſt wenig einzugreifen und deren politiſche und ſociale Verfaſſung möglichſt unverändert zu laſſen. Ihr ſchon aus dem letzten Viertel des 17. Jahrh. ſich herſchreibender Verfall, eine natürliche Folge des beſchränkten rein kaufmänniſchen Intereſſes der Ausbeutung das ſie verfolgte, führte endlich zu ihrer Auflöſung und mit dieſer ging die höchſte Gewalt in dieſen Meeren von ihr auf die holländiſche Regierung über.

Des Guten das den Malaien von den Europäern gekommen, iſt nur wenig. Der einheimiſche Handel wurde gelähmt, niedergedrückt, fremden Intereſſen dienſtbar gemacht, Landbau und Induſtrie blieben unentwickelt oder wurden nur ſoweit gefördert oder auch nur geduldet als ſie den Fremden einen unmittelbaren Gewinn abzuwerfen verſprachen, die Länder überließ man ſich ſelbſt, alle Mißbräuche, alle Inſtitutionen welche die höhere Entwickelung der Völker hinderten oder unmöglich machten, ließ man unangetaſtet. Sklaverei, Menſchenraub und Menſchenhandel beſtanden nach wie vor und die Holländer ſahen ihnen nicht bloß ruhig zu, ſie betheiligten ſich auch ſelbſt offen daran. Erſt in der neueſten Zeit (1854) iſt der öffentliche Verkauf von Sklaven in Niederländiſch Indien verboten worden (Tijdschr. 1855 II, 273).

Unter portugieſiſcher Herrſchaft iſt für die Ausbreitung des Chriſtenthums wenig oder nichts geſchehen. Die Bemühungen des Franciscus Xaverius, der 1545 nach Malakka kam (Valentyn VII, Beschr. v. Mal. 354) iſt ſo ziemlich das Einzige was ſich anführen läßt. Malaiiſche Bücher zur Unterweiſung im Chriſtenthum gab es zwar ſchon um die Mitte des 17. Jahrh. (ebend. VI, 7), aber noch immer gilt Valentyn's Klage daß die Malaien die Bibel und die religiöſen Bücher die man ihnen in die Hand gegeben hat, nicht verſtehen, obſchon man bemüht geweſen iſt die hoch-malaiiſche Bibelüberſetzung ſo weit umzubilden als die Möglichkeit des Verſtändniſſes für ſie erfordert (Brumund I, 173 f.), und der kaufmänniſche Geſichtspunkt aus welchem die Holländer von jeher ihre Kolonieen faſt ausſchließlich betrachtet haben, ſchloß keine Aufforderung zur Miſſion in ſich. Die Thätigkeit der Miſſionäre iſt ſogar vielfach von den holländiſchen Behörden ſelbſt gehindert worden; man mahnte jene ab und ſagte ihnen ſogleich daß ſie zu weit gingen und zu viel thun wollten (Trad. Lay 92, 101, die Miſſionsgeſch. des oſtind. Archipels ſ. im Baſeler Miſſ.-Magazin 1840, IV). Für die Kinder der Europäer und inländiſchen Chriſten hat der Unterricht in Niederländiſch Indien neuerdings Fortſchritte gemacht: von 1817—49 beſtanden für ſie 30 Gouvernements-Schulen und von 1850—58 ſind noch ebenſoviele gegründet worden, aber für die nicht-chriſtlichen Eingeborenen geſchieht in dieſer Hinſicht ſo gut wie nichts und ſelbſt das Intereſſe daran ſcheint ſtark abgenommen zu haben (Tijdschr. 1861 I, 328, 402). Was man in dieſer Beziehung gethan hat iſt kaum nennenswerth, obgleich der Schulunterricht, wo es ſolchen giebt, die Eingebornen ſtets eifrig zum Lernen gefunden und gute Früchte getragen hat (ebendaſ. 1860 I, 46 nach Algemeen Verslag v. d. staat v. het schoolwezen in N. Ind. Batav. 1859). Auf Sumatra iſt 1858 eine Schule zu Padang, 1856 zu Bukit Tinggi (Fort de Kock) ein Lehrerſeminar geſtiftet worden (Hollander 497). Die katholiſche Propaganda beſitzt ein Collegium auf Pulo Pinang (Newbold I, 93).

Die Orang Benua ſind nomadiſche oder halb-nomadiſche Völker die jedoch neben Jagd und Fiſcherei, wie es ſcheint, alle etwas Landbau treiben, Hunde und Geflügel beſitzen. Die Jakuns von Johor bauen zum Theil Reis, andere pflanzen Yams Plantanen Waſſermelonen Zuckerrohr, bisweilen auch etwas Tabak, namentlich aber Durianbäume

(durio zibethinus), auf die ſie um ihrer Früchte willen einen hohen Werth ſetzen (Logan in Journal I, 254 ff., Favre ebend. II, 259). Das einzige Ackergeräthe der Sakai beſteht in einem ſpitzigen Stocke (ebend. IV, 429). Die Vorbereitungen dazu beſchränken ſich auf das Fällen der Bäume und das Abbrennen des Buſchwerkes. Vor der Ausſaat opfern ſie dem Jin Bumi, die Mintira halten ein Feſt zur Erntezeit (Logan a. a. O.). Sie rauchen Tabak und kauen Betel oder ſtatt deſſen Kaſſi-Blätter mit Gambir und Kalk zuſammen die ſie von den Malaien der Küſte eintauſchen (Logan, Newbold II, 406). Die Kleidung iſt ärmlich malaiiſch, die der Männer oft nur ein Leinwandſchurz (bei den Mintira und Udai), bei den Weibern ein Sarong (Logan a. a. O. 252). Sie pflegen ſich die Zähne ſpitzig zu feilen; die Beſchneidung haben ſie nicht, ſchlitzen aber die Vorhaut auf (ebend. 271). Die allgemeinſte Waffe der nördlicheren Stämme (Beſiſi, Sakai u. a.) iſt das Blasrohr mit Giftpfeilen, Bogen und Pfeil ſind ihnen zwar bekannt, aber nicht im Gebrauch; ſie führen keine Kriege (ebendaſ. 272 f., III, 405 f., IV, 429). Das Blasrohr iſt bei vielen oben mit einer Lanzenſpitze verſehen, wie bei den Dajaks häufig. Das der Sabimba wird ihnen von auswärts und zwar von Sambas in Borneo durch die Malaien der Küſte zugeführt, von denen ſie auch andere Geräthe und namentlich Reis erhalten (Thomson in Journal I, 347 f., das 10 Fuß lange Blasrohr der Benua und die Bereitung ihres Pfeilgiftes hat Newbold II, 395 ff. beſchrieben). Die Jakuns, welche ihre Pfeile nicht vergiften ſollen, führen außer dem Blasrohr auch Speere und lange Meſſer (Favre in Journal II, 262), die Mintira haben neben dem Blasrohr und Speer auch das Schwert und den Kris (Logan ebend. I, 330). Die Hütten der Orang Benua ſind in Größe und Einrichtung verſchieden, haben meiſt nur einen Raum im Innern, ſtehen auf Pfählen und werden auf einer Leiter erſtiegen; manche ſind nicht ohne allen Comfort: es finden ſich in ihnen chineſiſche Vorhänge zur Abtheilung der Gemächer und einige chineſiſche Schüſſeln (ebendaſ. 253 f.); meiſt aber höchſt ärmlich und ſchlecht, an den Seiten nur mit Blättern oder Baumrinden geſchützt und werden von den Bewohnern verlaſſen, wenn ein Todesfall eintritt (Newbold II, 404, Borie in Tijdschr. a, X, 420, Netscher ebend. II, 138, Moor 242). Die Jakuns von Malakka bauen ſie nur 2′ hoch, 4′ breit, und 6′ lang, ſtellen ſie auf Pfähle und umgeben ſie mit einem Bollwerk von Dornen um ſich gegen die Tiger zu ſchützen

(Favre a. a. O. 257). Zur Flußschifffahrt haben sie (mit Ausnahme der Sabimba) Kähne die aus einem ausgehöhlten Baumstamme bestehen, auf die See wagen sie sich aber nicht, fürchten diese vielmehr in hohem Grade (Logan in Journal I, 271, 284, 297, 332. Thomson ebend. 347). Von Musikinstrumenten wird nur eine Bambusflöte und eine Art von Guitarre bei den Mintira erwähnt (Borie a. a. O. 424). Die Lage des Landes bringt es mit sich daß aller Handel mit den Benua in den Händen der Malaien ist, welche ihnen Zeuge, Töpfe, Schüsseln, Eisenwaaren u. s. f. gegen ihre Landesprodukte liefern, sie aber auch durch Schulden zu denen sie sie verleiten, Betrügereien und andere Unrechtfertigkeiten schwer drücken (Logan a. a. O. 261, 285).

Von Charakter sind die Orang Benua offen und gutmüthig, ohne Stolz und Eitelkeit, doch von gleicher Sensibilität für Schmeichelei und Beleidigung wie die übrigen Malaien; ihr Wesen ist sanft und friedlich, dabei aber furchtsam und mißtrauisch. Verbrechen gegen Leben und Eigenthum, Ausschweifungen kommen selten bei ihnen vor, doch ist Ehebruch häufiger, nur den Biduanda Kallang ist auch dieser fremd (ebend. 267 ff., 300, 330. Borie a. a. O. 423. Newbold II, 397. Netscher a. a. O. 139). Der Gegensatz ihres Charakters zu dem der gebildeteren Malaien (Favre a. a. O. 274) scheint sich genügend aus den Lebensverhältnissen beider Völker zu erklären. Den Europäern schließen sie sich leicht und gern an (ebend. 280). Polygamie kommt bei ihnen nicht leicht vor, doch hat Scheidung und daher ein Wechsel der Weiber keine Schwierigkeit. Zur Ehe gehört vor Allem die Einwilligung der Väter und selbst über den verheiratheten Sohn behält das Haupt der Familie noch große Gewalt. Verletzung der ehelichen Treue ist selten und wird bei einigen mit dem Tode gestraft (Logan a. a. O. 266 ff., Favre a. a. O. 264, 269). Die Ehe wird nach Netscher (a. a. O. 138) ohne weitere Ceremonie geschlossen als daß der Mann ein Blasrohr, das Mädchen einen irdenen Topf von ihren Eltern erhält; nach Logan ist es wesentlich daß das junge Paar zusammen ißt aus derselben Schüssel, Borie (a. a. O. 428) erzählt von langen Reden welche die Häuptlinge bei dieser Gelegenheit hielten, und von einem Ringe den der Mann seiner Braut schenke. Die Frau gebietet im Hause und ißt stets mit ihrem Manne zusammen der nicht das Recht hat sie zu schlagen, sondern sich an ihre Eltern wenden muß wenn er über sie zu klagen hat (Logan). Die Malaienfürsten sind nur dem Namen nach die Beherrscher des Lan-

des; die Orang Benua ſtehen unter ihren eigenen Häuptlingen (Batin), deren Würde in ihrer Familie erblich iſt, obwohl das Volk dem Nachfolger die Anerkennung verſagen und ihn zurückweiſen kann, wenn es ſich nöthig zeigt (Logan in Journal I, 273. Favre ebend. II, 268). Der Batin erhält keine regelmäßigen Abgaben, aber häufige Geſchenke und die Hälfte von den Bußen welche bei Vergehungen in groben chineſiſchen Tellern gezahlt werden; der Zahlungsunfähige wird Sklave. Die nördlicheren Stämme haben mehrere einander untergeordnete Häuptlinge von abgeſtufter Macht (Logan a. a. O.), und wahrſcheinlich bezieht es ſich auf dieſe wenn Newbold (II, 392) den Jemang und den Jurokra als unter dem Batin ſtehend bezeichnet. Beſonders bemerkenswerth iſt daß in Sungin Ujong wie in Johor und Jompol die 12 Häuptlinge der Orang Benua einen bedeutenden Einfluß bei der Wahl der dortigen malaiiſchen Panghulus beſitzen oder doch beſaßen und daß der Panghulu von Rumbar ſogar abwechſelnd aus den Jakuns gewählt wurde (Newbold bei Moor Append. 63, 84).

Als der Schöpfer und Regierer der Welt wird von den Orang Benua Pirman angeſehen, der unſichtbar oberhalb des Himmels wohnt. Er zerbrach einſt die Haut von welcher die Erde umſchloſſen war und in Folge davon erhoben ſich aus der Tiefe die mächtigen Berge welche den Bau der Erde zuſammenhalten; darauf ſetzte er das erſte Menſchenpaar in eine Praum und dieſes mußte längere Zeit auf dem Waſſer umherſchwimmen. Zwiſchen Pirman und den Menſchen in der Mitte ſtehen die Jin, deren mächtigſter der Erdgeiſt, Jin Bumi, iſt, welcher die Krankheiten ſendet und am Leben der Menſchen zehrt. Ihm untergeordnet ſind die Geiſter (hantus) der verſchiedenen Arten von Bäumen, der Flüſſe, Berge u. ſ. f. Die Zauberer, Geiſterbeſchwörer und Aerzte der Orang Benua, Poyang genannt, rufen wenn ſie die Kur von Kranken unternehmen, Jewajewa (bisweilen Dewadewa geſprochen) an; ihre Macht ſoll ſich namentlich auch auf die Tiger erſtrecken, in die ſie ſich angeblich nach ihrem Tode verwandeln, und wird von den Malaien außerordentlich gefürchet, während manche Benua nicht an ſie glauben Logan a. a. O. 275 ff., 328. Newbold II, 387). Logan hat darauf hingewieſen daß der Glaube an einen höchſten Gott und Weltſchöpfer bei den Benua nur entweder indiſchen oder muhammedaniſchen Urſprungs ſein könne: auf Erſteres deute der Umſtand daß Viſchnu im ſüdlichen Indien den Namen Pirmál führe, auf Letzteres die Verbindung

in welche das Wort Allah bisweilen von den Benua mit dem Namen ihres Gottes Pirman gebracht werde. Favre (in Journal II, 249) beſtätigt daß ein großer Theil derſelben Gott Tuhan Allah nennen; in einigen Zauberformeln der Mintira wird ſogar Mohammed angerufen und in den beim Landbau gebräuchlichen Gebetsformeln derſelben findet ſich, obwohl ſie im Weſentlichen nicht malaiiſchen Urſprunges zu ſein ſcheinen, das Wort Smillahi, d. i. Bismillah (Logan a. a. O. 309, 329). Wenn es richtig iſt daß manche Benua an zwei höchſte Weſen glauben die ſie Dewa und Bilur nennen (Newbold II, 387), ſo würde ſich daraus mit einiger Sicherheit auf altindiſchen Einfluß ſchließen laſſen, der jedoch ebenfalls erſt durch die Malaien vermittelt ſein könnte. Tempel oder Idole haben ſie nicht. Was Borie (in Tijdschr. a, X, 430) von chriſtlichen Traditionen bei ihnen erzählt, die er von Miſſionären herleitet welche im 7. oder 13. Jahrh. nach China gegangen ſeien, iſt zu verworren und großentheils zu unwahrſcheinlich als daß es bei dem Mangel einer ferneren Beſtätigung genauer berückſichtigt zu werden verdiente: ſogar religiöſe Bücher ſollen ſie beſeſſen haben und Chriſtus Radya Brahil (Raja Ibrahim) oder wie die Malaien Nabi Iſa oder Tuhan Iſa nennen. Einige führen ihre Abſtammung auf weiße Affen, andere auf einen Gott als Schöpfer zurück; die Mintiras erzählen daß ihr Stammvater von Rum gekommen ſei (ebend. 415 f.). Mit beſonders vielem Aberglauben iſt bei den Benua das Kamferſuchen verbunden, man bedient ſich ſogar einer eigenthümlichen Sprache dabei, der ſog. Kamferſprache, deren Wörter willkürlich gebildet ſind (Logan a. a. O. 263). Sie haben ferner eine Weiſe der Eidesleiſtung, die bei malaiiſchen Völkern oft vorkommt und namentlich auch angewendet wird um ein Bündniß zu ſchließen: man trinkt eine mit Blut gemiſchte Flüſſigkeit in die ein Dolch oder einige Pfeilſpitzen getaucht werden, welche dem Treuloſen den Tod bringen ſollen (Jansz. Menie in Bijdragen N. V. IV, 130. Newbold II, 395). Obgleich Logan (a. a. O. 279) behauptet daß ſich keine Spur von Unſterblichkeitsglauben bei ihnen finde, erzählt er doch ſelbſt (325) von den Mintira daß ſie ein Paradies für die Geiſter ihrer Todten haben, eine ſehr fruchtbare im Weſten gelegene Inſel; auch pflegen die Jakuns ihren Todten Waffen und Geräthe, Reis Waſſer und Tabak mit in's Grab zu geben (Favre a. a. O. 265). Auch daß die Sabimba und Sletar keine Spur von religiöſen Vorſtellungen, auch keinen Geiſterglauben hätten (Thomson in Journal I,

344, 348), wird man bis auf Weiteres bezweifeln dürfen. Manche Stämme der Benua begraben ihre Todten in sitzender Stellung, werfen einen Erdhügel auf dem Grabe auf und überbauen es mit einem Dache; die nördlicheren unterhalten drei oder sieben Nächte lang ein Feuer auf demselben und stecken ein Bambusrohr in die Erde das bis an die Nase des Todten reicht, besonders wenn dieser im kindlichen Alter gestorben ist, wahrscheinlich zu dem Zwecke ihm zu trinken zu geben (Logan a. a. O. 271, 297. Newbold II, 408).

Ueber die Semang ist nur sehr weniges bekannt. Sie unterscheiden sich im äußeren Aufputz des Körpers von den Benua dadurch daß ihnen eine tättowirte Linie von der Stirn zur Wange auf beiden Seiten herabläuft und daß sie das rechte Ohr allein durchbohren, obwohl die erstere Sitte von ihnen auch auf die benachbarten Benua übergegangen ist (Logan in Journal VII, 32). Sie haben nur sehr schlechte Hütten, keine festen Wohnungen, und kleiden sich hauptsächlich in Baumrinde. Zur Jagd bedienen sie sich des Blasrohrs mit vergifteten Pfeilen, doch besitzen sie auch Speere, und wissen selbst über die Elephanten Herr zu werden. Von den Malaien tauschen sie Zeuge, Waffen und Tabak ein, und so wird sich ihnen der Besitz von Privateigenthum wenigstens nicht ganz absprechen lassen. An der Spitze ihrer einzelnen herumschweifenden Horden stehen Häuptlinge und sie sollen die Sonne verehren (ebend. IV, 425 ff.). Daß sie ihre Todten verzehrten und nur deren Köpfe begrüben (Newbold II, 379), ist wohl eine Fabel der Malaien, und kaum glaubwürdiger scheint es, wenn von den Semang von Perak erzählt wird daß sie auf die Blätter des Stebbal zu schreiben verständen (ebend. I, 422).

Ueber die rohen Völker von Sumatra sind wir nicht besser unterrichtet. Die Orang Kubu leben stets nur in geringer Anzahl familienweise zusammen, tragen nur einen Schurz von Baumrinde und haben keine ordentlichen Wohnungen, sondern übernachten nur unter Dächern von Blättern oder kriechen in hohle Bäume. Sie treiben keinen Landbau und verstehen nicht zu weben, nähren sich von wildwachsenden Früchten und Fleisch, doch sind sie keine Canibalen. Von Hausthieren haben sie nur den Hund. Mit den Nachbarvölkern treiben sie einigen Tauschhandel, doch lassen sie sich dabei nicht sehen, sondern legen ihre Waare nieder und holen dann den Preis an derselben Stelle ab. Ihre Waffen sind hölzerne Lanzen, Schilde haben sie nicht; Kampf und Streit ist nicht selten unter ihnen. Sie besitzen ein Musikinstrument das aus

mehreren Stückchen von Bambusrohr besteht, die geschlagen werden. An der Spitze mehrerer Sukus steht bei ihnen ein gewählter Passirah. Sie glauben an gute und böse Geister, von welchen letzteren sie die Krankheiten herleiten, der Hauptgegenstand ihres Aberglaubens aber sind die Geister der Todten (Sturler in Batav. Courant 28. Apr. 1827 und daraus bei de Waal II. Boers in Tijdschr. I, 2, 290 ff.).

Die Orang Lubu wohnen in zerstreuten Hütten, bedecken sich ebenfalls nur mit Baumrinde, bauen aber etwas Reis und sammeln Damarharz ein, das sie verhandeln. Sie führen ein Blasrohr mit Giftpfeilen und sind noch roher als die Orang Ulu welche in hölzernen Häusern leben und Ringe von Kupfer zum Schmuck tragen (Sal. Müller in Bijdragen II, 251, Hollander 478). Von den Kumring oder Komaring hören wir nur daß sie voll Selbstgefühl, tapfer und fleißig sind, in großen stark gebauten Häusern zu vielen Familien zusammenleben, die Ehe durch djudjur noch haben und Idole verehren (Tijdschr. VIII, 3, 317).

Banka, hauptsächlich durch seine im J. 1710 entdeckten Zinnminen wichtig, die jedoch jetzt hauptsächlich durch Chinesen bearbeitet werden (Specielles darüber bei Lange 99 ff.), stand früher unter den Fürsten von Palembang, an welche es durch Heirath von seinen einheimischen Herrschern übergegangen ist. Seit 1785 hatte es von den Ilanuns und anderen Seeräubern (Rajats) viel zu leiden, wurde 1812 nebst Billiton von dem Sultan von Palembang an die Engländer abgetreten und kam 1814, Billiton 1824, von diesen an die Holländer (Näheres bei Lange 14 f. Reding 232 und namentlich bei Horsfield in Jornal II, 303 ff.). Die Eingeborenen von Banka, Orang Gunong (Gebirgsbewohner) sind von sanftem Charakter, mäßig und haben nur geringe Bedürfnisse, halten zähe fest an ihren alten Sitten, sind furchtsam, feig und abergläubisch; Diebstahl, Raub, Spiel, Trunk, Ehebruch kommen fast gar nicht bei ihnen vor, obwohl sie in Folge von Liebesintriguen bisweilen zum Morde greifen, und auch das Amoklaufen ihnen nicht fremd ist (Lange 47 ff. Horsfield a. a. O. 334). Meist leben sie nicht in Dörfern zusammen, sondern nur in einzeln liegenden Häusern und wechseln mit ihren Feldern den Wohnplatz (ebend. 333); anderwärts haben sie kleine Dörfer mit regelmäßig geführten Straßen und einem viereckigen Platze in der Mitte angelegt, die Häuser sind von Holzwerk, das Rath- und Logirhaus (Balei) ist an drei oder an allen

vier Seiten offen und mit einer Baluſtrade umgeben (Lange 55 f.). Ihre Reisfelder werden in Reihen eingeſäet, durch Zäune und Vogelſcheuchen geſchützt, auch bauen ſie Bataten, doch nur zum Tauſchhandel mit den Chineſen; an Fleiß und Betriebſamkeit fehlt es ihnen in hohem Grade. Sie flechten Matten, ſpinnen und weben aber nicht, Zeuge erhandeln ſie nur und tragen im Innern nur ein Beinkleid, eine Jacke ohne Aermel und ein Kopftuch, zu denen ſie den Stoff aus Baumbaſt gewinnen, welchen ſie ganz wie die Polyneſier in Waſſer einweichen und klopfen (Horsfield a. a. O. 336. Lange 48). Sie ſtehen unter einzelnen Häuptlingen (Batins), deren Würde meiſt erblich iſt, wenn nämlich das Volk, von deſſen Vertrauen der Einfluß jener abhängt, mit der Nachfolge einverſtanden iſt (Horsfield a. a. O. 332). Nach einem andern Berichte (Tijdschr. VIII, 4, 132) wären ſie vielmehr ihren Häuptlingen ſklaviſch unterwürfig. Dieſe erhalten keine Abgaben oder Geſchenke, außer von der Ernte. Von Seiten der holländiſchen Regierung iſt die Bevölkerung nur zu einigen Herrendienſten verpflichtet (Lange 59). Bei der Heirath haben die Batins ihren Rath zu ertheilen (Horsfield a. a. O. 336). Seit der Gründung von Minto ſind ſie zum Theil Muhammedaner geworden, haben aber ihren alten Aberglauben meiſt behalten: die Wälder ſtehen unter dem Schutze beſonderer Geiſter, daher man Opfer bringt und Zauberformeln ſpricht, wenn man ſie abräumt um Felder anzulegen; ebenſo haben Berge, Felſen, Flüſſe ihre beſonderen Antus (hantus, Geiſter) (ebend. 332, 334), und namentlich dieſer Aberglaube, die erwähnten Zauberformeln, die Würde der Batins, machen es wahrſcheinlich, daß dieſes Volk in naher Beziehung zu den Orang Benua von Malakka ſteht. Die einheimiſche Bevölkerung von Billiton (Orang Darat) ſcheint ſich dagegen den Malaien von Sumatra näher anzuſchließen, da ſie die Suku-Einrichtung zu haben ſcheint, der gemäß der Mann und die Kinder der Frau folgen (Schepen in Tijdschr. a, IX, 62). Ihr Charakter, der Betrieb des Landbaues, das Verhältniß zu den Häuptlingen wird indeſſen ganz ähnlich geſchildert wie bei den Orang Gunong von Banka. Die Würde der letzteren (depati) geht nach einheimiſchem Rechte auf den älteſten Sohn über, doch wird ſie jetzt von den Holländern vergeben (ebend. 58). Der dort herrſchende muhammedaniſche Glaube ſoll mit buddhiſtiſchen und andern heidniſchen Elementen ſtark gemiſcht ſein (ebend. 61). Die Bearbeitung des Eiſens auf die ſich die Eingeborenen verſtehen (Hollan-

der 691), deutet auf eine etwas höhere Culturſtufe hin als die der Orang Gunong von Banka.

Zu den eigenthümlichſten und intereſſanteſten Völkern von Sumatra gehören unſtreitig die Battas, welche trotz des Abſcheues den ihr Canibalismus erregt, auf einer höheren Culturſtufe ſtehen als die meiſten ihrer Nachbarn. Abgeſchloſſen durch ihre geographiſche Lage im Innern der Inſel wie durch ihre Inſtitutionen, denen gemäß ihnen jeder Fremde als Feind und als vogelfrei gilt, treiben ſie Landbau als Hauptbeſchäftigung und — was ſonſt bei Malaienvölkern ungewöhnlich iſt — neben dieſem ziemlich ausgedehnte Viehzucht. Reis, zum Theil auf künſtlich bewäſſerten Feldern gezogen, in den ärmeren Gegenden Mais, ſind ihre vorzüglichſten Erzeugniſſe. Neben dieſen bauen ſie mancherlei Knollengewächſe, Baumwolle und in neuerer Zeit (1847 ff.) iſt es gelungen die Kaffeekultur in Mandaheling und Angkola in bedeutender Ausdehnung einzuführen, was die beſten Früchte für den Geſammtzuſtand des Landes und die ſittliche Erhebung des Volkes getragen hat (Näheres in Tijdschr. 1862 I, 1 ff.). Als Ackergeräthe bedienen ſie ſich einer Hacke mit 4—5 Zähnen und eines mit Eiſen beſchlagenen Stockes, hier und da auch des Pfluges und der Egge die von Büffeln gezogen werden (Junghuhn II, 70, 84, 187 ff. Burton and W. in Transactt. R. As. Soc. I, 511. Tijdschr. IX, 4, 190). Ihre Viehzucht erſtreckt ſich außer Büffeln auf Hunde, Schweine, Ziegen, Hühner und Pferde. Büffel und Ziegen, Pferde und Hunde, welche letzteren beiden förmlich gemäſtet werden, dienen in der Regel nur bei feſtlichen Gelegenheiten zur Speiſe, bei welcher indeſſen das Salz oft mangelt. In Pertibie, deſſen Wohlſtand die Einfälle der Padries vernichtet haben, iſt das Vieh verwildert, in Mandaheling dagegen nimmt die Viehzucht neuerdings zu, während die Goldproduktion geringer wird (Junghuhn II, 4. Tijdschr. a. a. O. 192. Willer ebend. VIII, 2, 301, 356, 375). Das Getränk der Battas iſt meiſt Waſſer, doch bereiten ſie in einigen Gegenden auch Palmwein, in anderen Kaffee aus den Blättern der Pflanze. Der Gebrauch des Betel iſt allgemein in Mandaheling und Pertibie, anderwärts nur beſchränkt und wohl erſt in neuerer Zeit eingeführt da er in Tobah ganz fehlt; dagegen kauen ſie Kalk und Gambir-Blätter als Reizmittel und rauchen Tabak (Willer a. a. O. 301, 304. Junghuhn II, 81. Burton and W. a. a. O. 493).

Die Dörfer beſtehen aus reihenweiſe gruppirten Häuſern, deren Gie-

belſeite der Straße zugewendet iſt, ſind zum Theil an ſehr ſichern Plätzen angelegt und alle mit Wall Graben und Palliſaden oder Bambushecken befeſtigt (Burton a. a. O. 490. Junghuhn II, 72. Tijdschr. IX, 4, 197). Nicht ſelten wohnen namentlich in Tobah viele Familien in einem Hauſe zuſammen, daher es Häuſer giebt die bis 100 Fuß lang ſind (Low in Journal R. As. Soc. II, 44). Der Bau ſelbſt wird in Mandaheling und Pertibie, wenn nöthig, zwar mit gemeinſamen Kräften, aber ohne Sorgfalt ausgeführt; die Häuſer beſtehen meiſt nur aus einem Zimmer, davor ſteht eine Scheuer und ein an allen Seiten offener Sopo, wo die Frau arbeitet und Beſuche empfangen werden, nur die der Häuptlinge haben mehrere Räume, durchlaufende Bänke und ſind mit Schnitzwerk verziert (Willer a. a. O. 298 ff.). Die Form der Häuſer iſt überall länglich viereckig; ſie haben ein Gabeldach das auf allen Seiten weit überſteht und ruhen auf 4—8 Fuß hohen Pfählen; einzeln liegende werden oft ſelbſt 25—30 F. hoch auf der Gabelabtheilung eines Baumes erbaut. Bisweilen iſt der Zugang von unten, wo das Vieh ſich aufhält, durch eine Fallthür; einen Oberſtock der als Vorrathskammer dient, und einen Balkon an der Giebelſeite haben nur die Häuſer der Häuptlinge (Junghuhn II, 59 ff., 78). Außerdem giebt es Verſammlungshäuſer, wo die Fremden aufgenommen und die Bücher und ſonſtigen Koſtbarkeiten aufbewahrt werden. Irden- und Bambusgeſchirr, Fackeln, hier und da Lampen ſind die einzigen häuslichen Bequemlichkeiten. Die erbeuteten Köpfe der Feinde werden meiſt an der Decke aufgehängt (Burton and W. a. a. O.). Von anderen Bauwerken ſind im Battalande nur noch Brücken zu erwähnen die aus Rottan-Seilen hergeſtellt werden (S. Müller in Bijdragen III, 354).

Die Battas tättowiren ſich nicht, wohl aber iſt das Feilen der Zähne bei ihnen im Gebrauch (Junghuhn II, 95. Willer a. a. O. 304), das überhaupt im indiſchen Archipel ſehr allgemein iſt als Zeichen der Mannbarkeit (Raffles I, 95. Crawfurd I, 215). Ihre Kleidung iſt der gewöhnlichen malaiiſchen ähnlich, nur pflegen ſie den Oberleib ganz unbedeckt zu tragen, auch die Frauen die daher nur den Sarong haben (Junghuhn II, 90, 298). Eigenthümlich iſt ihnen nur ein vier Ellen langes und zwei Ellen breites Stück Zeug das ſie um die Hüften tragen und mit einem Gürtel befeſtigen, und ein zweites das als Mantel dient (v. Kessel in Bijdragen IV, 61); ähnlich iſt es in Mandaheling und Pertibie, wo die Mäntel der Vornehmen an den Rändern mit vielen

künstlichen bunten Figuren verziert, die nach dem Range verschiedenen Kopfbedeckungen aber jetzt meist abgekommen und dem einfachen malaiischen Kopftuch gewichen sind (Willer a. a. O. 306 ff.). Als Schmuck dienen Ringe von Elfenbein Muscheln und Kupferdraht oft in großer Menge; Goldschmuck, dem der javanischen Braut ähnlich und daher vielleicht von indischem Ursprung, tragen nur die höchsten Stände (ebendas. 304). Das Spinnen, Färben und Weben der Baumwolle an einem einfachen Webstuhle besorgen die Weiber, deren Geschäft auch die Töpferarbeit ist (Junghuhn II, 69 ff.). Wie in der Weberei stehen sie aber auch in der Zimmer- und Schmiedearbeit, die nicht als besondere Handwerke betrieben werden, den Malaien nach; nur was aus Kupfer verfertigt wird (Tabakspfeifen, Säbelgefäße, Armringe u. dergl.) ist in Tobah vortrefflich (v. Kessel a. a. O. 62. Burton and W. a. a. O. 511. Willer a. a. O. 359). Künstliche Schnitzereien, Blumen und Arabesken, finden sich vielfach an den Eckpfeilern der vornehmen Häuser und an alten Kriegspanieren (Junghuhn II, 223). Ihre Musikinstrumente sind den javanischen ähnlich (ebend. 176. Vgl. Willer a. a. O. 349 ff.). Als Handwerkszeug und Waffen führen sie Aexte, Hämmer, Meisel, Bohrer und verschiedene Arten von Messern die sie selbst machen, nicht den Kris; dann Lanzen, bisweilen Säbel und kleine Luntengewehre mit kupfernen Schlössern, die wie das grobe Pulver, dessen sie sich bedienen und zu dem sie den Salpeter durch Auslaugung von Ziegenmist gewinnen, von ihnen selbst verfertigt werden; Schilde, Pfeil und Bogen sind bei ihnen nur noch bei festlichen Pantomimen zu sehen (Tijdschr. IX, 4, 189, 198. Willer a. a. O. 310. v. Kessel a. a. O.). Zwar giebt es im Innern des Landes an einigen Orten Märkte die von 3—4000 Menschen besucht werden — spanische Thaler und Gold nach dem Gewicht (tail) sind das gangbare Geld, aber der Handel nach auswärts ist fast ganz unentwickelt (v. Kessel 69, 71. Willer 360), und auf die See, die sie für den Sitz böser Geister halten, wagen sich die Battas nicht, sie scheuen selbst deren Anblick (Moor Append. 1).

In Rücksicht der politischen Verfassung hören wir daß jedes Dorf selbstständig und unabhängig ist und an dessen Spitze ein Häuptling steht, der seine Würde auf den ältesten Sohn, dann auf den Bruder (auf den ältesten, dann auf den jüngsten Sohn nach Andern) vererbt, aber fast nur in Kriegszeiten Gehorsam findet, während er im Frieden an den

Willen des Volkes gebunden iſt, deſſen Verſammlungen oft ſehr ſtürmiſch ſind. Seine Gewalt hängt daher großentheils von ſeiner Perſönlichkeit ab, doch bleibt er Eigenthümer des Landes, auch wenn ſein Volk von ihm abfällt und ihn verläßt, und erhält für die Erlaubniß zur Benutzung deſſelben geringe Abgaben oder Dienſte von ſeinen Untergebenen (Burton and W. a. a. O. 511. Low a. a. O. 48. Tijdschr. IX, 4, 196. Moor Append. 4. Junghuhn II, 96, 104, 106. v. Keſſel a. a. O. 62). Neben den Häuptlingen der einzelnen Dörfer giebt es indeſſen auch ſolche die über mehrere gebieten (Tijdschr. IX, 4, 194), Burton and Ward erzählen ſogar von einem oberſten Häuptling der ſeine Stellvertreter habe und mit einem hohen Rathe umgeben ſei, doch beſitzen dieſe höchſten Würdenträger keine Macht von Bedeutung. Daß bei den Battas wie bei den Malaien von Menangkabao die bürgerlichen Inſtitutionen unmittelbar aus der Familie hervorgewachſen ſind in patriarchaliſcher Weiſe ergiebt ſich vor Allem daraus daß ein altes Geſetz dem Manne gebot ſich ſtets mit einer Frau aus einem andern Dorfe zu verheirathen (Junghuhn II, 100) und daß die Dorfbewohner mit ihrem Häuptling auf dem Fuße der Gleichheit verkehren. Beſtände nicht ein weſentlicher Unterſchied darin daß die Kinder den Vater beerben und zwar (nach Tijdschr. IX, 4, 196) zu gleichen Theilen, ſo würde man nach dem Berichte Willer's über Mandaheling und Pertibie glauben müſſen daß die Battas durchgängig und ſelbſt in Tobah (wie in Tijdschr. 1852 I, 114 behauptet wird), die Suku-Einrichtung der Malaien hätten, wenn auch unter anderem Namen; ſo aber iſt es, ſo lange nicht eine genauere Unterſuchung das Gegentheil herausſtellt, wahrſcheinlicher daß nur in den ſüdlichen von den Malaien eroberten Gegenden (ſ. oben p. 25) die malaiiſchen Inſtitutionen den Battas aufgedrängt worden ſind, obwohl nicht ohne zugleich einige weſentliche Aenderungen zu erleiden. Insbeſondere ſtimmt das was über die Einrichtung der vier miteinander verbündeten Corias von Mandaheling, die den Sukus entſprechen, geſagt wird (Tijdschr. a. a. O.), ſowie die dortigen ſpeciellen Mittheilungen über das Eigenthum an Land und über das Gebrauchsrecht deſſelben auf's Genaueſte mit den Berichten über das altmalaiiſche Recht von Menangkabao überein.

Der muſterhaften Darſtellung Willer's (Tijdschr. VIII, 2, 149 ff.) können wir leider nicht in's Einzelne folgen; das Hauptſächlichſte iſt Folgendes. Die politiſche Verfaſſung ſtellt eine Uebergangsſtufe dar von

der patriarchalischen Form zu einer bundesgenossenschaftlichen Adelsregierung die durch repräsentative Elemente gemäßigt ist (271). Der Marga, dessen Angehörige als blutsverwandt gelten und daher nicht untereinander heirathen, entspricht dem malaiischen Suku, der Pamusuk an seiner Spitze dem malaiischen Panghulu: wie dieser ist er der Schirmherr seiner Untergebenen, muß sie frei kaufen wenn sie anderwärts in Sklaverei verfallen, darf sie unter Umständen aber sogar verpfänden, bezieht seine Haupteinnahme aus den aufgelegten Geldstrafen und verfügt über das Busch- und Weideland, wenn es an Feldern fehlt (150, 163 ff., 218). Wie in Menangkabao sind Grund und Boden Gesammteigenthum, unveräußerlich, und nur das Besitzrecht wird vererbt; verkäuflich ist auch dieses nicht, nur verpfändbar und vertauschbar innerhalb derselben Gemeinde (161). Ein wesentlicher Unterschied ist daß das Kind nicht zum Marga der Mutter, sondern zu dem des Vaters gehört. Der Marga besteht aus drei Ständen: Adel, Bürger und bedingt Freigegebenen, welche letzteren im Interesse des Gemeinwohls verkauft werden können. Weiber Sklaven Schuldsklaven und Kinder haben keine politischen Rechte und stehen stets in fremder Gewalt (149 ff.), auch können die ersteren nicht erben (185). Die Selbstständigkeit der Gemeinde ist unverlierbar, sie kann selbst durch Krieg keiner andern einverleibt werden oder zinsbar werden. Gesetzgebung Regierung und Gericht wird in ihr durch den Gemeinderath und den Bürgerrath ausgeübt, die hauptsächlich aus den Vertretern der erwähnten drei Stände gebildet sind. Der Pamusuk ist Vorsitzer des ersteren und hat ein Veto; die Beschlüsse des Bürgerraths können durch den Gemeinderath reformirt werden (153 ff.). Mehrere Gemeinden treten zu Bundesgenossenschaften zusammen, an deren Spitze ein Bundesrath steht; Krieg ist indessen auch unter Bundesgliedern nicht selten, obgleich Streit unter diesen immer durch den höheren Bundesrath beigelegt werden soll, dem die niederen Räthe der Abtheilungen untergeben sind (159 f.). Der Bürger bleibt an die Scholle gebunden, muß arbeiten und in den Krieg ziehen nach dem Befehle des Gemeinderaths und darf ohne dessen Zustimmung nicht einmal verreisen (167).

Recht wird bei den Battas vor dem versammelten Volke gesprochen und der Geist und die Hauptbestimmungen ihres Strafrechtes kommen mit denen des malaiischen überein: fast alle Strafen lassen sich in Geldbußen verwandeln — ein Grundsatz der vom Eigennutz der Häuptlinge

ausgebeutet wird — für Verbrechen und Schulden ſind die nächſten Angehörigen, für erſtere, wenn der Thäter verborgen bleibt das ganze Dorf haftbar; Sklaverei und Schuldſklaverei entſtehen und beſtehen auf dieſelbe Weiſe wie bei den Malaien; die Sklaven werden gut behandelt und können nicht willkührlich von ihrem Herrn, ſondern nur nach Richterſpruch geſtraft werden (Junghuhn II, 145. Tijdschr. IX, 4, 185, 194. Burton and W. a. a. O. 507 f. v. Keſſel a. a. O. 61, 67, 71). Nur den einen barbariſchen Zug ſcheint dieſes Strafrecht eigenthümlich zu haben daß der Canibalismus in ihm als eine geſetzliche Inſtitution auftritt. Marsden (3d ed. 391) erklärt dieß daraus daß die ſchimpfliche Vertilgung des Verbrechers durch Auffreſſen den allgemeinen Abſcheu gegen ſeine That an den Tag legen ſolle. Alle Strafe geht urſprünglich aus dem Rachegefühl hervor das ſtrenge Vergeltung fordert; die Rache iſt es die zum Auffreſſen des Feindes führt und an dieſem betheiligen ſich außer dem Rächer ſelbſt auch ſeine Genoſſen, weil ſie ſeinen Haß theilen: ſo kann der Canibalismus zu einer geſetzlichen Strafe werden. Bei den Battas trifft er den Ehebrecher, Landesverräther, Spion, nächtlichen Räuber (die Angaben darüber lauten verſchieden) und insbeſondere den Kriegsgefangenen, der ſogar lebendig verzehrt wird (Junghuhn II, 156. Burton and W. a. a. O. 507. Tijdschr. IX, 4, 184. v. Keſſel a. a. O. 64. Life and service of Sir Stamf. Raffles IV, 425): er wird an einem hölzernen Kreuz mit ausgeſpannten Armen und Beinen befeſtigt, man ſtürzt mit Meſſern und Aexten, Zähnen und Nägeln über ihn her um Stücke Fleiſch von ihm abzureißen, die in eine Miſchung von Salzwaſſer und Citronenſaft getaucht verſchlungen werden (Moor 123. Low in Journal R. As. Soc. II, 49). Iſt das Opfer ein Verbrecher, ſo haben deſſen Verwandten ſelbſt durch Lieferung von Salz und Citrone ſich dem Strafacte mit zu unterwerfen (Willer a. a. O. 201). Zwar ſoll der Canibalismus eigentlich nur als Strafe ausgeübt werden, doch hält er ſich nicht immer in den geſetzlichen Grenzen, da der Genuß von Menſchenfleiſch mit einem Feſte bei den Battas verbunden iſt und deſſen Wohlgeſchmack von ihnen gerühmt wird. Nach Anderson (225) ſoll es Rajahs geben die aus dieſem Grunde täglich ſolches verzehren; man hat erzählt daß Menſchenfleiſch bei ihnen auf den Märkten verkauft werde, doch ſcheint dieß nicht hinreichend verbürgt zu ſein. Zu weit geht aber wohl Willer (a. a. O. 345) wenn er behauptet daß an dem Canibalismus, der in Manda-

heling unter muhammedanischem und holländischem Einfluß jetzt ganz verschwunden ist, der Wohlgeschmack überhaupt keinen Theil gehabt habe. In Kriegszeiten ist er bei den Battas gewöhnlich (Junghuhn II, 14), und früherhin sollen sie selbst ihre alten und kranken Angehörigen verzehrt haben, die man auf einen Baum steigen ließ, welchen man dann schüttelte unter dem Gesang der Worte: „Die Zeit ist gekommen, die Frucht ist reif, sie muß heruntersteigen", worauf das Erschlagen und Auffessen folgte. Boudyck (II, 67) erhielt in Bezug hierauf von einem Batta die Antwort daß sie ihre Verwandten aus Pietät fräßen um sie nicht den Würmern in der Erde zu überlassen. Angeblich wäre der Canibalismus bei ihnen erst neueren Ursprungs, wie man auch daraus hat schließen wollen daß er auf den Nias Inseln fehlt (Junghuhn II, 23. Hollander 648), doch findet er sich schon im 15. Jahrh. (bei Ramusio, s. Junghuhn II, 276) erwähnt und noch früher erzählt M. Polo (III, c. 11 u. 14) von dem Gebrauche kranke Verwandte aufzuessen.

In Rücksicht des Gerichtswesens und des Strafrechtes von Mandaheling müssen wir auf Willer's (a. a. O. 152, 168, 187 ff.) ausführliche Darstellung verweisen. Dasselbe Vergehen wird schwerer an den niederen als an den höheren Ständen gestraft, schwerer wenn der Beschädigte ein Vornehmer als wenn er ein Geringer ist, schwerer meist der böse Wille allein als die That selbst ohne diesen. Als eigenthümlich heben wir noch hervor daß eine gestohlene Ziege siebenfach ersetzt werden soll, „denn auch Arme haben bisweilen Ziegen", und daß der Verlust eines Prozesses der bis in die höchste Instanz verfolgt worden ist, noch besonders bestraft wird. Der Zinsfuß ist nicht höher als 20%. Die Strafe des Meineides bleibt der Gottheit überlassen; überhaupt aber sollen Eidesleistungen möglichst beschränkt werden, weil es besser sei daß ein Unrecht ungestraft bleibe als daß jemand der Rache der Geisterwelt preisgegeben werde.

Der Charakter der Battas, den Burton and Ward (a. a. O. 498) und Low (a. a. O. 47) wesentlich anders schildern als Junghuhn (II, 237, 229), unterscheidet sich nach letzterem von dem des Javaners vor Allem durch größere Offenheit, selbst in der Rachsucht, durch größere Unabhängigkeit und Männlichkeit, die ihn leichter ungeduldig ungehorsam und zum Streite geneigt macht, obwohl er sonst treu und zuverlässig, gutmüthig und dankbar ist. Er besitzt nicht die Eifersucht und

Wolluſt noch die Leichtgläubigkeit des Javaners; dieſer iſt eitler, dabei viel feiger und hartherziger als der Batta. Anhänglich an Geburtsort und Familie, ohne Falſch im Handel, zeigt ſich der letztere aber zugleich faul und ſorglos auf der einen und verſchwenderiſch, freigebig, dem Spiel ergeben auf der anderen Seite. Nur Anderson (268) rühmte an den Battas Fleiß und Sparſamkeit ohne Prahlerei, wie ſie den Malaien eigen ſei. Ein ähnliches Bild entwirft Willer (a. a. O. 264 ff., 395 ff.) von der Bevölkerung von Mandaheling: Unkeuſchheit iſt ihnen fremd, ſelbſt in Tänzen und Liedern, ebenſo Trunk und Opiumgenuß, doch ſind ſie leidenſchaftlich im Spielen und Wetten; ehrlich, offen, und dabei vorſichtig im Reden, erlauben ſie ſich gleichwohl nicht ſelten Erpreſſungen und Betrug im Handel; zwar hülfreich gegen Angehörige, läßt es ihre Faulheit, für die ſie ſich gern auf ſprüchwörtliche Redensarten berufen, doch oft zur Verpfändung der Familie kommen und bereitet der Frau ein hartes Loos; ihre kriegeriſche Tapferkeit ſteht nicht außer Zweifel; Vergiftungen ſcheinen häufig zu ſein, künſtlicher Abortus aber gilt für ſtrafbar.

Die Battas haben zweierlei Art der Ehe welche dem djudjur und dem ambil anak der Malaien entſprechen und auf einfachem Kauf der Frau oder des Mannes beruhen. Scheidungen bei denen die Kinder ſtets dem letzteren bleiben, ſind ſelten und können bei der erſten Weiſe der Ehe von Seiten der Frau nur durch Rückkauf, vom Mann dagegen durch bloße Entlaſſung bewirkt werden (Junghuhn II, 135). Die Weiber, deren ſelten mehr als zwei einem Manne angehören, werden zwar nicht hart behandelt, aber es ruht auf ihnen faſt alle Arbeit, namentlich in Tobah, während anderwärts der Mann den größten Theil der Feldarbeit verrichtet, ſonſt aber nur raucht und die Kinder wartet (ebend. 133, 81. Burton and W. a. a. O. 509). Die Frau kann für Schulden des Mannes verkauft, verpfändet, bei Mangel an männlichen Nachkommen zurückgeſchickt und gegen eine Schweſter vertauſcht werden, auch wird ſie mitvererbt (Tijdschr. IX, 4, 201). Kindermord kommt nicht vor, wohl aber Abtreibung der Frucht (Junghuhn II, 58). In Mandaheling hatten die Padries die Ehe nach semando eingeführt, mit dem Verfall ihrer Macht iſt aber auch dieſe wieder dem alten tuhor (d. i. djudjur) gewichen, deſſen Folge iſt daß viele Mädchen ledig bleiben, viel prozeſſirt wird und die Entwickelung von Handel und Induſtrie gehindert iſt durch die hohen Brautpreiſe für die der Mann allein arbeitet

um dann wieder zu faullenzen (Willer a. a. O. 317). Wegen der eigenthümlichen Art der dort gebräuchlichen Bewerbung und Verlobung, des dortigen Familien- und Eherechtes und verwandter Gegenstände müssen wir auf Willer (a. a. O. 172—183, 219—227) verweisen: Blutsverwandtschaft wird in Mandaheling nur nach der männlichen Linie gerechnet, so daß Kinder von Bruder und Schwester einander heirathen dürfen, nicht aber solche von Bruder und Bruder; die Frau wird durch die Heirath verwandt mit der Familie des Mannes, nicht dieser mit der ihrigen; selbst die Wittwe kann Ehebruch begehen, nämlich mit einem anderen Manne als demjenigen auf welchen sie durch Erbschaft übergeht; sogar die nächsten Blutsverwandten der Frau können diese allein und in Abwesenheit ihres Mannes nicht in ihrem Hause aufsuchen ohne der Strafe versuchten Ehebruches zu verfallen; unzüchtige Reden oder Handlungen gegen Frauen und Mädchen werden mit Geldbußen gestraft.

Die Kinder der Battas erhalten ihren Namen bei einem Feste das man feiert und werden bei dieser Gelegenheit in einem Bache gebadet (Junghuhn II, 129). Mit 10—12 Jahren feilt man ihnen die Zähne spitzig und schwärzt sie (Burton and W. a. a. O. 496). Fast alle lernen lesen und schreiben. In Mandaheling werden sie zu schwerer Arbeit angehalten, damit die Erwachsenen faullenzen können (Willer a. a. O. 340).

Die Zunahme der Bevölkerung wird hauptsächlich durch innere Kriege gehindert, zu denen Schuldforderungen besonders häufig führen: man fängt zuerst Einzelne und behält sie als Geißeln; geschieht aber ein Mord, so steigt die Erbitterung, der Krieg bricht aus und endigt meist erst mit der Vernichtung des ganzen feindlichen Dorfes (Junghuhn II, 57, 165, 173). Man bereitet ihn vor durch Geschenke und Botschaften die man an befreundete Dörfer sendet um sie zur Theilnahme einzuladen; dann folgen Gastmähler, bei denen man namentlich Büffelfleisch ißt zum Zeichen der Verbündung; die Kriegserklärung geschieht dadurch daß ein Rohrstab und ein aus Holz geschnitztes Menschengesicht auf einem Pfahle an der Straße aufgepflanzt wird (Moor Append. 4); bisweilen ist auch die Erklärung schriftlich an dem Pfahle angebracht (Low a. a. O. 48). In Mandaheling werden dem Feinde selbst Ort und Zeit für die erste zu liefernde Schlacht angesagt, es finden weder Brandstiftungen noch nächtliche Ueberfälle statt, und nur die Gemeinen, nicht

die Pamusuks werden im Kampfe getödtet (Willer a. a. O. 170). Blutsverwandte haben selbst während des Krieges zum Theil die Freiheit einander unbelästigt zu besuchen (v. Kessel in Bijdragen IV, 68). An der Spitze der feindlichen Heere kämpfen die Vorfechter, deren Stelle bei den Battas von Pak-pak ein kleines hölzernes Bild vertritt das mit den Ueberresten eines verfaulten und in die Erde gegrabenen Menschenkopfes bestrichen worden ist. Dieser Kopf nämlich ist der eines Knaben, welchen die Priester in die Erde gegraben, einige Zeit lang nur mit Pfeffer und Salz gefüttert und dann enthauptet haben, nachdem er das Versprechen abgelegt hat ihnen im Kampfe als Vorfechter dienen zu wollen (Tijdschr. a, III, 458). Nach einem andern Berichte (Tijdschr. IX, 4, 180) hat dieses Verfahren vielmehr den Zweck an dem eingegrabenen Menschen einen Schutzgeist zu gewinnen der alles Uebel und Unglück abwende.

Die Battas glauben an einen höchsten allmächtigen Gott, Diebata, an dem sie den allweisen Willen und die Schöpfer- und Erhaltermacht unterscheiden. Er wohnt im siebenten Himmel, hat aber nach der Schöpfung die Regierung der Welt hauptsächlich drei anderen Göttern überlassen, dem Batara Guru, Sri Padi und Mangala Bulan, von denen der erste im Himmel regiert, Vater der Menschen ist und zur Bildung der Erde mitgewirkt hat, die von Anfang an auf dem Haupte der gehörnten Schlange Naga Padoha ruhte, von diesem aber abgeschüttelt wurde, so daß sie versank; der zweite beherrscht den Luftkreis, der dritte die Erde. Diese drei, welche auch beziehungsweise als Gott der Gerechtigkeit, als Gott der Gnade und als das böse Princip bezeichnet werden, haben aber die Sorge für das Einzelne in der Welt wieder niederen guten und bösen Geistern, Diebatas und Begus aufgetragen, von denen die einen vorzugsweise im Himmel, die anderen mächtigeren und daher häufiger verehrten in der Unterwelt wohnen (Olivier II, 375. Anderson 130. Tijdschr. IX, 4, 178. Willer a. a. O. 169, 292. Tijdschr. a, III, 459. Baseler Miss.-Mag. 1840 IV, 66. Burton and W. a. a. O. 499. Vgl. auch Latham, Nat. hist. of the varieties of man 1850 p. 143). Die Dreiheit der Götter, über denen ein ursprünglicheres selbstständiges Wesen steht, deutet nebst mehreren der angeführten Namen, wie W. v. Humboldt (I, 246) bemerkt hat, bestimmt auf indische und zwar auf buddhistische Lehre hin. Auf dieselbe Quelle führen auch die geringen Reste von alten Bauwerken und Bildern

zurück die sich im Lande finden (v. Kessel in Bijdragen IV, 65. Willer a. a. O. 402). Es gehört dahin zum Theil auch was Willer (a. a. O.) über die Götter der sechs niederen Himmel erzählt: im sechsten wohnt Diebata's Tochter, die Göttin des Lichtes, und der Richter über die Menschen, im fünften der Gott der Ernte, des Viehes und des Bergbaues, im vierten der Gott des Pflanzenreiches und der Arzeneien, im dritten die Götter welche über die Lebenszeit der Menschen bestimmen, im zweiten der oberste böse Geist mit seinem Begleiter, dem Vogel Garudu, im ersten der weibliche böse Geist und sein Diener. Dann folgen die Geister der Berge Wälder Höhlen Gewässer u. s. f. Vorzüglich hoch verehrt werden aber von den Battas die Geister der Vorfahren, die sie bei einigen ihrer Eidesleistungen anrufen, während der höchste Schwur bei Diebata geschieht und an heiligen Gräbern vollzogen wird (Burton and W. a. a. O. Willer a. a. O. 341). Zu den guten Geistern gehören außer den abgeschiedenen Seelen großer Häuptlinge die auf den Bergen in einem unsichtbaren Lande leben, auch die Seelen derer die keines natürlichen Todes gestorben sind; die bösen werden nach den hauptsächlichsten Krankheiten unterschieden welche die Menschen heimsuchen, und durch Talismane und Zaubermittel bekämpft (Junghuhn II, 246 ff.). Priester, Tempel, einen regelmäßigen Cultus und Idole haben die Battas nicht, wohl aber Zauberärzte und Geisterbeschwörer von zweierlei Art (ebend., Willer a. a. O. 169, 295, 392. Tijdschr. a, III, 459). Die Bilder bei welchen Eide geleistet werden, sind schwerlich Idole, wie Burton and Ward (a. a. O. 503) sie nennen, sondern stellen wohl nur die Ahnen vor. Fast nur in Unglück und Gefahr wendet man sich an die Götter und bringt ihnen Opfer, das für die wohlthätigen Götter stets in einem weißen Thiere bestehen muß. Der Glaube an Vorbedeutungen, Wahrsagerei, Glücks- und Unglückstage und dergl. ist sehr verbreitet. Die Battas von Padang lawas sind zum Theil jetzt Muhammedaner, ebenso ein kleiner Theil des Adels von Mandaheling und Pertibie, wo es den Padries zwar gelungen ist den alten Glauben zu lockern, nicht aber den Islam zu befestigen (Sal. Müller in Bijdragen III, 369. Willer a. a. O. 169, 296), doch soll dieser in Mandaheling und Angkola allmälich überhand nehmen (v. Kessel a. a. O. 61). Meist erstreckt er sich wie in Pak-pak nur auf Aeußerlichkeiten, auf die Annahme der Beschneidung und des Kopftuches (Tijdschr. a, III, 454).

Die großen und ſehr koſtſpieligen Leichenfeierlichkeiten der Battas, bei denen bis zu hundert Büffeln geſchlachtet werden, ſind öfter beſchrieben worden (Tijdschr. IX, 4, 205. Willer a. a. O. 320). Am Sterbetage eines großen Rajah wird ein Reisfeld angelegt, bis zu deſſen Reife man den Todten im Hauſe aufbewahrt und in Parade ausſtellt. Dann wird der Reis geſchnitten und das große Todtenfeſt gehalten, bei welchem der Todte ſeinen Platz in einem Troge erhält der auf Rollen ſteht und zuletzt zum Grabe hingefahren wird. Auf dieſem das meiſt in der Nähe der Wohnung oder des Dorfes liegt, ſtellt man mancherlei meiſt unzüchtige Bildwerke auf, ein Gebrauch der mit den jetzigen religiöſen Vorſtellungen der Battas in keiner Beziehung ſteht und daher aus indiſchem Einfluß zu erklären ſein mag (Junghuhn II, 137. Willer a. a. O.). Nach dem Glauben der Battas gelangen die guten Menſchen, d. h. diejenigen welche Diebata geopfert, ihre Eltern geehrt, mit Andern im Frieden gelebt und ihnen Gutes gethan haben, in den Himmel, doch nur in den dritten, wenn ſie nicht von Adel ſind, denn für dieſen iſt der ſechſte beſtimmt; die Seelen der Böſen dagegen müſſen zu ihrer Qual auf Erden umherirren (Willer a. a. O. 294. Vgl. auch Latham a. a. O.).

Druck von Ackermann u. Glaſer in Leipzig.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen bleibt vorbehalten.

Die

Völker der Südſee.

Zweite Abtheilung.

Die Mikroneſier und nordweſtlichen Polyneſier.

Ethnographiſch und culturhiſtoriſch dargeſtellt

von

Dr. Georg Gerland
Lehrer am Kloſter U. l. Fr. zu Magdeburg.

Leipzig, 1870.
Friedrich Fleiſcher.

Anthropologie

der

Naturvölker

von

Dr. Theodor Waitz
Professor der Philosophie zu Marburg.

Mit Benutzung der Vorarbeiten des Verfassers fortgesetzt

von

Dr. Georg Gerland
Lehrer am Kloster U. l. Fr. zu Magdeburg.

Fünfter Theil.

Zweite Abtheilung.

Leipzig, 1870.
Friedrich Fleischer.

Vorrede.

Viel ſpäter, als ich beim Erſcheinen der erſten Abtheilung dieſes Bandes hoffte und hoffen konnte, erſcheint jetzt endlich der zweite Theil deſſelben, welcher indeß nicht, wie zuerſt beabſichtigt war, die Schilderung ſämmtlicher Völker des großen Oceans, ſoviel deren von Neuholland bis zur Oſterinſel wohnen, ſondern nur Mikroneſien und diejenigen zum Theil höchſt verwickelten Vorfragen umfaſſt, welche einer Beſprechung des eigentlichen Polyneſiens nothwendig vorausgehen müſſen. Ein ſechſter Band, deſſen Druck ſchon begonnen hat und der in der erſten Hälfte des kommenden Jahres erſcheinen ſoll, wird dann das noch Uebrige enthalten: zunächſt die ethnologiſche Specialſchilderung der eigentlichen Polyneſier, dann der Melaneſier und der Auſtralier. Mit ihm wird die Anthropologie der Naturvölker abgeſchloſſen ſein.

Ich habe nun zunächſt mich über das verſpätete Erſcheinen, ſodann über mein Verhältniß zu dieſer Arbeit überhaupt auszuſprechen.

An dem Tage, an welchem ich zuletzt meinen Lehrer und ich darf wohl ſagen Freund Waitz vor ſeinem Tode ſah — es war zu Marburg an einem unvergeßlichen Sommertage des Jahres 1863 — ſprachen wir auch über die Anthropologie und den letzten Band derſelben, zu welchem er die Vorarbeiten ſoeben der Hauptſache nach vollendet hatte. Es war ihm darum zu thun, die drückende Laſt dieſes Werkes, die nun ſchon ſo lange auf ſeinen Schultern lag, los zu werden, um von dieſen anthropologiſchen Arbeiten, welche ihn der Natur der Sache

gemäß auf so manches nicht zur Philosophie gehörige Feld hinführten, wieder zu rein philosophischen Aufgaben zurückkehren zu können. Zunächst wollte er die Religionsphilosophie, dann die Logik, zu welcher er schon bedeutendes Material liegen hatte, ausarbeiten. Allein er erlag der Last der Anthropologie, deren Vollendung ihn nicht mehr erfreuen sollte. Von München, wohin er Ostern 1864 gereist war, um noch fernere Studien für den stillen Ocean zu machen, kam er tödtlich erkrankt zurück und er erstand nicht wieder: am 21. Mai starb er. Was seine Familie, was seine Freunde durch seinen Tod verloren haben, ist unersetzlich: noch heute ist die schmerzliche Empfindung des Verlustes so groß wie am ersten Tag oder vielmehr viel, viel größer. Doch darüber soll hier nicht gesprochen werden. Auch was er der Wissenschaft war, braucht hier nicht auseinander gesetzt zu werden: es ist von bedeutenderer Kraft wenn auch nur kurz in dem schönen Nekrolog behandelt, welcher den 2. Juni 1864 in der Beilage der Augsburger allg. Zeitung erschien. Aber noch bis auf den heutigen Tag scheint man in Deutschland dem Verstorbenen nicht die Beachtung schenken zu wollen, welche er in so hohem Maaße verdient und in anderer Zeit gewiß noch findet; denn seine Anthropologie ist, wie man in England gleich bei ihrem Erscheinen aussprach, ein epochemachendes und für lange Zeiten grundlegendes Werk, ein Werk, dessen Wichtigkeit sich dann erst zeigen wird, wenn ein späteres Geschlecht die Consequenzen alles dessen was es enthält ziehen kann — und zu ziehen wagt. Daß es die Grundzüge der Lehre Darwin's und ihre wichtigste, folgenschwerste Consequenz aufs allerbedeutsamste und schlagendste bestätigt und ergänzt, wird jedem Einsichtig-Unbefangenen klar sein; daß es daher als Grundlage einer späteren Philosophie (wie ja Waitz die ungeheure Arbeit aus philosophischem Interesse unternahm) erst seine ganze Bedeutung bekommen wird, das kann man auch ohne prophetischen Geist behaupten, um so zuversichtlicher, als ethnologische Studien auch in Deutschland sich jetzt immer mehr und lebhafter ausbreiten; als man auch bei uns doch endlich wieder zu der Ueberzeugung mehr und mehr zu gelangen scheint, daß dies spröde Absondern jedes einzelnen Wissenszweiges

vom anderen dem Wissen selbst im höchsten Grade nachtheilig wird. Eine solche Vereinigung der Wissenschaften, ein solches Mit- und Füreinanderwirken wird immer mehr eintreten, wenigstens ist dafür mit allen Kräften zu wirken: dann wird ein neuer Geist alles Wissen durchdringen, dann auch wieder eine wahre lebenskräftige Philosophie (von der so vieles Heil zu erwarten steht) sich ausbreiten und nicht bloß über den Kreis der Gelehrten, sondern über alle wissenschaftlich Gebildeten; eine Philosophie, welche den Grundideen und tiefsten Grundlagen der neuen Zeit entsprechend das Wort des Vaters der kritischen Philosophie befolgt: *ὁμοίως οἱ λόγοι ἀληθεῖς ὥσπερ τὰ πράγματα;* eine Philosophie, welche von allen geistigen Bestrebungen nur und allein im Stande sein wird, das große Problem der Gegenwart zu lösen, an dem man sich so viel versucht, an dessen Lösung man so oft von beiden Seiten verzweifelt hat. Dies Problem ist die Vereinigung der wie es jetzt scheint entgegengesetzten Pole des geistigen Lebens, der Naturwissenschaften und des religiösen Glaubens. Nur eine solche Philosophie kann es lösen und sie wird es dereinst lösen, so wenig mächtig sie jetzt noch auftritt; sie wird es lösen zu reinster Harmonie in kommenden Jahrhunderten, wie sie es jetzt für den einzelnen Forscher löst. Für eine solche Philosophie wirkte Waitz, für sie schrieb er seine Anthropologie: und was würden wir für ein Werk besitzen, wenn er seine Religionsphilosophie noch hätte schreiben können! Wie würde dasselbe den tiefsten Bedürfnissen der Zeit entgegen gekommen sein!

Im Oktober 1864 forderte mich die Wittwe des Verstorbenen auf, die Vollendung der Anthropologie zu übernehmen: ich hatte im Sommer 1856 bei Waitz Anthropologie gehört und nach dem Erscheinen des Werkes die ersten Bände desselben in Steinthals Zeitschrift für Völkerpsychologie angezeigt. Männer, welche den Umfang der Arbeit besser übersahen, als ich damals, hatten die Uebernahme abgelehnt. Nur von der Londoner ethnologischen Gesellschaft war das Anerbieten gemacht, daß in England das Werk fortgesetzt und vollendet werden sollte. Drei Gründe vornehmlich waren es, welche mich trotz aller Bedenken die Fortsetzung des Werkes übernehmen ließen. Ein-

mal und zunächst, weil es das Hauptwerk meines Lehrers war, weil ich glaubte und wünschte, durch die Vollendung desselben so weit es eben meine Kräfte vermochten ihm, dessen Leben und Umgang mir so viel fürs ganze Leben gewesen war, meine Dankbarkeit noch nach dem Tode zu beweisen. Zweitens hatt' ich Lust und Liebe zur Sache und drittens, was soll ich es verschweigen? hielt ich es für eine nationale Ehrensache, daß dies Werk, wie es von einem Deutschen und gewiß von einem der Bedeutendsten und Besten seiner Zeit begründet und fast vollendet war, auch in Deutschland und in deutscher Zunge beendet würde, dies Werk, von welchem die anthropological review, das Organ der Londoner ethnologischen und anthropologischen Gesellschaft im November 1863 sagt: it is almost enough to shame our national pride to think that such a work should not come from one of our countrymen. Wie hätte es unseren nationalen Stolz beschämen müssen (der freilich in solchen Dingen nicht eben leidenschaftlich ist), wenn nun doch dies Werk von einem Ausländer in fremder Sprache vollendet wäre. Das waren die Gründe, weshalb ich die Arbeit übernahm, welche mich rechtfertigen mögen, wenn mein Unternehmen zu kühn, ja fast leichtsinnig erscheint; wenn ich es nicht so habe ausführen können, wie es ausgeführt zu werden verdiente.

Die Papiere, welche ich nun bekam, bestanden zunächst in der vollendeten ersten Abtheilung dieses Bandes, welche sofort gedruckt wurde; sodann in einer reichen Anzahl Excerpte aus den verschiedensten Werken; drittens in dem fertigen Manuskript, wonach Waitz zwei oder dreimal sein Collegium über Anthropologie gelesen hat. Weil dies Material sich sehr gut übersehen ließ, glaubt' ich auch, es leicht bewältigen zu können: aber darin hatt' ich mich geirrt, wie ich mit jedem Tage deutlicher einsah. Denn jene Excerpte waren alle nur ganz kurze Citate und Angaben, wo etwas und was da stehe, sie waren für die Art berechnet, wie Waitz zu arbeiten pflegte, und wohl wenige Menschen giebt es, welche einen so geringen Apparat brauchen, wie er; denn die kürzeste Notiz genügte ihm, um alles Gelesene wieder in ihm zu reproduciren und

da er bei seinen Vorstudien auch immer nebenher an der Form seiner Werke geistig zu arbeiten pflegte, so konnte er, wenn die Vorarbeiten beendigt waren in außerordentlich kurzer Zeit, in einem Flusse und Gusse das Manuskript seiner Werke niederschreiben, fast ohne ein Buch noch aufzuschlagen, fast ohne auch nur einen Satz zu ändern. Daher sah ich bald, daß, wenn ich was ich einmal übernommen und zugesagt hatte ausführen wollte, daß ich die Werke, welche Waitz excerpirt hatte, selbständig studiren mußte, und so dehnte sich meine Arbeit von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr: denn oft war es sehr schwer, die nöthigen Bücher zu erhalten und wenn ich sie erhielt, so mußte ich alles Lesen und Excerpiren selbstverständlich auf die Zeit aufsparen, welche bei meiner amtlichen Thätigkeit als Lehrer an einem sehr schülerreichen Gymnasium mir frei blieb. So ist es gekommen, daß die Vollendung des Werkes so lange auf sich warten ließ; und aus den mitgetheilten Umständen hoff' ich auch auf Nachsicht, wenn Sachkundige Manches vermissen werden, was man nicht vermissen sollte. Ich weiß wohl, daß Bücher noch zu benützen waren, die ich bis jetzt nicht benutzt habe. Aber einmal mußte doch, wenn das Werk jemals erscheinen sollte, gewaltsam ein Abschluß gemacht werden: ich habe ihn jetzt gemacht, am Schluß des Jahrzehnds, doch nicht mit leichtem Herzen. Auch an Reisen, um Bibliotheken zu benutzen, hinderten mich meine Verhältnisse so gut wie ganz.

Aus dem Angeführten geht nun auch schon mein Verhältniß zu dem Theile des Werkes, welchen ich liefere, hervor. Die Mehrzahl der von mir angeführten Werke hab' ich selbständig durchgearbeitet, die bedeutenderen fast alle. Das Manuskript, nach welchem Waitz seine Vorlesungen gehalten hatte, enthielt nur eine möglichst gedrängte Schilderung der Polynesier, Melanesier, Australier, welche auf verhältnißmäßig wenig zahlreichen Quellen beruht. Mikronesien sowie alle Fragen über Wanderungen u. dergl. waren in demselben fast gar nicht behandelt; daher zunächst die vorliegende Abtheilung des 5ten Bandes vollständig mein Eigenthum ist. Selbst nicht einmal irgend eine Andeutung war vorhanden, wie Waitz

den Plan dieſes ſeines letzten Bandes einzurichten gedachte, ob er Mikroneſien ſelbſtändig ſchildern, ob er auf das Verhältniß der einzelnen Stämme zu einander eingehen wollte oder nicht. Daher erſcheint denn auch dieſe zweite Abtheilung mit eigener Paginirung und überhaupt ganz ſelbſtändig, wodurch ihr Verhältniß zum erſten Hefte des Bandes am klarſten ausgeſprochen iſt. Die Inkonvenienzen, welche den Beſitzern des Werkes daraus erwachſen, durften zugelaſſen werden, da ſie doch verhältnißmäßig unbedeutend und mehr äußerlicher Art ſind. Aber auch der folgende Band wird ganz mein Eigenthum ſein, weshalb ich ihn auch unter meinem Namen veröffentlichen muß. Das was Waitz angehört, iſt nur der Theil des Materials, den ich nicht ſelbſtändig bearbeiten konnte, der aber trotz dem oben Geſagten immer noch bedeutend genug iſt, und ſodann das äußere Gerippe der Anordnung, welche bei der ethnologiſchen Schilderung dieſer Völker befolgt iſt, obgleich ich auch hier bisweilen von ſeiner Anordnung abgewichen bin, wo ich nach meiner Auffaſſung nicht anders konnte. Die Verwendung des Einzelnen, ſowie die wiſſenſchaftliche Auffaſſung des Ganzen gehen ganz und gar von mir aus, da Waitz keine Andeutungen darüber hinterlaſſen hat. Ich muß alſo die Verantwortung für Alles, was der noch erſcheinende Reſt des Werkes enthält, ganz auf mich nehmen.

Denn freilich ging ich von nicht ganz denſelben Grundlagen und Grundgedanken aus, wie Waitz ſelber. Er war Philoſoph: was ihn zu ſeinen anthropologiſchen Arbeiten antrieb, was ihn dabei intereſſirte, das war der ſichere Gewinn, den er für ſeine Philoſophie daraus zog. Nur um der Philoſophie — ſein nächſtes Werk ſollte die Religionsphiloſophie ſein — eine feſte Grundlage zu geben, ſtudirte und ſchrieb er die Anthropologie, wie er zur feſten Begründung der Pſychologie lange Zeit Anatomie ſtudirte und als Frucht dieſer Studien ſeine treffliche „Grundlegung der Pſychologie“ (Hamburg und Gotha, Perthes, 1846) ſchrieb. Ich aber bin Philolog und hatte mich vornehmlich aus pſychologiſch-linguiſtiſchem Intereſſe zum Studium der Anthropologie gewendet, ohne welches mir das Studium menſchlicher Rede ſeiner letzten und tiefſten Begrün-

dung sowohl psychologisch als physiologisch und historisch zu entbehren schien und immer mehr erscheint, je tiefer ich in anthropologische Studien eindringe. Als drittes fesselte und trieb mich naturgeschichtliches Interesse — und so fürcht' ich, denn ich fühlt' es oft bei der Arbeit, daß mich meine Interessen bei der Vollendung dieses Werkes zu sehr beherrscht haben, daß dadurch der Schluß desselben eine andere Färbung erhält, wie die ersten Bände. Da indeß der erste Band schon die allgemeinen philosophisch wichtigen Resultate gibt, zu welchen die folgenden Bände nur die Belege sein sollten, so wird diese Ungleichheit auch der philosophischen Brauchbarkeit, wie ich hoffe, keinen großen Abbruch thun; denn die Belege für jene Resultate, soweit sie dem stillen Ocean entnommen werden müssen, wird meine Arbeit dennoch bieten können.

Auch darin bin ich minder als es scheint vom Plane des Verfassers abgewichen, daß dieser fünfte nicht der letzte Band des Werkes sein sondern ihm noch ein sechster nachfolgen soll. Waitz selber äußerte an dem Tag, wo ich ihn zuletzt sah, und hat es auch sonst noch ausgesprochen, daß er nicht wisse, wie er das massenhafte Material zum fünften Band in einen einzigen Band bringen solle; er werde wohl einzelne Theile ausscheiden und irgendwo selbständig abdrucken lassen. Welche Theile, in welcher Form und wo er sie veröffentlichen wollte, darüber hatte er noch keinen festen Plan. Vielleicht also wäre auch ihm dieser letzte Band noch in zwei zerfallen, vielleicht auch nicht; aber jedenfalls stimmt es mit seinen Gedanken, wenn ich das Material, um den fünften Band nicht zu gewaltig anzuschwellen, in zwei Bände geschieden habe. Der Punkt, an welchem ich diesen Band abgeschlossen habe, ist allerdings insofern zufällig, als er hauptsächlich durch Rücksichten auf den Raum bedingt wurde. Da er aber immerhin einen Abschnitt bot, wenn dieser auch nicht scharf ist; da ferner der sechste Band unmittelbar nach diesem fünften erscheinen soll, so trug ich weiter kein Bedenken, bei ihm stehen zu bleiben.

So mag denn diese Frucht jahrelanger Studien in die Oeffentlichkeit dahin gehen und möge man sie nur nicht zu tief unter den ersten Bänden stehend finden! Möge es mir ge-

lungen sein, meine Dankbarkeit und Liebe auf eine würdige Art zu bethätigen! In den düsteren Fieberphantasien seiner letzten Krankheit hat Waitz öfters ausgerufen: „verlorenes Leben, nichts als Arbeit und keine Wirksamkeit“ — seine Schriften wirken schon jetzt und werden wirken und daß auch in seiner unmittelbaren Lehrthätigkeit sein Leben kein verlorenes war, das möchte dieses Buch beweisen: das Gute, was es enthält, gehört Waitz an, da es auf seiner grundlegenden Anregung beruht. —

Eine Hauptschwierigkeit bei meiner Arbeit war die Beschaffenheit des zu beschreibenden Gebietes, welches in lauter meist sehr kleine Inseln zerfällt, die über so gewaltige Räume zerstreut sind. Sehr häufig hat man daher Nachrichten nur von einzelnen Inseln, welche sich auf das ganze Gebiet beziehen, während umgekehrt bisweilen allgemein ausgesprochene Urtheile der Reisenden nur von einzelnen Inseln abstrahirt erscheinen. War es hier durchaus nicht immer leicht, kritisch das Richtige zu treffen, so machte dieser Umstand auch meiner eigenen Darstellung viel zu schaffen. Ich habe daher meist die Insel oder Inselgruppe, auf welche sich eine Angabe bezieht, genannt und nur dann dies unterlassen, wenn eine solche Angabe wirklich für das ganze Gebiet, zu welchem die einzelne Insel gehört, Geltung hat. Eine andere große Schwierigkeit lag in der geographischen Unsicherheit des Terrains. Ueber die Existenz mehrerer Inseln unserer Karten ist man noch im Zweifel; auf einige sind die Namen irrthümlich von anderen Inseln übertragen, wieder andere haben von verschiedenen Reisenden verschiedene Namen bekommen, dieselben Namen sind verschiedenen Inseln beigelegt und es ist oft schwer, sich aus diesem Labyrinth herauszufinden. Mein Grundsatz war, wo es irgend anging, den einheimischen Namen der Inseln zu benutzen, denn die ältesten Bewohner eines Landes müssen doch wenigstens das Recht haben, ihm seinen Namen zu geben, welcher Grundsatz ja auch in der neueren Zeit überall befolgt wird. Schwierigkeit macht dies namentlich in Mikronesien und Paumotu, da hier fast keine Insel ohne zwei bis drei Namen ist. Für Mikronesien aber hat Gulick im naut. mag. 1862

und für Paumotu Meinicke bei Wappäus Bahn gebrochen, indem sie die einheimischen Namen zusammenstellen. Ihnen folg' ich daher im Text und um den Lesern die Uebersicht über diese Namen zu erleichtern, folgt nach dieser Vorrede ein Verzeichniß derselben, soweit dasselbe nicht durch die Karten, welche dem sechsten Band beigegeben werden, überflüssig wird. Die Eingeborenen Polynesiens nennen die zusammengehörigen Inselgruppen gewöhnlich nach der Hauptinsel. Diesen Sprachgebrauch befolgt die neuere Geographie gleichfalls und so steht auch auf den folgenden Blättern Hawaii häufig für den Sandwicharchipel, Tahiti für die Gesellschaftsinseln u. s. w. Ein Mißverständniß ist nicht zu befürchten; wenigstens hab' ich mich stets bemüht, die Möglichkeit eines solchen zu vermeiden. Den Ausdruck Malaisien für das von Friedrich Müller angewandte Malainesien hab' ich beibehalten, um nicht ohne Noth am einmal herkömmlichen, so weit es brauchbar ist, zu rütteln.

Verschiedene Gelehrte haben sich nun auch bemüht, für die Mikropolynesier einen gemeinschaftlichen Namen aufzufinden. Da sind verschiedene Vorschläge und Versuche gemacht. Schirren (S. 48, Anm. 1) will die „sogenannten polynesischen Inselstämme" nur Maori nennen; und es ist wahr, daß dies Wort, über welches wir S. 46 genauer handeln und es auch für Mikronesien nachweisen werden, überall im Ocean „wahr ächt eingeboren" bedeutet, daß fast überall die Bewohner der einzelnen Inseln mit diesem Beiworte sich bezeichnen. Daß dies Wort stets mit tangata, taata, ta, tane u. s. w. Mensch verbunden vorkommt, ist kein Grund gegen seinen Gebrauch; ebensowenig, obgleich dies schon wichtiger ist, daß auf einigen Inseln das Wort von den Vornehmen, auf anderen vom gemeinen Volk und keineswegs überall von der Gesammtbevölkerung im Gebrauch ist. Der durchschlagende Grund gegen den Gebrauch desselben, wie ihn Schirren will, liegt darin, daß Maori vorzugsweise oder vielmehr so gut wie ausschließlich von den Neuseeländern gebraucht wird, ebenso wie Kanaka, das sich freilich auch sonst nicht zur Gemeinbezeichnung aller Mikro-Polynesier geeignet hätte, beschränkt ist auf die Bewohner Ha-

waiis. Wollte man Maori für alle Polyneſier brauchen, ſo würde man fortwährend Mißverſtändniſſe zu befürchten und zu verhüten haben. Auch iſt nicht abzuſehen, warum der Name Polyneſier ſo „fatal“ iſt, wie Schirren behauptet; und ſo gebrauchen wir ihn wie den entſprechenden Namen Mikroneſier, Melaneſier ohne irgend welches Bedenken.

Es bleibt mir nun noch die angenehme Pflicht, meinen Dank auszuſprechen für manche Förderung meiner Arbeit, wie ich ſie von verſchiedener Seite her empfangen habe. Namentlich hat mich Se. Excellenz Herr geh. Rath H. C. v. d. Gabelentz mit ſeinem Rath ſowohl als auch mit den Schätzen ſeiner reichen Bibliothek aufs freundlichſte unterſtützt und nicht geringeren Dank bin ich den Herren Bibliothekaren der Univerſitätsbibliothek zu Marburg ſchuldig, was öffentlich auszuſprechen mir erlaubt ſein mag. Auch dem Herrn Verleger, für welchen die Verzögerung der Vollendung des Werkes doch beſonders unangenehm ſein mußte, ſage ich meinen Dank für die Freundlichkeit, mit welcher er mir überall entgegen kam.

Ich kann dies Vorwort nicht beſſer beſchließen als mit den Worten, welche Waitz auf ein kleines Zettelchen ſehr ſorgfältig aufgeſchrieben hat, das ich in ſeinen anthropologiſchen Papieren fand. Sie lauten:

„Es gehört zu den bewundernswertheſten Lehren, die uns das Studium des Menſchen gibt, daß materielle Noth, Eitelkeit und Ehrgeiz unter allen die kräftigſten Triebfedern der Menſchen und die mächtigſten Hebel zu wahrhaft bedeutenden Leiſtungen ſind. Der Unverſtand klagt über die Uebel in der Welt und Philoſophen haben deshalb die göttliche Weisheit gegen ſeine Anklage rechtfertigen zu müſſen geglaubt. Es iſt wahr, die Maſſe des Uebels und des Böſen iſt ungeheuer, aber es wird zu wenig bedacht, daß die Fehler und Schwächen der Menſchen die Grundbedingungen für die meiſten Fortſchritte ſind, welche die Geſellſchaft macht. Selbſt die eigentliche Erbſünde unſeres Geſchlechtes, die Trägheit, iſt für den Beſtand aller Cultur weſentlich nothwendig, denn ohne ſie würde eine Autorität in der Kirche, im Staate, in der Kunſt, in der Wiſſenſchaft weder entſtehen noch ſich halten können, die

ſpäteren Generationen würden nicht die Bildung der früheren traditionell ſich anzueignen bereit, die niedere Claſſe aber in jedem Augenblick die Ordnung und den Beſtand der ganzen Geſellſchaft in Frage zu ſtellen geneigt ſein.

Mit den menſchlichen Fehlern zwar ſoll und kann dieſe Erkenntniß uns nicht verſöhnen, aber ſie vermag uns eine höhere Weisheit in der Entwickelung des Menſchengeſchlechts ahnen zu laſſen, als die der Menſchen ſelbſt und weiſt uns eindringlich darauf hin, daß wenn auch dieſe es ſind welche die Weltgeſchichte bewegen, doch deren Leitung und Zielpunkte ganz andere ſind als diejenigen, welche ſie ſelbſt ſich vorſetzen."

Magdeburg, den 22. Nov. 1869.

Georg Gerland.

Die Inseln der Südsee.

(Die einheimischen Namen, welche wir anwenden, geben wir mit gesperrter Schrift; von den europäischen Benennungen der einzelnen Inseln stellen wir nur die hauptsächlichsten hier zusammen. Inseln, bei welchen keine Mannigfaltigkeit der Namen vorliegt oder kein Irrthum möglich ist, führen wir hier nicht an, da sie durch die Karte genau genug bezeichnet werden. Selbstverständlich will dies Verzeichniß keinerlei geographische Bedeutung haben; es ist nur für die Bequemlichkeit des Lesers berechnet.)

I) Mikronesien (Gulick naut. magaz. 1862, 358 f.).

Karolinen.

1) Palau, Pelew, Palaos. Einzelne Inseln: Babelthuap, Koror u. s. w. Kyangle, Angour. 2) Ngoli, Lamoliork, Matelotas. 3) Eap, Yap. 4) Ulithi, Clivi, Mackenzie, Egoi, Lumululutu, Mogemug, Mugmug (Chamisso 102). 5) Fais, Feis. 6) Sorol, Zaraol, Philippsinseln. 7) Sonsorol, St. Andrewinsel. 8) Anna, Curent, Wull. 9) Merir, Mariera, Warren-Hastings. 10) Tobi, Lord North, Nevil, Peakedhill. 11) Pegan, David, Freeville. 12) Cauripik, Kama. 13) Wolea, Ulie, Ulea (Chamisso) Thirteen Insel. 14) Faraulep, Farroilap, Gardner. 15) Ifalik, Ifeluk, Wilson. 16) Olimarao, Ollimirau, Lutke. 17) Elato, Elath, Haweis J. 18) Lamotrek, Lamurek, Namurek, Lamurka, Lamursee, Mugnak, Schwedeninsel. 19) Faiu, Fahieu, Falu, Fallao, Westfaiu (vergl. 27). 20) Satawal, Setoan, Seteuel, Sataboal, Tucker. 21) Pikela, Bigelle, Biguela, Lydia. 22) Pikelot, Pighe, Coquille. 23) Suk, Scheug, Suge, Polosuk, Ibargoita. 24) Poloat, Buluath, Enderby. 25) Tamatam, los Martires, Fanadik (?). 26) Namonuito, Lamoil, Anonima, Livingstone. 27) Faiu, Ostfaiu, Falalu, Lutke. 28) Namolipiafane, Namolipiafau. 29) Morileu, Morilö, Hall J. 30) Truk, Hogoleu, Rug, Tuch Torres, Royalist J. 31) Losap, Luasap, Duperrey. 32) Mokor, Haschmy. 33) Namoluk. 34) Etal, Mortlock. 35) Lukunor, Lugunor, Mortlock. 36) Sotoan, Young, William, Mortlock. 37) Nukuor, Nuguor, Monteverde, Dunkin. 38) Pigiram Greenwich fehlt bei Gulick. 39) Oraluk, St. Agostino, Bordelaise, Larkins Riff, Meaburn, J. St. Rafael (?) 40) Ngatik, Ngarik, Los Valientes, Raven J. 41) Pakin Pagenema. 42) Anton, Andema, Frazer. 43) Ponapi, Fanope, Falupet, Bonabey, Puinipet, Ascenston. (41—43 Senjavin J.) 44) Mokil, Aura, Duperrey, Wellington. 45) Pingelap, Tugulu, Musgrave, Mac Askill. 46) Kusaie Ualan Strong J.

Ralikkette.

1) Ebon Boston. 2) Namerik Baring. 3) Kili Hunter. 4) Dschaluit Bonham. 5) Ailinglabelab Menschikoff, Lambert. 6) Dschabwat Bonham. 7) Lib Princessa. 8) Namo Margareta. 9) Lae Brown J. 10) Kwadschalein Quadelen, Catherine. 11) Udschae Lydia. 12) Wotho Schanz. 13) Ailinginae Rimski Korsakoff. 14) Rongerik Rimski Korsakoff. 15) Kongelab. 16) Bikini Eschholtz. 17) Eniwetok Brown.

18) Udſchilong, Caſobos, Providence, Arrecife. 4, 5, 6 bilden eine Gruppe, ebenſo 13, 14, ſo daß die Geſammtzahl ſich auf 15 Gruppen ſtellt.

Ratak-Kette.

1) Mili Mulgrave. 2) Madſchuro Arrowſmith. 3) Arhno Daniel und Pedder. 4) Aurh Ibbetſon. 5) Maloelab, Kawen, Calvert. 6) Erikub Biſhop. 7) Wotje, Otdia, Romanzoff. 8) Likieb Count Heiden. 9) Dſchemo Steeple. 10) Ailuk Kruſenſtern, Tindal, Watts. 11) Medſchit Neujahrsinſel. 12) Utirik Kutuſoff, Button. 13) Taka Suwaroff. 14) Bikar Bigar, Dawſon. 15) Taongi Gaspar Riko, Cornwallis.

Gilbertinſeln.

1) Makin Pitt. 2) Butaritari Tonching. 3) Marakei Mathew. 4) Apaiang Charlotte. 5) Tarawa Knoy, Knox. 6) Mariana Hall. 7) Apamama Simpſon, Hopper. 8) Kuria Woodle. 9) Aranuka Nanuki, Henderville. 10) Nonuti Sydenham, Biſhop. 11) Tapiteuwea Drummond. 12) Peru Francis J. 13) Rukunau Byron. 14) Tamana Rotcher. 15) Onoatoa Clerk J. 16) Arorai Hope Hurd.
Vereinzelt Banaba Ocean, Nawodo Onavero, Pleaſant.

2) Polyneſien.

Ueber die einzelnen Inſeln des mittleren, nördlichen und nordweſtlichen Polyneſiens ſiehe S. 167 f. 177 f.

Nukuhiva, Markeſas-, Mendanagruppe; der nördliche Theil der Gruppe Revolutionsinſeln, Waſhingtoninſeln (Meinicke bei Wappäus 567). Fatuhiva St. Madalena. Mohotani St. Pedro. Tahuata St. Chriſtina. Hiva-oa. la Dominika, Marchand. Fatahuku Hood. Uapoa Adams. Nukuhiva Federal, Baux. Uahuka Waſhington. Motu-iti Hergeſt. Hiau Maſſe. Fatu-uhu Hatutu, Chanal.

Paumotu, Tuamotu, niedrige, gefährliche Inſeln. (Meinicke eb. 565 f.)
Wir beginnen im Weſten.

Mata-hiva Lazareff. Tikahau Kruſenſtern. Rangiroa Fliegeninſel. Nairſa Prinz Wales Inſeln. Arutua Rurik. Apatiki Hagemeiſter. Makatea Matia, Aurora. Kaukura Palliſer. Toau Eliſabeth. Fakarawa Wittgenſtein. Faaiti Miloradowitſch. Anaa Chain, Ketteninſel. Ahii Peacock. Manihi Waterland. Takaroa, Takapoto König Georg, Sondergrond. Tikei Romanzoff. Aritika Karlshoff. Kawahi Vincennes. Raraka. Katiu Sacken. Makemo Philipp. Tahama Tſchitſchagoff. Motutunga Adventure. Hekueru Bird. Taenga Holt. Takume Wolkonsky. Raroia Barclay de Tolly. Nihiru. Marutea Fourneaux. Marakau, Ravahere Twogroups. Rengonengo Pr. William Henry. Manuhangi Cumberland. Amanu Moller. Hao Hau, Harfe, Bogen. Paraoa Gloucester. Nganaiti. Tatakotoroa Egmont, Narciſſo. Tepoto Diſſapointment. Henuake Hundeinſel. Pukapuka Clerke. Pukaruha Serle. Reao Clermont Tonnere. Akiaki Kön. Charlotte. Tematangi St. Elmo, Bligh, Bligslagoon. Bairatea Osnabrück. Maturevavao Akteon. Marutea Lord Hood. Morane Barſtow. Mangareva Gambier. Pittkairn. Waihu Teapi, Oſterinſel.

Inhalts-Verzeichniss.

1. Abtheilung des fünften Bandes.

Die Bevölkerung Oceaniens. Ueber das Verhältniß der Völker malaiischer Race, der Malaien und Polyneſier zu einander. Letztere von Weſten ſtammend, ſind auf älterer Bildungsſtufe ſtehen geblieben. Crawfurds entgegenſtehende Anſichten zurückgewieſen. Die Frage über den Zuſammenhang der Malaiopolyneſier mit anderen Völkerſtämmen. Logans Anſichten. Der malaiiſche Stamm iſt mit keinem anderen verwandt; die einheimiſchen Sagen verdienen kein Zutrauen.

Der Ausgangspunkt der Malaiopolyneſier nicht Auſtralien, vielleicht Aſien. Die Einwanderungszeit iſt ganz dunkel. Die Melaneſier muthmaßliche Urbewohner Auſtraliens, Melaneſiens, vielleicht Malaiſiens. Polyneſien iſt von Weſten her bevölkert, wie Sprache, Strömungen, Winde beweiſen. Zeit dieſer Bevölkerung. . . . . S. 6.

Die Völker der oſtindiſchen Inſeln.

1) Ethnographiſche Ueberſicht.

Schwierigkeit derſelben. Verſchiedene Verſuche. . . . . S. 10.

1. Die Bewohner von Malakka, Malaien im engeren Sinn. Urſprüngliche Bedeutung des Wortes „Malaien“. Verbreitung der malaiiſchen Sprache. Hof- und Vulgärſprache. Einwanderung der Malaien nach Malakka. Ihre Grenzen nach Norden. Quedah, ſeine Geſchichte. Die Staaten Salangor und Malakka, Sungie, Ujong, Rumbowe, Johole, Soimenanti, Naning; letztere von Menangkabao (Sumatra) bevölkert. Bevölkerung der Straße von Malakka; der Oſtküſte der Halbinſel. Im Inneren lebende Völker: Orang Benua. Sie ſind zurückgedrängte malaiiſche Stämme. Ebenſo die Orang Sletar (Biduanda Kallang) und die Orang Sabimba; die Udai, Jakun, Sakai, Semang. Inſeln im Südoſten Malakkas. Rhio, Lingga, Bintang, Banka, Billiton. Orang Laut; weſtlicher, öſtlicher Stamm derſelben. S. 12.
2. Sumatra. Fünf Hauptvölker: Atjineſen, Battas, Malaien von Sumatra, Menangkabao. Die Korinchi. Die Redjang und Paſſumah (Serawi). Bevölkerung der Oſtſeite Sumatras. Rohe Stämme des Inneren, Orang Ulu, O. Tubu, O. Kubu, O. Gugu, die Kumring, die O. Papagan. Südſumatra, Palembang; ſtarker javaniſcher Einfluß daſelbſt. Die Lampong. Weſtliche Inſeln: Pulo Simalu; Nias-, Batu-, Pageh-, Enzano-Inſeln. . . . S. 23.
3. Java. Javaner. Sundaneſen. Ihre Sprachen. Indiſcher Einfluß zunächſt auf Oſt-Java. Die Baduwis. Die Orang Kaluaran. Chi-

neſen, Makaſſaren, Bugis u. ſ. w. in Java. Iſolirte Stämme: Die Kalang, Pinggio, Gadjah-mati. Die großen Handelsplätze Javas.

Madura. Inſel Bawean. Bali. Sprache und Abſtammung der Balineſen. Indiſche Einflüſſe. Lombok, Balineſen und die Saſſak daſelbſt. Sumbawa. . . . . S. 35.

4. Borneo. Die Dajak. Sprachliche und ethnographiſche Verhältniſſe der Inſel. Die Ngadju. Die Orang Ot. Die Punan und andere rohe Stämme des Inneren. Die Idaan im Norden. Die Tedong im Oſten. Angebliche Papuas des Inneren. Abſtammungsſagen der Dajaks. Einflüſſe von Indien, Java, Celebes. Malaien auf Borneo. Bewohner und Sprachen der Küſtenſtädte. Einheimiſche Reiche. Bruni. Seine Geſchichte. Lanun-Piraten. Völkermiſchung der Nordoſt- und Nordküſte. . . . . S. 43.

5. Die Suluinſeln. Sprache. Abſtammung der Bewohner. Fremde Einflüſſe. Papuas des Inneren zweifelhaft. Die Biſayas und ihre Sprache. Mindanao. Die Caragas, die Mindanaos, die Subanos, die Lutaos. Rohe Völker des Inneren. Papuas oder Negritos hier, auf Palawan u. ſ. w. Die Aetas auf Luzon. Die Philippinen. Das Tagalog. Die Tagalen. Heidniſche Stämme: die Igorrotes. Die Tinguianes. Die Buriks, Buſaos u. ſ. w. Indiſche, chineſiſche, japaneſiſche Einflüſſe auf den Philippinen. Baſchi-inſeln. Formoſa. . 53

6. Celebes. Das Bugi, Makaſſariſche, Mandhar. Inſeln Manui, Peling, Kulla. Alfuren auf Celebes. Etymologie und Bedeutung des Wortes. Ausländiſche Einflüſſe auf Celebes. Geſchichte der Inſel. Sangirinſeln. Inſeln ſüdlich von Celebes: Flores, die Rokka, Langa, Wogo; die ſchwarzen Portugieſen. Papuas zweifelhaft. Sumba. Solor. Lomblem. Timor. Etymologie des Namens. Die Beloneſen, Timoreſen, Kupangneſen. Geſchichte der Inſel. Die Inſeln Rotti, Daauw, Savo. Schwarze Portugieſen auf Timor. Die Mardeiker. Negritos zweifelhaft. Die Südweſtinſeln Timorlaut. Die Keyinſeln. . . . . S. 62.

7. Die Molukken. Sprachen. Gilolo. Ternate. Papuas daſelbſt. Amboina durch Ceramеſen, Javaneſen bevölkert. Andere Beimiſchungen der Bevölkerung. Papuas. Buro. Ceram. Abſtammung der Bevölkerung. Einmiſchungen. Papuas. Ceramlaut. Banda. Key- und Aruinſeln, Alfuren, Papuas. Nikobaren. Madagaskar. S. 73.

2) Phyſiſche Eigenthümlichkeiten.

Mannigfaltigkeit derſelben. Allgemeine Merkmale der oceaniſchen Völker nach Hombron. Miſchlingstypen. — Schilderung der Malaien im engeren Sinne auf Malakka und Sumatra. Malaien von Raning; von Quedah. Das Aeußere der Orang benua und verwandten Stämme, der Sakai, Beſiſi, Sletar u. ſ. w. Die Semang. Die Bewohner der Andamanen; ihre Verwandtſchaft mit den Semang; ihr muthmaßlicher Urſprung. Die Bewohner von Banka; die Badjos. — Die Atjineſen. Phyſiſche Schilderung der Battas. Bergvölker, Bewohner des Inneren von Sumatra. Die Lampong. — Bewohner der Rias und Batuinſeln. Die Menkawies. Die Eingeborenen von Engano. — Die Sundaneſen. Die Beduwis. Die Javaner. Die Madureſen. Die Bewohner von Bali, Lombok, Sumbawa. — Die Malaien des weſtlichen Borneo. Die Dajak und die ihnen verwandten Stämme. — Die Bevölkerung der Suluinſeln. Phyſiſche Eigenthümlichkeiten der Biſayas; der Tagalen, der Igorrotes, Tinguianes und der übrigen Stämme Luzons und der Philippinen. Die Negritos der Philip-

pinen. Negritoähnliche Mischlinge daselbst. Die Aetas. Bewohner der Baschiinseln. Die Formosaner. — Die Makassaren, die Bugis, die Bewohner von Buton. Bewohner von Gorontalo, Minahassa; Alfuren von Menado. Bevölkerung der Sangirinseln. — Negritos, östlich von Java, zweifelhaft; Bevölkerung von Flores, Sumba, der Inseln nordwestlich von Timor, die Soloresen, die Bewohner von Ombay. Die Timoresen. Die Bevölkerung von Samau, Rotti, Savu, der Südwestinseln, von Gilolo. Die Eingeborenen der Molukken. Die Amboinesen, Cerameſen, Bandaneſen; die Bewohner der Key- und Aruinseln, der Nikobaren. . . . . S. 82.

3) **Kulturhistorische Schilderung.**

Unmöglichkeit ihrer Zusammenfassung für die Gemeinschaft aller hierhergehöriger Völker. **Die Malaien.** Ihre ältesten historischen Sagen: das Sejara Malayu. Glaubwürdigkeit des letzteren Werkes und der malaiischen Geschichtsschreibung. Gründe gegen die Grundzüge des Sejara Mal. nicht stichhaltig. Sumatra empfing Kolonien und Cultur von Indien; ist das Stammland der Malaien in Malakka. Friederichs Ansicht, daß alle indische Kultur Sumatras von Java stammt. Sie ist nicht wahrscheinlich. Die Malaien in Malakka. Stammland der Orang Benua. Beziehungen der übrigen Malaien zu Sumatra, Java, Indien. Alter des Namens Malaien. Unsicherer, vielleicht indischer Ursprung desselben. — Spätere Geschichte der Malaien. Der Islam. Verfall Menangkabaos. Einfluß der Araber; der Chineſen. Geschichte der malaiischen Sultane. — Brennpunkte malaiischer Kultur. Geschichte von Atjin. Das Reich von Malakka. Brune. Seine Geschichte, Größe, seine Sitten. Kultur, welche die Malaien ohne fremde Einflüsse erlangt haben. Schreibkunst. Zeitrechnung. Schifffahrt. Was die Malaien von Indien gelernt. . . . . S. 109.

Jetzige Kultur der Malaien auf Malakka und in Menangkabao auf Sumatra. Ackerbau. Viehzucht. Kultur und Ertrag der Sagopalme. Mahlzeiten der Malaien. Geistige Getränke, Reizmittel. — Kleidung, Farbe derselben. Abfeilen, Schwarzfärben der Zähne. Tattuiren. — Hausbau. Form der Häuser. Innere Ausstattung derselben. — Mechanische Künste, Handwerke. Gegenstände des malaiischen Gewerbfleißes. Gewebe. Goldarbeiten. Bergbau, Gold-, Diamantwäschereien. Bearbeitung des Eisens, Gewehrfabrikation. — Handel. Geld. — Schiffbau. Die Orang Laut sind die kundigsten Seefahrer. Orang Laut in Billiton. Die Orang Sletar, die Biduanda Kallang. Die Badjos. Seeräuberei im indischen Archipel. Gilt unter den Malaien als „noble Passion." Treiben, Schlupfwinkel der Seeräuber. . . . . S. 126.

Politische Verfassung der Malaien. Gewalt und Würde des Herrschers von Menangkabao. Die Sukus. Die Panghulus. Macht der letzteren. Die Pagawe. Die Palawan. Ursprung der Sukus. Die Lara oder Stämme. Eintheilung des Landes, der Bevölkerung. Grundlage der malaiischen Verfassung ist die Familie. Der Suku ist alleiniger Eigenthümer des Landes. Zugehörigkeit zu einem Suku, Vererbung, Blutsverwandtschaft beruht ganz auf der weiblichen Linie. Das Muhammedanische Erbrecht ist nur in einigen Gegenden aufgekommen. Abgaben. . . . . S. 139.

Rechtsverhältnisse. Haftbarkeit der Familie. Schuldsklaven. Sklaven. — Ehe. Drei Arten derselben: Heirath durch Djudjur, durch Semando, durch Ambil anak. Eherecht. Polygamie. Scheidung. . S. 142.

Altmalaiische Institutionen im übrigen Sumatra; in Indrapura, Moko-moko, Passumah lebar, bei den Redjangs; in Benkulen; bei den Lampongs. Politische Verfassung derselben; Rechtsverhältnisse, Ordalien.

Ehe. Palembang: Ehe. Politische Zustände. Eintheilung der Bevölkerung, die Matagawes und Aliengans. Indragiri. Politische Zustände. Erbrecht. Siak-Atjin. Verfassung. Rechtsverhältnisse. . . . S. 145.

Altmalaiische Institutionen auf Malakka. Verfassung. Die Suku. Rechtsverhältnisse. Einzelnes aus den Gesetzbüchern von Malakka und Johor. — Verfassung der Malaienstaaten auf Borneo. Schuldsklaven. Sklaven. . . . . S. 152.

Familienleben der Malaien. Temperament und moralischer Charakter derselben. Verschiedenheit des Urtheils über den letzteren. Charakter der Sumatraner. Sie stehen höher als andere malaiische Völker, mit Ausnahme Benkulens und der raub- und rachgierigen Lampongs. Leidenschaftlichkeit der Malaien im engeren Sinne. Amocklaufen. Friedliche Grundzüge ihres Charakters. Ihr Ehrgefühl; ihre Höflichkeit. Gesellige Vergnügungen. Ehrlichkeit. Rechtsgefühl. Tapferkeit. — Malaien von Borneo. — Ritterlichkeit der Malaien. Zweikämpfe. Kriegführung. Vorkämpfer. Koppensnellen. Waffen. Der Kris . . . . . S. 156.

Religion der Malaien. Islam. Seine Geschichte und Verbreitung. Schulen; Schulstrafen. Die Sekte der Padaries oder Padrias. Kriege, welche durch sie hervorgerufen sind. — Alteinheimische Religion. Ihre starke Versetzung mit fremden Elementen. Die Dewas, die guten, die Djins, die bösen Geister. Seelenkultus. Religiöse Gebräuche. Aberglauben. Zauberer. Behandlung der Todten. . . . . S. 163.

Die geistige Begabung der Malaien ist bedeutend. Wissenschaften. Künste. Schrift; verschiedene einheimische Alphabete. — Die malaiische Literatur. Historische Schriften. Gesetzbücher. Theologische Werke. Medicinische, astronomische Bücher. Poesie. Metrische Form. Reim. Größere Gedichte von historischem Inhalt. Einzelne Schriftsteller der Jetztzeit. Lyrische Gedichte. Das Panton oder Pantum. — Europäische Einflüsse auf die Malaien. Die Portugiesen. Die Holländer. Schädlichkeit dieser Einflüsse. Mission. Schulen. Propaganda . . . . . S. 168.

Einzeln stehende malaiische Völker. Die Orang Benua. Ihre Lebensart. Ihr Charakter. Ehe. Politische Verfassung. Religiöse Vorstellungen. Mythen. Behandlung der Todten. Die Semang. Die rohen Völker von Sumatra. Banka. Lebensweise der Orang Gunong, Verfassung. Religion. Die Orang Darat auf Billiton . . . . S. 175.

Die Battas. Ackerbau. Viehzucht. Wohnungen. Feilen der Zähne. Kleidung. Schmuck. Industrie. Waffen. Märkte. Politische Verfassung. Der Marga-Suku. Der Pamusuk. Die Vererbung ist in der männlichen Linie. Bedeutung der Gemeinde. Rechtsverhältnisse. Strafen. Cannibalismus. Auffreßen der Alten, der Kranken. Gerichtswesen und Strafrecht von Mandaheling. Charakter der Battas. Ehe. Blutsverwandtschaft beruht auf der männlichen Linie. Namengebung. Erziehung. Kriege. Religiöse Vorstellungen. Die höchsten Götter. Fremde Einflüsse. Seelencultus. Eide. Aberglauben. Aufkommen des Islam. Behandlung der Todten. Leichenfeier . . . . . S. 183.

2. Abtheilung.

Hauptgruppen der oceanischen Inselwelt . . . . . S. 1.

Natürliche Beschaffenheit der Inseln. Hohe und niedere Inseln. Geologische Beschaffenheit der Koralleninseln. Größe der Atolle. Brandung. Geologische Beschaffenheit der hohen Inseln. Berge, Riffe derselben. Vulkanische Thätigkeit und einzelne Vulkane des Gebiets. Erdbeben. Mangel

an Metallen. Wasserarmuth der Koralleninseln. Klima der verschiedenen Inseln. Passat- und andere Winde. Orkane. Wichtigkeit der Luftströmungen für die Gestalt der Koralleninseln. Meeresströmungen. Armseligkeit der Flora auf den Koralleninseln. Wichtigste Pflanzen derselben. Pflanzen, die der Blüthe wegen gezogen werden. Nach Westen wird die Flora immer reicher. Flora der hohen Inseln. Nahrungs- und Nutzpflanzen. Flora Neuseelands. Abstammung der polyn. Flora. Fauna des Gebietes. Ratte. Schwein. Hund. Vögel. Amphibien. Fische. Insekten. Eingeführte europäische Hausthiere. Schwierigkeit dieser Verhältnisse für menschliche Entwickelung. Natureinflüsse; auf Nukuhiva; Paumotu; Tahiti. Gleichbleiben des polynesischen Lebens durch lange Zeiträume . . . . . S. 1.

Ursprung der Polynesier. Sie sind keine Ureinwohner des Gebietes. Sie stammen von Westen. Fahrten von West nach Ost, von Nord nach Süd und umgekehrt. Dauer dieser Fahrten. Sprachliche Gründe für ihre Abstammung aus Malaisien. Die Flora sowie die Benutzung der einzelnen Pflanzen spricht dafür; ebenso Sagen und Ueberlieferungen. Gründe gegen eine Abstammung aus Hawaii, Amerika. Malaiische Völker mit melanes. Typus . . . . . S. 18.

Die Frage nach der **Urbevölkerung** Polynesiens. Gründe gegen eine ursprüngliche Negritobevölkerung des Gebietes. Dunkele kraushaarige Individuen im übrigen Polynesien, auf Neuseeland. Sie können nicht durch vorhistorische Mischung mit Melanesischem Blut erklärt werden. Die Sklaven sind nicht vorzugsweise dunkel. Geringe Entwickelung melanesischer Schifffahrt. Die melanesische und polynesische Sprache sind urverwandt; spätere Einwirkung der erstern auf letztere hat nicht stattgefunden. Variabilität der Polynesier. Umstände, welche sie befördern und Abweichungen befestigen. S. 25.

Mikronesien.

Umfang des Gebietes. Marianen. Karolinen. Marshal- und Gilbertinseln. Ethnographische Eintheilung der Karolinen. Cantova; sieben Bezirke. Sprachliche Verhältnisse Mikronesiens. Oestlicher, westlicher Stamm der Mikronesier. Wanderungen derselben. Ursprung der Gilbertinsulaner. Vier Centren des mikronesischen Lebens. Selbständigkeit Mikronesiens . . . . . S. 37.

Physische Eigenthümlichkeiten. Bedeutung des Wortes Chamorri; seine Verbreitung. Physische Eigenthümlichkeiten der Marianer. Ihre Verwandtschaft mit den Tagalen. Heutige Marianer. Leibliche Beschaffenheit der Karoliner. Ponapi. Kusaie. Marshall- und Gilbertinsulaner. Schädelbau der Mikronesier, der Malaio-Polynesier. Er beweist nichts für melanesische Einmischung. Lebensdauer und Gesundheitszustand des Gebietes. Hautkrankheiten. Organische Fehler. Eingeschleppte Krankheiten. Jetzige Kopfzahl der Mikronesier. Künstliche Umbildung einzelner Körpertheile. Durchbohren der Ohren. Ausschlagen, Färben der Zähne. S. 47.

Kleidung der Marianer. Schildpattschmuck. Kleidung des übrigen Mikronesiens. Haartracht. Putz. Einreiben mit Curkuma. Tattuirung. Instrumente, Zeit, Preis der Operation. Unterschied derselben nach den Geschlechtern. Religiöse Bedeutung des Tattuirens . . . . . S. 60.

Hausbau der Marianer; der Karolinen. Ponapi. Die Palaus. Kusaie. Dörfer. Hafen- und sonstige Bauten. Gemeindehäuser. Beschreibung der Ruinen auf Ponapi. Sagen über dieselben. Sie sind mikronesischen Ursprungs. Ihr Zweck. Andere Alterthümer auf Ponapi und Kusaie . . . . . S. 68.

Die Nahrungsmittel der Marianer meist vegetabilische. Das Feuer war ihnen bekannt. Schweine fehlten. Lebensmittel der niedern, der hohen Inseln Mikronesiens. Thierische Nahrung. Reizmittel. Ackerbau. Zahlreiche Varietäten ihrer Culturpflanzen. Art zu kochen. Tageseintheilung und Lebensweise. Reinlichkeit. Ratak . . . . . S. 76.

Technische Leistungen. Kähne; Seetüchtigkeit der Marianer. Kähne der Karoliner; der Marshall- und Gilbertinsulaner. Seetüchtigkeit der Marshallinsulaner. Astronomische und geographische Kenntnisse der Karoliner. Zeitrechnung derselben; der Marianer. Fischfang. Der Handel beruht nur auf Tausch. Geld hatte man nicht. Waaren, die man verhandelt. — Instrumente, Geräthe, Leim, Firniß, Oel. Schnitzereien. Malereien. Musikinstrumente. Gesang. Tanz. Poesie der Marianer; ihre Beredtsamkeit. Poesie der Karoliner. Epische Erzählungen. Lieder. Schrift war unbekannt . . . . . S. 82.

Temperament und moralischer Charakter der Marianer. Ihre Dieberei. Rachsucht. Fähigkeit sich zu verstellen. Ihre Freiheitsliebe. Ihr Stolz. Ihre Unbeständigkeit u. s. w. Charakter der jetzigen Marianer. Verschiedenheit im Charakter der Karoliner nach der Oertlichkeit; nach der Zeit. Die Palaus. Chamissos Freund Kadu. Cheynes Urtheile. Begehrlichkeit, Wildheit der Marshallinsulaner. Die Bewohner des Gilbertarchipel. Gesammtbild des mikronesischen Charakters . . . . . S. 97.

Familienleben, Stellung der Weiber. Die Weiber werden milde behandelt. Die Unverheiratheten sind gänzlich frei; Schamhaftigkeit fehlt nicht. Strenge der Ehe. Polygamie. Eherecht. Ehebruch. Strafe desselben auf den Marianen. Rechtliche Stellung der Frau. Blutsverwandtschaft beruht auf der weiblichen Linie; Marianen. Karolinen. Gilbertinseln. Verschlechterung des Familienlebens durch die Europäer. Geburt. Namengebung. Erziehung auf den Marianen, den Karolinen, auf Tobi. Innigkeit der Blutsverwandtschaft auf den Marianen. Kindermord. Ausschweifungen. S. 104.

Stände auf den Marianen. Vorrechte des Adels. Verfassung. Der magalahi der Insel. Seine Stellung. Rechtsverhältnisse. Verfassung der westlichen Karolinen. Die Tamols. Rechtsbestimmungen. Verfassung von Ponapi. Der Tschipau. Versammlungen der Häuptlinge. Rechtsverhältnisse. Verfassung und Recht von Kusaie, der Ratak- und Ralikette; der Insel Nawodo; der Gilbertinseln. Polizeibestimmungen. Ursprüngliche Verfassung Mikronesiens. Die alten Stände. Die Königswürde. Umänderungen dieser Verfassung. — Höflichkeitsformen. Gruß. Gesellige Vergnügungen der Marianer. Gastfreiheit, Gruß, Höflichkeit, Spiele, Feste der Karolinen. Freundschaftsbund; Namentausch. — Waffen. Krieg auf den Marianen; den Karolinen; dem östlichen Mikronesien. Loos der Besiegten. Cannibalismus . . . . . S. 112.

Religion der Marianen. Puntan. Der höchste Gott der Karolinen. Karolinische Mythen. Ihre Verwandtschaft mit polynesischen Mythen. Der Maui-mythus. Andere Götter. Mythen über die Erschaffung des Menschen, der Welt. — Die später aufgekommene Religion, die Verehrung der Ahnen und Todten. Sie herrscht auf den Marianen allein. Ihre Bedeutung auf den Karolinen. Aufenthalt der Seelen nach dem Tode. Paradies. Hölle. Das Paradies lag jenseits des Meeres oder auf einem Berg. Nur der Adel gilt als beseelt. — Priester. Tempel. Feste. Götterbilder. Loose. Aberglaube. Tabu. Die Ulitaos der Marianen. Eine Spur von ihnen in Mikronesien. — Behandlung der Krankheiten. Behandlung der Todten und Sterbenden eine doppelte, eine ältere und jüngere. Behandlung der Todten auf

den Marianen. Todtenklagen. Auf den Karolinen. Begraben der Todten. Todtenklagen; auf Eap; den Gilbertinseln . . . . . S. 134.

Geschichte der Marianen. Quellen. Erste Berührung mit den Spaniern. Aufstände. Nationale Partei. Christliche Partei. Krieg der Ulitaos. Aguarins Aufstand. Quiroga. Verzweiflungskampf auf Rota. Aufstand des Djoda. Esplana. John Caton. Beendigung des Krieges. Bedrückung der Eingebornen durch die Spanier. Verminderung und Aussterben der Bevölkerung. Jetzige Zustände. — Geschichte der Karolinen. Ponapi. Die Engländer auf den Palau. Geschichte des östlichen Polynesiens. — Mission . . . . . S. 155.

Polynesien.

Grenzen des Gebietes. Unbewohnte Inseln am Nordrande desselben. Zerstreute Inseln im Centrum. Die Nivagruppe. Nordwestliche Inseln Polynesiens. Polynesische Colonien in Melanesien . . . . . S. 166.

Ethnologische Zusammengehörigkeit der einzelnen Gruppen und Inseln. Westlicher, östlicher Stamm. Vereinzelte Inseln: Tongarewa; Sprache, Aeußeres, Sitten. Nive, Schöpfungssagen; Sitten und Aeußeres, Mission, Geschichte. Ono-inseln. Niva-inseln, Aeußeres, Sitten und Gebräuche, Verfassung, Religion, Volkszahl. Uwea gehört zu Tonga. Selbständigkeit der Niva-inseln. . . . . S. 168.

Die **Tokelau- und Elliceinseln.** Ihre Bewohner bilden mit denen der nordwestlichsten Inseln einen Stamm. Nachrichten des Quiros. Gemeinschaftliche Namensform der hergehörigen Inseln. Widerlegung der Ansicht, daß die Tokelau- und Elliceinseln von Samoa bevölkert seien. Der Ifibaum. Zustand, in welchem Quiros diese Inseln fand. Bedeutung des Namens Tokelau im übrigen Polynesien; auf Samoa und Tonga Hales Erklärung abgewiesen. Name des Ostwinds auf Tukopia. — Sprachliche Gründe für die Selbständigkeit dieser Inseln; reicherer, härterer Consonantismus; Suffigirung des Artikels. Sprachschatz. Unsere Quellen hierfür. — Die Ansicht von mikronesischen Einflüssen auf diese Inseln abgewiesen. Beziehung derselben zu Fidschi. Nachrichten des Quiros über Tukopia. Beziehungen Rotumas zu Samoa. Abstammungssagen der Sikayaner; Southisland, tonganische Beziehungen. Selbständigkeit dieser Inseln. Zeit der Einwanderung, Herkunft dieses Stammes. Alter Einwanderungsweg der Polynesier. Verhältniß des nordwestlichen Stammes zu Mikronesien. . . . . S. 176.

Ethnologische Schilderung des nordwestlichen Stammes. Physische Eigenthümlichkeiten. Einmischung melanesischen Blutes abgewiesen. Bewohnerzahl des Gebietes, Krankheiten. Kleidung. Tattuirung. Bauten. Nahrung. Fehlen der Hühner und Schweine. Reizmittel. Seetüchtigkeit, Geräthe, Handel. Einfachheit und Reinheit ihres Charakters. Seltenheit des Krieges. Waffen. Polygamie. Strenge der Ehe. Wittwen. Freiheit der Mädchen. Verschlechternder Einfluß der Europäer. Schließung der Ehe auf Rotuma, Tukopia. Geburt. Knabenmord auf Tukopia. Stellung der Weiber. Gesellige Vergnügungen. Höflichkeitsformen. Verfassung der Tokelau-, der Elliceinseln; Rotumas, kleinerer Inseln, Tukopias. Religiöse Färbung der tukopischen Verfassung. Rechtsverhältnisse. Religion der Tokelau- und Elliceinseln. Tui-tokelau. Gott des Meeres. Rotumanisch-tonganische Sage. Religion der Insel Tukopia. Mythus von der Entstehung des Menschen. Fortexistenz der Seelen. Anbetung derselben ist hier noch nicht durch-

gedrungen. Tempel. Tabu. Behandlung der Kranken, der Todten. Gebräuche der Leidtragenden. Menschenopfer. Geschichte, Mission. . S. 185.

Wanderungen der Polynesier.

Wanderungen der Gegenwart, nach Melanesien u. s. w. Aelteste Wanderungen. Samoa bildete (Hale) für die Polynesier im Osten und Süden der Gruppe den Ausgangspunkt. Hawaiki, Hawaii heißt überall das sagenhafte Stammland der Polynesier. Sagen der Rarotonganer. Karte des Tupaya. Schirrens Ansichten, Havaiki sei ein rein mythologischer Name, widerlegt. Alttahitisches Lied. Havaiki als Todtenreich. Geschichtlicher Kern dieser Sage; Hales Ansicht als richtig behauptet. Anderes, was für dieselbe spricht; der Name des Südwinds. Monatsnamen. Sprachliche Ausdrücke. Schirrens mythologische Deutung der Wandersagen ist ohne Kritik; deshalb zurückzuweisen. Geschichtlicher Kern der Wandersagen. Bedeutung Tongas. Dreifaches Havaiki. Schirrens Verdienst in der Kritik der polynesischen Genealogien. Diese haben keinen geschichtlichen Werth. Hales geographische Deutung des Namens des Paradieses, Pulotu ist abzuweisen. Richtige Erklärung des Wortes durch Meinicke. Zeit der polynesischen Wanderungen. Friedrich Müller. Der erloschene Vulkan Rangi-toto, „blutiger Himmel" in Neuseeland. Auch die physischen Eigenthümlichkeiten der Polynesier und Malaien sprechen für ein sehr hohes Alter der Selbständigkeit beider Stämme. Einwanderung der Mikronesier. Die Gleichheit der polynesischen Sprachen, namentlich des östlichen Zweiges der Polynesier, spricht nicht gegen eine sehr frühe Einwanderung. Weg für die Einwanderung der Polynesier von Westen her nach Samoa. Er führte nicht über Mikronesien. . . . . S. 201.

Wanderungen der östlichen Stämme. Tahiti. Tahiti Mittelpunkt des Ostens. Rukuhiva, Hawaii, der größte Theil Paumotus von dort bevölkert. Bevölkerung von Mangarewa. Rarotonga bevölkert von Tonga und Tahiti; die Australinseln von Tahiti. . . . . S. 218.

Alterthümer auf einzelnen unbewohnten Inseln; auf Rukuhiva, Mangarewa, Pitkairn. Alterthümer auf Waihu. Es sind altpolynesische Bauten. Sprachliche Alterthümer. Heilige Sprache mancher Inseln. Höflichkeitssprache. Jargon des hawaiischen Adels. Tamehamehas Sprachänderung. Diese sprachlichen Alterthümer sprechen durchaus gegen die Annahme einer melanesischen Urbevölkerung des Gebietes. Beispielloses Sichgleichbleiben der Polynesier. Lebenskraft derselben. Schluß des Bandes. . . . . S. 223.

Literatur*).

Aanteekeningen betr. eene reis door de Molukken v. z. Exc. Duymaer van Twist. 'sGravenhage 1856.

Abd-Allah Ben-Abd-el Kader, Voy. de Singapore à Kalantan ed. Dulaurier. Paris 1850.

Aduarte, Hist. de la provincia de Filipinas Japon y China. Tomo I. Zaragoça 1693.

Anderson, Mission to the East coast of Sumatra in 1823. Edinb. 1826.

Andersſon, Weltumſegel. mit d. ſchwed. Kriegsfreg. Eugenie. Lpz. 1854.

Andrew, grammar of the hawaiian language Honolulu 1854.

Angas, Savage life in Australia and N. Zealand. Lond. 1847.

Anſon, Reiſe um die Welt (1740—44). Gött. 1763.

d'Argensola, Hist. de la conquête des Moluques, tr. de l'Esp. Amst. 1706.

Australia felix. Berlin 1849 (nach Westgarth).

v. Baer, Crania selecta ex thesaur. anthrop. Acad. Petropol. Petropol. 1859.

— Ueber Papuas und Alfuren. Petersb. 1859.

Baker, Sydney and Melbourne. London 1845.

Barchewitz, oſtindianiſche Reiſebeſchreibung. Chemnitz 1730.

Barrington, Hist. of N. S. Wales. Lond. 1810.

— a, An account of a voy. to N. S. Wales. 2d ed. Lond. 1810.

— b, A sequel to his voy. to N. S. Wales. Lond. 1800.

Beechey, Narr. of a voy. to the Pacific (1825—28). Lond. 1831.

Karl Friedrich Behrens Reiſe durch die Südländer und um die Welt. Frankf. und Leipz. 1737.

Belcher, Narr. of the voy. of H. M. S. Samarang (1843—46). Lond. 1848.

— Narr. of a voy. round the world in H. M. S. Sulphur (1836—1842). Lond. 1843.

Bennett, Wanderings in N. S. Wales. Lond. 1834.

— Narr. of a whaling voy. round the globe (1833—36). Lond. 1840.

Bijdragen, tot de taal-, land- en volkenkunde v. Neerl. Indië. 'sGravenhage 1853 ff.

Bischoff, Sketch of the hist. of V. Diemen's Land. Lond. 1832.

Bleeker, Reis door de Minahassa en den Molukschen Archipel. 1ste deel. Batavia 1856.

Bligh, R. in das Südmeer. Berl. 1793.

Bougainville, R. um d. Welt (1766—69). Leipz. 1772.

Boudyck-Bastiaanse, Voy. faits dans les Moluques, à la N. Guinée et à Célebès (1830). Paris 1845.

* Das hier Fehlende findet ſich in den Literaturangaben des zweiten und dritten Bandes angeführt. Unwichtiges iſt nicht erwähnt. Nachträge bringt der 6. Band.

Bowring, A visit to the Philippine Islands. Lond. 1859.
Braim, Hist. of N. S. Wales. Lond. 1846.
Bratring, die Reiſen der Spanier nach d. Südſee. Berl. 1842.
Breton, Excursions in N. S. Wales, W. Australia and V. Diemen's Land. London 1823.
Brief Statement of the aggression of the French on the island of Tahiti by the Directors of Lond. Miss. Society. London 1843.
Brodie, Remarks on the past and present state of New Zealand. London 1845.
Brooke, Narr. of events in Borneo and Celebes 2d ed. Lond. 1848.
Broughton, Voy. dans la partie septentr. de l'Océan pacif. (1795 ff.) Paris 1807. (Entdeckungsreiſe in d. ſtille Meer. Aus d. Engl. Weim. 1805.)
Brown, N. Zealand and its aborigines. Lond. 1845.
Brumund, Indiana, verzameling v. stukken over landen volken oudheden en gesch. v. d. Ind. Arch. Amst. 1853.
— a, Het Volksonderwijs onder de Javanen. Batavia 1857.
de Bry, orientaliſches Indien. Frankf. 1597 ff.
Buckton, Western Australia. Lond. 1840.
Buschmann, Aperçu de la lang. des Marquises et de la l. Taitienne. Berl. 1843.
Buzeta, Diccionario geogr. est. hist. de la islas Filipinas. Madrid 1850.
Byrne, Twelve years' wandering in the Br. Colonies (1835—47). London 1848.
Byron, R. um die Welt in Geſchichte der Seereiſen u. ſ. w. v. Hawkesworth, überſ. v. Schiller. 3 Bde. Berlin 1774.
Byron, Voy. of H. M. S. Blonde to the Sandwich isl. Lond. 1826.
Campbell, R. um d. Welt (1806—12). Jena 1817.
Careri, Gemelli, Voy. du tour du monde t. V. Paris 1719.
Carteret, R. um d. Welt in Geſchichte der Seereiſen u. ſ. w. von Hawkesworth, überſ. v. Schiller. Berlin 1774.
Chamisso, Bemerk. auf einer Entdeckungsreiſe (1815—18). Weimar 1821.
Cheever, Life in the Sandwich Islands. Lond. 1851.
Cheyne, a description of islands in the Western Pacific Ocean, north and south of the Equator. London 1852.
Clutterbuck, Port Phillip in 1849. Lond. 1850.
Collins, Account of the colony in N. S. Wales. Lond. 1798.
Colnett, Voy. to the S. Atlantic and into the Pacific Ocean. Lond. 1798.
On the colonisation of N. Zealand by the Committee of the Aborig. Protection Soc. Lond. 1846.
P. Franc. Combes, Hist. de las islas de Mindanao. Madr. 1667.
Comyn, Estado de las islas Filipinas en 1810. Madr. 1820.
Cook, 1. Reiſe in Geſchichte der Seereiſen und Entdeckungen im Südmeere von Hawkesworth, überſ. v. Schiller. 3 Bde. Berl. 1774.
2. Reiſe in Samml. d. Reiſeb. XV. ff. Berl. 1776.*)
3. Reiſe, überſ. v. G. Forſter, Berl. 1789.
Coulter, Adventures in the Pacific. Dublin 1845.
van der Crab, De molukſche eilanden. Reis door d. G. G. Pahud. Batavia 1862.
Crawfurd, Hist. of the Ind. Archipelago. Edinb. 1820.
— a, Descriptive Dictionary of the Indien Islands. Lond. 1856.
Crozet, R. R. durch die Südſee (1771 ff.). Leipz. 1783.
Cruise, Journal of a ten months' resid. in N. Zealand. Lond. 1823.

*) Im erſten Theil des Bandes ſind alle drei Reiſen Cooks nach dieſer Sammlung citirt.

Madr. 1698.
Bremen 1857.
Paris 1688.
Lond. 1835.

de la Gironière, Aventures d'un gentilhomme Breton aux îles Philippines. Paris 1855.
Le Gobien, Histoire des Isles Marianes. Paris 1700.
Grant, Narr. of a voy. of discovery to N. S. Wales. Lond. 1803.
Grey, G., Journals of two expedd. in NW. and W. Australia (1837 — 1839). Lond. 1841.
— a, Pol. mythology and ancient trad. hist. of the N. Zeal. race. Lond. 1855.
— b, Proverbial and popular sayings of the Ancestors of the N. Zeal. race. Cape Town 1857.
Grey and Bleek, The library of Sir George Grey. Lond. 1858.
Gulick, Micronesia, nautical Magazin 1862.
Haast, report of a topogr. a. geol. explor. of the west. distr. of the Nelson prov. Nelson 1861.
Haensel, Letters on the Nicobar Islands. Lond. 1812.
Hageman, Handleiding tot de Kennis der geschiedenis enz. v. Java. Batavia 1852.
Hale, Ethnography and Philol. (U. St. Explor. Exped.). Philad. 1846.
A. Hamilton, A new account of the East Indies. Edinb. 1727.
G. Hamilton, R. u. d. Welt i. d. kön. Freg. Pandora. Mag. v. Reiseb. XI.
A. Hâolé, Sandwich Island notes. Lond. 1854.
van der Hart, Reize rondom het eiland Celebes. 'sGravenhage 1853.
Haßkarl, Australien und seine Kolonieen. Elberf. 1849.
— b, Aantekeningen over het nut door de Bewoners van Java aan eenige planten van dat eiland toegeschreven uit berigten der inlanders. Amsterdam 1845.
Haussmann, Voy. en Chine, Cochinchine, Inde et Malaisie (1844 ff.) Paris 1847.
Haydon, Five years in Australia felix. Lond. 1846.
Henderson, Excursions and adv in N. S. Wales. Lond. 1851.
Hill, Travels in the Sandwich and Soc. Islands. Lond. 1856.
Hobbart Town Almanack for the year 1830.
v. Hochstetter, Neuseeland. Stuttgart 1863.
Hockin, A supplement to the account of the Pelew Isl. Lond. 1803.
Hodgkinson, Australia from P. Macquarie to Moreton Bay. Lond. 1845.
Hodgson, Reminiscences of Australia. Lond. 1846.
van Hoëvell, Reis over Java, Madura en Bali. Amsterd. 1849.
Hogendorp, Coup d'oeil sur l'île de Java. Bruxelles 1830.
de Hollander, Handleiding by de beoefening der Land- en Volkenkunde v. Nederl. Oost-Indië. — Ide deel. Breda 1861.
— a, Handleiding tot de Kennis der maleische taal en letterkunde. Breda 1845.
Howitt, Impressions of Australia felix. Lond. 1845.
— a, Abenteuer in Australien. Berl. 1856.
Humboldt, W. v., Ueber die Kawi-Sprache. Berl. 1836.
Hunter, R. nach R. S. Wallis (Magaz. v. Reiseb. XI).
Hursthouse, Account of the settlement of N. Plymouth in N. Zealand. Lond. 1849.
Jameson, New Zealand, S. Austr. and N. S. Wales. Lond. 1842.
Jarves, Hist. of the Sandwich Islands. Lond. 1843.
Informe sobre el estado de las islas Filipinas en 1842. Madrid 1843.
Journal of the Indian Archipelago. Singapore 1847 ff.
Jukes, Narr. of the surv. voy. of H. M. S. Fly (Capt. Blackwood 1842 ff.) Lond. 1847.
Junghuhn, Reisen durch Java. Magdeb. 1845.
— Die Battaländer auf Sumatra. Berl. 1847.

Keate, Account of the Pelew Islands. Basil 1789.
Keppel, Exped. to Borneo of. H. M. S. Dido. Lond. 1846.
— a, Visit to the Ind. Archip. in H. M. S. Maeander. Lond. 1853.
King, Nachr. v. d. Norfolk-Insel u. Rückkehr über P. Jackson (1788) im Magaz. v. Reiseb. XI.
King, a, Narr. of a survey of the intertrop. and w. coasts of Australia (1818—1822). Lond. 1827.
King and Fitzroy, Narr. of the surv. voy. of H. M. S. Adventure and Beagle (1826—36). Lond. 1839.
v. Kittlitz, Denkwürdigkeiten auf einer R. nach d. russ. Am., Mikronesien u. Kamtschatka (1826 ff.). Gotha 1858.
Kolff, Voy. of the Dutch Brig Dourga to the Moluccan Archip. and N. Guinea (1825 ff.). Lond. 1840.
v. Kotzebue, Entdeckungsreise (1815—18). Weimar 1821.
— Neue Reise um die Welt (1823—26). Weimar 1830.
Krohn, Das Missionswesen in der Südsee. Hamb. 1833.
Krusenstern, Reise um die Welt (1803—6). Petersb. 1810.
Kussendrager, Beschreibung der Insel Java, aus d. Holl. frei bearbeitet v. J. Müller. Berl. 1860.
Labillardière, Relation du voy. à la recherche de La Pérouse (1791 ff.). Paris an VIII.
Lafond, Quinze ans de voy. autour du monde. Paris 1840.
D. Lang, View of the origin and migrations of the Polynesian nation. Lond. 1834.
— a, Account of N. S. Wales. 3d ed. Lond. 1840.
— b, Cooksland in N. E. Australia. Lond. 1847.
Lange, H. M., Het eiland Banka en zijne aangelegenheden. 's Hertogenbosch 1850.
v. Langsdorff, Bemerk. auf e. Reise um d. Welt (1803—7). Frankf. 1812.
Laplace, a, Voy. autour du monde (1830 ff.). Paris 1833.
— b, Campagne de circumnavigation (1837 ff.). Paris 1841.
La Pérouse, Entdeckungsreise (1785). Berl. 1799 f.
de La Salle, Voy. autour du monde sur la Bonite comm. p. Vaillant (1836 s.) Paris 1845.
Lassen, Indische Alterthumskunde II. Bonn 1852.
Lauts, Het eiland Balie en de Balienezen. Amsterd. 1848.
Trad. Lay, Notes made during the voy. of the Himmaleh in the Malayan Archip. (in dessen: Claims of Japan and Malaisia upon Christendom. New Y. 1839).
Leichhardt, Tagebuch einer Landreise in Australien. Halle 1851.
Leigh, Reconnoitering voy. in S. Australia. Lond. 1839.
Lesson, Voy. médical autour du monde (1822—25). Paris 1829.
Lesson, P. A., Voy. aux iles Mangareva. Rochefort 1845.
Leyden, Malay Annals, transl. Lond. 1821.
Lilienfeld, Reise um die Welt. Marb. 1854.
Lindschotten's Reise, s. unter de Bry.
Lisiansky, A voy. round the world (1803—6). Lond. 1814.
H. Low, Sarawak, its inhabitants and productions. Lond. 1848.
Lundie, Missionary life in Samoa. Lond. 1846.
Lutké, Voy. autour du monde (1826—29). Paris 1835.
Lutteroth, Gesch. der Insel Tahiti. Aus d. Französ. von Bruns. Berl. 1843.
Macgillivray, Narr. of the voy. of H. M. S. Rattlesnake (1846—50 command. Capt. Owen Stanley). Lond. 1852.
M'Leod, Voy. of H. M. S. Alceste. 2d ed. Lond. 1818.

Majoribanks, Travels in N. S. Wales. Lond. 1840.
Mallat, Les Philippines. Paris 1846.
Marchand, Die neueſte Reiſe um die Welt (1790—92). Lpz. s. a.
Mariner, Tonga Islands. Lond. 1818.
Marryat, Borneo and the Ind. Archipelago. Lond. 1848.
Marsden, Sumatra. Berl. 1788.*)
— Miscellaneous works. Lond. 1834.
Marshall, Rückreiſe v. N. S. Wales (1788, Magaz. v. Reiſeb. I).
Martin, New Zealand. Lond. 1845.
Mason, Burmah, its people and natural productions. Rangoon 1860.
Meinicke, Die Südſeevölker u. d. Chriſtenthum. Prenzlau 1844.
— a, Das Feſtland Auſtralien. Prenzlau 1837.
— b, Beiträge z. Ethnographie Aſiens (Programm). Prenzlau 1844.
— c, Neue Bearbeitung von Auſtralien in Wappäus Handbuch der Geogr. u. Statiſtik. Leipz. 1866.
Melville, Vier Monate auf den Marqueſas-Inſeln. Lpz. 1847.
— a, The present state of Australia. Lond. 1851.
Memoirs of a Malayan family transl. by Marsden. Lond. 1830.
Mertens, recueil des actes d. l. séance publ. de l'Ac. imp. Scienc. de St. Petersburg, 29. Dec. 1829.
Meyen, Reiſe um d. Erde (1830—32). Berl. 1834.
Michelewa y Rojas, Viajes cientificos en todo el mundo (1822—42). Madrid 1843.
Mitchell, Place expedd. into the Interior of E. Australia. Lond. 1838.
— Journal of an exped. into the Interior of Trop. Austr. London 1848.
Moerenhout, Voy. aux îles du grand Océan. Paris 1837.
Moor, Notices of the Ind. Archipelago and adjacent countries. Singapore 1837.
Mortimer, Observv. made during a voy. in the B. Mercury (1789, command. Cox.). Lond. 1791.
Müller, a, Friedr., ling. Theil der Novaraexped. Wien 1867.
— b, Ethnographie der Nov. expedition. Wien 1868.
Müller, Joh., Ueber Alterthümer des oſtind. Archipels. Berl. 1859.
Müller, Sal., a, Bijdragen tot de Kennis v. Sumatra. Leiden 1846.
— b, Land- en Volkenkunde in Verhandelingen over de natuurlijke geschiedenis der Nederl. overzeesche bezittingen door de leden der natuurkundige commissie in Indië. Leiden 1839—44.**)
Mundy, Our antipodes or residence in the Australasian colonies. London 1852.
Nahuijs, Brieven over Beencoolen. 2de druc. Breda 1827.
Die Neuſeeländer nach dem Engl. (nach Knight). Leipz. 1833.
Newbold, Account of the British settlements in the Straits of Malacca. London 1839.
Nicholas, Reiſe nach Neu-Seeland (1804 f.) Weimar 1819.
Nieuw Guinea, ethnogr. en natuurk. onderzocht in 1858 door sen Nederl. Ind. Commissie. Amsterd. 1862 (Bijdragen N. V. 5de deel.).
Nixon, cruise of the Beacon. London 1857.

*) Wo die 3. Ausgabe dieſes Buches (Lond. 1811) benutzt iſt, findet ſich dies beſonders angegeben.

**) Iſt identiſch mit Sal. Müller, Reizen en onderzoekingen in den Indischen Archipel. Amst. 1857.

Novara, Reiſe der öſterr. Fregatte (1857 — 59) unter der Bef. des B. von Müllerſtorf. Wien 1861.
Olivier, Land- und Seereiſen im Niederländiſchen Indien (1817 — 26). Weimar 1829.
Olmsted, Incidents of a whaling voyage. N. York 1841.
de Oosterling, Tydschritt toegew. aan de verbreiding de Kennis v. Oost-Indië d. Olivier. Kampen 1835.
Oxley, Journals of two expedd. into the Interior of N. S. Wales (1817 f). London 1820.
de Pagès, Reiſen um die Welt (1767—76). Frankf. u. Leipz. 1786.
Parkinson, Journal of a voy. to the South Sea in H. M. S. Endeavour. London 1773.
Perkins, Na Motu or Reef-rovings in the South Sea. N. York 1854.
Péron, Voy. de découvertes aux terres Australes (1800—4). 2de éd. p. Freycinet. Paris 1824.
— a, Mémoires sur ses voyages. Paris 1824.
Pfyffer zu Neueck, Skizzen von der Inſel Java. Schafft 1829.
Phillip, A. nach N. S. Wales (Magaz. v. Reiſeb. I.).
— Tagebuch a. d. Ereigniſſen in Port Jackſon (1790—92. Ebend. XI.).
Pigafetta, Premier voy. autour du monde sur l'escadre de Magellan 1519—22). Paris an IX.
Pickering, Memoir on the Languages and Inhabitants of Lord Norths Island. Cambridge 1845.
Polack, Manners and customs of the New Zealanders. Lond. 1830.
— a, New Zealand, being a Narrative of travels and adv. (1831—37). London 1838.
Porter, Journal of a cruise made to the Pacific Ocean (1812—14). 2d ed. N. York 1822.
Power, Sketches in New Zealand. Lond. 1849.
Quatrefages, hist. naturelle de l'homme Rev des 2 mondes 1864.
Quoy et Gaimard, Zoologie zu Dumont d'Urville, Voy. de l'Astrolabe.
St. Raffles, Hist. of Java. Lond. 1817.
Reding, Atlas van het Kon. der Nederlanden. 'sGravenhage 1841 (in Mendel's Album v. d. Aardryksk).
Reuvens, Verhandeling over drie groote steenen beelden (Java). Amsterdam 1826.
Reinwardt, Reis naar het oostelyk gedeelte van d. Ind. Archipel (1821). Amst. 1858.
Remy, Hist. de l'Archipel Hawaiien, texte et traduction Paris et Lpz. 1862.
Reynolds, Voy. of the U. St. frigate Potomac (1831—34). New Y. 1835.
van Rhijn, Reis door den Indischen Archipel. Rotterdam 1851.
Rink, Die nikobariſchen Inſeln. Kopenh. 1847.
Röding, Schilderung der Inſel Van Diemens Land. Hamb. 1823.
Roorda van Eysinga, Handboek der land- en volkenkunde v. Nederl. Indië. Amst. 1841.
Roquefeuil, Journal d'un voy. autour du monde (1816—19). Paris 1823.
Ruschenberger, Narr. of a voy. round the world (1835—37). Lond. 1838.
St. John, Horace, The Indian Archipelago, its hist. and present state. London 1853.
Salazar, Vicente de, Hist. de la prov. de Philipinas China y Tunking. 3za parte Manila 1742 *).

*) Iſt die wenig bekannte Fortſetzung von Aduarte u. Santa Cruz.

Salvado, Memorie storiche dell' Australia, part. della miss. benedettina. Roma 1851.
Santa Cruz, Baltas. de, Hist. de la prov. de Filipinas, Japon y China. Tomo II. Zaragoça 1693.
Saugnier, Relation de ses voyages (1783 ff.) publ. p. Laborde, Paris 1799.
Savage, Some account of New Zealand. Lond. 1807.
Schirren, Die Wanderſagen der Neuſeeländer u. der Mauimythos. Riga 1856.
Schmarda, R. um die Erde (1853—57). Braunſchw. 1861.
Diarium vel descriptio laboriosissimi et molestissimi itineris facti a G. Corn. Schoutenio 1615—17. Amst. 1660.
Schwaner, Borneo, Beschr. van het stroomgebied van den Barito en reizen (1843—47). Amst. 1853.
Seemann, Reiſe um die Welt u. nach d. nördl. Polarmeer (1845—51). Hannover 1853.
Selberg, Reiſe nach Java. Oldenb. 1846.
Semper, Die Philippinen und ihre Bewohner, sechs Skizzen. Würzb. 1869.
Shortland, The southern districts of New Zealand. Lond. 1851.
— a, Traditions and superstitions of the New Zealanders. Lond. 1854.
Steen Bille, Bericht über die Reiſe der Corvette Galathea um die Welt (1845—47). Kopenh. u. Lpz. 1852.
Stewart, Journal of a resid. in the Sandwich isl. (1823—25). Lond. 1828.
— a, Visit to the South Sea im Baſeler Miſſ.-Magaz. 1839.
J. L. Stokes, Discoveries in Australia (1837—43). Lond. 1846.
Strzelecki, Physical descr. of N. S. Wales and V. Diemen's Land. Lond. 1845.
Sturt, Two expeditions into the interior of S. Australia. Lond. 1834.
— a, Narr. of an exped. into Central Australia (1844—46). Lond. 1849.
de Surville, Reiſen in d. Südmeer. Berl. 1793.
Swainson, New Zealand and its colonization. Lond. 1859.
Taylor, Rich., Te Ika A Maui or New Zealand and its inhabitants. Lond. 1855.
Tegg's N. S. Wales Pocket Almanac for 1841. Sydney.
Teichelmann and Schürmann, Outlines of a grammar of the aborig. lang. of South Australia. Adelaide 1840.
Temminck, Coup d'oeil sur les possessions néerland. dans l'Inde Archipelagique. Leide 1846.
Tench, Voy. à la Baie Botanique in Voyages dans les pays des Hottentots etc. trad. de l'Anglais. Paris 1790.
— a, Geſchichte Port Jackſons in Neuholl. v. 1788—92. Hamb. 1794.
Thomson, The story of New Zealand. Lond. 1859.
Tydschrift voor Neêrland's Indië Batavia 1838 ff., fortgeſ. Groningen u. Zalt Bommel 1849 ff.
Tydschrift a, voor indische taal-, land- en volkenkunde. Batavia 1853 ff.
Turnbull, Reiſe um die Welt (1800—4). Berl. 1806.
Turner, Nineteen years in Polynesia. Lond. 1861.
Tweejaarige Reyze rondom de wereld met drie schepen (1721) door last v. d. Nederl. westind. maatschappen. Dordrecht 1728.
Tyermann and Bennet, Journal of voy. in the S. Sea islands. Lond. 1831.
Valentyn, Ond en Nieuw Oost-Indiën. Dordr. en Amst. 1724.
Vancouver, Reiſen nach der Südſee (1790—95). Berl. 1799 f.
Van Diemen's Land Almanack for the year 1831.
Verhandelingen van het Bataviaasch genootschap der Konsten en weetenschappen.
Joh. Verken, Elfte Schifffahrt od. kurze Beſchr. einer R. ſo v. d. Holländern in d. Oſt-Indien 1607—9 verrichtet worden. Frankf. 1612.

Veth, Borneo's wester-afdeeling, geogr. statist. hist. Zaltbommel 1854.
Vincendon-Dumoulin et Desgraz, Iles Marquises. Paris 1843.
—, Iles Taïti. Paris 1844.
Virgin, Erdumſegelung der Fregatte Eugenie (1851—53), überſ. v. Eßel. Berl. 1856.
Vocabulary of dialects spoken by aboriginal natives of Australia (intercolonial exhibition 1866). Melbourne 1867.
Vosmaer, Beschcrijving van het zud-oostelijk Schiereiland van Celebes. Batavia 1835.
de Waal, E., Indisch Magazijn I 4—12, II 1—12. Batavia 1844 f.
Wagner, Moritz, Die Darwin'sche Theorie und das Migrationsgesetz der Organismen, Leipzig 1868.
Wakefield, E. J., Adventure in New Zealand. Lond. 1845.
Walckenaer, Die Inſelwelt, überſ. v. Leidenfroſt. Weimar 1822.
Wallace, A. R., Der malayiſche Archipel, die Heimath des Orang-Utan und des Paradiesvogels. Deutſch von A. B. Meyer. 2 Bände. Braunſchweig 1869.
Wallis, Reiſe um die Welt. Berl. 1774 (ſiehe Cook 1. Reiſe).
Walpole, Four years in the Pacific (1844—48) 2d ed. Lond. 1850.
Wegener, Geſch. der chriſtl. Kirche auf d. Geſellſchafts-Archipel. Berl. 1844.
Westgarth, ſ. Australia felix.
White, Reiſe nach N. S. Wallis im Magaz. v. Reiſeb. V.
Wilhelmi, Manners and customs of the Australian natives. Melbourne 1862.
Wilkes, Narr. of the United. States-Explor. Exped. Philad. 1845.
Willer en Cornets de Groot, Het eiland Boeroe. Amst. 1858.
Williams, narrative of Miss. Enterprises. Lond 1837.
Williams and Calvert, Fiji and the Fijians ed. by Rowe. Lond. 1858 (im Baſeler Miſſ.-Mag. 1838).
Wilson, Miſſionsreiſe in d. ſtille Meer (1796—98). Berl. 1800.
Wilson, Narr. of a voy. round the World. Lond. 1835.
Wise, Los Gringos or an in side view of Mexico and Calif. Paris 1850.
Woodard, Geſch. ſeiner Schickſale auf Celebes. Weimar 1805.
Woordenboek, aardrijkskundig en statistisch, van Nederl. Indiš I. Amsterdam 1861.
Yate, Neu Zealand im Baſeler Miſſ.-Mag. v. 1836.
Yldefonso de Aragon, Descripcion de la Ysla de Luzon. Manila 1819.
Zuñiga, Hist. de las islas Philipinas. Sampaloc 1803.

Die zweite Hauptabtheilung der malaiiſchen Völker bilden die zahlreichen Stämme, welche man unter dem Namen Polyneſier zuſammenfaßt. Sie bewohnen das weite Gebiet der Inſelwelt oſtwärts von den Malaien bis faſt zum amerikaniſchen Feſtland; und wie ſie ſich von den Malaien durch ihr Aeußeres, ihre Sprache, ihre Lebensweiſe trotz ihrer Verwandtſchaft mannigfach uud deutlich genug unterſcheiden, ſo beſtehen auch unter ihnen eine Menge größerer und kleinerer Gegenſätze, wie ſchon die weite Ausdehnung des Gebietes, welches ſie bewohnen, annehmen läßt. Gleich dem erſten Blick unterſcheiden ſich mehrere Hauptgruppen: Mikroneſien, welches den nordweſtlichen Theil des bezeichneten Gebietes umfaßt uud deſſen Völker wie räumlich ſo auch geiſtig und leiblich den Malaien näher ſtehend erſcheinen; öſtlich von ihnen die Inſelwelt, welche man im engeren Sinn Polyneſien zu nennen gewohnt iſt und welche den Samoa- und Tonga-Archipel, Neuſeeland, die Cooksinſeln, die Geſellſchafts-, Auſtral- und Paumotugruppe bis zur Oſterinſel, die Markeſas- und Sandwichinſeln, ſowie viele einzelne Eilande innerhalb dieſer Grenzen umfaßt; und drittens und im merkwürdigen Gegenſatz zu den beiden erſten Abtheilungen der Fidſchiarchipel, der obwohl der Tongagruppe ſo nahe und mit ihr in fortwährendem lebhaftem Verkehr eine melaneſiſche Bevölkerung beſitzt.

Wohl nirgends auf der ganzen Erde hat ſich ein ganzer großer Völkerſtamm unter eigenthümlicheren Bedingungen entwickelt, als im ſtillen Ocean und nirgends iſt es daher nöthiger, ſich ein Bild der umgebenden Natur zu machen, als gerade hier. M'Culloh ſcheint zuerſt die Anſicht ausgeſprochen zu haben (in den researches on America, welche 1817 zu Baltimore erſchienen), daß Polyneſien urſprüng-

lich ein großer Continent geweſen ſei, welche Anſicht dann ſpäter durch Dana, den Geologen der amerikaniſchen explor. expedition, und durch Darwin weiter ausgeführt und wiſſenſchaftlich begründet iſt.

Nehmen wir nun auch an, daß dies nach und nach geſunkene Feſtland aus mehreren gänzlich geſchiedenen Theilen beſtand, zu welcher Annahme wir durch den Umſtand gezwungen ſind, daß die Hawaiigruppe ſowohl wie Neuſeeland botaniſch und zoologiſch als ganz iſolirte Gebiete für ſich ſtehen, ſo ſind doch alle Inſeln zwiſchen Neuguinea und Paumotu gleichmäßig Reſte oder letzte Spuren dieſer verſchwundenen Welt, indem wir in den hohen Inſeln die höchſten Bergſpitzen derſelben oder Producte ihrer jetzt unterſeeiſchen Vulkane zu ſehen haben, die niedrigen Inſeln aber nichts ſind als meiſt ringförmige Felſen von Korallenkalk, welche ſich beim Untertauchen des Landes um die Berggipfel anbauten und immer höher ſtiegen, je tiefer der jetzt zum Meeresgrund gewordene Boden ſank. Dieſe niederen Inſeln herrſchen in Mikroneſien bei weitem vor und hohe ſind ſelten, während in Polyneſien gerade das umgekehrte Verhältniß gilt. Hoch ſind in Mikroneſien zunächſt die Marianen, deren nördlichſte Inſeln faſt nur aus unwirthbaren Felſenſpitzen beſtehen; allein auch der Süden der Kette iſt gebirgig und enthält, wie die Inſel Aguiguan, ſo unwegſame Felſenpartieen, daß ihre Eroberung den Spaniern außerordentlich erſchwert wurde (le Gobien 308). Die Palaus ſind gleichfalls eine Gruppe hoher baſaltiſcher Inſeln, welche nur im Weſten von einem Korallenriff umgeben ſind (Keate 381. Gulick N. M. 174). Von den 48 Inſelgruppen dagegen, welche die Kette der Karolinen bilden, ſind nur vier baſaltiſch und hoch, zunächſt Cap, dann Truk (Hogoleu), Ponapi und Kuſaie (Ualan); doch ſind auch ſie mit Riffen umgeben. Im eigentlichen Polyneſien dagegen ſind niedrige Inſeln nur die Union- und Phönixgruppe nebſt allen den kleinen zerſtreuten Inſeln bis nach Hawaii hin, ferner der geſammte Paumotuarchipel außer Mangareva (Gambier), Pitkairn und Waihu (Oſterinſel) und die Cooksinſeln außer Rarotonga. Doch ſind letztere in ſo fern eigenthümlich, als der Korallenfels, aus welchem ſie beſtehen, durch vulkaniſche Einflüſſe bis zu 300 Fuß gehoben iſt, eine Erſcheinung, welche wir auch ſonſt nicht ſelten finden, z. B. bei einem Theile der Auſtralinſeln, einigen Inſeln des Paumotuarchipels, bei Nive (Savage, Beechey 1, 45), in Mikroneſien an der ſüdlich von den Karo-

linen liegenden merkwürdigen Inſel Banaba (Ocean), die durch ihre ſteil abfallenden Wände faſt unzugänglich iſt für den Schiffsverkehr (Chcyne 74), bei Fais in den Karolinen (Kittlitz 2, 417) und ſonſt.

Eine ſolche Koralleninſel iſt äußerſt merkwürdig geſtaltet. Sie beſteht aus einem verhältnißmäßig ſchmalen Riff aus Madreporenkalk, welches, meiſt von ovaler oder runder oder ſonſt gebogener Geſtalt, entweder ganz oder nur an einzelnen Stellen über dem Waſſer emporragt. Die Windſeite des Riffs iſt die höchſte, weil die felsbildenden Polypen die Brandung lieben; nächſt ihr die hervorragenden Ecken des Atolls. An dieſen Punkten trägt das Riff, wenn es ſich nicht ganz über das Waſſer emporhebt, meiſt mehrere Inſeln, welche durch die unterſeeiſche Mauer, die zur Zeit der Ebbe oft gangbar iſt, zuſammenhängen. Iſt aber das Riff ganz über die Meeresfläche erhöht, dann bildet es eine einzige ringförmige Inſel, die in ihrem Inneren wieder einen See einſchließt, welcher zwar meiſt durch irgend eine Lücke auf der Leeſeite der Umfaſſungsmauer mit dem Ocean zuſammenhängt, ſich aber ſtets von demſelben durch ruhigeres Waſſer und viel geringere Tiefe unterſcheidet. Denn während nach dem Meere zu das Riff meiſt ſehr ſteil oft in fadenloſe, faſt immer aber höchſt bedeutende Tiefe abfällt, ſo iſt die Lagune nie ſehr tief, es ſteigen öfters Felſen meiſt aus Korallenkalk, doch auch aus vulkaniſchen oder anderem Geſtein in ihr empor, wodurch oft Binneninſeln entſtehen, ja bisweilen — und ſo natürlich immer bei den gehobenen Koralleninſeln — trocknet ſie ganz aus und dann bildet das Riff nur ein mehr oder weniger rundes, in der Mitte vertieftes Eiland. Doch iſt dies ſeltener; meiſt haben die niederen Inſeln eine entweder ganz ringförmige Geſtalt, oder ſie beſtehen aus mehreren im Kreis liegenden Inſeln, oder das Ganze bildet, wenn Binneninſeln vorhanden ſind, einen Inſelhaufen von zwei bis fünfzig und mehr Eilanden, von denen indeß nur die größten bewohnt werden; das größeſte Atoll Mikroneſiens, Maloelab (Kawen) im Marſhall-Archipel, enthält 64 größere und kleinere Inſeln. Das größte inſeltragende Riff, welches Beechey beobachtete, hatte 30 Seemeilen, das kleinſte nicht ganz eine Seemeile im Umfange (1,186); die Lagune fand er nirgends über eine halbe Meile breit, oft aber viel kleiner; und dieſe Beobachtungen, welche er im Paumotuarchipel machte, gelten für alle niederen Inſeln. Wahrhaft fürchterlich iſt die Brandung, welche dieſe Riffe auch bei ruhiger

See umtoſt, und bei ihrer Niedrigkeit ſind ſie der Gefahr überfluthet und dadurch von Waſſer und Sand gleichmäßig verwüſtet zu werden ſehr leicht ausgeſetzt, obwohl das Meer ſelbſt im Lauf der Zeiten hiergegen ſie in etwas ſchützt, indem es am Rand der Inſeln oft einen nicht unbedeutenden Damm von Korallentrümmern aufhäuft. Auch ſonſt iſt ihre Niedrigkeit gefahrvoll: Der einheimiſche Schiffer verliert die Heimath gar zu leicht aus dem Geſicht, da man die meiſten von ihnen nur wenige Seemeilen weit ſehen kann; die Landung, welche für größere Schiffe oft ganz unmöglich iſt, hat auch für kleinere oft große Gefahren; und wie gefährlich für europäiſche Schiffe die Fahrt in dieſen Korallengewäſſern iſt, davon zeugen alte und neue Reiſeberichte gleichmäßig.

Die hohen Inſeln, deren Hauptgebiet man von dem der niederen abſcheiden kann durch eine Linie, welche man nach Hales Vorgang etwa von Pitkairn zwiſchen den Paumotu- und Geſellſchaftsinſeln, ſodann zwiſchen Samoa und der Uniongruppe bis zum Ellicearchipel hinzieht, die hohen Inſeln ſind in mancher Beziehung günſtiger geſtaltet durch ihre oft ſehr bedeutende Höhe und ihre größere Ausdehnung, wie denn z. B. Cap in den Karolinen 20 Seemeilen lang iſt (Gulick 174). Allein auch ſie ſind immer noch ungünſtig genug. Zunächſt ſind mehrere von ihnen im Innern ſo ſteil und faſt unzugänglich ſchroff aufſteigend, daß ſie bis auf einen nicht eben breiten Küſtenſaum unbewohnbar ſind, wie z. B. Tahiti mit ſeinem 7000′ hohen außerordentlich ſchroffen Pik, den man nur mit Lebensgefahr beſteigen kann; Darwin, der das Wagniß unternahm, ſchildert ſeine Mühſeligkeit. Nicht anders iſt der Bau der Markeſasinſeln, namentlich Nukuhivas; und Hawaii mit ſeinen bis zu 14,000′ aufſteigenden Bergen, dem Maunaloa, Maunakea, dem Hualalai iſt theils durch dieſe Höhen, theils durch ſeine wildvulkaniſche Beſchaffenheit zum großen Theil unbrauchbar wenigſtens für ein uncultivirtes Volk. Auch Oahu iſt großentheils wüſt (Pickering 88). Die meiſten hohen Inſeln haben ferner Korallenriffe, die ſie oft ganz umgeben und nur den Mündungen der Bäche gegenüber Lücken haben, da die Lithophyten gegen ſüßes Waſſer außerordentlich empfindlich ſind; natürlich iſt dadurch der Zugang vielfach erſchwert. Die aber, welche frei ſind von dieſen Umwallungen, wie viele Inſeln oder Küſtenſtrecken im Samoa-, Hawaii- und Markeſasarchipel, fallen meiſt ſteil und ohne rechten Ankergrund in unendliche Tiefe ab. Für die Entwickelung ihrer Bewohner

wie nicht minder für ihre eigene geologiſche Stellung iſt der Umſtand wichtig, daß beinahe alle Inſeln der Südſee in Gruppen oder Reihen beiſammen liegen, niedere wie hohe, in Gruppen die Markeſas-, Fidſchi-, Samoa-, Cooks- und Geſellſchaftsinſeln, in Ketten, welche in ihrer Hauptrichtung von Oſten nach Weſten ſtreichen, die Karolinen, die Uniongruppe nebſt den zwiſchen ihr und den Markeſas ſich hinziehenden einzelnen Inſeln, die Phönixgruppe; mehr in der Richtung von Nord nach Süd die Marianen, die Palaus, die Ralik- und Ratakkette, der Tongaarchipel, die Kingsmill- und Sandwichinſeln.

Schon die vorhin beſprochene Senkung eines großen Theiles des Meeresbodens — die noch heute fortdauert z. B. in den Karolinen, da Hale (85—6) daſelbſt Gebäude jetzt im Waſſer ſtehend fand, welche einſt auf dem trockenen Lande geſtanden haben mußten — ſo wie die ruckweiſe Erhebung mancher Koralleninſeln beweiſen, wie ſehr vulkaniſch dieſer Theil der Erde iſt. Man kann wohl ſagen, keine Gegend der Welt iſt es mehr. Wenn man auch nicht anzunehmen braucht, daß ſämmtliche inſelbildende Korallenriffe auf Kratern unterſeeiſcher Vulkane ſich aufgebaut haben; ſo haben es einige doch gewiß, wie z. B. das Riff von Mangareva, welches vulkaniſche Inſeln einſchließt und faſt alle hohen Inſeln des Oceans verdanken entweder Vulkanen ihren Urſprung oder ſind ſelbſt Vulkane. So die nördlichen oder (bei le Gobien) neuen Marianen, die Ganiinſeln, welche die Spanier geradezu las islas de Bolcanes nannten und von denen Pagon zwei, Aſſonſong einen noch jetzt ſehr thätigen Vulkan beſitzt; ſo die Tongainſeln; Samoa enthält ausgebrannte Krater, Fidſchi heiße Quellen; ſo Neuſeeland und vor allen Hawaii mit jenen ſchon genannten vulkaniſchen Bergrieſen und dem überaus merkwürdigen Feuerſee Kilauea, einem Krater, der vier deutſche Meilen Umfang und 1000′ Tiefe mißt und deſſen Boden aus flüſſiger Lava beſteht. Von Erdbeben, die indeſſen nie ſehr ſtark ſind und anderen vulkaniſchen Naturereigniſſen dieſer Gruppe berichtet Jarves 17—22. Auch auf Tonga und Samoa ſind Erdbeben nicht ſelten (vergl. Petermann 1866, 198), beſonders ſtark und häufig ſind ſie auf den Karolinen (Chamiſſo 123). Vulkaniſches Geſtein zeigen alle hohen Inſeln, die Palaus, die hohen Karolinen, die Geſellſchaftsinſeln u. ſ. w., auf welchen letzteren jedoch wie auf Neuſeeland, Hawaii und manchen anderen Urgeſtein zu Tage geht (Ellis 1, 112). Auch die beiden Gebirgsſeeen Tahitis ſind wohl vulkaniſchen Urſprungs (Cook 3. R. 2, 328)

Metalle finden ſich in ganz Polyneſien nicht, wenigſtens nicht als ſelbſtſtändiges Geſtein und waren daher den Eingeborenen vor Ankunft der Europäer gänzlich unbekannt. Ueberhaupt gab es auf den niederen Inſeln und alſo faſt in ganz Mikroneſien kein anderes Geſtein, als jenen Korallenkalk, der freilich, da er ziemlich leicht und in breiten Platten bricht als Baumaterial nicht zu verachten iſt. Doch iſt er daran Schuld, daß die niederen Inſeln ſehr waſſerarm ſind, da der harte Boden das Regenwaſſer nicht aufnimmt und Quellen ſich alſo nicht bilden können. Da er aber Ritzen und Spalten genug hat, in denen es ſich ſammeln kann, ſo benutzt man dieſe oder gräbt auch künſtliche Ciſternen, welche z. B. auf Lukunor (Mortlock, Karolinen) Waſſer genug zum Baden und Waſchen, ſo wie zum Bewäſſern der eßbaren Kalladien enthalten (Kittlitz 2, 90 f.). Chamiſſo (108) fand auf Wotje (Otdia, Ratak) ſogar einen Süßwaſſerteich. Auf Oatafu (Union) dagegen, das gänzlich waſſerlos iſt, ſchneiden die Einwohner Löcher in die Kokosbäume, um in ihnen das Regenwaſſer zu ſammeln (Wilkes bei Behm, Petermann 1859, 182). Ebenſo macht man es im Paumotuarchipel. Die hohen Inſeln ſind ſämmtlich an Waſſer reich, wie denn Tahiti ſeinen Waſſerfällen, Neuſeeland ſeinen vielen Seen einen großen Theil ſeiner landſchaftlichen Reize verdankt.

Das Klima iſt natürlich bei einem ſo ungeheuer ausgedehnten Gebiet nicht ganz gleichmäßig, im allgemeinen aber mild und geſund und nirgends übermäßig heiß, weil es ſtets durch die Seewinde abgekühlt wird, welche z. B. in Tahiti ganz regelmäßiger Morgens und Abends einmal nach dem Lande das andere mal nach dem Meere zu wehen. Plötzliche Uebergänge von heiß zu kalt oder umgekehrt kommen nie vor. Die niederen Inſeln ſind natürlich heißer als die meiſt dicht bewaldeten hohen, deren gebirgiges Innere häufig bedeutend kälter iſt, daher denn im Innern von Hawaii wegen der hohen Berge Regen, ja zur Zeit auch Schnee und Hagel gar nicht ſelten vorkommen (Jarves; Beechey 433), der Küſtenſaum aber hat gleiches Klima mit dem übrigen Polyneſien. Regen fällt auf Tahiti nur vom Dezember bis März, wo der Paſſatwind nicht weht, viel und heftig, während er in der übrigen Zeit nicht gerade ſelten aber immer nur leicht iſt; zu jener Regenzeit entladen ſich oft auch ſtarke Gewitter, welche manchen Schaden verurſachen (Ellis 1, 27 f.). Im Centrum des Gebietes, Tonga und Samoa iſt das Klima wechſelnder als ſonſt in Polyne-

sien, obwohl noch immer gesund, und die Regenmenge zu allen Jahreszeiten nicht unbedeutend. Neuseeland außerhalb der heißen Zone liegend hat ein dem englischen ähnliches, das ganze Jahr hindurch gleichmäßiges Klima, das auf der Ostküste kälter ist, wie auf der Westküste. Allein da die beständigen Winde stets Wolken herbeiführen, so ist ein steter Wechsel zwischen Regen und Sonnenschein, ohne daß dies feuchte Klima, welches durch die vielen Berge und Wälder noch verstärkt wird, dem animalischen Leben wirklich schädlich wäre. Die Temperatur sinkt im Winter bisweilen, aber nur selten bis zum Gefrierpunkt (Dieffenbach 1, 172—184).

Mikronesien liegt fast ganz im Bereiche des Passatwindes, welcher von Nordost wehend auch noch den Marshall- und Gilbertarchipel erreicht, obwohl der letztere zum Theil wenigstens in der Region der Aequatorialcalmen liegt. Doch weht der Passat nur in den Sommermonaten, im übrigen Theil des Jahres herrschen veränderliche und westliche Winde vor (Gulick 414). Ganz dasselbe gilt von den Sandwichinseln, wo der Passatwind bis zu sturmartiger Heftigkeit sich bisweilen steigert. Auch hier wehen vom Dezember bis März Westwinde, welche indeß häufig mit Südwinden abwechseln und diese letzteren sind oft sehr heftig so wie durch allzustarken Salzgehalt schädlich (Beechey 433, Jarves 12—16). Im übrigen Polynesien mit Ausnahme von Neuseeland herrscht der Südostpassat vom April bis November, welcher gleichfalls vom Dezember bis März durch veränderliche meist indeß aus Westen kommende Winde abgelöst wird (Ellis 1, 27 f. Virgin 2, 36). Nach Beechey (169) liegen die sämmtlichen Inseln Ostpolynesiens noch im Bereich der Westmonsune. Im Paumotuarchipel ist auch der Passatwind veränderlich genug, welche auffallende Erscheinung wohl durch die große Menge der Inseln, welche den Archipel bilden, veranlaßt wird (Beechey 197). Stürme sind namentlich zur Zeit der veränderlichen Winde häufig und auf den Marianen, (le Gobien 282, 383) den Karolinen, den Ralik- und Ratakketten, wo Chamisso (110) ihre schlimmen Spuren sah, oft von so verheerender Wirksamkeit, daß sie ganze Inseln der Pflanzendecke beraubt und unbewohnbar gemacht haben (Chamisso 123), daher man sie sehr fürchtet. Furchtbaren und alles verheerenden Orkanen sind gleichfalls die Paumatugruppen sowie die Australs und Cooksinseln ausgesetzt, allerdings nach Mörenhout, der genauer über sie berichtet, nur alle 8—10 Jahre (1, 362— 5); und in Fidschi,

Tonga und Samoa, wo überhaupt die Winde ziemlich unregelmäßig sind, trifft man schon jene schrecklichen Wirbelstürme, welche weiter nach Westen immer häufiger, namentlich das chinesische Meer so gefährlich machen. Günstiger sind die Gesellschafts-, Markesas- und Sandwichinseln gestellt; denn wenn gleich auch hier heftige Stürme manchen Schaden anrichten, so kommen eigentliche Orkane hier nie vor (Ellis Jarves a. a. O.). — Diese Luftströmungen sind von großer Wichtigkeit, namentlich aber für die niederen Inseln, da auf ihnen die Gestalt der Korallenriffe beruht. Denn weil die Lithophyten auf der Windseite am höchsten bauen, die von Osten wehenden Passate aber im ganzen Gebiete bei weitem vorherrschen, so erstrecken sich die Atolle meist von Osten nach Westen und bilden mit nur seltenen Ausnahmen die Hauptinseln auf der Ostseite.

Auch die Meeresströmungen, auf welche die Winde einen so großen Einfluß haben, müssen wir kurz besprechen. Mörenhouts Behauptung (2, 231), daß unter den Tropen die Strömungen der Südsee alle nach Westen gerichtet seien, ist für die Inseln südlich vom Aequator richtig; nicht aber für die, welche nördlich liegen. Denn wenn auch hier die Hauptströmung, welche von China und Japan beginnt und unterhalb der Aleuten bis nach Kalifornien hinströmt, sich von Amerika aus wieder nach Westen wendet, so daß auch die Sandwichinseln wie die Marianen und die nördlichsten Gruppen des Marshalsarchipels uud der Karolinen gleichfalls in westlicher Strömung liegen: so fließt doch, kleinere Strömungen, wie z. B. die von Fidschi nach Tonga und Samoa nicht gerechnet, im Gegensatz hierzu ein mächtiger Strom, welcher etwa 10 Breitengrade vom Aequator nach Norden zu einnimmt, von Malaisien aus ostwärts bis zur Küste von Amerika, indem er die Karolinen (Gulick 414), den Marshall- und Gilbertarchipel, sowie die dicht am Aequator liegenden Inseln des eigentlichen Polyneſiens bespült (vergl. Berghaus Weltkarte 1864). Diese Strömung ist es hauptsächlich, welche Mikroneſien mit Treibholz, Schleifsteinen u. s. w. versorgt; ihr aber werden diese Inseln auch die meisten ihrer vegetabilischen Produkte verdanken.

Diese letzteren sind freilich armselig genug auf den Korallen-inseln, wie man nach der Schilderung ihrer Bodenbeschaffenheit nicht anders erwarten kann. Doane fand auf Ebon (Marshallarchipel) nur etwa 50 Pflanzenarten (Zeitschr. f. allg. Erdk. 1861, 216), Chamisso

auf Ratak 59, darunter 7 angebaute, und wenn er auch der Meinung ist, daß einzelne seltenere sich seinem Blicke entzogen hätten, so kann ihm doch auf keinen Fall Vieles entgangen sein. Auf Romanzoff (Tikei) im Paumotuarchipel fand er 20 Arten, welche bis auf zwei alle auch auf Ratak vorkamen (139). Dieselbe Zahl gibt Forster (Bemerk. 132) für Waihu an. Auf vielen dieser Inseln, wenigstens auf den trockeneren (nördlicheren) Gruppen des Marshallarchipels hat alles Grün (Doane a. a. O.) ein krankes, gelbliches Aussehn, und während die drei wichtigsten Pflanzen, die Kokospalme, der Pandanus (P. odoratissimus) und der Brodfruchtbaum (Artocarpus incisa mit vielen Varietäten und integrifolia) auf den einigermaßen begünstigten Koralleninseln gut gedeihen, ja besser sogar und fruchtreicher wohl durch die freiere Einwirkung der Seeluft (Gulick 364) als auf den hohen Inseln: so wächst der Brodfruchtbaum auf den nördlichen Ratakgruppen schon gar nicht mehr oder nur noch selten, die Kokospalme trägt nur kleine Früchte, verkümmert auf den nördlicheren Inseln zusehends und ist schon auf Taongi (Cornwallis, Gaspar Riko) ganz verschwunden (Cham. 111; 122). Noch unfruchtbarer, überhaupt die unfruchtbarsten Inseln Mikronesiens, sind die des Gilbertarchipels nach Gulick (411), welcher 1852 daselbst den Brodfruchtbaum nirgends fand; doch bemerkte ihn Pierson (1855) auf dem kleinsten Atolle der Gruppe, auf Peru. Ganz gleiche Armuth zeigen die meisten Gruppen des Paumotuarchipels (Mörenhout 1, 364, Beechey 135). Bei weitem die wichtigste Pflanze für den östlichen Theil Mikronesiens und die niederen Inseln überhaupt ist der Pandanus, der auf den Gilbertinseln bis zur Höhe der Kokospalme gedeiht und das beste Bauholz liefert (Gulick 305), und dessen außerordentlich wohlriechende Blüten, der gesuchteste Schmuck der Eingebornen, die Lüfte mit ihrem Duft erfüllen und den Seefahrenden oft auf weite Ferne die Nähe des Landes verkünden. Bananen, ferner die eßbaren Aroideen (Calladium esculentum macrorrhizon sagittifolium), die oft, wie z. B. auf Tobi (Lord North), mit der äußersten Mühe gebaut werden, so wie Tacca pinnatifida wachsen nur auf den reicheren Inseln. Als Faserpflanzen haben die ärmeren mehrere strauchartige Urticeen (Boehmeria), welche zu Netzen und Stricken ein gutes Material liefern, ferner, aber seltener, die Thespesia populnea, aus deren Blüten zugleich eine gelbe Farbe bereitet wird und die zu Klei-

derzeugen den Bast gebende Tiliacee Triumfetta procumbens. Rankt letztere in Gemeinschaft einiger anderer Pflanzen auf dem weißen Korallensand des Strandes umher, der meist als breiter Gürtel die niederen Inseln umzieht, so sind die Hauptpflanzen des Inneren außer den schon genannten Bäumen noch Inocarpus edulis, der wegen seiner wohlriechenden Blüten und eßbaren Früchte überall in Polynesien und Malaisien (Haßkarlb Nr. 106) gezogen wird, dann Terminalia mollucana (mit eßbaren Früchten eb. 485), Hernandia sonora, Calophyllum inophyllum, welcher schöne Baum indeß auf Ratak (Chamisso 108) selten ist und gleichfalls selten und angebaut am Ufer Rhizophora gymnorrhiza. Das Unterholz fehlt diesen Wäldern fast ganz; Moose, Schwämme sind selten (Chamisso 139). Auch der Blumen wegen, die man zu Kränzen und zum Schmuck braucht, werden manche Gewächse gezogen, Guettarda speciosa, Ixora coccinea, und manche andere, sowie man ein Crinum (wie auf Tahiti Forster Bem. 142) und eine Dracäne besonders hoch hält, wobei bemerkt werden mag, daß die Dajaken auf Borneo ganz ähnliche Pflanzen, Pancratium amboinense, und gleichfalls eine Dracäne heilig halten (Low 273). Auch wildwachsende Pflanzen sucht man der Blüthen wegen auf, wie Scaevola Koenigii und die gelbblühende Suriana maritima. Durch Einführung (wie z. B. die von Chamisso angepflanzte Yamswurzel nebst der verwilderten Katze Kotzebue auf seiner zweiten Reise noch vorfand Cham. Werke I. 366), und was für uns wichtiger ist, durch Anschwemmung bereichert sich die Flora fortwährend; so fand Chamisso angeschwemmte Früchte von Barringtonia speciosa, Aleurites triloba, der Nipapalme, ja er fuhr bei Sumatra (ges. W. I. 401) wie durch grünende Wiesen, welche ganz von keimenden Baumfrüchten gebildet waren, und so vorbereitet kann allerdings ein Keim leicht Wurzel fassen. Je weiter man daher vom Osten Mikronesiens nach Westen kommt, um so reicher wird die Flora: auf den Karolinen finden wir schon die Arekapalme, eine Cycas (Kittlitz), Bambus, Zuckerrohr, Orangen (diese und eine Feigenart auch auf Ebon nach Doane), Curcuma longa, den Kawapfeffer, den Gewürznelkenbaum, diesen aber nicht im Gebrauch, vielmehr als Beispiel alles schlechten, häßlichen, nutzlosen ganz verachtet (Cham. 123), ferner als Bastpflanzen Hibiscus tiliaceus und verschiedene Musaarten, dann zu lebenden Zäunen gezogen (Kittlitz I. 371) und mit eßbarer

Wurzel (Ellis I. 64) Dracaena terminalis, ferner Bataten, Dioscorea und manches Andere. Die Marianen, auf welchen auch Reis gebaut wurde (Garcia de Loaisa 1526 bei Navarrete V. 50; Fra Gasp. de S. Augustin 71), besaßen ganz den Reichthum der Philippinen, wenn auch Guaham nach le Gobien und Kittlitz 2. 124, an einigen Stellen Steppencharakter hat. Die Schilderungen, welche le Gobien und noch vierzig Jahre nach ihm Lord Anson machen im Vergleich mit den Zuständen, welche Byron, Marshal und Andere vorfanden, beweisen, wie groß die Bodenkultur der so rasch ausgerotteten Bevölkerung war.

Die Flora der hohen Inseln ist natürlich eine viel reichere, tropisch üppige, wenn sie freilich auch weit hinter der Fülle und Mannigfaltigkeit anderer tropischen Länder zurückbleibt. Tahiti ist bis zum Gipfel gut bewaldet, die Bäume sind hoch und als Bauholz brauchbar; unter ihnen finden sich außer den schon auf den niedern Inseln genannten Casuarina equisetifolia, dann Aleurites triloba, dessen ölreiche Nüsse als Lichter dienen, die prachtvolle Barringtonia speciosa, Calophyllum inophyllum, ebenso schön, wie als Bauholz werthvoll; neben Thespesia und Hibiscus Morus papyrifera, dann mehrere Ficusarten, darunter auch sehr alte Exemplare von ficus religiosa u. s. w. Von Nahrungspflanzen hat man außer den schon genannten die Batate, die Yamswurzel (Dioscorea) in verschiedenen Varietäten, Bananen, welche kultivirt meist samenlos sind und wild sehr häufig den Wanderer bis auf die Höhe des Gebirges begleiten (Darwin 2, 183), wo jetzt allein noch der früher so verbreitete Kawapfeffer Piper methysticum vorkommt, Spondias dulcis, Eugenia malaccensis nebst vielen anderen; in der neueren Zeit Ananas, Kaffee, Citronen, Orangen, kurz fast alle Nutzpflanzen warmer Länder, von denen sich die Guave zum lästigen Unkraut vermehrt hat und immer mehr vermehrt. Wohlriechende Blumen werden auch hier vielfach gezogen. Dieselben Pflanzen zeigen alle polynesischen Inseln, doch sind die Markesas (z. B. durch die schöne Leguminose Abrus precatorius) und namentlich Tonga und Samoa reicher. Auch die Sandwichgruppe, auf welcher das wichtige Sandelholz reichlich wuchs, hatte dieselben Nutzpflanzen, obwohl sie sonst ganz selbstständig für sich steht, denn mit Griesebach (bei Petermann 1866, 53) müssen wir drei große Abtheilungen in Flora und Fauna des stillen Oceans unterscheiden, zunächst Hawaii, dann Neuseeland mit den Norfolk-, Aukland- und

Warekauri- (Chatham-) Gruppen und endlich drittens alle übrigen Inſeln von den Marianen bis Paumotu und Waihu. Neuſeeland war an Nahrungs- und Nutzpflanzen ärmer als die anderen Gebiete des Oceans; es hatte zu Cooks Zeiten eßbare Farrenkräuter (Pteris esculenta, Cyathea medullaris) und einige andere Wurzeln, wenige Baumfrüchte, eine Palme mit gutem Palmkohl (Areca sapida, Hochſtetter 418) und die beſte Faſerpflanze Polyneſiens Phormium tenax; die Wälder geben reichliches und treffliches Holz zu allen Zwecken. Da das Land namentlich reich an Akotyledonen und Nadelhölzern iſt, ſo iſt es von dichten düſteren blüthenloſen Wäldern und ausgedehnten Gebüſchfluren bedeckt (Hochſtetter 410 f.). Tropiſche Produkte hat nur die Nordinſel. Die Flora jenes mittleren Mikroneſien ganz und Polyneſien faſt ganz umfaſſenden Gebietes ſteht in ſo vollkommener Abhängigkeit von der indiſch-malaiiſchen, das ihr außer einigen nach Melaneſien weiſenden Pflanzen alle übrigen angehören. Sie muß ganz aus Malaiſien eingewandert ſein.

Noch ärmer als die Flora, welche reich nur in Neuſeeland genannt werden kann und auch da kaum, iſt die Fauna dieſer Inſeln, die gleichfalls meiſt von Weſten ſtammt. Es gibt, die hohen Breitengrade und etwa die Wüſten abgerechnet, keine thierärmere Gegend auf der Erde, als dies Inſelgebiet des ſtillen Oceans, welches von Säugethieren außer einigen Walarten nur das Schwein, den Hund und die Ratte — in Mikroneſien, Samoa und Tonga auch eine Art Fledermaus, wohl Pteropus edulis — beſaß. Die Ratte, mus setifer findet ſich als wahre Landplage durchs ganze Gebiet (doch fand ſie Chamiſſo auf Tikei im Paumotuarchipel nicht), ja ſelbſt auf vielen unbewohnten Inſeln und muß auch auf letzteren ſchon ſehr lange eingebürgert ſein, denn auf Enderbury hatten dieſe Thiere, um den Ueberfluthungen zu entgehen, welche die Inſel häufig treffen, ihre Neſter auf 2—3′ hohen Grasbüſcheln angelegt (Behm bei Petermann 1859, 181 nach Wilkes) und auf Howland (Hague bei Petermann 1863, 84) waren ſie durch Klima und Lebensweiſe auffallend verändert und nur von der Größe einer Maus. Das Schwein war in Mikroneſien vor Ankunft der Europäer unbekannt (Kittlitz 2, 8) und auch jetzt iſt es daſelbſt noch nicht häufig, (Virgin 2, 97; 100). Nach Chamiſſo (97) tödteten die Karoliner die von Torres am Ende des vorigen Jahrhunderts gebrachten Schweine und Rinder, weil ſie die jungen Kokos-

pflanzungen zerstörten. In Polynesien ist das Schwein häufig, doch fehlte es auf Fakaafo (Turner 528) und Neuseeland (Forster Bem. 166). Dies oceanische Schwein gehört nach Forster 166 zur chinesischen Raçe, welche sich durch hängenden Bauch, aufrecht stehende Ohren und nur dünne und krausbehaarte Haut kennzeichnet. Die tahitischen Schweine waren so an ihre einheimische Nahrung gewöhnt, daß sie eher Hungers starben, als auf den europäischen Schiffen etwas fraßen; ebenso die Hühner daselbst (Wallis 1, 245. Cook 1. R. 2, 266). Auch die Hunde waren auf den Karolinen keineswegs häufig (Clain bei le Gobien 405), aber sie fanden sich daselbst vor Ankunft der Europäer vor (Kittlitz 2, 77); in Polynesien waren auch sie verbreiteter, doch fehlten sie nach Forster 166 auf den Markesas- und Tougainseln. Sie hatten einen dicken Kopf, kleine Augen, langes Haar und kurzen starkbehaarten Schwanz; sie waren dumm und träge und heulten nur, ohne jemals zu bellen (Forster 167), was wohl daher kam, daß man sie förmlich mästete, um sie zu essen. Jetzt ist diese Raçe sowie die des polynesischen Schweines durch Kreuzung mit europäischen Thieren zerstört. Zahlreicher sind die Vögel. So war das Huhn von gleicher Raçe wie das unsere (Bougainville 176) mit einziger Ausnahme der Marianen (le Gobien 44) und der Uniongruppe (Hale 153) gleichmäßig durch Mikronesien wie Polynesien verbreitet, obwohl man es selten aß. Doch hielt man es öfters gezähmt. Ferner fanden sich über den ganzen Ocean verschiedene Arten prächtig gefärbter Tauben und Papageien, verschiedene Singvögel, Schnepfen- und Numeniusarten, Reiher, wilde Enten (Ellis 1, 70 f.) und natürlich, doch im östlichen Mikronesien minder häufig als im eigentlichen Polynesien, zahlreiche Seevögel, unter denen der Tropikvogel (Phaethon) wegen seiner langen Schwanzfedern, die zum Schmuck eifrig begehrt werden, genannt werden mag. Besonderer Erwähnung verdient noch der berühmte Didunculus strigirostris von Samoa, Tonga und Fidschi, ein lerchenähnlicher Vogel auf Paumotu, dessen Vorkommen hier, da er sehr ungern fliegt und fast nur läuft, sehr merkwürdig ist (Mörenhout 1, 397), verschiedene Nektarineen der Sandwichgruppe, denen wegen ihrer schönen Federn sehr nachgestellt wurde, etwa noch eine Art Kukuk auf Ebon, da (Doane) er den Eingeborenen zu verschiedenen Sagen den Anlaß gegeben hat und schließlich die merkwürdigen Kiwis auf Neuseeland, deren straußgroße Arten zwar schon vor Ankunft der

Europäer ausgerottet waren, deren kleinere Species sich wenigstens auf der Südinsel noch findet. Raubvögel gibt es nirgends; auch treten eigentlich zahlreich wohl nur die Seevögel auf, während die Zahl der Landvögel, die sich in wenig Arten vertheilten, viel geringer ist (Vergl. Hartlaub Ausland 1867 S. 1079—80).

Von Amphibien finden sich nur Schildkröten und einige Arten nicht großer Eidechsen, nur auf Neuseeland soll, nach den Erzählungen der Eingebornen welche das Thier sehr fürchten, eine 4—8' große schwarze Landeidechse sich in den Gebirgen aufhalten. Von Schlangen, die sich sonst im ganzen Gebiete nirgends finden, soll eine kleine ungiftige Art auf den Markesas vorkommen; das Krokodil zeigt sich nur im äußersten Westen des Gebietes (Keate. Chamisso 125). Dagegen sind die Fische äußerst zahlreich, ja sie scheinen hier wie auch die niedere Welt der Seethiere, Muscheln, Korallen u. s. w., eine größere Mannigfaltigkeit in Farbenpracht und Bildung zu entwickeln als irgendwo sonst auf der Welt. Der Haifisch ist überall häufig; auch gibt es giftige Fische (Chamisso 113). — Auffallend arm ist die Insektenwelt, von welcher nur die Stubenfliege weiter verbreitet und zahlreich auf einzelnen Inseln vorkam, schon zu Schoutens Zeit (1616), der auf Rangiroa (Paumotu) mit seinem Reisegefährten peinvoll unter ihnen litt und deshalb das Eiland Fliegeninsel nannte. (Diar. 28). Die Insel, auf welcher die Spanier 1772 eine ähnliche Qual litten (Bratring 92) war wohl dieselbe. Auf den meisten übrigen Gruppen ist sie erst durch die Europäer verbreitet, wie dies z. B. le Gobien von den Marianen und Jarves 10 von Hawaii sagt. Jetzt fehlt sie wohl nirgends. Auch den Floh (Chamisso 126 Gulick 239) so wie die Moskitos, welche Plage früher dem ganzen Ocean fremd war, haben erst die Europäer hingebracht (Jarves 10) und schon Byron (1, 114) ward von ihnen aufs ärgste gequält auf den ganz verwilderten Marianen. Ameisen, Skolopender, wenige Schmetterlinge und Käfer und einige ungefährliche Skorpione (doch hat Mikronesien auch einen bösartigen Cham. 126) finden sich überall (Cham. 114; Wallis 1, 264 Ellis 1, 70 f.) Unangenehm ist der große Reichthum der Eingebornen an Läusen, welche z. B. die Karoliner wie so viele uncultivirte Nationen zu essen pflegen (Lütke 1, 378). Die Krustaceen sind zahlreicher vertreten und von den niederen Seethieren verdienen etwa noch Erwähnung der in Mikronesien häufige

Trepang, die Perlenmuſchel, welche am häufigſten im Paumotuarchipel gefunden wird, die Rieſenmuſchel, deren Thier man auf den Palaus (Keate 400) ißt, und das überall als Trompete dienende Tritonshorn. — Daß jetzt auf den meiſten Gruppen die europäiſchen Hausthiere eingeführt ſind, iſt ſelbſtverſtändlich; und ſo trifft man jetzt faſt überall Pferde, Rinder, Ziegen, Schafe (welche wegen des allzufeuchten Klimas in Neuſeeland nicht recht gedeihen), Katzen, auch Mäuſe, welſche Hühner Enten, Tauben, Gänſe in der Südſee an (Pickering 313; 333).

Nach allem Vorſtehenden wird man mit vollſtem Rechte behaupten können, daß nirgends auf der ganzen Welt, die höchſten Polarkreiſe ausgenommen, die Verhältniſſe für die Entwickelung des Menſchengeſchlechtes ſo ungünſtig ſind, als auf den Inſeln des ſtillen Oceans, auf dieſen in der Unermeßlichkeit des Meeres ſo verſchwindend kleinen Punkten, die, wenn ſie einmal etwas größer ſind, im Inneren theils ſo hohe Berge oder ſo unfruchtbare Strecken haben, daß nur der Strand bewohnt werden kann. Dana, der Geolog der amerikaniſchen Expedition, nennt das Leben auf den Koralleninſeln auch in ſeiner beſten Form ein elendes, ein Vorwurf, welchem zwar Gulick wenigſtens in Beziehung auf einzelne Inſeln widerſpricht, in den aber Chamiſſo, der doch ſonſt eher zu günſtig urtheilt, mit einſtimmt, wenn er das Leben auf dieſen Inſeln eintönig und ermüdend nennt (109). Nirgend, weder auf den niederen noch auf den hohen Inſeln, Neuſeeland mit eingerechnet, lebt ein den Menſchen wahrhaft förderndes Hausthier, das er als Laſtthier oder als wirklich ausgiebiges Nahrungsthier verwerthen können; nirgend auch nur ein größeres Jagdthier, wenn man hier nicht den von den Maoris ausgerotteten Rieſenapteryx erwähnen will, deſſen Jagd aber gewiß keine gefährliche war; dabei entweder üppiger Nahrungsüberfluß ganz ohne oder doch ſchon bei ſehr geringer Anſtrengung der Eingeborenen, wie auf den hohen Inſeln und in der guten Jahreszeit, oder empfindlichſter Mangel an Lebensmitteln trotz aller Anſtrengung wie in Neuſeeland, auf faſt allen niederen Inſeln und auf den hohen nach einem von jenen Stürmen, und meiſt auch in der ſchlechten Jahreszeit; nirgend Metalle; ferner ringsher der wildbrandende für jede Art von Schifffahrt gefährliche Ocean mit ſeinen unendlichen Entfernungen, welcher keineswegs durch bequeme Küſtengliederung, wie das mittelländiſche Meer zu leichter Befahrung einlud; daher waren die Bewohner — und dies war das allerſchlimmſte

— auf ihre enge Inſel oder Inſelgruppe und die wenigen auf ganz gleicher Bildungsſtufe ſtehenden nächſten Nachbarn angewieſen, ſo daß ſelbſt ein Krieg nichts neues lehren konnte; ja und hatte man wirklich die ungeheure Waſſerwüſte bezwungen und eine fernliegende Inſelgruppe erreicht, fand man nicht genau dieſelben Menſchen, Producte und Verhältniſſe wieder? Konnte man ſich hierdurch zu einem häufigen, dauerndem Verkehr, ſelbſt wenn er möglich geweſen wäre, angeregt fühlen? Konnte ein ſolcher Verkehr fördernd ſein, der nicht ein einziges neues Culturelement brachte? Nur im Fidſchiarchipel trafen die Polyneſier mit einem fremden Volke, mit Melaneſiern zuſammen; dieſe aber ſtanden an Bildung tief unter ihnen und ſo traf ſie zumeiſt die Förderung durch dieſen Verkehr, der indeß nicht ohne Segen auch für die Polyneſier blieb; denn ſicher iſt er ein ſehr weſentlicher Grund für die hervorragende Stellung, welche Tonga und Samoa zur Zeit der Entdeckung einnnahm. Wie viel günſtiger war die Lage faſt aller anderen Stämme der Menſchheit, welche nicht zum wenigſten auch durch die wechſelnden Schickſale, die ſie betrafen, zur Cultur erzogen ſind. Aber was konnte denn die Polyneſier in ihrer eintönigen beſchränkten Umgebung Anregendes treffen? Sie konnten kaum etwas anderes erleben, als alle Tage daſſelbe; ein ſchwererer Schlag, eine Verwüſtung ihres Landes durch Naturereigniſſe oder Krieg konnte ſie nur zerſtören, da ſie ihm nicht aus dem Weg zu gehen vermochten. Hale hat durchaus Recht, wenn er (14) ſagt: „bei einer Bevölkerung von wenigen Tauſenden, auf eine kleine Inſel zuſammengedrängt, ohne Metalle, ohne größere Thiere zur Arbeit und zum Transport, ohne Nachbarn, die durch Handelsverkehr das Mangelnde gewähren konnten, findet der Fortſchritt der Civiliſation über einen gewiſſen Punkt hinaus unüberſteigliche Hinderniſſe.“ So hatten wohl ſchon lange vor Ankunft der Europäer die Polyneſier die Stufe der Bildung, welche ihre Naturumgebung irgend zuließ, erreicht, ja nach Meinickes (6) und Bakers (ethnol. soc. of London N. S. 1, 48) gewiß ſehr richtiger Anſicht waren ſie ſchon im Verfall begriffen, welcher eintreten muß, wenn ein befähigtes lebhaftes Volk durch unüberwindliche Mächte geiſtig zurückgehalten wird. Daſſelbe behauptet Hale (74 f.) wenigſtens von Mikroneſien. Wir müſſen dieſen Einfluß noch etwas näher ſpecialiſiren. Die ewigen Kämpfe, in welchen die Markeſasinſulaner ch die Bewohner der hohen Inſeln Mikroneſiens) befangen

sind, hat seinen letzten Grund in der eigenthümlichen Gestalt der Inseln. Nukuhiva z. B. erhebt sich vom Meere ohne Küstensaum steil bis zu einem Scheitelpunkt, zu welchem sich von verschiedenen Seiten einzelne Thäler, die meist von schroffen, schwer zu übersteigenden Graten getrennt sind, hinanziehen. Nur diese Thäler also sind bewohnbar, und jedes nur von einem Stamm bewohnt; doch ist ihr beschränkter Raum natürlich nicht sehr ausgiebig und so ist einerseits die erbitterte Feindschaft und der ewige Krieg zwischen allen diesen Stämmen, andererseits der Umstand begreiflich genug, daß die Markesaner noch bis zu Hales Zeit (1840) wenig oder nichts von europäischer Bildung angenommen hatten (Hale 17). Ein ähnlich zersplitterter Zustand und Krieg aller gegen alle herrschte zur Zeit der Entdeckung auf Neuseeland, das namentlich im Inneren, wo Fische und Schalthiere fehlten, nicht Nahrung genug bot, um die Bevölkerung zu sättigen (Pickering 78. Hale 17). Daher mußten sich auch früher vereinte Stämme trennen. Diese Trennung aber erzeugte Entfremdung und Krieg, und jener Krieg mit den eigenen Volksgenossen wieder die wilde Grausamkeit und den Blutdurst, welchen die Neuseeländer zeigten. Aehnlich erklärt Hale 17 die Wildheit der Paumotuaner durch ihr Zerstreutsein über so viele kleine Inseln und den dadurch entstandenen ewigen Krieg; ihre Rohheit aber, welche sie am tiefsten von allen Polynesiern und geradezu den Neuholländern nahe stellt, erklärt sich nur aus der engen Abgeschlossenheit und der gänglichen Sterilität der einzelnen Inseln, welche der Cultur so hindernd entgegentritt, daß selbst höher cultivirte Völker, als die jetzigen Bewohner bei ihrer Einwanderung waren, zu den ersten Anfängen menschlicher Gesittung zurückgeworfen wären. Auch die grenzenlose Stumpfheit und Faulheit dieser roheren Völker wird hierdurch bedingt, wie auf der anderen Seite die große Unkeuschheit, welche man durch fast ganz Polynesien, nirgend aber ärger als auf dem fruchtbaren und bequemen Tahiti findet. Die Bewohner hatten nichts, was sie tiefer und dauernd anregte; kam daher der Hang zur Wollust in ihnen auf, so mußte er gar bald sie ganz beherrschen und daß er aufkam, lag wiederum in ihrer Thatlosigkeit begründet. Allerdings sind in Mikronesien bei gleicher Gestaltung der Inseln nicht dieselben Folgen, wenigstens nicht in dem Grad wie in Polynesien eingetreten; aber Mikronesien hat, wie wir gleich sehen werden, seine Bevölkerung viel

später empfangen als Polynesien, ferner kam sie schon entwickelter in ihre jetzigen Sitze und sie hatte durch die Berührung mit den gebildeten Marianen, die wieder mit den Philippinen nicht außer Zusammenhang waren, mancherlei Anregung.

Mag nun auch Kindermord und Kannibalismus, die beide den Polynesiern so gefährlich geworden sind, zwar keineswegs hervorgerufen aber doch mannigfach unterstützt sein durch die Natur dieser Inselwelt; wichtiger ist der Einfluß dieser Natur nach einer andern Seite hin, die wir noch kurz betrachten müssen. In Sitte, Sprache, aber auch in leiblicher Beschaffenheit haben die Polynesier sich durch verhältnißmäßig sehr lange Zeiten fast ganz unverändert gehalten. Zu Cooks Zeiten verstanden sich Tahitier und Neuseeländer, deren Trennung vielleicht auf mehrere 1000 Jahre anzuschlagen ist und noch genauer Tahitier und Markesaner, obwohl auch seit der Auswanderung der Markesaner aus Tahiti sehr lange Zeiträume verstrichen sein müssen. Dieses fast ans wunderbare grenzende Gleichbleiben des geistigen und leiblichen Lebens ist nur zu erklären aus der ganz gleichen Natur und dem engen Vorstellungskreis der Inseln, welche eine neue Anregung durchaus nicht gab und deshalb keine Aenderung hervorrief. Wir finden ein solches Gleichbleiben nirgend in der Welt wieder, da nirgend in der Welt sich eine solche Gleichmäßigkeit der Lebensbedingungen durch Jahrhunderte hindurch erhalten hat; und so zeigt sich in dieser Erscheinung ein wichtiger Beleg für Wagners Behauptung (die Darwinsche Theorie und das Migrationsgesetz der Organismen) daß ohne Wanderung eine Weiterbildung der Organismen nicht zu denken sei. Freilich, die polynesischen Sprachen haben sich in Tahiti Hawaii, Neuseeland von einander geschieden. Wodurch aber? nur durch weiterschreitende Verkümmerung und Verweichlichung, gerade wie die Polynesier selbst — was wir indeß hier nur andeutend berühren, später erst genauer entwickeln können.

Wenn wir nun nach dem muthmaßlichen Ursprung der polynesischen Bevölkerung fragen, so haben wir zunächst näher auf das einzugehen, was in der ersten Abtheilung dieses Bandes S. 8 kürzer berührt ist: auf die Möglichkeit der Einwanderung von Westen nach Osten, welche von namhaften Gelehrten geleugnet ist. Ist doch sogar die Ansicht laut geworden, die Polynesier seien die Urbewohner jenes
en Continentes. Allein hiergegen spricht (um nur einiges

anzuführen) zunächſt der Umſtand, daß ſich auf den Coralleninſeln überhaupt keine Bewohner halten konnten, da ihnen Bildung erſt nach dem Untergang des Landes möglich war, daß ferner Neuſeeland und Hawaii erſt in ſpäterer, geſchichtlicher Zeit, wie aus den unzweifelhaften Ueberlieferungen der Eingeborenen hervorgeht, durch Einwanderung bevölkert ſind und endlich, daß die ſämmtliche Pflanzen- und Thierwelt des mittleren und bei weitem größeren Gebietes des ſtillen Oceans aus Malaiſien ſtammt — wie hätte ſich aber der Urmenſch jener verſunkenen Welt halten können und keins ihrer ſonſtigen Produkte? Wovon hätte der Menſch leben ſollen? Die jenen Inſeln eigenthümlichen nicht eben zahlreichen Thiergattungen beweiſen nichts hiergegen, da ſie nur Vögel und Inſekten ſind, dieſe aber leicht einwandern und dann in dieſer Abgeſchloſſenheit und der langen Reihe der Jahrhunderte ſich eigenthümlich verändern mußten (Wagner, Migrationsgeſetz).

Da nun aber Flora und Fauna nach Aſien hinweiſt, und da ſie, weil die Uebereinſtimmungen immer zahlreicher werden, je mehr man ſich Aſien nähert, ſicher eingewandert ſein müſſen und nicht blos wie man einwenden könnte, auf gleichem Urſprung beruhen: ſo liegt es auch nahe, anzunehmen, daß die Menſchen dieſes Gebietes von Weſten ſtammen. Unfreiwillige Fahrten von Weſten nach Oſten ſind häufig genug und werden uns auch nach der Schilderung der Winde und Strömungen der Südſee nicht eben Wunder nehmen. So kamen 1832 verſchlagene Japaneſen nach Oahu (Jarves 27 Bennetta 1, 142, Wilkes V, 260), 1833 ſogar nach Point Greville an der amerikaniſchen Küſte (Wilkes V, 295), wohin ſelbſt chineſiſche Schiffe bisweilen verſchlagen werden (Michelis 49). Japaneſen, welche nach Oahu verſchlagen waren, erwähnt auch Cheever 57, und von einem japaneſiſchen Schiff das in Hawaii ſcheiterte, erzählt Belcher 1, 304 mit dem Bemerken, daß ein derartiges Verſchlagenwerden von Japaneſen nach Ausſage der Hawaiier gar nicht ſelten ſei. Die große japaneſiſche Strömung iſt es, welche dieſe Schiffe wegführte. Kleiner war die unfreiwillige Fahrt der Bewohner von Anaa (Chaininſel, Paumotu), welche Beechey (172) auf Barrow fand, obwohl die Entfernung immer noch 420 Seemeilen beträgt. Eingeborene der Karolinen ſind nicht ſelten nach den Ralik- und Ratakketten verſchlagen, wie Kadu, jener Freund Chamiſſos, von Wolie, wie Einwohner vom Cap und von Lamotrek (Chamiſſo 87). Einen andern Fall erwähnt

Dillon 1, 294, daß nämlich ein Rotumaner nach einer Fahrt von 3 Monaten endlich nach Samoa getrieben wurde und besonders wichtig ist der Umstand, daß Wilkes (Behm bei Petermann 1859, 181) Treibholz, das von Westen stammen mußte, auf Enderbury (Phönixgruppe) angetrieben fand. Beispiele des Verschlagenwerdens von Norden nach Süden oder umgekehrt, sind gleichfalls nicht selten; so kamen Japanesen 1690 nach Manilla (Careri V, 64) und nach den Marianen sollen sie öfters Fahrten unternommen haben; ein Bewohner der Kingsmillinseln gerieth nach Rotuma (Polack narr. 2, 427), ein Rotumaner nach dem Fidschiarchipel (Quoy bei d'Urville a V, 362). Giebel (Tagesfr. a. d. Naturgesch. 90) erinnert daran, daß Cook auf Tahiti 3 Eingeborene aus Watau vorfand, welche 550 Seemeilen weit hergetrieben waren und Williams (narr. 469) erzählt die Geschichte eines Bewohners von Rurutu (Australinseln), welcher nach einer Irrfahrt von 6 Wochen bis nach Manahiki (Humphrey) verschlagen wurde. Aber auch freiwillige Fahrten nach Westen sind häufig. So segeln die Rotumaner nicht selten nach Vaitupu, Fidschi und Samoa (Dillon 2, 103), Schiffsverkehr zwischen Ratak und Ralik herrscht fortwährend (Cham. 121), ebenso nach Mariner zwischen Fidschi und Tonga, zwischen Tahiti und den Cooksinseln (Hervey), um von dem Verkehr Tahitis mit dem Paumotuarchipel und mehreren Inseln desselben untereinander gar nicht zu reden. Die Bewohner der Karolinen fuhren häufig nach den Marianen und wieder zurück (Cham. 95), welcher Verkehr schon alt sein muß, denn bei der Zerstörung der marianischen Cultur durch die Spanier flüchteten viele der vertriebenen Eingebornen nach den Karolinen und ebenso fuhren nach der neuseeländischen Sage die Einwanderer zwischen Neuseeland und Samoa öfters hin und her (Grey a 130—5; 136 f.). Ein merkwürdiges Beispiel führt Dillon an, der (2, 104—5) erzählt, daß im Juni 1824 ein amerikanisches Schiff in den Hafen von Valparaiso einlief, welches von Mulgravesarchipel an Samoa vorbei immer mit West- und Nordwestwinden gefahren war. Auch Hale, welcher sich gleichfalls gegen die Wanderungen der Polynesier von Ost nach West erklärt und freilich anfangs nicht ganz stichhaltige Gründe vorbringt, fügt hinzu, daß er selbst im Februar 1840 durch widrige Westwinde im Samoaarchipel festgehalten sei, daß die Westwinde, welche während unsrer Wintermonate bis über Manmotu wehen, weit heftiger als die Ostwinde sind und so viel

Wolken und Nebel heraufführen, daß der Himmel ganz verhüllt und dadurch den polyneſiſchen Schiffen jedes Mittel der Orientirung genommen iſt (118 f.). Man ſieht alſo, Wanderungen von Weſt nach Oſt und nach Norden und Süden waren nicht nur möglich, ſondern ſogar häufig genug auch unfreiwillig; ſie wurden natürlich durch den Inſelreichthum des Oceans ſehr erleichtert, wie denn Humboldt (Hist. de la geogr. II., 58) bemerkt, eine Fahrt von Japan nach Amerika ſei möglich, ohne daß man jemals länger als zwei Tage zur See ſei. Freilich hatten die meiſten Verſchlagenen längere Seereiſen auszuhalten und es iſt erſtaunlich, was ſie alles zu ertragen fähig waren; Kadu irrte mit ſeinen Gefährten 5 Monate umher, indem ſie ſich von gefangenen Fiſchen nährten und zum Trinken in Kokosſchalen Seewaſſer aus größerer Tiefe heraufholten, weil dies minder ſalzig ſei. Von einer anderen Irrfahrt, die 9 Monate gedauert hatte, ſowie von einem Weib, das 5 Tage in offener See umhergeſchommen war, berichtet Chamiſſo 121 f. Jener Rotumaner, welcher nach Fidſchi kam, war 3 Monate, die Japaneſen, welche 1832 in Oahu landeten, gar 11 Monate unterwegs geweſen. Lyell (princ. of geol. 1832 II, 121) ſtellt ſehr merkwürdige und gut beglaubigte Fälle monatelanger Seereiſen zuſammen, die über hunderte von Meilen (leagues) ſich erſtreckten und von den Eingeborenen verſchiedener Länder ohne andere Nahrung als gefangene Fiſche und Regenwaſſer vollbracht wurden.

Aus allem Vorſtehenden ergibt ſich, daß Mörenhouts Behauptung die Polyneſier könnten nicht von Aſien herſtammen, weil ſie nicht von Weſten hätten einwandern können (2,230) durchaus falſch iſt; weder Winde noch Strömungen hindern es und die Erfahrung ſpricht gegen ihn. Vielmehr ſind die mannigfachen Strömungen in Luft und Meer, die nach den verſchiedenſten Seiten hin gerichtet, nach den verſchiedenſten Seiten die Wanderung erſt ermöglichten, der Grund, weshalb man bei der Entdeckung ſo ziemlich das ganze Polyneſien bevölkert fand.

Daß dieſe Bevölkerung von Weſten kommen konnte, iſt bewieſen, aber keineswegs, daß ſie von dorther gekommen ſein muß. Crawfurd wenigſtens erklärt ſich gegen den Zuſammenhang der Polyneſier mit den Malaien und ebenſo Schirren (46 f.), der es für vorſichtiger hält, ein ſelbſtändiges Schöpfungscentrum im ſtillen Ocean anzunehmen, als die Verwandtſchaft zwiſchen Malaien und Polyneſiern zuzugeben. Spricht nun ſchon gegen letzteres die Gleichheit der oceaniſchen Flora

und Fauna, wie denn auch das, was Schirren 45 n. 1. gegen Hooker vorbringt, ſehr nichtsſagend iſt, ſo bleibt es ebenfalls ganz unbegreiflich, wie man nach Humboldts Kawiſprache jene ethnologiſche Trennung vornehmen will: wenn irgendwo ſo wird hier der Zuſammenhang beider Völkergruppen durch die Sprache bewieſen, welche nicht nur in der inneren Sprachform ſondern auch in den Wurzeln ſo ſehr übereinſtimmt, daß an der allerengſten Stammverwandtſchaft nicht zu zweifeln iſt. Und doch ſpricht Schirren den Crawfurdiſchen Satz nach, die Aehnlichkeit beider Sprachen beruhe nur auf einem dürftigen lexikaliſchen Schatz! (50). Allein trotzdem bliebe es doch immerhin möglich, daß, wie Mörenhout will, die Malaien aus Polyneſien, nicht die Polyneſier von Weſten hergekommen ſeien. Denn wenn Hale (117 f.) als Beweis für das letztere anführt, daß die Sprachen im Weſten vollkommener in Form und Wortſchatz ſeien als die öſtlichen und daß die Mythologie im Weſten des Gebietes einfach, im Oſten zu blutigem Götzendienſt verkehrt ſei, ſo wär' es doch auch möglich, daß die weſtlichen Völker bei ihren Wanderungen erſt die reinere und höhere Geiſtesentwickelung erlangt hätten, welcher Sprache und Religion dieſen Aufſchwung verdankten. Aber freilich ſtützt er ſich auf den wichtigen Umſtand, daß die malaiiſchen Sprachen den polyneſiſchen gegenüber häufig die urſprüngliche Bedeutung und die Worte bewahrt haben und außerdem gibt es noch einige andere Punkte, welche zu der Annahme zwingen, daß die Polyneſier von Malaiſien in ihre jetzige Heimath eingewandert ſeien und zwar zu einer Zeit, wo die einfacheren Sprachformen, welche ſie uns aufbewahrt haben, noch allgemeine Geltung hatten für den ganzen Sprachſtamm. Zunächſt muß hier wieder auf die malaiiſch indiſche Heimath der oceaniſchen Thier- und Pflanzenformen hingewieſen werden, nach deren Einwanderung erſt der Menſch dies Gebiet betreten konnte. Allein von dieſen Pflanzen ſind, wie wir ſchon ſahen, die meiſten auch auf den malaiiſchen Inſeln von derſelben praktiſchen Bedeutung für den Menſchen, wie in Polyneſien, ja ſie werden ſogar meiſt ganz ebenſo dort wie hier gebraucht und die polyneſiſche Flora beſteht in ihren ärmeren Gebieten faſt nur aus malaiiſchen Nutzpflanzen. So werden in Malaiſien zu verſchiedenen Zwecken gebraucht Cerbera (Haßkarl b 173) Morinda citrifolia (Blätter und Früchte zur Speiſe, auch zum [illegible] eb. 866), Ixora, Gardenia (die aus Japan nach Malaiſien

eingeführt iſt), Erythrina in verſchiedenen Arten ſind als Zierpflanzen um die Häuſer angebaut und dienen zu Kränzen und zum Schmuck, ganz wie im ſtillen Ocean (Haßk. 193; 447; 207 f.; Chamiſſo, Ellis, über die Wichtigkeit der Erythrina-Blüthen für die Neuſeeländer Grey a 136 f.); Cassyta filiformis (Haßk. 109) verſchiedene Böhmerien als Baſtpflanzen (eb. 326, 472); Barringtonia (822), Termin. Katappa, Inocarpus edulis, Calophyllum inophyllum, wegen der eßbaren und ölreichen Früchte und wohlriechenden Blumen (485, 306, 416); die ölreichen Früchte von Aleurites vertreten dort wie hier (in Polyneſien freilich ausſchließlicher) die Stelle von Lampen (459. Cook 1 R. 2, 203; 155). Von Pandanus (345, 351), der Kokospalme, von Spondias dulcis, Eugenia malacc. Broussonetia papyrifera, Hernandia sonora und noch einer Reihe anderer Pflanzen gilt daſſelbe. Und nicht minder von den wenigen Hausthieren der Polyneſier, zunächſt vom Huhn, das ſeine Heimath ohne Zweifel auf den malaiiſchen Inſeln hat, vom Schwein, das ſchon durch ſeine Raçeneigenthümlichkeit nach Aſien weiſt, vom Hund und von der Ratte, deren polyneſiſche Species (mus setifer) gleichfalls auf den Sundainſeln zu Haus iſt. Keins dieſer Thiere, wenigſtens Huhn, Schwein und Hund nicht, konnten ſich ohne Zuthun des Menſchen verbreiten, vielmehr läßt ſich ihr Vorhandenſein in Polyneſien nicht anders als durch die Annahme erklären, daß die erſten Einwanderer ſie mit ſich eingeführt haben.*)

Iſt hierdurch ſchon die Einwanderung aus Malaiſien bewieſen, ſo weiſen auch alle Sagen und Ueberlieferungen der Polyneſier nach Weſten, nicht eine einzige nach Oſten. Von Weſten kamen in faſt allen Mythen, wie wir nachher ausführlicher betrachten werden, die erſten Menſchen nach Tonga, nach Tahiti, in verſchiedene andere Gruppen des Archipels: wenn dagegen wirklich eine Einwanderung von Oſten ſtattgefunden hätte, ſo würde die polyneſiſche Sage, welche ſo treu das Aelteſte feſthält, auch dies uns wenigſtens andeutend überliefert haben. Und wenn die Oceanier von Oſten kamen, wo kamen

*) Es ſcheint auch, als ob die Ratte überall durch den Menſchen eingeführt ſei, denn auf den meiſten jetzt unbewohnten Inſeln, wo ſie vorkommt, fand man auch Schiffstrümmer oder Spuren ehemaliger Bewohner. Auch iſt es ſehr denkbar, daß Ratten auf einzelnen Inſeln eingeführt ſind durch nur vorübergehende Beſucher.

ſie her? Dieffenbach (2, 85) und Taylor (192) meinen (verleitet durch eine mißverſtandene Sage) von Hawaii im Sandwicharchipel. Allein wie kamen ſie dahin? Dort konnte doch kein Völkercentrum ſein? und wenn es war — müßten wir dann nicht von Hawaii an die Sprachen bis nach Malaiſien hin immer entwickelter, ſelbſtändiger und freier finden? Doch dies iſt keineswegs der Fall, vielmehr ſtehen alle polyneſiſchen Sprachen ſo ziemlich auf derſelben Stufe. An Amerika iſt nun vollends nicht zu denken, denn Sprache, Sitte und Leibesbeſchaffenheit ſetzen einer ſolchen Annahme unüberſteigliche Schwierigkeiten entgegen, und wenn Ellis (I, 123) erſt Malaien oder Japaneſen nach Amerika verſchlagen und von da nach Hawaii gelangen läßt, um nun von ihnen wieder die Polyneſier ableiten zu können, ſo widerlegt ſich dieſe Annahme ſchon durch ihre Künſtlichkeit, ganz abgeſehen davon, daß ſie nichts Neues bringt: denn auch Ellis läßt ja die Polyneſier von den Malaien abſtammen. Wenn er jedoch (124) gegen ihre direkte Herleitung aus Malaiſien einwendet, daß die polyneſiſchen Kähne für ſo weite Fahrten zu ſchlecht wären, ſo bleiben ja weite Seewege, z. B. von Hawaii nach Nukuhiva, auch bei ſeiner Annahme, und wenn man ferner an die Fahrten denkt, welche die Polyneſier zu allen Zeiten unternommen haben, von den Karolinen nach Guaham, von Hawaii nach Tahiti (Turnbull 158), von Rotuma nach Fidſchi, Tonga und Vaitupu, ſo wird man eine Einwanderung von Weſten her durchaus nur leicht finden. Schließlich mag noch bemerkt werden, daß man in Malaiſien ſelber, in abgelegenen Gegenden, z. B. auf den Pagehinſeln, auf Engano (erſte Abth. dieſes Bandes 34 f., 93 f., Koner 16, 420 f., von Roſenberg 409) Völker findet, welche einen ganz polyneſiſchen Typus und polyneſiſche Sitten haben. Auch die Dajaken (Hombron bei d'Urville b Zool. I, 284) ſind den Polyneſiern ähnlich, ebenſo die Battas und andere malaiiſche Bergvölker auf Sumatra (v. Keſſel 60). Wir werden ſpäter auf die Wanderungen der Oceanier genauer eingehen: für jetzt genügt es zu wiſſen, daß die Polyneſier von Weſten in den Ocean gekommen ſind und zwar von Malaiſien aus. Ueber dies letztere Gebiet hinaus ſie zu verfolgen iſt, bei dem jetzigen Stand ethnologiſcher Forſchung, unmöglich und Alles, was man über ihre Abſtammung aus Aſien (Lang polyn. nat. Lesson; Lütke; Bopp; Wegener 198)t oder gar über ihren moſaiſchen Urſprung (Swainson 14) geſagt ha

iſt wiſſenſchaftlich haltlos. Hombron (a. a. O.) und Rienzi ſind der Meinung, daß die Polyneſier von den Dajaken unmittelbar abſtammen, wobei ſie ſich auf die ebenerwähnte Aehnlichkeit ſtützen. Obwohl nun dieſe Anſicht noch aus manchen anderen und wichtigeren Gründen alle Beachtung verdient und vielleicht das Richtige trifft; ſo dürfte doch auch ſie ſicher kaum zu erweiſen ſein und mag hier eben nur erwähnt werden.

Dagegen müſſen wir auf eine andere wichtige Frage genauer eingehen: fanden dieſe Einwanderer in dem ungeheuren Gebiet von den Marianen bis nach Waihu, von Neuſeeland bis Hawaii eine Urbevölkerung vor, die ſie ausrotteten oder mit der ſie verſchmolzen? Leſſon iſt allerdings dieſer Anſicht (Mangareva 110), die auch von anderen vielfach ausgeſprochen oder wenigſtens als möglich zugegeben iſt. Nach D'Urville a II 387 f. war die von den Polyneſiern unterdrückte Raçe eine Negritobevölkerung, welche dereinſt auf allen Inſeln des Oceans exiſtirte, ſpäter aber in die polyneſiſche Raçe aufging (Jacquinot bei D'Urville b, Zool. II, 274). Crozet (26. 72) und Quatrefages (Rev. des deux mondes Febr. 1864, 525 f.) laſſen gar die Polyneſier aus drei Raçen, einer weißen, gelben und ſchwarzen gemiſcht ſein und Hale iſt einer Miſchung wenigſtens der Mikroneſier mit Negritoſtämmen nicht abgeneigt. Und freilich wird dieſe Anſicht ſehr unterſtützt durch den Umſtand, daß überall in Polyneſien ſich Individuen finden, welche durch dunkele, ja ſchwarze Farbe und krauſes oder wolliges Haar den Bewohnern Melaneſiens ſehr nahe ſtehen. So erwähnt ſchon Cantova am Anfang des 18. Jahrhunderts (lettres edif. tom. XV und demnach Sprengel Beiträge 10, 217 f.) ſchwarze Menſchen niederes Standes auf den Karolinen, welche er aus Neuguinea eingeführt glaubt (233). Aehnliches berichtet ſein Zeitgenoſſe Clain (eb. 206) von einer anderen Inſelgruppe der Karolinen, deren ſchwarzbraune Bewohner er wie die Melaneſier mit Bogen und Pfeil bewaffnet ſein läßt. Hale (82) nennt das geringe Volk auf Ponapi einen Negerſtamm und rechnet es zu den Papuas. Wenn er dies aber mit der Autorität Lütkes ſtützen will (er ſelbſt war nie in Ponapi) ſo iſt das ein Irrthum, denn Lütke nennt die Eingeborenen der Inſel keineswegs Papuas, ſondern ſagt nur (2, 25), daß ſie ſich im Vergleich mit den Bewohnern von Kuſaie (Ualan) mehr dem Papuatypus näherten. Hale erfuhr von OConnell, einem Engländer, der 5 Jahre auf Ponapi gelebt hatte,

die Haut der Inſulaner fühle ſich wie die der Melaneſier rauh an, ihr Haar aber ſei ſchlicht. Letzteres deutet er ſich jener Annahme einer Negerbevölkerung zu Liebe dahin, daß O'Connell mit ſchlicht nur nicht wollig gemeint habe; was denn doch ein ſeltſamer Sprachgebrauch wäre. Mehr freilich weiß Morrell (bei D'Urville a 5, 369) von einer Negerbevölkerung auf den zu Truk (Hogoleu, Karolinen) gehörigen kleinen Inſeln zu erzählen, die er als klein, aber muskulös und gut gebaut mit kleinen Händen und Füßen und krauſem aber nicht negerartigem Haar, kurzem dicken Hals u. ſ. w. ſchildert. Allein wie das ganze Buch des Verfaſſers einen romanhaften Anſtrich hat, ſo wird auch die Schilderung dieſer Neger, die kein anderer Berichterſtatter kennt, mit jedem Zuge gewählter, überſchwenglicher und alberner, ſo daß wir dieſe Neger und alles übrige, was Morrell berichtet, ganz auf ſich beruhen laſſen können. Aber auch Gulick ſah (178) einzelne Individuen auf Ponapi, die keineswegs der Sonne beſonders ausgeſetzt und doch ſo ſchwarz waren, daß man unwillkührlich an eine Vermiſchung mit Melaneſiern zu denken veranlaßt wurde, um ſo mehr, als ſie ſchon die erſten Entdecker der Inſel vorfanden, daher man weder einen Einfluß von Melaneſiern, die durch Europäer eingeführt wurden, noch etwa der Neger annehmen konnte, welche ſich häufig auf europäiſchen Schiffen befinden. Dieſe negerähnlichen Individuen ſind nun aber auch über das eigentliche Polyneſien weithin ausgebreitet. Roggeveens Begleiter fanden 1722 unter den braunen Bewohnern der Oſterinſel einzelne ſehr dunkle Menſchen (Behrens 87), Bougainville 1767 auf Tahiti Leute mit ganz krauſem und hartem Haare, das von dem weichen ſchlichten oder nur leicht gekräuſelten der übrigen Eingeborenen ſich ſehr unterſchied (179, 153) und dem Haare der Melaneſier gleich war. Auch Ellis ſah ſolche Tahitier (1, 81). Wolliges Haar auf Nukuhiva erwähnt 1804 Kruſenſtern (1, 175); und Jacquinot (D'Urville b, Zool. II, 254) der ſolche Individuen gleichfalls daſelbſt antraf, die dunkler waren als die andern Markeſaner, nennt ſie geradezu ſcheinbare Melaneſier. Auch auf der Hawaiigruppe, deren Bewohner ohnehin dunkler als die übrigen Polyneſier ſind, giebt es einzelne noch dunklere Individuen (Cook 3 R. 2, 429), deren Schwarz den afrikaniſchen Negern gleich kommt und findet melaneſiſch-krauſes Haar ſich daſelbſt ebenfalls, wenn auch ſelten (Jarves 79). Nicht anders iſt es auf Neuſeeland. Denn dort findet ſich

ein ganzer Stamm, die Ngatipowa (Browne 30), der kraushaarig, dunkelgefärbt und den Negritos ähnlich iſt, der aber durch allmähliche Zwiſchenſtufen in den dort vorherrſchenden gelbbräunlichen Menſchenſchlag übergeht (Dieffenb. 2, 10 f.). Daher nimmt auch Polack zwei verſchiedene Raçen in Neuſeeland an, eine braune und eine ſchwarze von kleiner Statur und ſchlechten Proportionen (1, 129; narr. 1, 360), welcher letzteren die Eingeborenen am Oſtcap (doch widerſpricht Dieffenb. 2, 11) angehören ſollen; und nach ihren eigenen Erzählungen ſind dieſe nicht von gleicher Abſtammung wie die übrigen Maoris (Polack narr. 1, 360). Nach Thomſon ſind dieſe dunkleren Individuen über das ganze Land verſtreut und zwar ſo, daß auf 100 braune Eingeborene drei ſchwarze kommen, deren Haar kraus iſt und in Büſcheln wächſt (72). Dieſe Schwarzen treten ganz ſporadiſch in den braunen Familien auf, oft ohne in ihrer Verwandtſchaft nur einen ihres Gleichen zu haben (Thomſon in British and foreign medico-chirurg. rev. 1854 n. XXVI, 489). Dieffenbach (2, 8) fand ſie an der Küſte häufiger als im Inneren. Während nun Thomſon und ebenſo Quatrefages dieſe ſchwarzen Maoris durch Miſchungen die vor der Einwanderung ſtattfanden, erklären wollen, hat man andererſeits von eingeführten Negritoſclaven geſprochen, welche Mangamanga genannt würden (Quart. rev. June 1854) und auch D'Urville a 2, 26 fand die Sclaven ſo verſchieden von ihren Herren, daß man ſie leicht für eine andere Raçe hielt. Noch zahlreicher aber ſind dieſe dunklen Menſchen auf dem Paumotuarchipel, der obwohl ſich auch hellere Eingeborene daſelbſt finden (Beechey 1, 154, 156), im ganzen doch von einer den Melaneſiern vielfach näherſtehenden Bevölkerung bewohnt iſt (Belcher a 1, 386; Beechey 1, 138; 147; 175; Wilkes 4, 276; 319; 344; D'Urville a II, 618; Hale 11), welche D'Urville geradezu für eine Zwiſchenſtufe zwiſchen Polyneſiern und Melaneſiern erklärt. Auch die Bewohner der Unionsgruppe haben, abweichend von den übrigen Polyneſiern, ſtarke Bärte und wolliges Haar, daher denn Hale (163) auch bei ihnen an Miſchung mit Melaneſiern, wenn auch ablehnend, denkt. Ganz ähnlich aber finden wir die Haare auf Niue: auf der Kokos- und Verrätherinſel (und ſo ſchon Schouten*), auf Tonga und Samoa, alſo überall im ganzen

*) Diar. 44: dictu mirum: nonnullis capillos stetisse erectos ad longitudinem quadrantis ulnae, in modum setae porcinae.

Ocean. Diese melanesische Urbevölkerung hätte also die ganze Inselwelt in Besitz gehabt, als die Polynesier sie unterjochten. Denn wie will man aus einer Einmischung melanesisches Blutes vor der Einwanderung, die doch nur vorübergehend zu denken wäre, ein so constantes Erscheinen schwarzer Individuen erklären? Aber wenn auch die Inseln alle noch mit Melanesiern besetzt waren, wunderbar ist diese Dauer des schwarzen Typus ohne neue Beimischung melanesisches Blutes im höchsten Grad, da sie allen übrigen Erscheinungen in der Natur widerspricht; denn sonst merzt die Stammart, sobald sie nach einer vorübergehenden fremden Einmischung sich selbst überlassen bleibt, nach wenig Generationen das fremde Blut wieder vollständig aus. Der braungelbe Typus muß doch, weil er der bei weitem vorherrschende ist, der Stammtypus der Polynesier sein; je mehr aber Rückschlag eintritt, um so weniger können schwarze oder helle Individuen geboren werden. Daher erklärt die Annahme einer früheren Mischung jene anders gefärbten Menschen nicht.

Hätte aber wirklich eine so starke Einwirkung von Seiten jener Urbevölkerung stattgefunden, daß das Blut der polynesischen Einwanderer durch sie auf die Dauer versetzt wäre, müßten wir da nicht im ganzen Ocean eine Mulattenbevölkerung antreffen, welche den Typus beider Stammarten zugleich zeigte, etwa ähnlich, wie wir die stark mit Polynesiern gemischten melanesischen Fidschiinsulaner wirklich finden? Gerade bei der Kleinheit der einzelnen Inseln sind wir zu dieser Erwartung berechtigt.

Da sich diese aber nicht bestätigt und da namentlich das niedere Volk, die dienende Classe die Eigenthümlichkeiten jenes dunkeln Menschenschlags bewahrt hat, z. B. auf Ponapi (Hale 82), auf Tahiti (Ellis 1, 84) und nach Dieffenbach (2, 9 f.) und anderen auf Neuseeland, so hat man behauptet, daß die Urbevölkerung von den Einwanderern unterjocht und zu Sclaven gemacht seien, daher denn freilich der melanesische Typus der Sclaven sich erklären würde. Allein woher kam es denn, daß auch in den Familien der Häuptlinge solche melanesisch gebildeten Individuen durchschnittlich eben so häufig vorkommen, als im niederen Volk? Denn wenn sie auch auf Neuseeland (nach Dieffenbachs Behauptung gegen Thomson Ausland 1855, 107) unter den Sclaven häufiger sind, so finden wir sie auf Tonga, der Unionsgruppe, den Markesas (Roblet bei Marchand 1, 116) auf Tahiti

wohl ebenso oft unter den Vornehmen, ja Browne (im directen Widerspruch mit Dieffenbach), spricht (30) auch den neuseeländischen Sclaven die dunklere Farbe ganz ab, die nach ihm nur einzelne Stämme vom Adel bis zum Sclaven besitzen. Gänzlich unmöglich gemacht wird aber diese Sclaventheorie durch schon erwähnte Bemerkung Thomsons, daß jene melanesischen Individuen — und nicht bloß in Neuseeland sondern überall — so ganz sporadisch inmittelst nur brauner Verwandten auftreten. Diese physische Eigenthümlichkeit haftet also nicht am Stand.

Von minderem Gewicht, aber doch nicht zu übergehen, ist ein dritter Grund gegen eine solche Urbevölkerung des Oceans: das ist die sehr geringe Entwickelung der melanesischen Schifffahrt. Wir finden Negritos außer an manchen Punkten des eigentlichen Malaisiens auf dem Festlande von Neuholland, sowie der Inselreihe von Neuguinea bis Neukaledonien, nirgends also durch größere Meeresstrecken von einander getrennt. Auch ihre am weitesten nach Osten vorgeschobene Niederlassung im Fidschiarchipel, wie gering ist ihre Entfernung im Vergleich zu den gewaltigen Bahnen der Polynesier. Nirgends treten die Negritos als eine seefahrende, ja auch nur wasserliebende Nation auf, wo sie unberührt von polynesischem Einflusse sind: nur wo sie mit Polynesiern in Berührung kamen, haben sie, von diesen mehr angeregt, gleichfalls mehr Eifer für die Schifffahrt bekommen, wie in manchen Punkten des westlichen Melanesien (Gegend um Tukopia, D'Urville a V. 135, Uwea Gill 205, Fotuna u. s. w.) und vor allen Dingen im Fidschiarchipel selbst, dessen Schiffe nach D'Urville b 4, 259 besser sind, als alle polynesischen. Daß aber auch die Fidschis erst von den Polynesiern im Schiffsbau unterrichtet sind, geht aus den alten Sagen über die alte Bevölkerung des Archipels (Hale 177 f.) klar hervor. Nautische Kenntnisse aber oder Geschicklichkeiten haben die übrigen Melanesier gar nicht; nie bot sich irgend ein Melanesier als Begleiter europäischer Seeleute an. Auch ist nicht zu glauben, daß sie je, vor langen Jahrhunderten etwa, anderer Natur waren, da man gar keinen Grund einsieht, warum sie das Meer später vermieden hätten, zumal sie doch ihre Schiffe nach derselben Art bauen, wie die Malaio-Polynesier überhaupt.

Spricht also auch dieser Umstand nicht für eine melanesische Urbevölkerung der polynesischen Inselwelt, so läßt sich doch aus ihm kein

ganz ſtreng beweiſender Schluß ziehen. Ein ſolcher aber ergibt ſich ferner vielleicht aus einer genaueren Betrachtung der polyneſiſchen Sprache, von welcher man (z. B. Hale 163) geradezu geſagt hat, daß ſie durchaus nichts melaneſiſches enthalte; und finden wir dieſe Behauptung beſtätigt, ſo würde damit jede Miſchung abgewieſen ſein. Denn die Polyneſier haben, abgeſchieden wie ſie waren auf ihren kleinen Inſeln, ihre Sprache in der Reihe der Jahrhunderte ſo außerordentlich wenig verändert, daß der Sprachſtoff noch heute faſt ganz in den verſchiedenen malaiiſchen Sprachen ſich nachweiſen läßt und die Sprachform ſich noch heute nicht von der unterſcheidet, welche ſie aus ihrer malaiiſchen Urheimath mitbrachten. Miſchten ſie ſich alſo auf eine ſo dauernde Weiſe mit Melaneſiern, daß ihr leiblicher Typus dadurch verändert wurde, lebten ſie auf ihren kleinen Inſeln mit Melaneſiern, mochten dieſe nun frei bleiben oder als Sklaven dienen, längere Zeit zuſammen, ſo muß durchaus ihre Sprache melaneſiſche Elemente zeigen.

Und die zeigt ſie denn auch und ſehr reichlich. Denn erſtlich iſt die Art der Wortbildung, ſodann auch vieles in der Formenlehre der melaneſiſchen (ſo weit ſie bekannt ſind) und der polyneſiſchen Sprachen mit einander verwandt, die Pronomina aber und die ſo ſehr wichtigen Determinativpartikeln faſt ganz identiſch (Gabelentz S. 253 f.).

Durch die von den Polyneſiern unterjochten oder doch wenigſtens als Urbevölkerung der öſtlichen Inſeln vorgefundenen Melaneſier können dieſe Eigenthümlichkeiten, wenn ſie wirklich polyneſiſchen Urſprungs waren, unmöglich nach Melaneſien gebracht ſein und doch treffen wir dieſelben Sprachformen in Neukaledonien wie im Salomonsarchipel. Alſo ſind ſie vielleicht urſprünglich melaneſiſches Eigenthum und von den ſiegreichen Polyneſiern in ihre eigene Sprache herübergekommen. Allein gerade das, was in beiden Sprachen gemeinſchaftlich iſt, kann überhaupt nicht entlehnt ſein, weil es das innerſte Weſen und die tiefſte Grundlage menſchlicher Rede betrifft und die hat noch nie ein Volk vom andern entlehnt, wenn es nicht die eigene Sprache aufgegeben hat und wird ſie auch nie entlehnen aus Gründen, die nahe genug liegen, am allerwenigſten aber ein Volk der Sieger von dem beſiegten Stamm. Auch v. d. Gabelentz (266) kommt, wenn gleich zweifelnd und zögernd, doch mit Norris zu dem Reſultat, „daß die melaneſiſchen und polyneſiſchen Sprachen mehr mit einander gemeinſam haben, als aus einer bloßen Entlehnung der einen von der anderen

hervorgehn kann". Ohne nun hier auf dieſen höchſt intereſſanten Gegenſtand der eine Behandlung für ſich verlangt näher einzugehen, müſſen wir wenigſtens ſoviel behaupten, daß dieſe Aehnlichkeiten beider Sprachen für unſere Frage durchaus nichts entſcheiden. Denn ſie beruhen auf einer Zeit, in welcher, wenn Melaneſier und Polyneſier jemals eine Einheit bildeten, die Trennung in zwei Völkerſtämme noch nicht vor ſich gegangen war; allein dieſe Zeit liegt natürlich weit von aller Geſchichte und weit vor allen polyneſiſchen Wanderungen. Die Stücke, hinſichtlich deren eine Sprache von der andern entlehnt, eine auf die andere einwirkt, ſind zunächſt das Lautſyſtem, ferner der Wortſchatz und drittens die Syntax. Das Lautſyſtem nun der polyneſiſchen Sprachen zeichnet ſich durch große Armuth und eine gewiſſe Kraftloſigkeit und Weichlichkeit aus und wenn dieſe Eigenſchaften auch im Laufe der Jahrhunderte zugenommen haben, ſo ſind ſie doch auch wohl ſchon bei der Abtrennung von den malaiiſchen Sprachen vorhanden geweſen, da auch die malaiiſchen Sprachen ähnliches zeigen, denn auch ſie haben ein urſprünglich keineswegs reiches Lautſyſtem und auch ſie vermeiden Conſonantenhäufungen im Inlaut und noch mehr im Auslaut (Müller, linguiſt. Theil der Novarareiſe 279). Das Melaneſiſche aber hat bis auf den heutigen Tag zahlreichere Conſonanten und kräftigere Conſonanzen, inlautend und auslautend, bewahrt (Gabelentz 253). Nur das Fidſchi, welches ſtark mit Polyneſiſchem verſetzt iſt, macht eine Ausnahme; aber nicht dieſe Sprache hat auf das Polyneſiſche gewirkt, ſondern umgekehrt von dieſem ſo ſtarke Einwirkungen erfahren, daß es jetzt gleichfalls einen polyneſiſch weichlichen Conſonantismus beſitzt. Wäre alſo nach dieſer Seite hin irgend welche melaneſiſche Einwirkung erfolgt, ſo hätte ſich wenigſtens, auch ganz abgeſehen von direkter Bereicherung, der Conſonantismus des Polyneſiſchen kräftiger und dauernder erhalten. Der Wortſchatz zeigt mancherlei Berührungspunkte. Am meiſten mit dem Fidſchi (v. d. Gabelentz 10 f.), allein hier hat dieſe Sprache nicht das in beiden Gleiche, wenigſtens bei weitem nicht alles aus dem Polyneſiſchen entlehnt, denn einmal ſind es Worte, welche eine Sprache nicht von einer anderen entlehnt, weil ſie zum erſten Grundbeſitz jeder Sprache gehören, wie faſt alle bei Gabelentz a. a. O. angeführte und zweitens findet ſich eine ganze Reihe dieſer Worte in den übrigen melaneſiſchen Sprachen und zwar ſo ſehr umgeſtaltet wieder, daß man ſieht, alle dieſe Sprachen h-

ihr eigenes Erbgut nach eigener Weise verwendet und die Aehnlichkeiten beruhen auf ursprünglicher Gleichheit des Sprachstoffes. Wenn das Fidschi aber mehr übereinstimmende Worte besitzt, als die übrigen melanesischen Sprachen bei v. d. Gabelentz (die aber weit mehr entsprechendes aufzuweisen haben, als Gabelentz anzunehmen scheint); so hat diese Erscheinung darin ihren Grund, daß das Fidschi seit langen Jahrhunderten dem polynesischen Einfluß ausgesetzt war, daher es nicht wundern kann, wenn es gerade die Wurzeln bewahrte, welche mit dem Polynesischen gleich oder verwandt waren. Nirgends aber finden wir eigenthümlich melanesische Worte in irgend einer polyne-Sprache, wenn wir nicht einiges wenige im Neuseeländischen und mehr natürlich im Tonganischen und Samoanischen anführen wollen (v. d. Gab. 266). Allein das erklärt sich natürlich aus der westlichen Lage dieser Inseln, welche dadurch nothwendig sich mit jenen Völkern berühren und dann auch einzelnes aufnehmen mußten. Wäre aber eine Mischung beider Völkerstämme nach Niedersetzung ihrer jetzigen Sprachgestalt im stillen Ocean erfolgt, so müßte doch der Osten, die Unionsgruppe u. s. w. gleichfalls solche melanesische Spuren zeigen, die man aber sowohl im Markesanischen, als Tahitischen, Hawaiischen u. s. w. vergeblich sucht.

Wenn nun auch die Syntax beider Sprachstämme manche Aehnlichkeiten gleich dem ersten Blick schon aufzuweisen hat, so ist doch auch hier von einem Einwirken des Melanesischen auf das Polynesische gar keine Rede, denn beide Sprachen weichen in außerordentlich wichtigen Punkten total von einander ab, die Uebereinstimmungen aber sind, wie man deutlich sehen kann, denn wir finden (Fidschi in einigen Fällen ausgenommen) nirgends sklavische Nachahmung, selbstständige Verwendung gleiches Grundeigenthums. So können wir wohl behaupten, daß auch hier die Sprache gegen eine Mischung und also auch gegen eine melanesische Urbevölkerung der polynesischen Inseln entschiedenes Zeugniß ablegt. Das mikronesische Gebiet gehört zwar sprachlich zu den unbekanntesten der ganzen Erde, denn außer Hales Tarawagrammatik haben wir eigentlich nur Wortverzeichnisse (Hale, Chamisso, Keate, Marsden, Cheyne, Pickering u. s. w.). Aber aus diesen dürftigen Quellen läßt sich soviel doch mit Sicherheit abnehmen, daß die mikronesischen Sprachen den melanesischen viel ferner stehen als die polynesischen und daß von einer Einwirkung des melanesischen Sprach-

ſtamms auf ſie nicht die Rede ſein kann. Sie ſchließen ſich in ihrer Form am nächſten dem einfacheren malaiiſchen Sprachſtamm an, ohne jedoch eine gleichfalls nahe Verwandtſchaft zu den polyneſiſchen Sprachen zu verläugnen. Das was ſie mit dem Malaiiſchen gemein haben, beruht gleichfalls auf Urverwandſchaft.

So iſt denn auch die Sprache, welche anfangs jene Miſchungstheorie ſehr zu begünſtigen ſcheint, bei genauerer Betrachtung ſtreng gegen ſie. Aber noch ein anderer ſehr wichtiger Umſtand iſt zu erwähnen, der, indem er jene Theorie widerlegt, den Grund derſelben, die dunkle Farbe mancher Polyneſier, zugleich auf eine andere Weiſe ſo befriedigend erklärt, daß hiermit die Annahme einer ſchwarzen Urbevölkerung des geſammten Oceans vollkommen haltlos wird. Und das iſt der Umſtand, daß die Farbe der Polyneſier ſich ganz und gar von Natureinflüſſen abhängig, daß ihre ganze phyſiſche Erſcheinung die größte Variabilität zeigt. Phyſiognomie und Hautfarbe iſt bei den Karolinern ſehr verſchieden (Arago 2, 30), ſo daß Hale (71) ſogar — offenbar übertrieben — behauptet, die Völkermiſchung Mikroneſiens ſei etwa der des römiſchen Reiches gleich! Auch von Polyneſien wird eine ganz europäiſche Mannigfaltigkeit der äußeren Erſcheinung vielfach erwähnt. Und in Betreff der Hautfarbe erzählt Mörenhout*) (2, 247—8 Note), daß ſehr dunkle Paumotuaner ſo hell wie die Bewohner von Tahiti wurden, als ſie auf jener kühleren, ſchattigeren und minder kärglichen Inſel einige Zeit gelebt hatten. Umgekehrt erzählen Quoy und Gaimard (D'Urville a Zool. 26), daß Hawaier, welche gewaltſam nach Mikroneſien geſchleppt waren, dort ſo dunkel wurden, daß man ſie kaum noch als zur braunen Race gehörig wieder erkannte. Auch an ſehr dunkelfarbigen Individuen ſind ferner die Stellen, welche vom Gewande ſtets bedeckt ſind, weit heller als der übrige Leib und daher auch die Frauen, da wo ſie reichlichere Gewänder tragen und mehr im Schatten leben, durchſchnittlich lichter gefärbt als die Männer.

*) Man könnte freilich ſich verſucht fühlen, dieſen Mittheilungen nicht ganz ſtrengen Glauben zu ſchenken, da Mörenhout ebendaſelbſt verſichert, daß er trotz eifrigſtes Forſchens nie auch nur ein kraushaariges Individuum auf den polyneſiſchen Inſeln gefunden habe. Indeß iſt es vielleicht nur eine andere Auffaſſung des Begriffes kraushaarig (crépus), der ihn zu dieſer allen übrigen Berichten widerſprechenden Behauptung verleitet hat. Denn die kraushaarigen Polyneſier ſind niemals ſo crépus, wie die afrikaniſchen Neger, aber das ſind die Melaneſier ebenſowenig.

Auffallend ist die Erscheinung, daß die Fürsten meist heller sind als das gemeine Volk und dies um so dunkler wird, je tiefer seine Stellung ist; wie man ja auch gerade hierdurch auf den Gedanken gekommen war, das gemeine Volk, die Sklaven gehörten einer anderen unterdrückten Race an. Allein einmal finden sich auch in den fürstlichen Familien solche dunkele Individuen (Gulick 178) und ferner bedenke man nur, daß jene Fürsten durch bequemes Leben, reichlichere Nahrung, bessere Kleidung und Wohnung u. s. w. außerordentlich vor dem Volke bevorzugt sind, welches bei geringer Nahrung so gut wie keinen Schutz gegen Sonne, Wind und Regen hat. Sind nicht bei uns Leute in denselben Verhältnissen gleichfalls dunkler gefärbt als andere? Daher wollte Hale (11) und Dieffenbach (2, 10) das Vorkommen dunklerer Menschen unter den Mikronesiern und Maoris nur aus diesem Grunde erklären und auch Ellis sagt (1, 81) nur, daß die Fischer, der ausgesetzteste Stand, der dunkelste sei. Hierzu stimmt auch die wichtige Erscheinung, daß die Paumotuaner auf ihren meist kleinen heißen, ungeschützten und so überaus kärglichen Inseln dunkler sind als die übrigen Polynesier und ebenso die Bewohner anderer kleinerer Inseln, z. B. von Nive (Virgin 2, 55) von Penhryn (Behm bei Petermann 1869, 185) und die More-ore auf den ziemlich baumlosen Warekauriinseln, welche den Neuseeländern nahe verwandt doch viel dunkler waren als sie (Travers bei Peterm. 1866, 62). Doch wird von anderen auch das Gegentheil berichtet, wie denn die Bewohner der Uniongruppe (Hale 11) und Tukopia (Wilson 410; D'Urville a V, 312) keineswegs sehr dunkel sind. Auch über die Mikronesier schwanken die Urtheile: während nach Meinicke (Zeitschr. n. F. 1863, Bd. 15, 396) die östlichen dunkler sind als die Hawaier, während auch Quoy und Gaimard (D'Urville a Zool. 26) die Bewohner von Satawal (Tucker, Karol.) für besonders dunkel halten wegen ihrer niederen heißen Inseln, sagt Gulick, der gerade im Osten Mikronesiens verweilt hat, daß die Mikronesier heller seien, als die Polynesier (416), womit die Abbildung bei Virgin 2, 102 und Hales Beschreibung (71) übereinstimmt. Die verschiedenen Urtheile mögen durch die Verschiedenheit der Bewohner verschiedener Gruppen hervorgerufen sein.

Die größere oder geringere Hitze scheint also nicht allein, auch nicht vorzugsweise dunklere Farbe hervorzurufen; Feuchtigkeit vielmehr und Nahrungsmangel, überhaupt ungesunderes und kärglicheres

Leben ſcheinen die Haupturſachen zu ſein, zu welchen ſich denn oft noch der Sonnenbrand hinzugeſellt. So würde ſich wohl auch die dunklere Farbe der Hawaier, der Neuſeeländer erklären. Hombron (D'Urville b, Zool. 282) hat die Beobachtung gemacht, daß, wo Polyneſier in einem ſumpfigen Lande wohnen — z. B. auf den überſchwemmten Stellen von Samoa — ſie den Malaien gleich würden, welcher unbeſtimmte Ausdruck doch nur bedeuten kann, da er (278) die Polyneſier „nur verſchönerte Malaien" nennt, daß an ſumpfigen Stellen der Wuchs zurückbleibt, das Aeußere verkümmert. Malaien, welche auf Bergen wohnen, bekommen nach ihm ein polyneſiſches Gepräge.

Mögen dieſe Einflüſſe, über die wir durchaus noch nicht aufgeklärt ſind, ſein wie ſie wollen, ſo darf man doch gewiß aus ihnen oder ähnlichem die dunkleren Bewohner verſchiedener Inſeln der Tahitigruppe (Ellis 1, 83) und die dunklen Stämme auf Neuſeeland erklären. Bei der Abgeſchloſſenheit, in welcher dieſe Stämme und Inſulaner lebten, war es eine Naturnothwendigkeit, daß, wenn durch irgend eine Veranlaſſung die dunkele Farbe unter ihnen aufkam, ſie im Laufe der Generationen, welche ſtets auf demſelben Raum verweilten, nur immer mehr Ueberhand nahm. Daß übrigens auch die malaiiſchen Stämme ſelbſt vom Schwarz bis zu Hellgelb durch alle Farbennüancen ſchwanken, lehrt die erſte Abtheilung dieſes Bandes; gleiche Schwankungen nimmt Gulick (414) zur Erklärung der dunkleren Individuen in Mikroneſien an; und ähnlicher Meinung ſind die Gelehrten der Novara-Expedition. Gewiß mit Recht. Lag aber jene dunklere Farbe, jenes krauſe Haar im Kreis der Variationen, welche die Körperbeſchaffenheit der Malaiopolyneſier durchmachen kann, ohne in ihrem Weſen alterirt zu werden, ſo iſt damit das Auftreten dunkler, kraushaariger Individuen in allen Theilen des Gebietes und inmitten lichter gefärbter Familien ganz vollſtändig erklärt. Bleibend konnte die dunkle Farbe im Allgemeinen nicht werden, da die betreffenden ſich mit hellfarbigen Individuen ungehindert kreuzen konnten. Wo dies aber nicht der Fall war, wie in dunkleren Stämmen, oder wo die dunklere Farbe durch irgend welche äußeren Einflüſſe begünſtigt wurde, da breitete ſie ſich immer mehr und mehr aus. So erklärt es ſich, daß uns ganze Inſeln und Stämme mit ſchwärzerer Haut begegnen.

Nach allem Geſagten wird Niemand mehr eine ſchwarze Urb-

kerung des stillen Oceans anzunehmen geneigt sein. Aber auch an spätere Mischungen ist außer auf Fidschi und der Ostküste Melanesiens, wohin die Polynesier in jüngerer Zeit manche Streifzüge unternommen haben, nicht zu denken. Die geringe Entfaltung melanesischer Schifffahrt verbietet die Annahme irgend welcher Negritoexpeditionen freiwilliger oder unfreiwilliger Art; die Mikronesier haben, so weit wir geschichtliche Rückschlüsse machen können, nie ihre Fahrten nach Melanesien gerichtet und hätten sie es auch, so würden sie dabei nicht anders als die Polynesier verfahren haben, welche die Küstenstrecke, die Insel, wo sie landeten (z. B. Futuna, Immer in Melanesien) nach Verdrängung der Eingeborenen mit denen sie sich nicht mischten für sich behielten, indem sie dort neue Wohnungen aufschlugen, nicht aber etwa mit Beute und Sclaven beladen — dies verbot schon die Kleinheit der polynesischen Schiffe — sich wieder nach Haus begaben. Also war auch hierdurch melanesischer Einfluß auf Polynesien nicht möglich, wenn auch an jenen neu eroberten Punkten sich manches melanesische Element unter den Eroberern erhalten mochte. — Auch was Hale (82) als Folge einer melanesischen Urbevölkerung in Mikronesien zu sehen glaubt, die strenge Scheidung der Stände in Ponapi u. dergl. ist allgemeine polynesische Sitte und keineswegs fremdem Einfluß zuzuschreiben.

Unser Resultat ist also, daß eine schwarze Urbevölkerung nirgend in Mikro- und Polynesien, melanesischer Einfluß aber nur da zu finden ist, wo beide Stämme in nächster Nähe an einander grenzen, also im Gebiet des Fidschiarchipels. Doch war hier die Einwirkung der Polynesier auf die Melanesier bei weitem bedeutender, als die der Melanesier auf jene. Einzelnheiten freilich in Körperbeschaffenheit und Lebenseinrichtungen, von welchen aus man hiergegen noch Einwände erheben kann und erhoben hat, werden wir noch an verschiedenen Stellen später besprechen, da sie hier minder verständlich sein und anderwärts uns fehlen würden.

So können wir denn jetzt zur Betrachtung jenes helleren Stammes der Südsee selbst übergehen. Er zerfällt in zwei große Abtheilungen, deren eine, welche bisher im Zusammenhang noch nicht erschöpfend geschildert ist, Mikronesien, deren andere das eigentliche Polynesien bewohnt. Wir beginnen mit

Mikroneſien.

Die nördlichſte hierher gehörige Gruppe ſind die Marianen. Denn die Boninſeln waren, als Beechey 1827 ſie für England in Beſitz nahm, trotz ihrer Fruchtbarkeit unbewohnt (Beechey II,, 576 f.) und ebenſo fand ſie Kittlitz (II, 165); doch 1830 haben ſich Hawaier von Oahu im Verein mit einigen Europäern verſchiedener Nationalität dort als Colonie niedergelaſſen (Journ. of the royal geogr. society, Bd. 24, 233). Die Marianen gehören gleichfalls hierher, jetzt aber faſt nur noch geographiſch, da nur noch die beiden ſüdlichſten Inſeln bewohnt ſind, auf denen eine Miſchbevölkerung von 4000 Seelen lebt, Spanier, Tagalen und vielleicht noch die letzten Reſte der Urbevölkerung, welche indeß ganz zu Tagalen umgebildet ſind (Chamiſſo 81). Früher aber war die Gruppe reichbevölkert, nach le Gobien (46) und Anſon (463) hatten die drei Inſeln Guam, Saypan und Tinian jede 30,000 Einwohner, und da die übrigen kleineren Inſeln in demſelben Verhältniß bevölkert waren, ſo muß man nach dieſen Angaben die Geſammtziffer der Bevölkerung etwa auf 100- bis 120,000 Seelen anſetzen. Obwohl nun manche Berichte noch höhere Zahlen, bis zu 300,000, anführen, ſo ſind doch auch andere wieder niedriger als die bei le Gobien. Nach den ſpaniſchen Archiven (Freycinet II, 327 f.) hatten die drei ſüdlichen Inſeln im Ganzen über 50,000 Einwohner, was nach Freycinet der die Zahl nach der Größe der Inſeln theilt, für Guam 35,000, für Saypan 11,000. für Rota 8000 und für Tinian 7000 Seelen ergibt; die Gani-Inſeln hatten 12,000 Einwohner, die ganze Gruppe nach dieſen Berichten alſo 73,000, was auf jede einzelne Quadratmeile 1325 Seelen beträgt. Die geringeren Angaben bei Chamiſſo 79, der ſich gleichfalls auf ſpaniſche Quellen ſtützt, beziehen ſich wohl immer auf die ſüdlichen Inſeln und treffen dann, wenn man noch die Volkszahl der Gani-Inſeln hinzufügt, mit Freycinets Zahlen zuſammen, welche letztere durchaus nicht übertrieben erſcheinen. Allein ſchon am Anfange des 18. Jahrhunderts waren die Eingebornen durch die ſpaniſche Eroberung, Chriſtianiſirung und Bedrückung faſt ganz vernichtet. Auch die Anſiedlung, welche 1809 einige Engländer mit gewaltſam entführten Hawaiern auf Tinian und Saypan machen wollten, ſowie eine friedliche Colonie von Amerikanern.

inſulanern, welche ſeit 1807 des Santelholzes wegen auf Agrigan beſtand, haben die Spanier aufgehoben (Chamiſſo 82 f., Freycinet II. 223; 225).

Die erſte wirklich von Völkern der gelben Raçe bewohnte Gruppe Mikroneſiens ſind heut zu Tage deshalb die Karolinen, 48 Gruppen mit 4—500 Inſeln (Behm, Peterm. 1859, 190), von denen nur einige kleinere Gruppen nicht, hingegen die großen verhältnißmäßig ſtark bevölkert ſind. Behm, der den bewohnbaren Flächenraum der ganzen Gruppe auf nur $17\frac{1}{2}$ Quadratmeile und doch immer noch höher angibt als Dana oder Mertens, welcher letztere ihr Gebiet nicht größer ſchätzt als St. Petersburg (99), Behm ſetzt die Bewohnerzahl auf etwa 9000 an; Gulick dagegen, welcher die Palaus mit ihren 2000 Einwohnern ſowie die Inſeln Sonſorol, Wull, Anna, Merir und Tobi (Nevill, Lord North), mit zu den Karolinen zählt, gibt ihnen 21,680 Seelen, und da ſeine Nachrichten auf genaueſter Sachkenntniß und eigenem Augenſchein beruhen, ſo iſt ihm natürlich voller Glauben beizumeſſen. Unbewohnt ſind nach ihm nur Ant (Frazer), Oraluk (Auguſtin, Bordelaiſe), Mokor, Pikelot, Pikela, Faiu und Farauleр. Auch die Pegangruppe (Freewill Carteret bei Schiller I, 388, David) gehört mit ihren drei Koralleninſeln: Pegan, Orello und Onata (Carterets Karte), welche alle drei von einem großen Riff umſchloſſen ſind, ſowohl ihrer Struktur als auch ihrer Bevölkerung nach hierher; wenigſtens zeigt dieſe letztere mit ihrer Kupferfarbe, ihrem langen ſchwarzen Haar, ihren guten Zähnen und der Reiſeluſt der Einwohner, deren einer die Engländer auf ihrer Fahrt begleitete, durchaus nichts Melaneſiſches, und das eine Wort, parram, Eiſen, welches Carteret (I, 388) aus ihrer Sprache anführt, finden wir auf den Karolinen wieder: auf Wolea heißt Eiſen parang (Chamiſſo 61), auf Satawal paran.

Oeſtlich von den Karolinen ſtoßen wir auf 2 den Marianen etwa parallele, von Nord nach Süden ſtreichende Inſelreihen, die Ralik- und Ratakkette, oder, wie man beide mit einem Namen benennt, Marſhalls Archipel. Ratak- und Ralikinſulaner haben faſt dieſelbe Sprache (Gulick 170; Chamiſſo 110; Vocabular von Mille Hale 432 f.; von Ebon, Turner 19 years Sprachtafel, von Ratak Cham. 55 f.), welche auch auf den weſtlich nach den Karolinen zu gelegenen ſolirten Inſelgruppen Eniwetok (Brown, 30 Einwohner, welche nach

Kittlitz 1, 350 ſich auf der eigentlich unbewohnten Gruppe nur vorübergehend aufhielten) und Ujilong (Providence, Arrecife, 1000 Einwohner) geſprochen wird (Gulick 359 f.). Der geſammte Archipel, deſſen beide Ketten aus je 15 Gruppen beſtehen, hat gegen 11,000 Einwohner (Gulick 358 f.); unbewohnt iſt in Ratak nur Kili (Hunter) und Ailinginae (Rimski Korſakoff), in Ratak Bikar Taongi und Erikub, denn die 5 Familien, welche Chamiſſo dort vorfand hielten ſich zu Gulicks Zeiten nicht mehr dort auf (Gulick a. a. O.; Chamiſſo 109; 122). — Geographiſch nah mit Marſhalls Archipel verbunden, deſſen ſüdliche Fortſetzung er bildet, iſt Gilberts Archipel, der gleichfalls, da Makin (Pitt) und Butaritari (Touching) zuſammengehören, aus 15 Atolls beſteht, aber viel reicher als Marſhalls Archipel bevölkert iſt. Die Einwohnerzahl beträgt nach Randalls genauen Forſchungen, auf welche geſtützt Gulick ſeine Angaben gemacht, an 50,000 Seelen. Sprachlich ſteht er zwiſchen Mikroneſien und Polyneſien (Gulick 411), wie denn auch ſtarke Einwanderungen von Samoa aus ſtattgefunden haben (Gulick 414; Hale 190). — Zu ihm ſind wohl noch zwei iſolirte Inſeln, welche in dem noch wenig durchforſchten Theil des ſtillen Oceans ſüdlich von den Karolinen liegen, zu rechnen: Banaba (Ocean) von Cheyne (74 f.) und Nawodo (Pleaſant) von Rojas (176) und Cheyne (76 f.) genauer beſchrieben. Simpſon (naut. mag 1844 und daher bei Cheyne 79) ſtellt die Bewohner von Banaba ihrem Aeußeren nach denen von Ponapi gleich, wozu auch der gleiche Name beider Inſeln ſtimmt. Allein nach anderen iſt das Aeußere dieſer Inſulaner gleich den Bewohnern des Gilbertsarchipel, zu welchen ſie auch ſprachlich gehören, wie auch die Inſeln in Flora und Fauna dieſem Archipel gleich ſind (Meinicke, Zeitſchr. n. F. 15, 385); daher ſie auch Gulick (358) zum Gilbertarchipel rechnet.

Sehen wir ſo im Oſten des Gebietes zwei Sprachcentren, ſo bilden die Karolinen ein drittes, deren Sprache (Gulick 170) mit der von Ratak und Ralik nahe verwandt iſt; daher wurden verſchlagene Karoliner, wie Chamiſſos Freund Kadu von Wolie ſtammend auf Ratak vollkommen verſtanden. So dürftig nun auch unſere Nachrichten über karoliniſche Sprachen ſind, ſo können wir doch durch genauere Betrachtung derſelben die Karolinen in verſchiedene kleine ſprachlich und alſo auch ethnologiſch näher zuſammenhörige Gruppen eintheilen, welche aufzuſtellen bei der großen Längenausdehnung des

Gebietes, die über 30° beträgt, nicht unwichtig ist. Schon Cantova (letters édif. XV. Sprengel Bd. 10) unterscheidet fünf „Provinzen" der Karolinen; doch sind ihm die östlichen Inseln des Gebiets unbekannt. Seine westlichste Provinz (bei ihm die 5te) umfaßt die Palaus und diese stehen nach den Wortsammlungen bei Keate, Hockin und Cheyne allerdings selbständig genug da. Zunächst nach Nordosten folgt Eap, dessen Sprache (Chamisso Wortverz.*) wieder ganz für sich steht und nur noch auf der nächstgelegenen Gruppe Ngoli (Cham. 103) die von Eap aus bevölkert ist (Cheyne 141) geredet wird. Doch war ihnen ein Eingeborener der Palaus verständlich (Cheyne 146). Beide Gruppen, letztere unter dem Namen Lamoliork stellt auch Cantova zu einer abgeschlossenen Provinz, zur 4ten zusammen; wir zählen sie als 2ten Bezirk. Gleichfalls in nordöstlicher Richtung schließt sich Cantovas 3te Provinz an, die auch wir als 3ten Bezirk zählen; sie umfaßt Ulithi (bei Cantova Egoi oder Lumul-ulutu) und Fais, obwohl Cheyne die Sprache dieser letzteren Insel mit der von Eap zusammenstellt (140) und Kittlitz 2, 417 ihre Bewohner denen von Wolie gleich nennt, sowie die kleine Gruppe Sorol (Zaraol Cantova, Phillippsinseln Hunter 1791 p. 152), welche nach den sagenhaften einheimischen Berichten Kadus von Ulithi (Mogemug) aus bevölkert waren. Diese Gruppe, welche zu Chamissos Zeiten fast menschenleer war (Cham. 104), erwähnt Gulick gar nicht, wie er denn von den 48 Karolinengruppen (170) nur 43 (358 f.) mit Namen aufführt. Sprachproben haben wir so gut wie keine; doch beweisen die paar Worte schon, welche Chamisso aus der Sprache von Fais zu seinem Verzeichniß von Wolie hinzufügt, eine gewisse Selbstständigkeit wenigstens dieser Insel: und da zu Cantovas Bericht noch Kadus Ueberlieferungen hinzukommen, müssen wir diese 3te Provinz fürs erste gelten lassen. Möglich, daß genauere sprachliche Durchforschung dieses Gebietes etwas andere Resultate gibt. — Der geographischen Lage nach wird man geneigt sein, die kleinen westlichsten Inseln der Karolinen, Tobi, Merir, Anna, Sonsorol zu den Palaus zu stellen und also zu unserem ersten Bezirk zu rechnen. Allein

*) Auch Cheyne giebt ein solches von Eap, das zu Chamisso nur zum Theil stimmt. Vielleicht hat die Insel, welche nach Kadu (Cham. 103) in 46 Bezirke zerfiel, selbst verschiedene Mundarten. Doch ist Cheyne auch in seinen melanesischen Wörterverzeichnissen sehr ungenau.

Chamiſſo bemerkt ausdrücklich (104), daß alle dieſe Eilande ſprachlich zu Cantovas zweiter Provinz gehören, welche die Gruppen Wolie Eauripik, Iſalik, Faraulep, Olimarao, Elato, Lamotrek, Satawal und einige kleinen Gruppen umfaßt und in welcher überall die Sprache von Wolie herrſcht. Dieſe Angabe beſtätigt ſich nach unſeren Wortverzeichniſſen; denn was Pickering (nach Horaz Holden) und Hale von Tobiwörtern geben, ſtimmt ziemlich genau zu dem, was wir von dem Sprachſchatz der Inſel Satawal durch Gaimard (bei D'Urville a, Philol. 2, 182) und von dem der Inſel Wolie durch Chamiſſo wiſſen, obwohl jede dieſer Inſeln wieder ſcharf begrenzte wunderliche Abweichungen zeigen. Es ſcheint alſo, daß z. B. Tobi ſeine Bewohner irgendwie aus jenen freilich etwas entlegenen Gegenden, wo wir die genannten Inſeln finden, erhalten hat; daß dieſe Bewohner dann, in längeren Jahren der Iſolirung, ihre Sprache mundartlich weiter bildeten. Auch die Pegangruppe rechnen wir, freilich nur auf jenes eine ſchon erwähnte Wort geſtützt, hierher. Zählen wir dieſe Inſeln als vierten Bezirk, ſo iſt die Hauptinſel des fünften Truk, welches Cantova zu ſeiner erſten Provinz zählte und das nach Torres (Chamiſſo 100) eine eigene Sprache hat. Nach Cantova gehört auch Poloat und Suk hierher, während Kadu (Cham. 100) behauptet, auf letzteren beiden Inſeln redete man die Sprache von Wolie. Da aber die wenigen Sprachproben von Poloat (Buluath) bei Chamiſſo ſich von der Sprache von Wolie nicht unweſentlich unterſcheiden, und da Kadu, wie wir gleich ſehen, den Sprachbezirk von Wolie auch auf ſolche Inſeln ausdehnt, welche ihm entſchieden nicht angehören, ſo rechnen wir jene beiden Inſeln zum fünften Bezirk, zu Truk, wohin gleichfalls Morileu, Namolipiafane, Faiu, Namonuito und Tamatam (Fanadik) gehören. Die weiter nach Oſten gelegenen Karolinen hat Cantova nicht gekannt: Kadu aber behauptet (Cham. 100) daß die Inſeln Savonnemuſch und Nugor, die öſtlich von Truk liegen, jede eine eigene Sprache hätten, obwohl er ſelbſt nie dort war. Mögen wir nun unter Nugor Nukuor oder Lukunor denken, jedenfalls werden wir in die Gegend der Mortlockinſeln verwieſen und thun wohl nicht unrecht, ſie als den Mittelpunkt eines ſechſten Bezirkes hinzuſtellen, der dann alſo außer Lukunor (Mortlock) Sotoan, Etal, Nuguor und Namoluk umfaßt. Auch Kittlitz (2, 80) ſagt, daß die Sprache dieſer Inſeln eine ſelbſtändige ſei. — Die öſtlichſten Karolinen ſind

noch übrig, welche wir zusammenfassen zum 7. Bezirk. Cantova kennt aus dieser Gegend nur den Namen Falupet, der so wie Kadus Fanopé (Cham. 100) gewiß nichts anderes ist als Ponapi (Banaba, Bornabi, Funopet, Puinipet). Letzteres, zu dem Ant, und einige andere Inselgruppen gehören, schließt sich nach Kittlitz in Beziehung auf Sprache und Sitte näher an Kusaie (2, 71) an, so daß wir auch diese Insel hierher ziehn, obwohl freilich das Wortverzeichniß, welches Cheyne von Ponapi gibt, so gut wie gar nicht zu dem von Kusaie stimmt. Aber Cheyne, der um Santelholz und Trepang für den chinesischen Markt zu holen diese Inseln besuchte, hatte nicht die wissenschaftliche Bildung, die ihn fähig machte, sprachliche Beobachtungen anzustellen; und deshalb folgen wir Kittlitz. Cheynes Buch, obwohl in mancher Beziehung sehr wichtig, will doch mit einer gewissen Vorsicht benutzt sein.

Alle diese verschiedenen Sprachen der Karolinen sind natürlich nur mehr oder minder verschiedene Dialekte, denn Kadu z. B. verkehrte mit Bewohnern von Truk (Chamisso 100), sang Lieder in der Sprache von Fais (ebds. 95) und nannte die von Ponapi, allerdings vielleicht ohne sie zu kennen, seiner heimathlichen Sprache gleich. Indeß sind die Sprachen des Marshallarchipel und der Gilbertinseln nicht weiter von den Karolinischen Sprachen unterschieden als unter sich, wie denn auch Kadu die Rataker verstand und von ihnen verstanden wurde. Auch Lütke 2, 350 sagt, daß von Lukunor bis Ulithi, also fast durch alle Karolinen, nur eine Stammsprache herrscht. Dabei aber ist es höchst merkwürdig, daß alle Wortsammlungen, welche wir aus Mikronesien haben, wenn sie sich nicht auf ein und denselben Dialect beziehen, wie z. B. Sprachproben von Mille und Ebon, die beide zum Marshallarchipel gehören, so weit auseinandergehen, daß ein Verständniß der verschiedenen Inselgruppen untereinander fast unmöglich scheint. Mag auch das viele Hin- und Herfahren der Eingeborenen von einer Insel zur anderen manches erklären, so scheint es doch, daß der Sprachschatz jedes einzelnen jener Dialekte viel größer ist, als es im gewöhnlichen Verkehr erscheint, wie auch wir Hochdeutsche ohne große Mühe plattdeutsche oder strenghochdeutsche Mundarten verstehen, ohne die dort gebräuchlichen Worte in unserer Verkehrsprache zu haben. Genauere Kenntniß der mikronesischen Sprachen, für die bis jetzt gar kein Material vorliegt, wird noch manche genauere Aufklärung bringen.

Auf Guaham verſtand man die Karoliner nicht, da die Sprache der Marianer, die jetzt ausgeſtorben iſt, mit dem Tagaliſchen nähere Verwandtſchaft hatte (Chamiſſo 43 nach Fra Juan de la Concepcion; Strobach, einer der erſten Miſſionäre auf den Marianen, Sanvitores Zeitgenoſſe, neuer Weltbott I, 9; le Gob.; Müllerling. Th. der Nov. Reiſe 287). Uebrigens hatten die Marianen, ja wohl Guaham ſelbſt (Freycinet II, 377), wieder verſchiedene Mundarten, daher die Wortverzeichniſſe bei Marsden (nach Hervas), Chamiſſo, Freycinet (I, 199 f. 261, 372 u. a.) Abweichungen haben, welche nicht auf verſchiedener Wiedergabe eines und desſelben Wortes beruhen.

Aus allem Vorſtehenden ergeben ſich nun für die ethnologiſchen Verhältniſſe Mikroneſiens folgende Reſultate. — Die Mikroneſier zerfallen in zwei große Stämme, in einen öſtlichen, welcher die Karolinen Ratak-, Ralik- und Gilbertinſeln umfaßt, und in einen weſtlichen, der von den Bewohnern der Marianen gebildet wird. Letzterer iſt höher entwickelt als erſterer, woran wohl außer der natürlichen Beſchaffenheit ſeiner Wohnſitze auch die Nähe der Philippinen, vielleicht ſpätere Einwanderung Antheil hat. Beide Stämme aber muß man, den Uebereinſtimmungen in Sitte, Glauben u. ſ. w. zu Folge von gemeinſchaftlichem Ausgangspunkt gekommen denken, und zwar ſcheint die Gegend der Molukken das Thor geweſen zu ſein, durch welches wie die Polyneſier ſo auch die Mikroneſier in den Ocean einſtrömten.

Zunächſt breiteten ſich die Einwanderer über die Karolinen und den Marſhallarchipel aus, in welchem letzteren ſie bei faſt gänzlicher Abgeſchiedenheit ihr urſprüngliches Weſen in größerer Einfachheit und Reinheit bewahrten. So haben ſich hier manche Wortſtämme erhalten, welche ſich in anderen Gegenden, und nicht nur in Mikroneſien ſondern auch in Polyneſien nur noch als Eigennamen finden. Es ſind dies meiſt ganz allgemeine Begriffe, — lep — lib — lab — ib — pi groß, rek rik trek klein, muku luku Ort, Inſel, fanan farau pona bana Land u. ſ. w., daher es ein Irrthum von Hale iſt (82 Anm.), wenn er glaubt, man könne aus dieſen Namen Aufſchlüſſe über die Wanderungen der ozeaniſchen Stämme entnehmen.

Der Gilbertarchipel iſt ſpäter, und zwar von den Karolinen aus bevölkert, wenigſtens nach den Ueberlieferungen der Eingebornen, welchen gänzlich zu mißtrauen wir keinen Grund haben. Hale (und ähnlich auch Wilkes) erzählt nämlich (187 f.) nach dem Bericht

eines Engländers Kirby, der drei Jahre auf Kuria gelebt hatte, eine Sage der Eingeborenen, nach welcher die erſten Anſiedler der Gilbertinſeln in zwei Booten von Bánab gekommen ſeien, und zwar in Folge eines in ihrer Heimath wüthenden Bürgerkrieges. Dies Bánab lag, wie auf Makin ausdrücklich erzählt wurde (Hale 187), nach Nordweſten zu, und kann nichts anderes ſein, als Ponapi, deſſen Sprache, wie Hale (199) an einigen beſonders ſchlagenden Fällen nachweiſt, ſehr genaue Berührungen mit der Sprache der Gilbertinſeln hat. Kurz aber nach der Niederlaſſung dieſer Anſiedler von Bánab kamen, ſo heißt es weiter, gleichfalls in zwei Booten, Leute von Süden aus dem Lande Amoi, ſchöner, heller, mit anderer Sprache, als jene Einwandrer von Norden her, mit denen ſie erſt friedlich lebten, ſpäter aber wegen der Weiber in Streit geriethen, in welchem ſie beſiegt und erſchlagen wurden. Die von Amoi hatten die Brodfrucht, die von Bánab den Taro mitgebracht. Dieſelbe Ueberlieferung fand auch Gulick vor und erfuhr noch überdieß vom Capitän Randall, wohl dem genaueſten Kenner des Gilbertarchipels, in welchem er ſich mehrere Jahre aufgehalten, daß die Häuptlingsfamilie von Apamama vor vierzehn Generationen aus Tamoa gekommen ſein will (Gulick 415). Da nun die Sprachen des Gilbertarchipels kein s haben, ſo iſt jenes Amoi oder Tamoa wohl nichts anderes, als Samoa, und wirklich fand Hale (189) ſehr viel Aehnlichkeiten zwiſchen der ſamoaniſchen Sprache und dem Tarawa. Wir haben alſo in den Gilbertinſulanern eine Miſchung von Mikro- und Polyneſiern die vor noch nicht allzulanger Zeit, d. h. aber doch vor mindeſtens 400 bis 500 Jahren, wenn wir die vierzehn Generationen wörtlich nehmen, wahrſcheinlich aber noch früher entſtand, da jene Zeitbeſtimmung nur der ſagenhafte Ausdruck für einen großen und nicht mehr genau zu beſtimmenden Zeitraum iſt. So kann man ſie, aber nur in dieſem äußerlichen Sinne, als Bindeglied zwiſchen Mikro- und Polyneſien anſehen, ähnlich wie die Fidſchiinſulaner eine vermittelnde Stellung einnehmen zwiſchen Mela- und Polyneſien. Aus dieſer Miſchung iſt auch vielleicht die dunklere Farbe der Gilbertinſulaner zu erklären, da die Polyneſier im Allgemeinen und namentlich die Samoaner dunkler ſind als die Mikroneſier; daher erklärt es ſich auch wohl, wie Poulding bei Hale 88 dazu kommt, die Bewohner von Mili, alſo die Rataker, für eine von den Gilbertinſulanern verſchiedene Race zu erklären.

So haben wir denn vier Centren mikroneſiſcher Entwickelung zu betrachten. Zuerſt die alten Marianer vor der Unterjochung durch Spanier; dann die Karoliner, die, wenn auch mannigfach getrennt, doch ziemlich auf gleicher Stufe ſtehen; drittens den Marſhallarchipel, der durch ſeine größere Abgeſchiedenheit ein eigenthümliches Gepräge bewahrt hat; und endlich die Gilbertinſeln, wo die mikroneſiſche Bevölkerung durch polyneſiſche Einmiſchung eine andere Geſtalt angenommen hat. Nun meint zwar Hale (71), eine allgemeingültige Schilderung Mikroneſiens ſei bei der großen Völkermiſchung des Gebietes unmöglich, auch Gulick hat die einzelnen Diſtricte einzeln geſchildert und eine alles umfaſſende wiſſenſchaftliche Darſtellung Mikroneſiens exiſtirt unſeres Wiſſens noch nicht. Ueberhaupt iſt dieſer Theil Oceaniens bisher noch nicht zu ſeinem Recht gekommen. Wie die Quellen gerade über dies Gebiet auffallend ſpärlich fließen, wie es nautiſch und geographiſch zu den unbekannteſten des ganzen ſtillen Meeres gehört, ſo hat man auch ethnologiſch Mikroneſien immer nur als Anhang an Polyneſien behandelt, obwohl ſeine Bevölkerung als ſelbſtſtändiger Theil des großen malaiiſchen Stammes eine ſelbſtſtändige Behandlung fordern kann und muß, wenn alle ihre Eigenheiten ins richtige Licht treten ſollen. Wenn wir nun eine ſolche verſuchen, ſo hoffen wir trotz unſeres verhältnißmäßig geringen Materiales und trotz jener mannigfachen Verſchiedenheiten, welche denn doch nur individuelle Aeußerungen derſelben Anlage ſind, ein Bild geben zu können, welches die weſentlichen Züge Mikroneſiens widergibt; wir hoffen ferner auch das zu erreichen, was Hale S. 70 verlangt, nämlich durch genaue Betrachtung der Sprache, Naturanlage, Sitte, Ueberlieferung u. ſ. w. klareren Einblick zu erlangen über den Urſprung, das heißt denn doch über die ethnographiſche Stellung der Mikroneſier.

Die Marianer nannten ſich ſelbſt nach Magelhaens Bericht (Pigaf.) Chamorri, welches Wort nach Freycinet 2, 276 nur durch einen Irrthum zum Eigennamen geworden ſein ſoll: es ſei wohl entſtanden aus dem Ruf der ſeefahrenden Eingeborenen: ϑamo-ulin*) „brauch nicht mehr das Ruder.“ Doch ſchwankt Freycinet ſelbſt und gibt 277 eine

*) Das ϑ iſt nach Lepsius stand. alphab. gewählt zur Bezeichnung des tch, welches Freycinet, oder des tj, welches Chamiſſo (42) anwendet. Auch Hale ſchreibt ϑ.

andere Etymologie des Wortes aus spanisch chamorro „kurz geschoren." Allein beides ist falsch. Der Name bezeichnete nur die vornehmen Marianer, nur die, welche wirklich frei und selbständig waren, den Adel der Nation; und ebenso finden wir es wieder auf den Karolinen, wo z. B. tamōn, tamor oder tamol als Name der Vornehmen auf Wolie und einigen andern Inseln geläufig sind. Ganz dasselbe Wort treffen wir in Polynesien, zunächst auf der kleinen Insel Rotuma, von der sich bei Hale ein kurzes Vokabular findet. ʻamuri bezeichnet daselbst einen Mann von niederem Rang, einen Mann aus dem Volke. Das Wort ist zusammengesetzt aus rotum. ʻa Mann (bei Marsden ta), welches sich auch in den meisten übrigen malaiopolynesischen Sprachen findet, tagal. tavo, marian. tau-ta, in allen polynes. Dialecten ta-ne oder erweitert tangata, taata, kanaka u. s. w., und aus rot. mūri, welches Hale als nur in dieser Zusammensetzung vorkommend, welche gemeiner Mann, Mann der niederen Kaste, bedeutet, nicht weiter erklärt. Das mūri, karol. -mōr -mōn -mōl wird nicht verschieden sein vom polynes. maóri (Neuseel. Tahiti), maóni maoi (Samoa), moóni (Tonga), maolí (Hawaii), maoi (Nukuhiva, Mangareva), mari (Rarotonga) „wahr eingeboren ächt einzig nur" (Hale s. o.), welche Worte auch im Polynesischen den eingeborenen Namen des ganzen Stammes bilden, aber nie allein, sondern stets mit tangata verknüpft (Schirren 48 Note). So haben wir auch im marian. chamorri, chamoru nichts anderes zu sehen als ʻa-moru, den eingeborenen Mann, wie die karolinischen Formen und rotumanisch ʻa-múri dasselbe bezeichnet. Da nun der Adel dieser Länder die allein freien, die allein wahren Menschen waren, so kann es nicht wundern, wenn man ihn vorzugsweise ʻa-moru eingeboren, autochthon, nannte und so beschränkte sich in Mikronesien dieser Name, welcher eigentlich dem ganzen Volke gehörte, auf die Vornehmen. In Polynesien erhielt er sich entweder fürs ganze Volk, oder wurde, wie in Rotuma, auf den niederen Stand eingeschränkt. Auf keinen Fall aber dürfen wir annehmen, daß durch diese Bezeichnung irgend wie die Annahme einer melanesischen Einwanderung oder Urbevölkerung unterstützt werde; ʻamuri, tangata maori heißt Autochthone, Einheimischer, wie ähnliche Namen auch bei europäischen Völkern geläufig sind und wird, wenn es zum Unterschied von andern Völkern angewandt wird, höchstens nur im Gegensatz zu den gleichfalls polynesischen Bewohnern des

übrigen Archipels gebraucht; jeder betrachtete sich auf seiner Insel als ursprünglich zu Haus. Sicher gehört auch der Name der More-ore, der Bewohner der Warekauriinseln, so wie noch manches einzelne mikronesische hierher, dessen weitere Verfolgung uns zu weit führen würde.

Diese Chamorris nun hatten nach Garcia de Loaisa, welcher die Inseln 1526 besuchte, langes Haar und vollen Bart (Navarrete V, 49). Das Haar war schwarz und schlicht und fiel den Weibern bis auf den Gürtel (Pigaf. 60). Daß sie den Bisayas sehr ähnlich gesehen sagt Fra Juan de la Conception bei Chamisso 43 und hierzu stimmt auch Pigafettas Angabe, der die Marianer ganz wie die Tagalen schildert, olivenbraun die Männer, die Weiber lichter, auch zierlicher und schlanker als die großen und starken, aber wohl proportionirten und schönen Männer (60, 70). Bei der Geburt (Pig. 70) waren die Kinder weiß, wie dies bei farbigen Völkern immer der Fall ist. Auch der Jesuit le Gobien, der sein 1701 erschienenes Buch nach den Memoiren der auf den Marianen seit 20 Jahren wirkenden Missionäre, nach Briefen von ihnen und offiziellen Missionsberichten schrieb und der zwar deshalb mit Vorsicht benutzt werden muß, aber dennoch für vieles unsere Hauptquelle ist, auch le Gobien schildert (45 f.) die Marianer den Tagalen an Gesichtszügen, Sprache und Farbe ganz gleich, nur daß sie etwas heller seien als die letzteren, auch er nennt sie groß und schön gewachsen und größer und kräftiger als die meisten Europäer. Die Insel Rota war namentlich durch die Schönheit ihrer Einwohner berühmt (Freycinet 2, 227). Trotz dieses hohen, ja wie Careri (1695) sagt riesenhaften und derben Wuchses, trotz einer Neigung zum Fettwerden (Noort 1599; allg. Hist. d. Reisen XI, 368) — namentlich der Bauch war dick und trat oft stark hervor (Freyc. a. a. O. le Gobien 47), eine Erscheinung, welche wohl in der meist vegetabilischen Nahrung der Insulaner ihren Grund hatte — waren sie körperlich geschickt, leicht beweglich und oft von erstaunlicher Muskelkraft (Careri 5, 298). Wie alle Polynesier zeichneten sie sich aus als tüchtige Schwimmer und Taucher; doch waren sie als Fußgänger nicht minder kräftig. Diese Vorzüge der körperlichen Bildung gehörten indeß vorzüglich dem Adel an; das geringe Volk war schwächer, kleiner, minder schön (Freycin. 2, 277).

Finden wir in dieser Beschreibung mancherlei, wodurch die

Marianer den Tagalen nahe rücken, so gehören sie doch auch schon dem Aeußeren nach näher zu den Polynesiern; ja Dampier (Crawfurd a 268) nennt sie den Bewohnern der Philippinen wenig ähnlich. Letztere haben meist platte, die Marianer ziemlich hohe Nasen. Doch ist nicht zu läugnen, daß sie den Völkern Malaisiens von allen Oceaniern am nächsten stehen; sie nehmen eine vermittelnde Stellung zwischen beiden ein, trotzdem sie den östlichen Völkern näher angehören.

Auch heute noch, obgleich die alte Bevölkerung zum Theil vernichtet, zum Theil so stark mit Tagalen und anderen Malaiopolynesiern versetzt ist, daß sie mit ihrer Sprache jegliche alte nationale Eigenthümlichkeit verloren zu haben scheint, nehmen die Bewohner der Marianen eine vermittelnde Stellung ein zwischen den Malaien und den Polynesiern (Virgin 2, 113). Während nun Kittlitz (2, 138) in ihrer Nationalphysiognomie nur den allgemein malaiischen Grundtypus als feststehend erkannte, nennt sie Gulick den Bewohnern der westlichen Karolinen ähnlich (N. M. 171). Diese Aehnlichkeit kann indeß nicht auf der Einwanderung oder dem Verkehr dieser Karoliner mit den Marianen beruhen; denn wenn auch beides stattgefunden hat (Freycin. 2, 277) und stattfindet, so ist es doch viel zu geringfügig, als daß es die Physiognomie der Bevölkerung hätte umändern können. Uebrigens ist dieselbe heut zu Tage häßlich genug: schlichtes schwarzes Haar, grobe Backenknochen, dicke Lippen und Nasenflügel, plumpe und zu kurze Beine, dicke Gliedmaßen und sehr dunkle Haut schreiben ihnen Quoy und Gaimard (D'Urville a Zoologie 28) und Virgin zu, welcher die Weiber ganz besonders häßlich nennt. Häufig ist (nach Quoy und Gaimard) ihr innerer Augenwinkel schief gezogen, jedoch ohne daß die Lider wie bei den Chinesen angeschwollen sind. Dasselbe berichtet le Gobien (45) von den alten Marianen und wenn er eine Einmischung von Japan aus für nicht unmöglich hält, so muß zugestanden werden, daß Japanesen allerdings nicht allzu selten sei es freiwillig sei es von Stürmen verschlagen nach den Marianen gekommen sind; allein man darf auch ihren Einfluß wohl kaum für so mächtig halten, daß er die physische Natur des Volkes umgeändert habe; und dazu kommt, daß schiefe Augen auch sonst in Mikro- und Polynesien, aber auch bei anderen Völkern gar nicht so selten erwähnt werden.

Schwieriger ist es, sich von den Bewohnern der Karolinen ein

Geſammtbild zu machen, da die einzelnen Gegenden dieſes ausgedehnten Gebietes mannigfach von einander abweichen. Mertens der mit Lütke und Kittlitz reiſte, ſchildert (recueil des actes de l'acad. de St. Petersbourg 1829, 109) die Karoliner im allgemeinen als mittelgroß und darüber, eher hager als fett, mit hoher fliehender Stirn, eingedrückten Schläfen, ſchön geſchnittenen Augen mit guten Brauen, platter, im ganzen jedoch wohlgebauter Naſe, ziemlich großem Mund, dicken Lippen, wenig hervorſtehenden Backenknochen, vorſtehendem Kinn und nur bisweilen ſtarkem Bart. Sie ſind etwas minder ſchlank und nicht ſo zierlich gewachſen als die Polyneſier im engeren Sinne, meiſt auch dunkler als dieſe, kaſtanien- oder olivenbraun, was Quoy und Gaimard (D'Urville Zoolog. a, 26) durch das heiße Klima ihrer Inſeln und deren geringere Erhebung über den Ocean verurſacht glauben. Darin aber ſind ſie wieder ganz den Polyneſiern ähnlich, daß auch bei ihnen die Vornehmen größer und ſchöner ſind als das Volk, welches Leſſon geradezu häßlich und unter mittelgroß nennt. Specialiſiren wir nun dies allgemeine Bild. Padilla (1710; Coreal voy. 2, 293; Gomara 300; Clain im 15. Bd. der lettres édif.) nennt die Bewohner der weſtlichſten Karolinen olivenbraun oder noch dunkler und faſt kraushaarig. Die Bewohner der Palaus ſind dunkel kupferbraun, mittelgroß, gut gewachſen, von tüchtiger Musculatur; ſie haben langes ſchwarzes Haar, aber nur ſelten vollen Bart, da ſie die keimenden Barthaare ſofort mit der Wurzel ausrupfen (Keate 36). Ihre Augen ſind ſeltſam röthlich, wie mit Blut unterlaufen (Pickering 219) und häufig ſchief (Roquemaurel bei d'Urville b, V, 342). Krauſe Haare, ſtarke Bärte, hellere oder auch ſehr dunkele Farbe (Clain bei Sprengel 10, 206) finden ſich in jenen Gegenden gleichfalls (Cantova 1722, bei Sprengel 10 214), ſo z. B. ſind die Bewohner der kleinen Inſel Tobi licht kupferfarbig, nicht dunkler, wie die Spanier von Manila, während ſie ſonſt mit ihren breiten platten Naſen, den ſtarken Backenknochen ganz den Bewohnern der Palaus gleichen, nur daß ſie beſſere Zähne haben, da ſie keinen Betel kauen wie jene. Körper- und Barthaare reißen ſie aus und zwangen auch die gefangenen Engländer ein gleiches zu thun (Horaz Holden bei Pickering 224. 230). Auch die Bewohner von Pegan, welche Meares 1, 126 den Sandwichinſulanern ähnlich fand, zeichneten ſich, als ſie Carteret (1, 388) entdeckte, d

ſchöne Zähne und angenehme Geſichtszüge aus; ſie waren ſtark, behend und hurtig. Die Bewohner von Cap ſind von lichter, hellkupferfarbiger Haut, ſchön gewachſen und kraushaarig; manche Weiber ſind ganz beſonders hell und hübſch (D'Urville a, V 391; Roquemaurel bei demſ. b, V, 341; Cheyne 143—4). Zwar gibt es auf der Inſel, wenigſtens nach Kadu's Bericht bei Chamiſſo 126 einen Diſtrict mit auffallend kleinem Menſchenſchlag; allein da ſich in demſelben auch ganz beſonders viele und auffallende Mißgeburten, welche ſonſt im ganzen Gebiete ſelten ſind, finden, ſo haben wir es ſicherlich hier nur mit einer ungeſunden Gegend zu thun und nicht an ſtammfremde Elemente zu denken. Während die Eingeborenen von Ulithi (Lütke 2, 310) ſich durch aufgeſtülpte Naſen und dicke Lippen in etwas von dem allgemeinen Typus der Karolinen entfernen, dem ſie in allen übrigen Stücken gleichkommen (Kittlitz 2, 417), repräſentiren die Bewohner der Centralgegenden des Archipels, die von Wolie, Satawal, Tamatam u. ſ. w., welche von angenehmen Geſichtszügen, hoher Stirn, theils ſchlicht, theils kraushaarig und olivenſchwarz bis kupferroth ſind (Freycinet 2, 93), dieſen Typus ohne hervorſtechende Abweichungen. Dagegen haben die Eingeborenen von Truk eine kleine, bisweilen runde Stirn, ſchiefe Augen, plattes Geſicht mit wenig vorſpringender Naſe (Desgraz bei D'Urville b, V, 312), die auch, bei dünneren Lippen, minder breit iſt; ihr Haar iſt meiſt ſchlicht (Lütke 2, 95). Die Bewohner von Lukunor ſind kaſtanienbraun, mittelgroß, aber ſtark; ſie haben ein plattes Geſicht und eine an der Wurzel eingedrückte, an den Flügeln aufgeworfene Naſe, einen dünnen, bisweilen aber langen Bart (Lütke 2, 66). Die Senjawininſulaner (die kleinen Inſeln um Ponapi) ſind nach Lütke (2, 25) papuaähnlicher; er ſchreibt ihnen eine platte und breite Naſe, breites Geſicht, dicke Lippen, große vorſtehende Augen und eine kaſtanien- oder olivenbraune Farbe zu. Doch ſind ſie heller als die Kuſaier, denen die Bewohner von Etal, Lukunor und Sotoan ähnlich ſehen (Kittlitz 2, 70) und manche haben langes lockiges Haar (eb.), ſo daß auch hier an wirklich melaneſiſche Elemente nicht zu denken iſt. — Sehr viel reichlicher fließen die Quellen über die beiden Inſeln der Karolinen, welche am häufigſten beſucht werden, über Ponapi und Kuſaie. Die Bevölkerung der erſten Inſel iſt nach Rojas 184 kupferbraun, die Weiber jedoch viel heller, oft von kaukaſiſcher Phyſiognomie; indeß

ſah Rojas einen Häuptling, der mit ſeiner ganzen Familie chineſiſch ausſah, welches Ausſehen wohl nur durch ſchiefſtehende Augen hervorgerufen wurde, wie ſie auch Virgin daſelbſt beobachtete (2, 101). Auch Gulick (177 f.) hebt ihr Aeußeres hervor, nicht ſelten findet man bei ihnen eine hohe Stirn, die meiſt gut entwickelt, nicht zurückflieht, zartgezeichnete Augenbrauen, lange ſchlanke Adlernaſe, dünne feingeſchnittene Lippen und ein wohlgeformtes Kinn. Die Augen ſind ſchwarz und durchdringend, die Haare pechſchwarz und leicht gekräuſelt, bisweilen ſehr kraus. Ihr Geſicht iſt oft nur wenig breiter als das der Europäer, die Ohren klein, die Zähne vollkommen gut. Die Mehrzahl allerdings hat, wie auch Gulick angibt, niedrigere und plumpere Naſen, als die Europäer, dicke Lippen und breiten Mund (Novara 2, 416). Ihre Figur iſt nur mittelgroß (5′ 8″ iſt Durchſchnittsmaß für die Männer, Novara a. a. O.), da ſie verhältnißmäßig kurze Beine haben. Gulick nennt ſie kupfer- bis olivenbraun, Virgin (2, 101) dunkelrothbraun, wie die Bewohner von Nive. Allein der letzteren Behauptung widerſprechen die Abbildungen bei Virgin ſelbſt, welche den Ponapiten bedeutend heller als die Eingeborenen von Nive und nur gelbbraun darſtellen. Die Häuptlinge ſind, weil ſie mehr Schutz vor Wetter u. dergl., ſo wie überhaupt ein beſſeres Leben haben, im Allgemeinen von hellerer Farbe als das Volk (Novara 2, 416). Auf ihre Schönheit ſind dieſe Inſulaner ſtolz und nach Gulick, der doch ſonſt ein ſtrenges Urtheil hat, mit Recht, ihre Weiber ſind oft von überraſchender Anmuth und ihre Kinder bisweilen äußerſt reizend. Ebenfalls ziemlich hellgefärbt ſind die Bewohner von Pingelap und Mokil (Cheyne 92 f.), ſo wie die Kuſaier, obwohl es auch unter ihnen dunklere Individuen mit gröberem Haare gibt. Kittlitz nennt ſie geradezu dunkel kupferbraun (1, 351), welches wohl etwas zu allgemein behauptet iſt. Denn ſonſt iſt das Haar zart, der Wuchs klein und zierlich, auch hier die Augen leicht ſchiefſtehend, wie eingeſunken (Gulick 238) und die Weiber beſonders hell (Lütke 1, 352) und trotz ihrer ſtets hängenden ſpitzen Brüſte nicht ohne Anmuth, klein, mit ſchwarzen Augen, ſehr guten Zähnen und minder dicken Lippen als die Männer (Kittlitz 2, 3). Doch iſt, trotz ihrer Kleinheit und Magerkeit und trotz einer faſt unglaublichen Biegſamkeit der Glieder ihre Muskelkraft bedeutend (eb. 354). Ihr Bart iſt dünn und wird meiſt ausgeriſſen.

Kittlitz ſowohl (2, 10) wie Virgin (a. a. O.) ſtellen dieſe Mikroneſier zwiſchen Polyneſier nnd Malaien, und gewiß mit Recht; und gewiß mit Recht weiſt der Erſtere Leſſon's Anſicht einer mongoliſchen Einmiſchung als vollkommen grundlos zurück. Nachdem wir aber ſo die einzelnen Inſeln durchwandert haben, werden wir wohl Arago beiſtimmen müſſen, wenn er (2, 30) ſagt, daß Phyſiognomie und Hautfarbe auf den Karolinen ſehr verſchieden ſei; wir werden ferner Hales ſchon vorhin erwähnten Ausſpruch, in Mikroneſien herrſche eine Völkerverſchiedenheit wie im römiſchen Reich, zwar ſeiner Veranlaſſung nach begreifen, zugleich aber auch auf ſein richtiges Maß znrückführen können.

Saavedra (1526 und 1529) war wohl der erſte Europäer, wenigſtens von dem wir Kunde haben, welcher den Marſhallarchipel beſuchte; ihm folgte Juan Gaetan 1542. Saavedra ſchildert die Bewohner ſeiner Inſeln der Könige (1526), der Bärtigen (1529) oder der Gemalten (los Pintados), der heutigen Ralikkette (Gulick 298), als dunkelfarbig, mit ſtarken Bärten, von wilder Gemüthsart, die der Garteninſeln, welchen Namen Gaetan gab, des heutigen Ratak als hell und freundlich. Chamiſſo dagegen (87) und ebenſo Gulick (302), welche in neuerer und neueſter Zeit am genaueſten und zuverläſſigſten über dieſe Inſeln berichtet haben, nennen Beide die Bewohner beider Inſelreihen dunkler als die Karoliner, ſo daß wir ſie zu den dunkelſten Bewohnern der Südſee zu zählen haben. Das Haar iſt ſchwarz, ſchlicht, hinten in einen Knoten gebunden, bei Kindern dagegen frei hängend und lockig; die Bärte ſind lang, aber nicht dicht. Ihr Wuchs iſt hager, und ihre Farbe erſcheint in der Ferne durch ſehr reichliches Tattuiren faſt ſchwarz (Kotzebue 2, 46. 39), Die Stirn iſt hoch gewölbt, die Naſe gebogen, die Augen, welche nach Meinicke (Zeitſchr. f. allg. Erdk. n. F. 10. B. 396) bisweilen ſchwarz ſind, nennt Kotzebue braun. Ihre Knochen ſind fein, Hände und Füße klein und zierlich (Kotzebue 2, 61), und auch Chamiſſo ſchildert ſie als nicht groß, nicht ſtark, aber bis auf die Zähne wohlgebildet, welche wegen der ſüßen Pandanusfrüchte, die ſie fortwährend genießen, früh ſchlecht werden. Durch Größe, Stärke und Schönheit zeichnen ſich vor allen übrigen Ratakern die Bewohner von Likieb nach Kotzebue 2, 123 aus, vielleicht in Folge reichlicherer Fiſchnahrung, während man auf den übrigen Inſeln

meiſt nur kärgliche Pflanzennahrung genießt. — Die Bewohner von Mili, ganz im Süden der Ratakkette, ſind ziemlich hell gefärbt — ob auch Saavedra von einer ſolchen lichteren Inſel ſpricht? — mittelgroß, gut gewachſen, nur ſelten mit dicken Lippen und breiten Naſen und ſchöner als ihre ſüdlichen Nachbaren, die Gilbertinſulaner.

Dieſe letzteren ſchildern ihre Entdecker, Marſhall und Gilbert (1788), als fett und wohlgenährt, ſchön, ſtark und gutgewachſen, kupferfarbig mit langem ſchwarzem Haar, ſchwarzen Augen und guten Zähnen (Marſhall 183. 186. 201). Die Farbe wechſelt, einige Inſeln, z. B. Makin (Hale 94), ſind heller, andere wieder dunkler, wie das von Hale beſuchte Tapiteouwea. Wenn aber Hale (93) auch hier wie auf Ponapi eine melaneſiſche Urbevölkerung annimmt, ſo kann er dafür nicht einmal die Scheidung der Stände anführen; denn dieſe herrſcht auf Tapiteouwea wenig und iſt z. B. auf Makin, welches doch durchgehend hellere Bewohner hat, viel ſtärker. Meiſt ſind die Gilbertinſulaner dunkler als die eigentlichen Polyneſier, während aber nach Leſſon die Farbe der Mikroneſier von hier aus nach Weſten zu immer dunkler wird, behauptet Gulick, der entſchieden die genaueſte Kenntniß dieſes Gebiets beſitzt, daß dieſe Menſchen dunkler ſeien, als alle weſtlichen Mikroneſier (410), welche Farbe Meinicke für die Folge der tropiſchen Sonne und des ſtärkeren Einfluſſes der Luft erklärt. Auch Gulick ſagt, daß die Gilbertinſulaner größer, plumper und corpulenter (letzteres wie in Polyneſien namentlich die Häuptlinge) ſeien, als alle anderen Mikroneſier, und Hale (94) ſah auf Makin einen Menſchen von ſo unbehülflicher Dicke und ſo coloſſalem Wuchſe, daß man bei der Beſchreibung deſſelben an den Wuchs der hawaiiſchen Fürſten erinnert wird. Nach Süden zu nimmt in der Gruppe die Zierlichkeit des Wuchſes immer mehr ab (Gulick 410): zum deutlichen Beweis, daß dieſe ſtärkere Corpulenz eine Folge jener polyneſiſchen Einwanderung iſt, von der wir oben ſprachen. Die Haare waren auch hier ſchwarz glänzend, leicht gekräuſelt oder ringellockig; ihre ſchwarzen Bärte, die einige nur auf der Oberlippe, einige nur ganz ſchmal am Kinn (wie es Leſſon auch auf den Karolinen fand), andere ungeſchoren trugen (Byron 1, 110), ſind ziemlich voll. Backenknochen und Kinn ſtehen vor, auch die Naſe iſt vorſpringend, adlerförmig, oft aber unten etwas dick; der Mund iſt groß, die Lippen

voll (Hale, Gulick) — also auch hier tritt uns der gewöhnliche Typus Mikroneſiens entgegen. Wollen wir ſchließlich noch ein paar Worte von jenen einzeln gelegenen Inſeln Nawodo und Banaba ſagen, ſo fand Michelewa y Rojas (176) die Bewohner der erſteren ſchöner als alle anderen Polyneſier, mit ſtarkem Bart und kurzgeſchnittenem Haar. In letzterem unterſcheiden ſie ſich von den Bewohnern von Banaba, welche bartlos ſein ſollen (Simpſon bei Cheyne 77 f.). Sicher ſteht ſich die Bevölkerung beider Inſeln ſehr nahe; ſie ſind hellkupferfarbig, mit wohlgeformten Geſichtern (namentlich ſind die Weiber hübſch) und ſchwarzem krauſen Haar Cheyne 76). Nach Cheyne (79) gleichen ſie ganz den Ponapiten, während Meinicke (a. a. O. 384) ſie ganz zu den Gilbertinſulanern rechnet: ſie werden wohl beiden gleichen, indem ſie den mikroneſiſchen Typus bei ihrer Abgeſchiedenheit ziemlich rein bewahrt haben.

Die hohe Stirn der Mikroneſier wird überall erwähnt, ſo in Beziehung auf Ratak von Kotzebue (2, 39), auf den Gilbertarchipel von Gulick (411), für die centralen und weſtlichen Karolinen von Freycinet (2, 93), für Kuſaie, Ponapi und den Oſten von Mertens (recueil des act. de l'acad. de St. Petersb. 1829, 109), welcher letztere die Stirn zurückfliehend und an den Schläfen zuſammengedrückt nennt. Dies ſtimmt überein mit dem was Welcker (Archiv für Anthropol. 1. H., S. 152, 1866) und Davis (anthrop. review 4, 48 ebendaher), über die Schädelform der Bewohner des ſtillen Oceans gelehrt haben. Davis ſtellt nämlich, ausgehend von der eigenthümlichen Form des karoliniſchen Schädels, der bei großer Länge und Schmalheit eine auffallende Höhe beſitzt und durch ſtarke Seiten- und Scheitelhöcker ausgezeichnet iſt, die Völker, welche eine ſolche Bildung zeigen, zu einer eigenen ethnographiſchen Gruppe zuſammen, da ſich dieſe Schädelform auch ſonſt im ſtillen Ocean findet, z. B. bei den Hawaiern, die einen von einer tiefen Furche umzogenen ſtark abſtehenden zitzenförmigen Scheitelhöcker zeigen, bei den Papuas, allen Malaien u. ſ. w. (Welcker a. a. O. 133). Welcker, welcher ſehr richtig nicht die einſeitige Hervorhebung von Höhe oder Breite, ſondern das Verhältniß zwiſchen beiden als die Hauptſache bei Schädelmeſſungen hinſtellt, auf die man ſyſtematiſirend fußen könne, Welcker entwirft nach dieſem Syſtem, welches die Eigenthümlichkeiten der Schädel gewiß ſehr richtig wiedergiebt, fünf Hauptklaſſen der Menſchheit, deren

erſte und zweite, die hypsistenocephali, die ſchmalen Hochköpfe und die brachystenocephali, die breiten Hochköpfe, wie ſie näher miteinander verwandt ſind, auch alle die Völker umfaſſen, die uns hier näher beſchäftigen. Die Höhe wiegt bei beiden vor und nur bei den Madureſen und den Makaſſaren ſteht ſie mit der Breite gleich, iſt aber auch bei dieſen im Verhältniß zu anderen Völkern auffallend groß. Es iſt von Wichtigkeit für uns, zu ſehen, daß alle Völker von Malakka bis zur Oſterinſel und von Hawaii bis zur Weſtküſte von Neuholland, alſo Malaien, Mikro-, Poly-, Melaneſier und Auſtralneger gleiche oder doch verwandte Schädelbildung zeigen: denn wollen wir dieſe Völker alle als einen großen Zweig der Menſchheit betrachten, ſo kann wenigſtens von Seiten der Kraniologie nichts dagegen eingewandt werden. Man ſieht nach allem dieſen nicht ab, wie Quatrefages in dem ſchon vorhin erwähnten Aufſatz in der revue des deux mondes (histoire naturelle de l'homme Februar 1864, 522 f.) behaupten kann, daß die Polyneſier in ihrem Schädelbau alle Eigenthümlichkeiten der „drei großen Racen" gemiſcht hätten, wenn nicht Quatrefages zu dieſer Behauptung erſt in Folge ſeiner Anſicht, die Malaien ſeien aus den 3 großen Racen Südaſiens, der weißen, ſchwarzen und braunen gemiſcht, entſtanden iſt — welche Erkenntniß indeß, wie er ſelbſt 527 bemerkt, „den meiſten Anthropologen bis jetzt entgangen iſt". Entgangen nun wohl nicht: denn wie oft iſt ſie in den verſchiedenſten Reiſewerken ausgeſprochen. Aber mit Recht hat ſie nirgends Billigung gefunden, da ſie bei wiſſenſchaftlich genauer Betrachtung der Natur und Geſchichte des Stammes ſich als falſch erweiſt.

Auch darf man nicht aus der verſchiedenfachen Geſtaltung des polyneſiſchen Schädels, wie v. Baer (a, 68) will, auf eine Einmiſchung von melaneſiſchem Blut ſchließen: denn die vorhin aufgezählten Schwierigkeiten, die ſich gegen dieſe Annahme erheben, entkräftet eine kraniologiſche Aehnlichkeit nicht und andererſeits erklärt ſich die Aehnlichkeit des Papua- und Auſtralnegerſchädels mit dem polyneſiſchen und malaiiſchen — denn auch letztere iſt vorhanden — viel leichter, wenn wir dieſe Völker für einen freilich ſchon lange abgetrennten aber verwandten Stamm halten.

Der Geſundheitszuſtand des ganzen Gebietes war bei der erſten Bekanntſchaft mit den Europäern vortrefflich. Auf den Marianen

gab es nur wenige Krankheiten (le Gobien 47) und die Lebensdauer war oft eine sehr lange, wie denn der Pater Sanvitores im ersten Jahr seiner Ankunft (1668) 26 Männer taufte, welche alle über 100 Jahr alt gewesen sein sollen (le Gob. 47). Hautkrankheiten kamen indeß vor (eb. 231) und die schlimmste Form des Aussatzes, das Lazarusübel, welches Arago, und auch dieser trotz Virgins Behauptung (2, 115) wohl kaum übertrieben und Freycinet (2, 283) so fürchterlich geschildert haben, sah schon van Noort, als er 1599 die Ladronen besuchte, an mehreren Individuen. Den Gesundheitszustand der Ratakinseln und der Karolinen rühmen Kotzebue (2, 62 f. 92 f.) und Chamisso (114) sehr, indem sie sich namentlich über die geistige Frische und Regsamkeit der Greise, die auch hier nicht selten ein außerordentlich hohes Alter erreichen, freuen. Auch sind nach Chamisso (114) Hautkrankheiten auf Ratak nicht zu Hause, die sich aber bei der sonst gesunden Bevölkerung der Karolinen nicht selten fanden, so namentlich eine Art Ichthyosis und Aussatz (Kittlitz 2, 11, 396; Virgin 2, 103). Aehnliches berichtet Keate 150 f. von den Palaus, D'Urville von Truk, Cheyne von Ponapi (106) wo namentlich die Kinder bis zum 5ten Jahre von sehr bösen schwärenden Blattern heimgesucht sind (122). Obwohl nun diese Uebel jedes Alter und Geschlecht anfallen und bisweilen sehr schmerzhaft sind, so thun die Eingeborenen vollkommen apathisch in den meisten Fällen nichts dagegen, da sie doch ein Mittel kennen, wodurch die Krankheiten im Beginn zu heben sind, und sich auch sonst wohl manches dagegen thun ließe. Denn ein Knabe, der über und über von einem schuppigen Aussatz bedeckt war, verlor denselben gleich, als Cheyne ihn zu sich aufs Schiff nahm und er dort nur gesalzene Nahrung genoß (106). Krüppelhafte Mißbildungen sind sehr selten, werden aber doch einzeln von den einzelnen Inseln Mikronesiens erwähnt und namentlich war nach Kadu's Angaben, der lange auf dieser Insel lebte, Eap reich daran. Taubstumme, deren Chamisso auf Ratak einen sah, sind auf Eap häufig (Cham. 126). Auch Albinos, welche in Polynesien nicht selten erwähnt werden, finden sich ab und zu in Mikronesien.

Der jetzige Zustand aber ist anders, als jener alte, denn durch die Berührung mit den Europäern sind eine Menge Krankheiten eingeführt, welche sehr verheerend gewirkt haben. Auszehrung, welche

übrigens schon früher in einzelnen Fällen vorkam, ist jetzt häufig in Ponapi, welches 1843 durch eine Dysenterie, 1845 durch Influenza (Cheyne 122), 1854 durch die Blattern (Novara 2, 395) aufs furchtbarste verwüstet worden ist. Von Ebon wird aus 1858—9 von Gulick ähnliches berichtet. Nach dem Gilbert- und Marshallarchipel ist die Syphilis durch Seeleute eingeschleppt (Meinicke a. a. O. 398) und ebenso sind Kusaie und Ponapi durch die Waler heruntergekommen (Gulick 245). Am schlimmsten auch in dieser Hinsicht ist es den Marianen gegangen, deren Einwohner schon während der Unterjochung durch die Spanier, noch viel mehr aber im Anfang des 18ten Jahrhunderts von furchtbaren Seuchen aufgerieben sind (le Gob. 140, 376; Freycinet 2, 281 f.). Nach Freycinet a. a. O. ist allerdings die Syphilis daselbst sehr selten; dagegen hat der Aussatz in seinen fürchterlichsten Gestalten sehr überhand genommen und mit ihm die Indolenz der Bewohner.

Ueber die gegenwärtige Kopfzahl der mikronesischen Bevölkerung haben wir genaue Angaben bei Gulick (170), welcher für die 15 Korallengruppen des Gilbertarchipels 40—50000 Seelen angibt — und doch ist diese erstaunliche Zahl noch eher zu niedrig als zu hoch, denn der Kapitän Randall, dessen wir schon mehrfach als des genauesten Kenners dieser Inseln Erwähnung thaten, gibt die Zahl sogar auf 50—54000 an. Das kleinste Atoll hat 1000, die meisten anderen 2000, Nukunau 5—6000, Nonoti 6—7000, Tapiteouwea sogar 7—8000 Einwohner (Gulick 358; 410). Der Marshallsarchipel hat etwa 10000 Seelen; keine unbedeutende Zahl, wenn man den geringen Flächeninhalt des bewohnbaren Landes und seine noch geringere Nährkraft bedenkt. Einige Atolls (so Ebon) haben 1000, andere freilich nur 20—50, die meisten 200—500, Erikub, Bikar, Taongi gar keine Bewohner. Die Zahl der Karoliner beträgt (Gulick 170) etwa 25000*), von denen mindestens 14700 allein auf die hohen Inseln Kusaie, Ponapi, Truk, Eap und Palau kommen. Früher waren diese Zahlen noch höher. Hale fand 1840, nach Punchards Angaben, eines Engländers, der lange auf der Insel gelebt hatte, auf

*) 25000 Einwohner sagt Gulick (170) ausdrücklich und eine annähernd gleiche Zahl ergibt die Addition der Bevölkerungsziffern, welche er 358 f. für die einzelnen Inseln anführt Truk sagt er (175), hat allein 5—10000 Seelen. Meinicke irrt also, wenn er a a. O. sagt, nach Gulick hätten die niederen Karolinen nur 7000, die hohen nur 10000 Einwohner.

Ponapi 15000 Einwohner (81); und wir werden dieſe Zahl nicht übertrieben finden, wenn nach jener furchtbaren Epidemie, die wir oben erwähnten, die Zahl jetzt noch 5000 beträgt. Ebenſo iſt die Bevölkerung von Kuſaie in den letzten 20 Jahren faſt auf die Hälfte zuſammengeſchmolzen; 1852 betrug ſie noch 12—1300 Menſchen und Gulick (245) fand nur noch 700 vor. Allerdings gibt ſchon Kittlitz (1828) die Bewohnerzahl der Inſel nur auf 409 Männer und 301 Frauen an (2, 9) und wundert ſich ſelbſt über dieſe geringe Zahl, da die Inſel 50 Dörfer hat. Allein er muß ſich nach Gulicks genauen Angaben geirrt haben, wodurch veranlaßt, iſt freilich ſchwer zu ermitteln: vielleicht war ein Theil der Bevölkerung außer Land, denn überſeeiſche Expeditionen ſind in ganz Mikroneſien nichts ſeltenes. Die Mitte der Karolinen, welche weniger beſucht iſt, ſowie der Weſten ſind weniger arg decimirt.

Die Karolinen ſind alſo verhältnißmäßig gut bewohnt, denn auf die Quadratmeile kommen ungefähr 1450 Menſchen. Indeß bemerkt Meinicke (395) mit Recht, daß die niederen Inſeln eine weit zahlreichere Bevölkerung haben als die hohen, denn während bei jenen (nach ſeiner Anſicht; nach Gulick noch viel mehr) 7000, ſo kommen bei dieſen kaum 700 auf die Quadratmeile. Ganz Ratak beträgt nur eine Quadratmeile und hat 6000, Ralik von gleicher Größe 4000 Einwohner, allein der Gilbertarchipel, der auch nur 2 Quadratmeilen umfaßt, hat auf jeder derſelben bei wie wir ſahen recht ungünſtigen Bodenverhältniſſen 25,000 Seelen. Dieſe Erſcheinung iſt zu auffallend, als daß man nicht nach einer Erklärung derſelben ſich umſchauen ſollte. Ob man dieſe nicht in der Miſchung der Gilbertinſulaner mit Samoanern finden kann? Auch die Fidſchis ſind, wie wir noch ſehen werden, ein beſonders kräftiger Menſchenſtamm: ob auch im Gilbertarchipel die Miſchung zweier Elemente, von denen freilich das eine, die Samoaner, ſich durch beſondere Kraft auszeichnet, dem Volke eine höhere und reichere Entwickelung gab? Wird das Geſetz der Miſchung verſchiedener Elemente, welches bei der Veredlung und Erhaltung guter Racen durch die ganze Natur von ſolcher Wirkſamkeit iſt, nicht auch beim Menſchengeſchlechte gelten?

Von der urſprünglichen Zahl und dem unglücklichen Geſchick der Marianer haben wir ſchon geredet. Die heutige Bevölkerung von Guam betrug nach Virgin (2, 114) im Jahre 1852 etwa 7000

Seelen, davon auf die Hauptſtadt Agadna etwa 5000 zu rechnen ſind; allein 1855—6 hat die Bevölkerung durch eine Seuche wieder neuen großen Schaden erlitten (Gulick 171). Leute von rein marianiſchem Blute wollte Freycinet (2, 277) nur noch auf Rota, das auch Anſon 1742 (463) noch von 2—300 Menſchen bewohnt fand, angetroffen haben. Guam könnte nach d'Urville (a V, 286) leicht an 40,000 Einwohner ernähren. Die jetzige Bevölkerung, welche gewaltig wie an Zahl ſo an Sitten abſticht von der, welche Pigafetta, Saavedra, v. Noort u. a. antrafen, iſt ſchmutzig, träge, indolent. Seefahrer ſind ſie ſchon lange nicht mehr, ihre Kähne, ihre Hütten ſind wie ihr ganzes Leben elend.

Einige nicht unweſentliche Züge werden dem Bild, welches wir uns von der äußeren Erſcheinung der Mikroneſier machen müſſen, noch hinzugefügt durch einzelne auffallende Sitten dieſer Stämme, von denen eine vor Zeiten bei allen Malaien herrſchend ſich nirgends ſo lange gehalten hat, als in dem am wenigſten berührten Mikroneſien. Wir meinen das Durchbohren der Ohrläppchen, um Schmuck in die Oeffnung zu ſtecken, wo neben einzelne Völker, wie die Kuſaier (Gulick 238) und die Bewohner von Cap oder Ngoli*) (Drake bei Sprengel und Forſter, neue Beiträge zur Völker- und Länderkunde 13, 29) auch noch den oberen Ohrrand zu gleichem Zweck — die Kuſaier tragen dort immer ihre Tabakspfeife — durchbohren. Dieſe Sitte herrſchte durch ganz Mikroneſien (Karolinen, Cantova bei Sprengel a. a. O. 214; Freycinet 2, 93; Chamiſſo 126. 114; Palau Pickering 220; Tobi Hale 79) und zwar auf Ralik zu Chamiſſo's Zeiten ſo ſtark, daß einzelne Eingeborene dieſer Kette das durchbohrte und mächtig ausgedehnte Ohrläppchen über den Kopf ziehen konnten; auch auf Ratak hatte die Oeffnung bei den Männern 3—4" im Durchmeſſer, bei den Weibern war ſie kleiner (Cham. 114; 121). Den Gilbertinſulanern hingen die oft ganz aufgeſchlitzten Ohrläppchen bis auf die Schulter (Byron 1, 110) und bei den Tagalen waren ſie zu Pigafetta's

*) Drake's Diebsinſel, welche, wie er ſagt, etwa 8° nordwärts von der Linie liegt, muß Cap, das etwas über den 9. oder Ngoli, das etwa 8½° nördlich liegt, ſein. Die Bewohner dieſer Inſel kauen allein in dieſer Gegend Betel (Chamiſſo 124) und daſſelbe ſagt Drake von ſeinen Diebsinſulanern.

Zeiten (70) so groß, daß man den Arm durchstecken konnte. Auf den Karolinen und Palaus ward bisweilen auch der Nasenknorpel durchbohrt, um eine wohlriechende Blume durchzustecken (Chamisso 126. Keate 420).

Eine im übrigen Ocean sehr verbreitete Sitte ist es, sich einen oder mehrere Vorderzähne auszuschlagen; welche merkwürdiger Weise freilich ohne nähere Angabe Chamisso auch den Bewohnern von Ratak zuschreibt, von denen Gulick (178) wenigstens behauptet, daß sie sich die Zähne bisweilen entstellten. Und freilich, die Sitte sich die Zähne durch verschiedene Kräuter und etwas Muschelkalk schwarz zu färben, eine Operation, die fünf Tage fordert, ist auf den Palaus zu Hause (Keate 421) und war es auf den Marianen (le Gobien 47), wenn gleich die Nachricht Pigafetta's, sie färbten die Zähne der Schönheit halber roth und schwarz (60), wohl nur auf die Wirkungen des Betelkauens zu beziehen ist. Denn Betel wurde auf den Marianen viel gekaut: sonst aber finden wir dies Reizmittel nur noch auf den Palaus (Keate 37; Pickering 220) so wie auf Cap und Ngoli (Chamisso 124), während es im übrigen Mikronesien unbekannt ist.

Auf den Marianen gingen die Männer ganz nackt (Loaisa bei Navarr. 5, 49; Noort a. a. O. 368; le Gobien 48; Freycinet 2, 307; Mindana allg. hist. d. Reisen 18, 506; Pigafetta 61). Die Weiber trugen um die Hüften einen schurzförmigen Gürtel von Blättern oder Bast (Salaçar 1526 bei Oviedo XX. c. 16; Fra Gaspar de S. Augustin 68; le Gob. 48; Strobach im neuen Weltbott 1, 11; Pigafetta 61) und nackt gingen sie wohl nie, trotzdem es Loaisa 1526 (Navarr. V, 277) und Mindana (a. a. O.) sagt; allein ihre Angaben sind wohl nur nicht speciell genug. Im Krieg und auf dem Meere trug man meist eine ärmellose Jacke von Pandanuslaub, wie man auch Hüte vom selben Stoff und in verschiedenen Formen hatte, doch ging man meist barhäuptig (Freyc. 2, 307). Das Haar, welches die Weiber lang trugen, die Männer entweder bis auf wenige Locken und nach verschiedenen Moden abschoren oder gleichfalls wachsen ließen, ward bisweilen ganz und gar hellfarbig gebeitzt, oder man beitzte es nur bis zur Breite eines Fingers über der Stirn und ließ ihm sonst seine natürliche Farbe — ganz ähnlich, wie es auf Hawaii Mode war. Mochte man es nun beitzen

oder nicht, man ſchlang es dann in einen, vornehme Frauen in zwei Knoten und ließ es über den Rücken herunterfallen (Freycin. 2, 309; le Gobien 58). Man ſalbte ſich ferner mit Kokos- und anderem wohlriechendem Oel (Pigaf. 61) und Blumen ſo wie Schildpattſtücke und Muſchelſchalen ward von den Frauen als Haar- und Halsſchmuck getragen. Ein anderer Schmuck und zwar ihr koſtbarſter beſtand aus dicht aufeinandergereihten runden Schildpatt- und Muſchelſtücken, welche eine fingerdicke, elaſtiſche Rolle bildeten und um den Hals, von Weibern auch um den Gürtel getragen wurde (Freyc. 311). An dieſen Gürteln trugen ſie oft anſtatt eines Schurzes ein wie ein Käfig weitabſtehendes Gewebe von zähen Wurzeln, welches ſie ſehr entſtellte (le Gobien 58), dem wir aber auch ſonſt noch in Mikroneſien begegnen werden.

Dieſelbe Tracht findet ſich nun ziemlich in ganz Mikroneſien: Die Männer gehen häufig, namentlich wenn ſie zur See ſind, nackt auf den Palaus und Tobi (Holden bei Pickering 219, 220; Keate 420), im Gilbertarchipel (Gul. 411; Byron 1, 110) und auf Banaba (Cheyne 74), die Kinder überall und zwar die Knaben längere Zeit als die Mädchen. Sonſt legen die erwachſenen Männer gewöhnlich einen Schurz an von Mattenzeug, der bisweilen nur eng und kurz iſt, wie auf Pegan (Carteret 1, 388), den Centralkarolinen und Kuſaie (Freycin. 2, 99; D'Urville a V, 382; Kittlitz 1, 352) oder in langen Enden nach hinten fällt, wie auf Tobi (Pickering 223 f.) und Cap (Cheyne 144) oder vielmals um den Leib geſchlungen wird (weſtl. Karolinen, Cantova bei Sprengel 214). Auf Ponapi trägt man zu einem Gürtel von Kokosgeflecht (Gul. 177) der den Leib umſchließt, noch einen ziemlich langen Schurz von getrocknetem Gras (Virgin 2, 101). Aehnlich iſt die Tracht auf Nawodo (Cheyne 76) und im Marſhallarchipel (Chamiſſo 115; Cheyne 86), wo indeß häufig ſich mit jenem Gürtel, von dem die Baſtſtreifen bisweilen bis zur Erde hangen (Kotzebue 2, 39) noch eine kleine 4eckige Mattenſchürze verbindet. Mäntel von Mattenzeug wurden auf den weſtlichen Karolinen, aber keineswegs immer, getragen (Padilla bei Coreal voyage 2, 293; Clain bei Sprengel 10, 202) und diejenigen Karoliner, die Cantova 1722 (bei Sprengel 214) ſah, trugen Matten, welche über Rücken und Bruſt herabfallend an den Seiten offen waren, alſo eine ähnliche Tracht wie wir ſie

ſpäter in Tahiti finden werden und wie ſie D'Urville auch auf Truk (a V 382; Desgraz bei D'Urville b. V 312) vorfand. Derſelbe „Poncho" (Lütke 2, 26) ward auch auf Ponapi getragen, nur daß er hier nicht von Matten gemacht, ſondern von Gras geflochten war (Kittlitz 2, 71), während man auf Kuſaie einen entſchiedenen Widerwillen gegen Mäntel hatte und ſelbſt geſchenkte nie anlegte (eb. 2, 2). Dagegen haben die Bewohner von Banaba (Michel. y Rojas 180) ſeltſame Umhüllungen von geflochtenem Netzwerk, die ſie wie Rüſtungen umgeben und ihnen wenig freie Bewegungen erlauben. Auf den Gilbertinſeln trug man ähnliche Panzer, die noch mit einem aufrechtſtehenden Halskragen verſehen waren, nur für den Krieg (Hale 102). Die Weiber tragen überall, auch da, wo die Männer nackt gehen, einen Schurz, meiſt bis zum Knie. Cantova (a. a. O.) ſah Bewohnerinnen der weſtlichen Karolinen mit zwei um die Taille gebundenen Matten bekleidet, welche an den Seiten offen blieben; ganz ebenſo wie Chamiſſo (115) von den Marſhallinſulanerinnen erzählt, deren Mattenumhüllung indeß ſie nicht ſelten bis auf die Füße deckte (Kotzeb. 2, 40). Auf Cap trugen die Mädchen einen Grasſchurz bis zum Knie, die Frauen aber bis auf die Knöchel und häufig um die Bekleidung hinlänglich dicht zu machen, zogen ſie mehrere übereinander (Cheyne 144—5), ganz wie auf Ponapi auch die Männer (eb. 112; Nov. 2, 411), was durchaus nicht ſchwerfällig ausſieht. Auch zu Lukunor (Kittl. 2, 99) und zu Fais (eb. 2, 417) tragen die Weiber einen Rock bis auf die Knöchel, der eng und ſchwarz geſtreift iſt, während die Mädchen nur Baſtgurte (auf Wolie einen täglich friſchen dichten Laubſchurz, Kittl. 2, 156) haben. An dem Matten-Gurt einiger vornehmer Kuſaierinen hing hinten noch eine Matte herab, welche den Eigenthümerinnen beim Sitzen als Teppich diente und ſo groß und ſchwer war, daß ſie beim Gehen nicht wenig beläſtigte (Lütke 1, 353; Kittlitz 2, 3). Alle dieſe Gürtel und Matten, häufig auch die Mäntel ſind bunt gefärbt, einfarbig oder gemuſtert: die vorherrſchenden Farben ſind ſchwarz, roth, gelb und weiß. Muſchelverzierungen und dergl. ſind häufig an den Gürteln angebracht.

Auch die Haartracht iſt wie auf den Marianen, doch ſind im Allgemeinen lange Haare, die man in einen oder drei (Byron 1, 110) Knoten band, bisweilen auch, wiewohl ſeltener in einen breiten Zopf

flocht (Kittl. 2, 81), bei beiden Geschlechtern gebräuchlicher als kurze, ja auf Ponapi schor man sich nur zum Zeichen der Trauer (Mich. ŋ Rojas 190). Als Kopfbedeckungen waren Mattenmützen oder spitze Hüte von Kokoslaub nicht selten (Clain bei Sprengel 10, 202; Gilbert Gul. 411; Cap Cheyne 144—5; Hale 84; Freycin. 2, 99; Nawodo Cheyne 77; Kusaie Kittl. 2, 81), Schiffende trugen auf Ponapi und Lukunor eine Kopfbinde von Maulbeerbast, welche zugleich als Schleuder diente (Lütke 2, 26; Kittlitz 2, 81) und kämpfende Gilbertinsulaner einen Helm von Fischhaut (Hale 102).

Im Ohre trägt man verschiedene Schmuckgegenstände, die Männer auf den Palaus eine Koralle, beide Geschlechter Ringe von Schildpatt, Troddeln von buntgefärbtem Gras oder ein spiralig aufgerolltes Blatt (Keate 420; Pickering 220), welcher letztere Schmuck durch ganz Mikronesien verbreitet und auf den östlichen Inselketten der allein herrschende ist (Chamisso 115; Gulick 411). Auch Blumen trägt man viel in den Ohren und auf Truk dicke Holzpflöcke (D'Urville a V 382). Die Kusaier tragen jetzt im durchbohrten oberen Ohrrand ihre Tabakspfeife, von der sie sich nie trennen (Gul. 238) und die Bewohner der Palaus steckten in die Ohrläppchen alle Merkwürdigkeiten, welche sie von den Europäern erhaschten, Leder von alten Matrosenschuhen, Papierschnitzel und dergl. (Pickering a. a. O.). Der Kopfputz besteht aus Blumen, welche sie wie die Blüthe der Kokospalme (Nov. 2, 409) oder die sehr beliebte des Pandanus odoratissimus entweder einzeln im Haar oder in sehr zierlichen (Kittl. 2, 71; 12) Kränzen um Haupt und Hals tragen; gleichfalls dienen Federn (Tropikvogel, Hühnerfedern Kotzebue 2, 92; Hahnenfedern nur für Männer Mertens 145), welche häufig an einem dreizinkigen Kamm (Lütke 2, 66; Desgraz bei D'Urville b, V 312), oder am Rande der Kokosnützen oder frei im Haar befestigt sind, zum Schmuck. Namentlich Kinder waren, wie Kittlitz wenigstens auf Kusaie sah (2, 12) mit allen Arten einheimischen Putzes überladen. Muschelketten, Ketten aus Schildpatt und dergl. um Hals und Arme werden ferner überall erwähnt; überall auch jene elastischen fingerdicken Ketten von Kokos- und Muschelstückchen (Hale 79; D'Urville a V 382; Chamisso 115; Gul. 411). Ein eigenthümliches Halsband von Kokosschnüren, dessen Enden lang den Rücken hinunterhingen, erwähnt Kittlitz (1, 352; Lütke 1, 356) von

Kusaie. Auf den Palaus trugen vornehme Männer ein eigenthümliches Armband, das aus einem großen Wirbelknochen gemacht und ein besonderes Ehrenzeichen war (Keate an viel. Stellen); bei den Bewohnern Caps spielte ein Ring aus einer Muschel geschliffen dieselbe Rolle (Chamisso 126) und der König dieser Inseln ist durch einen Kranz grüner Palmblätter um Hals und Leib ausgezeichnet (Cheyne 159), was die Reise der Novara (2, 407) ebenso vom Häuptling von Ponapi erwähnt. Im Marshall- und Gilbertarchipel trugen die Häuptlinge als Zeichen ihrer Würde Halsbänder von Fischgräten oder Wallfischzähnen, welche sie um keinen Preis veräußerten (Kotzebue 2, 86; Byron 1, 110). Beim Tanze band man auf Ponapi Manschetten von lang zerschlitzten Palmblättern um, deren Rauschen den Tanz begleitete (Kittlitz 2, 71).

Eine eigenthümliche Sitte der Karolinen, an welcher weder die Marianen noch die Marshall- und Gilbertinseln Theil haben, besteht darin, daß die Weiber stets und die Männer wenigstens zum höchsten Putze, also bei Festen, zum Kampf u. s. w. sich mit dem gelbfärbenden Pulver der Wurzel von Curcuma longa einrieben, welche namentlich auf Cap gut gedieh, weshalb sie dort vielfach gebaut und auf die Nachbarinseln ausgeführt wird (Chamisso 126). Auf Ponapi reiben sich die Weiber so fortwährend mit diesem Pulver ein, daß sie dadurch heller als die Männer erscheinen (Cheyne 105). Gelb ist noch vor Roth die Lieblingsfarbe der Mikronesier: gelbe Kleider trug man vorzüglich gern (Kittl. 2, 81; Keate 420; Nov. 2, 416), gelbe Kränze waren die beliebtesten (Cheyne 102; Kittlitz 2, 70, 71; Novara 2, 400, 407), die Leichen wurden zur Bestattung mit dem Pulver der Gilbwurzel gefärbt (Chamisso 124). Merkwürdig ist es, daß auch auf Java goldgelb die Lieblingsfarbe der Weiber und Mädchen ist und maas (Gold) dort als Schmeichelwort gilt (briefl. Mittheilung v. Haßkarl).

Außer den Marianern (Freycinet 2, 321) und den Bewohnern von Nawodo (Michel. y Rojas 176) waren alle Mikronesier tattuirt. Die Bewohner von Palaus waren neben anderen Körperstellen (Pickering 219) namentlich von den Knöcheln bis in die Mitte der Schenkel und zwar hier mit lauter einzelnen Punkten so sorgfältig tattuirt, daß die Beine dadurch wie mit Hosen bekleidet erschienen (Keate 420). Kadu, der von Wolie stammte, hatte wie

es auch auf den Palaus häufig war (Hockin 51), undeutliche Figuren von Fiſchen und Vögeln, einzeln und in Reihen, an den Knieen, Armen und Schultern (Cham. 87), und ein Bewohner von Lukunor trug die ihm bekannten Inſeln an ſeinem Körper (Lütke 2, 68); ſonſt aber ſind die Muſter meiſt aus regelmäßig ſtehenden Punkten und Linien gebildet. Auf Namotrek, Elato und Namoliaur war mit Ausnahme des Kopfes, der in ganz Mikroneſien frei bleibt, der ganze Körper tattuirt (Kittl. 2, 148). Auf Ponapi bedeckt die Tattuirung in höchſt eleganten Muſtern (Michel. y Rojas 190) die Beine von den Lenden bis zu den Knöcheln und die Arme von den Ellebogen bis zum Handgelenk (Nov. 2, 411; Cheyne 116 f.) Minder reich iſt dieſelbe auf Kuſaie (Lütke 2, 27); ſie beſteht aus Querſtreifen an Armen und Beinen, welche eine blaugraue Farbe zeigen (Kittl. 2, 11). Auf Ratak waren die Männer mit Vierecken von derſelben Farbe, die Weiber indeß nur an Hals und Buſen tattuirt (Kotzeb. 2, 46); die Bewohner des Gilbertarchipels von den Schultern bis über die Kniee (Behm bei Peterm. 1859, 179) und zwar mit kleinen, $^1/_8$" langen Strichen, welche in 4—5 Reihen den Rücken hinab zu jeder Seite des Rückgrates ſowie an Bruſt an Beinen ſtehen. Arme und Hals bleiben frei, wenigſtens beim gemeinen Mann (Chamiſſo 115), die Weiber ſind ebenſo aber nicht ſo reich tattuirt (Hale 102).

Am ſtärkſten ſind die Bewohner der weſtlichſten Karolinen mit dieſem Hautſchmuck verſehen, welcher überhaupt ſich immer auf größeren Strecken des Gebietes gleich bleibt. Auf einzelnen Inſeln waren beſondere Arten des Tattuirens für einzelne Körpertheile heimiſch, welche dann nach dieſen Inſeln genannt wurden. So auf Wolea ein Muſter für die Bruſt, auf Faraulep und Fais für die Arme, auf Cap für die Beine und man reiſte von einer Inſel auf die andere, um ſich dieſe eigenthümlichen Muſter aufzeichnen zu laſſen (Mertens a. a. O. 121 f.). Im weſtlichen Mikroneſien trugen die Weiber noch eine andere Hautverzierung, welche, wie berichtet wird, den Männern ganz beſonders gefällt (Mertens 121), nämlich mehrere Reihen kleiner Narben auf Schultern und Armen.

Das Inſtrument, womit man tattuirt, iſt eine Art von knöchernem Kamm (Cheyne 116 — 7), welchen man in die mit Oel angefeuchtete Aſche der Nuß von Aleurites triloba taucht (Novar. 2, 409). Dann wird er mit einem hölzernen Hammer unter die Ober-

haut getrieben und der schwarze Farbestoff schimmert nun mit jenem blaugrauen Ton hervor. Dieselben Instrumente und dieselbe Art, sie zu brauchen, finden wir in Malaisien an den wenigen Orten wieder, wo man sich überhaupt noch tattuirt, z. B. auf Engano (Nov. 2, 409), jener kleinen Insel im Südwesten von Sumatra und ebenso treffen wir sie im eigentlichen Polynesien an. Die Operation wurde von bestimmten Leuten, welche ihre Profession daraus machten, vollzogen auf den Gilbertinseln; der Preis aber, der darauf steht, ist so hoch, daß ärmere Leute, wie z. B. Sklaven, obwohl sie tattuirt werden dürfen, doch nicht dazu gelangen können. Da nun auf den Palaus (Hockin 51) nur tattuirte Mädchen heirathen dürfen, so müssen die, welche den theuren Preis nicht zahlen können, ledig bleiben. Auf Ponapi vollzogen alte Weiber die Operation (Cheyne 116), auf Ratak scheinen dies die Fürsten selbst gethan zu haben (Kotzeb. 2, 89). Man begann damit bei beiden Geschlechtern zur Zeit der beginnenden Mannbarkeit, auf Ponapi schon vom 10. bis 12. Jahr an (Cheyne 116 f.). Das Tattuiren selbst ist äußerst schmerzhaft und gefährlich; und so wurde es (obwohl Kotzebue 2, 81 von Ratak das Gegentheil behauptet) nie auf einmal, sondern immer nur theilweise in bestimmten Zeiträumen vorgenommen (Kittlitz 2, 11; Pickering 241 s. v. tattoo). Daher kann man mit der Tattuirung das Alter erkennen, indem die ältesten Personen am meisten tattuirt sind.

Zwischen beiden Geschlechtern wurde mit diesem Schmuck ein Unterschied gemacht, wie wir schon sahen: streng geschieden waren auf Kusaie die Zeichnungen an Männern und Frauen (Kittlitz 2, 11), die Weiber auf Ratak waren viel schwächer als die Männer, die Bewohnerinnen von Cap fast gar nicht tattuirt (Cheyne 159), und hiermit stimmt die Notiz Clains bei le Gobien 404 überein daß die Weiber der nach Samal verschlagenen Karoliner, welche von den westlichen Inseln stammten, gar nicht tattuirt waren, ebenso wenig wie die Kinder. Auch ein Unterschied des Ranges bestand. Wenn auch die Behauptung Aragos (2, 238 note), auf den Karolinen hätten alle Häuptlinge gleiches Ranges gleiches Muster der Tattuirung, vielleicht nicht ganz sicher erscheint, so steht es doch für ganz Mikronesien fest, daß die Vornehmen stärker tattuirt waren, als die Männer aus dem Volke (Cantova bei Sprengel 10, 214;

Clain a. a. O.; Cham. 126; Cheyne 159 für den Westen; Kotzebue 2, 39; 52; 79; Chamisso 115 für den Osten), welche z. B. auf Ratak nur über Brust und Rücken, nicht aber, wie die Häuptlinge, auch an den Armen und den Seiten tattuirt waren (Chamisso 115). Wie wir nun schon vorhin einzelne Muster auf einzelne Inseln beschränkt sahen, welche nur dort aufgezeichnet werden können, so behaupteten die Bewohner der Ratakinseln, daß die Operation nur auf Eregup (Kotzebue 2, 81) vor sich gehen könnte.

Alles das weist uns darauf hin, daß, wie uns auch aus dem Mund der Mikronesier selbst versichert wird (Kotzebue 2, 89), die Tattuirung eine religiöse Bedeutung hat. So wollten die Bewohner der Insel Tobi die Engländer, welche zu ihnen verschlagen waren, mit Gewalt tattuiren, damit ihre Insel nicht zu Grunde ginge und jene entzogen sich nur mit Mühe der gefährlichen Operation (Pickering 230); so durfte nur der den heiligen Tempelort der Insel besuchen, der ganz tattuirt war (eb. 238); so weigerten sich umgekehrt die Ratakinsulaner, Fremde zu tattuiren (Chamisso 117; Kotzeb.); denn würde man Jemandem gegen den Willen der Gottheit diesen heiligen Schmuck mittheilen, so würde die Insel nothwendig vom Meere verschlungen werden (Cham. 117); so waren die Vornehmen, welche nach mikronesischem Glauben göttlicher sind, stärker tattuirt; so auch die Männer, welche im ganzen Ocean mehr gelten als die Weiber, und daher wurde auch bei ihnen die Operation, weil sie bei ihnen wichtiger war, langsamer vollzogen (Kittl. 2, 11); so konnten wie auf den Palaus nur tattuirte Mädchen heirathen durften, auch nur tattuirte Personen nach ihrem Tode ins Reich der Seligen kommen (Hale 89). Den eigentlichen Grund dieser religiösen Bedeutung wie der ganzen Sitte werden wir später kennen lernen: hier genüge nur noch die Bemerkung, daß es nicht bloß Gedächtnißzeichen sind, wenn man auf den Karolinen sich Zeichen für die Vorfahren eintattuirt (Hale 76) und daß, wenn Mertens (124) auf seine Frage, wozu eigentlich das Tattuiren sei, von einem Bewohner von Lukunor die Antwort erhielt: „es hat den Zweck, den eure Kleider haben, nämlich den Weibern zu gefallen", diese Antwort zwar gewiß ehrlich gemeint, aber doch nur durch ein Mißverständniß der alten und nach und nach unverständlich gewordenen Sitte hervorgerufen war.

Die Häuser der Marianer ruhten (Fra Gasp. de St. Aug. 74) auf Steinpfeilern, die eine Klafter hoch über die Erde sich erhoben. Sie waren von Holz aufgeführt, mit Fenstern versehen und hatten ein Dach von Brettern, das mit Palmlaub überdeckt war (Pig. 62). Im Inneren waren sie wohnlich genug: die Wände waren mit feinen Matten bedeckt (wie man auch auf solchen Matten schlief) und der ganze Raum durch Vorhänge, die gleichfalls aus Matten bestanden, in vier Zimmer getheilt, welche man höchst reinlich hielt und deren eines als Speisezimmer, das zweite als Schlafraum, das dritte als Vorrathskammer und das vierte als Arbeitsstätte diente. Jeder nur einigermaßen Wohlhabende besaß drei Häuser, eins für Geräthe, für Vorräthe das andere und das dritte war Wohnhaus (Strobach im n. Weltb. 1, 11). Doch gab es auch kleinere Gebäude: ein bloßes Wetterdach oder eine kleine Hütte hatten die Armen, viereckige Holzhäuser, die unmittelbar auf der Erde ruhten, dienten als Scheuern oder als Zufluchtsort bei Sturm; für Wächter führte man kleine kegelförmige Gebäude auf. Die Häuser, welche auf den Steinpfeilern ruhten, waren bald größer, bald kleiner: die größten dienten als Versammlungshäuser so wie als Kahnschuppen (Freyc. 2, 312 f.). Diese Steinpfeiler, welche sich auf den einzelnen Inseln noch zahlreich finden, sind jetzt die einzigen Ueberreste der einst so blühenden marianischen Kultur. Anson, der sie auf Tinian sah, beschreibt sie genauer (429): nach oben liefen sie mit starker Verjüngung kegelförmig zu und trugen auf ihrer Spitze eine steinerne Halbkugel, deren flache Seite nach oben gerichtet war. Auf dieser ruhte ursprünglich das Gebälk des Fußbodens. Ihre Höhe betrug 13', ihre Breite unten 5' im Quadrat, nach Freycinet 2, 313 war die eine Seite der Basis 5, die andere $3\frac{1}{2}$' lang, während alle 4 Seiten des Quadrats der Spitze $3\frac{1}{2}$' betrugen. Sie standen in Reihen, die einzelne Säule 6' von der nächsten, die einzelne Reihe 12' von der gegenüberstehenden entfernt, die Höhe jenes halbkugeligen Kapitäls betrug 4'. Der Eingang in die oberen Räume war, wie Freycinet wohl mit Recht annimmt, durch den Fußboden; auch der andere Raum, wie wir aus Analogieen im übrigen Mikronesien schließen können, gleichfalls bewohnt, vielleicht von den Dienern.

Hiermit haben wir der Hauptsache nach das Modell des mikronesischen Hauses, welches jedoch auf den verschiedenen Inseln verschieden

entwickelt iſt. Am einfachſten auf den Ratak- und Ralikinſeln, wo die Häuſer aus einem hohen von vier niederen Pfoſten getragenen Dach beſtehen. Der untere Raum, der mit Korallenkalk geplattet und zum Sitzen mit Matten belegt iſt, dient zum Aufenthalt bei Tage, obwohl man in demſelben nur ſitzen und liegen, nicht ſtehen kann. Der Raum unter dem Dache, welcher in der Höhe der Pfoſten durch eine Bretterdecke abgeſchieden iſt und in welchen man von unten hineinſteigt, dient als Vorraths- und Schlafkammer (Gulick 303; Kotzebue 2, 54, 60; Cham. 115). Ganz ebenſo iſt das Haus auf Tobi (Hale 79), Banaba, Nawodo (Cheyne 74) und auf den Gilbertinſeln, nur daß in Tarawa zwei obere Stockwerke über einander und in dem holzreichen Makin alle Räume ſo hoch ſind, daß man in jedem Stock aufrecht ſtehen kann (Hale 90). Auf dem Gilbertarchipel hat man auch, wie außer auf den Ratak- und Ralikinſeln überall in Mikroneſien, große Gemeindehäuſer, welche zu öffentlichen Verſammlungen dienend zwar ganz nach dem Muſter der Privathäuſer aber in viel größeren Dimenſionen (bis zu 120' Länge, 55' Breite, 40' Höhe) gebaut ſind.

Die beſten Häuſer finden ſich auf den Karolinen. Häufig ſtehen ſie hier auf einem mehrere Fuß hohen ſteinernen Unterbau, der aus Blöcken von Korallenkalk errichtet iſt: ſo z. B. auf Palau (Keate 304) auf Ponapi (Cheyne 111 f.). Dieſer Steinboden iſt dann mit Matten reinlich bedeckt, außer in der Mitte, wo ein viereckiger Raum, der 4' ins Geviert beträgt und vertieft iſt, als Feuerſtätte dient. Die Wände auf Ponapi ſind 4' hoch und von denſelben Schilfmatten gebildet, doch haben ſie Fenſteröffnungen, welche man durch eigens dazu beſtimmte Einſätze ſchließen kann. Die Bretterdecke fehlt; wodurch das Haus, da das Dach ſehr hoch hinauf reicht, geräumig und frei wird. Das Holzgerüſte beſteht aus viereckigem Bauholz, welches in den Steinboden feſt eingelaſſen iſt und die Dachſparren trägt, die mit Kokosſeil feſt gebunden werden und mit 6' langen und 1' breiten Streifen aus Pandanuslaub geflochten, von der Firſt aus ſo bedeckt ſind, daß der obere Streifen den Anfang des tiefer befeſtigten, ſowie die nebeneinander liegenden an den Rändern ſich decken (Cheyne a. a. O.). Solch ein Haus iſt nach Cheynes Urtheil ſelbſt für Europäer behaglich, kühl und dabei dauerhaft. — Auf den Palaus ſind die Wände der 60—80' langen Verſammlungshäuſer nicht von Matten oder

Flechtwerk, sondern von Holz so dicht gebaut, daß man nirgends eine Fuge sieht (Hockin 20), wie auch auf Lukunor (Kittl. 2, 96) die Seitenwände mit Nebenkammern, die von innen verschließbar sind, aus ganzen Bohlen verfertigt sind. Unter dem Dach des Wohnhauses ruhen hier auf besonders angebrachten Balken die Piroguen des Besitzers. Die Häuser auf Wolea (eb. 2, 155) und Fais (417) sind diesen gleich, ebenso auch die auf Truk (D'Urville b. V. 138), die innere Ausstattung aber ist unbedeutend, einige Holzkisten mit Deckeln waren das beste, was D'Urville (b. V. 137; Desgraz eb. 315) vorfand. Am ausgebildetsten und zierlichsten ist die Bauart der Häuser von Kusaie, deren genauere Beschreibung wir der Lütkeschen Expedition verdanken. Der Grundriß ist viereckig, der Fußboden festgestampfter Estrich, der bei Reicheren mit Matten, bei Aermeren mit Bananenblättern bedeckt wird. Das Dach, nach polynesischer Sitte tief herabgehend hoch und auf festen Pfosten ruhend, welche in bestimmten Zwischenräumen stehen, ist an beiden Giebeln höher wie in der Mitte, so daß die First einen ziemlich tiefen Sattel bildet. Es ist aufs zierlichste aus dünnem Holz geflochten und mit Pandanus- und Palmlaub dicht gedeckt. Am vorderen Giebel springt es weit vor, so daß sich eine Art Vorhalle bildet; diese aber hat unter dem Hauptdach ihr eigenes Dach, welches sich an die Giebelwand anlehnt. Die Räume zwischen den Pfosten sind für gewöhnlich offen, doch können sie durch geflochtene Einsatzwände geschlossen werden; dies geschieht Nachts immer wo das Haus als Schlafraum dient oft für große Gesellschaften. Auch hier schläft man auf Matten (Kittl. 2, 51). An der Wand läuft im Innern ringsher ein geglätteter Baumstamm, der den Bewohnern zum Sitz dient, von der Höhe des Dachs aber hängt ein Strick herab, in der Nähe der ausgemauerten Feuergrube, welcher sich in vier Enden theilt und eine Holzplatte trägt, die als Tisch dient (Kittl. 1, 372 f.). Im Hintergrund des Hauses ist meist noch ein kleiner Raum abgeschlossen, der wohl (Kittl. 2, 48 f.) das Frauengemach bildet. Die Häuptlinge haben stets mehrere und größere Gebäude, welche alle in einem von mächtiger Basaltmauer umschlossenen Hof liegen und roth angestrichen sind mit weißer Verzierung; im Inneren bilden die Stricke, welche Pfosten und Dach sowie die einzelnen Latten zusammenhalten, durch ihre ornamental regelmäßige schwarz und weiße Färbung einen nicht unangenehmen Schmuck (Gu-

lick 241). Auch hatte solch ein Haus mehrere Zimmer und darunter ein Sprechzimmer (eb.). Die Piroguen liegen auch hier entweder im Dachgebälk des Wohnhauses; oder man hat eigene Häuser für sie. Von 7 Häusern, die Kittlitz (2, 49) in einem Gehöft sah, war eins das Gesellschaftshaus, das zweite die Wohnung der Frauen des Häuptlings, dessen Lieblingsgemahlin ein besonderes drittes bewohnte, das vierte diente als Schatzhaus und in den anderen, welche auf hohen Pfählen ruhten, wurden im oberen Raum die Piroguen aufbewahrt, während der untere Raum die Wohnung der Diener abgab. Das siebente dient als Todtenhaus (Gulick 24, 2). Der Hof selbst war durch Mauern mit Einsatzthüren in drei Theile getheilt; deren letzter, welcher das Köstlichste, das Schatzhaus und die Wohnung der Lieblingsgemahlin umschloß, von drei Seiten mit wohlcultivirten und baumreichen Gärten umgeben war.

Die Häuser lagen in Dörfern zusammen, welche meist am Meere und zwar gern am inneren Meere des Atolls, an der Lagune gelegen sind (Meares 1, 126; Kittl. 1, 368; Cheyne 143; Gul. 403 u. s w.). Hafenbauten werden öfters erwähnt, so war das Dorf auf Kusaie durch starke Basaltmauern vor dem Meere geschützt (Kittl. 2, 368), auf Wolea waren 3—5 Dämme von großen Steinen etwa 15 Toisen weit ins Meer geführt und dann in einem rechten Winkel umgebogen (2, 138); ebenso finden sich auf Cap Steinwerften und Hafendämme (Cheyne 143 f.), ein großer Hafendamm auf den Palaus (Hockin 60—1) u. s. w. Auch andere Bauten sind noch zu erwähnen: auf den Palaus, wo ein Dorf von einer 10′ hohen Mauer umgeben war (Keate 200), hatte die Hauptstadt gepflasterte Plätze und einen 10′ breiten Weg, der in der Mitte geplattet, zu beiden Seiten gepflastert und mit Bäumen besetzt war (eb. 102 f.). Auch die Dörfer auf Cap, die sich überhaupt vor den mikronesischen Dörfern durch gute Bauart auszeichnen, haben regelmäßige reinlich gepflasterte Straßen (Cheyne 143 f.) und Plätze (127). Ebenso Kusaie (Hale 86). Auf Truk führt von jedem Hause des Dorfes ein Kanal bis zum Meere, so daß die Kähne unmittelbar vor der Thüre des Besitzers anlegen können (D'Urville b V, 138); ähnlich ist es auf Kusaie, wo die Gräben 3—4′ tief sind (Lütke 1, 326). Die großen Gemeindehäuser, welche sich überall auch auf den Karolinen finden (Kittlitz 1, 369; 296;

Keate u. s. w.), wie sie die Marianen besaßen (le Gob. 62), sind schon erwähnt; sehr häufig haben die einzelnen Dörfer am Strand große Kahnhäuser, welche (Michel. y Rojas 195) auf Ponapi zugleich als Versammlungshäuser dienten, während man daselbst (eb. 194) für die Kawafeste besondere große runde Häuser hat, in welchen Sitze von Rohr rings umher stehen. Diese Gemeindehäuser, die oft von ehrgeizigen Privatpersonen erbaut werden (Mertens 131), liegen meist am Strand (eb.); sie dienen oft als gemeinschaftliche Speisehäuser für die Männer (Lütke 1, 361) und bedecken eine Grundfläche von 8 Quadrattoisen (eb.). Auch hatte man wieder andere große öffentliche Gebäude, welche als Schlafraum für alle Unverheiratheten dienten (Mertens 131). Auf den Marianen hatte man wohl diese letzteren Gebäude auch (le Gob. 62).

Hier müssen wir denn auch über die vielbesprochenen alterthümlichen Bauten auf Ponapi und Kusaie etwas eingehender reden. Wir finden sie auf Ponapi oder auf einer kleinen Insel vor dem Hafen von Matalanien, sowie auf Kusaie und auf Leilei, einer kleinen Insel dicht vor Kusaie (Hale 85 f.); genauer beschrieben sind sie von Hale a. a. O., im Journal of the Amer. Or. soc. 3, 495, von Michelewa y Rojas 184, Cheyne 101 und Gulick 176. Rojas und Gulick sind die wichtigsten Quellen, während der Reisebericht der Novara 2, 420 nichts hinzufügt, was nicht schon in jenen Quellen stünde. Die Bauten von Matalanien, die jetzt in Ruinen liegen, sind von vollkommen regelmäßiger Bauart. Sie liegen möglichst nahe am Meer, das eine Gebäude auf einem Riff, das andere nicht fern auf einer Landspitze. Beide bestehen aus drei concentrischen viereckigen Mauern, deren äußere 4—5′ (beim 2. Bau 15′) hoch und 14—15′ breit, deren zweite 7′ hoch und 16′ breit ist (Rojas a. a. O.). Wie stimmt nun damit Hales Angabe, daß die Wälle 30′ hoch und einige ebenso breit sind, oder die Schilderung des Beschreibers im Journal of the Am. Or. soc., welcher von 25′ hohen sehr dicken Umfassungsmauern spricht? Ist damit blos der dritte innere Wall gemeint? Rojas, welcher von 1822—42 reiste, sah die Wälle eher als Hale im Jahr 1840; also ist an eine spätere Zerstörung nicht zu denken. Und doch ist Rojas Schilderung so genau, sein Bericht auch sonst so zuverlässig, daß man einen Irrthum oder eine Ungenauigkeit seinerseits (beides wäre doch auch sehr stark)

nicht annehmen kann. — Nur ein Eingang von 30' Breite führt ins Innere, welches weder Dachung noch Spuren von ehemaligen Dachsparren zeigt, was freilich bei der Größe des ganzen Werkes auch kaum möglich wäre, denn seine Grundfläche beträgt nach Hale über 100 Quadratyards, nach Michelewa über 150 Quadratveras. Das Material der Umfassungsmauern sind gewaltige Basaltblöcke, welche in hexagonalen (Cheyne) oder polygonalen (Hale) Prismen von 8—10' (Journ., Cheyne), ja von 20—25' Länge (Rojas, Hale) und zwei Fuß Dicke (Journ., Hale, Rojas) ohne jeglichen Mörtel nach Art der cyklopischen Mauern zusammengefügt sind, und zwar so, daß sie nur die äußeren Bekleidungen der Wände bilden und Stücken von Korallenkalk den Zwischenraum zwischen ihnen ausfüllen (Gulick 242). Zwar nennt sie nun Michelewa Granit und auch Cheyne (101) sagt, daß solche Steine sich nirgends wenigstens auf Ponapi finden; da aber alle andern Quellen sie als Basalt oder vulkanisches Gestein bezeichnen, so ist einmal kein Grund davon abzugehen, zumal Granit in der ganzen Gegend nicht vorkommt und zweitens auch gewiß Cheynes Behauptung ungenau, daß dies Material auf dem ganz vulkanischen Ponapi sich nicht finde: er mag es nicht gesehen haben. Ja man ist versucht, trotz der Angabe Michelewas, jene Blöcke seien behauen, nach seinen und aller anderen Beschreibung in jenen hexagonalen auffallend schmalen Steinen nichts anderes zu sehen, als natürliche Basaltsäulen, wie sie in dieser Gestalt so häufig vorkommen und auf den beiden hohen, vulkanischen Inseln uns nicht auffallen können.

Das Innere dieser merkwürdigen Steinwälle zu Matalanien birgt einige unterirdische Gewölbe, welche nach Journal of the Am. Or. soc. recht hübsch gebaut sind, die aber Cheyne „künstliche Höhlen" und die Novarareisenden rohe gewölbeartige Bauten nennen; doch wird uns nichts genaueres darüber angegeben, als daß sie voll Menschenknochen seien. Wie wollen wir nun diese merkwürdigen Bauten erklären? Wann sind sie entstanden? wer hat sie errichtet? Gulick (176) und Cheyne (und nach ihm, mit dem sie häufig sehr genau übereinstimmen die Novarareisenden) halten sie für spanische Bauten und etwa 300 Jahre alt. Hiermit stimmt allerdings manches überein: die Insel Ponapi war um 1595 von Quiros und Mindana gesehen und wenn wir auch von ihnen selbst nur wenig und nach ihnen bis Lütke

1828 gar nichts mehr erfahren, so gibt uns doch eine alte Sage der Eingeborenen selbst einen nicht unbedeutenden Wink. Es seien, heißt es, vor alter Zeit Männer auf die Insel gekommen mit so fester Haut, daß man sie nur durch die Augen verwunden konnte. Daß diese Männer aber Spanier in Eisenrüstung waren, liegt auf der Hand, denn andere Völker durchfuhren jenen Theil des Oceans nicht und wollte man zweifeln, so beweisen die spanischen Münzen und das silberne Crucifix (Gulick a. a. O.), sowie die Messingkanone und der silberne Zirkel (? Cheyne 101 und Novara 2, 420) welche man in jenen Verschanzungen fand, zur Genüge, daß Spanier und schon vor Alters auf dieser Insel lebten. Wahrscheinlich also haben sich Spanier, seien es nun Flibustier oder wirkliche Kolonisten gewesen, hier niedergelassen und vor dem Schicksal der Marianen blieben die Karolinen nur durch ihre Abgelegenheit verschont, die es den Eingeborenen möglich machte, die Eisenmänner, welche keine Verstärkung erhielten, durch die Augen zu ermorden.

Aber trotzdem können diese Bauten nicht von den Spaniern herrühren, denn wie wären diese dazu gekommen, cyklopische Mauern aus einem Material, das äußerst schwierig herbeizuschaffen war, aufzuführen, ohne Mörtel, in ganz unspanischer Bauart, während sie den Korallenkalkstein, der als Baumaterial gar nicht zu verachten und auch zur Mörtelbereitung sehr leicht zu verwenden ist, reichlich genug in der nächsten Nähe hatten? Auch Hale erklärt sich gegen die Annahme, daß eine andere Race diese Werke aufgeführt hätte, da sie an verschiedenen Orten, auf Ponapi, mehrfach auf Kusaie, auf Leilei sich finden; da ferner die Eingebornen auf den heutigen Tag noch ähnlich bauen. Wir haben ja von den Hafendämmen, den Mauern um die Gehöfte schon geredet; auf Kusaie, wo die gesammten Ländereien der Häuptlinge mit Mauern von drei Toisen Höhe umgeben sind, fand Lütke (1,325) mehrfach Steine, welche nach jeder Dimension 4' maßen. Ganz ähnliche Bauwerke werden wir auch sonst noch vielfach finden, im eigentlichen Polynesien. Wir haben also hier keine spanischen, sondern einheimische Bauten vor uns, welche auch gewiß nicht erst auf Geheiß der Fremden aufgeführt sind, da diese dazu wohl nicht mächtig genug waren und, wenn zahlreich sich leichter und gefahrloser selbst verschanzten.

Möglich aber ist es, und nach den gefundenen Gegenständen wahrscheinlich, daß die Spanier sich in diesen Mauern, die sie vorfanden,

feſtſetzten, daß ſie vielleicht auch jene gewölbeartigen Bauten des Innern aufführten. Doch auch gegen dies letztere ſpricht manches. Warum denn unterirdiſch? und ſo lange wir keine beſtimmten Angaben über die Art des Gewölbes haben, können wir uns bei den „künſtlichen Höhlen" ebenſo berechtigt größere unterirdiſche Grab- oder Vorraths-kammern und dergl. denken. Kurz wir haben es hier entweder mit alten Grabſtätten der Fürſten oder mit Befeſtigungen oder aber mit beiden zu thun. Wie die Wohnungen der Fürſten gern auf einem Diſtrikte zuſammen ſtehen, z. B. die der Fürſten von Kuſaie alle auf der kleinen Inſel Leilei: ſo lagen auch die Grabſtätten derſelben, welche hochheilig waren, auf ſolchen abgeſchiedenen Räumen und um ſo eher dicht am Meere oder auf Inſeln, weil jeder Todte nach dem Glauben der Ein-geborenen über das Meer hinüberfährt ins Land der Seligen. Auf Kuſaie finden ſich auch im Lande große Steinumfriedigungen von 200' Länge und ebenſo bei Roankiddi auf Ponapi ein 20' breiter, 8' hoher, $^1/_4$ engl. Meile langer Erdhaufen (Cheyne 101): dies ſind urſprüng-lich Morais, heilige Plätze geweſen, nach polyneſiſchem Muſter gebaut. Einzelne ſolcher Bauten an der Küſte mögen Hafendämme oder Be-feſtigungen ſein, wie ſich auf Kuſaie auch alte ausgemauerte Kanal-bauten finden, welche jetzt indeß wie vieles Aehnliche auf Ponapi, ganz unter Waſſer liegen (Hale 85; Gulick 242); ſie ſtammen alſo aus ſehr alter Zeit. Die Eingeborenen ſelbſt ſind ganz gut über jene Alter-thümer unterrichtet, welche nach ihnen (Gulick 242) theils Feſtungs-werke, theils zur Verehrung der Todten errichtet ſind und wenn ſie ſagen, daß ſie von Geiſtern erbaut ſeien, ſo heißt das nur, von den Vorfahren, den Verſtorbenen, denn alle Todten werden zu Geiſtern und Göttern bei ihnen. Sehr alte Steindenkmäler finden ſich in den Wäldern von Kuſaie (Gul. eb.): ob von ihnen gilt, was die Reiſen-den der Novara gewiß irrthümlich von den Mauerſteinen zu Matalanien erzählen, daß ſie für die „verſteinerten Geiſter der Vorfahren" gehalten werden? Von jenen Denkmälern würde dieſe Behauptung doch wenig-ſtens Sinn haben: es waren dann Steine, auf und in welchen der Geiſt deſſen, dem er zum Denkmal diente, ſich herniederließ Aus jenen Befeſtigungen auf große äußere Kriege, vielleicht gar auf Inva-ſionen von Melaneſien her ſchließen zu wollen, wäre eine durchaus haltloſe, weil willkürliche Annahme. — Solche große Bauwerke führt man jetzt nicht mehr auf, und Gulick 179 ſieht darin ein Zeichen

des Verfalls und früherer höherer Cultur; allein er selbst sagt 243, daß die Kusaier noch heute in ganz ähnlichen Bauten sehr geschickt wären; sehr groß ist also der Abstand nicht.

Die Nahrung der alten Marianer war hauptsächlich eine vegetabilische und bestand aus Kokos, Reis, Yams, Bataten, Bananen, Zuckerrohr u. s. w. (Magelhaens bei Nav. IV, 53; Garcia de Loaisa eb. V. 49; Pigafetta 61; v. Noort allg. Hist. d. Reisen 11, 367; Careri freilich (V, 300) will ihnen den Reis absprechen und behauptet, daß erst die Spanier ihn eingeführt hätten; aber da Magelhaens und Loaisa, da ferner v. Noort und Herrera bei Cham. 79 — gewiß nicht ohne Grund, wie Chamisso meint — übereinstimmend den Reis erwähnen, der freilich nach Herrera nicht eben reichlich gebaut wurde, so steht er mit dieser Behauptung eben so unglaubwürdig da wie mit seiner albernen Angabe (V, 298; le Gobien 47) die Marianer hätten kein Feuer gehabt. Letzteres hat schon Chamisso und Freycinet (2, 166) widerlegt. Wie konnten sie, deren Inseln so viel feuerspeiende Berge trugen, das Feuer nicht kennen, daß sie noch dazu von Alters her in ihrer Sprache bezeichneten? Von thierischer Nahrung genossen sie nur etwas Geflügel nach Fra Gaspar de St. Augustin 74 und Pigafetta 61. Letzterer (64) läßt den Magelhaens kurz nach seiner Abreise von den Marianen ein Schwein schlachten und so hat man angenommen, jene Inseln hätten auch diese Thiere besessen, während Careri auch diese nebst Pferden, Schafen und Rindern durch die Spanier eingeführt werden läßt. Man möchte freilich ihm widersprechen, einmal, weil das Schwein im ganzen Ocean so weit verbreitet und zweitens weil das Marianische ein einheimisches wenn auch mit dem Tagalog übereinstimmendes Wort für Schwein hatte. Aber da das Schwein in Mikronesien überhaupt selten ist, da keine unserer Quellen des Schweines auf den Marianen gedenkt, so muß man dem Careri hierin doch beistimmen. Fische wurden sehr viel gegessen, auch (Freycinet 2, 306) Schildkröten und der fliegende Hund (Pteropus edulis), Aale aber, welche in den Bächen der Inseln sehr häufig waren, nur vom gemeinen Volk (Freyc. 2, 273). Für gewöhnlich trank man nur Wasser (Freyc. 2, 307; Careri V, 298; Strobach im neuen Weltbott 1, 12), doch gab es auch ein gegohrenes Getränk, welches aus Reis und zerriebener Kokosnuß bereitet und nur an Festen getrunken wurde (le Gob. 57).

Die Lebensmittel des übrigen Mikroneſiens ſind verſchieden, je nachdem es ſich um hohe oder niedere Inſeln handelt. Denn auf letzteren iſt die Nahrung ſehr beſchränkt; ſie beſteht auf den Karolinen meiſt nur aus Kokosnüſſen, dem wenigen Taro, den man mit größter Mühe dem Korallenkalk abringt, nur ſelten aus der Brodfrucht und Bananen, welche vielen Inſeln ganz fehlen, und überall aus Fiſchen und Seethieren. Der Oſten Mikroneſiens hat zur Hauptnahrung die Frucht des Pandanus, erſt in zweiter Reihe Kokosnüſſe und noch ſeltener Brodfrucht, die im Gilbertarchipel ganz fehlt, Taro, Bananen und Tacca pinnatifida, welche ſich freilich findet, aber wenig benutzt wird. Fiſche dagegen ißt man viel, Geflügel aber nirgends, außer nach Cheyne auf Lukunor. Auf einigen Gruppen der Ratakkette (Cham. 112) werden auch die Ratten gegeſſen, aber nur von den Weibern. (Meares 1, 126; Carteret 1, 389; Clain bei Sprengel 10, 204; Kittlitz 2, 96, 417; Lütke 2, 71; Gulick 303 f., 212 f.; Cheyne 130—141; Chamiſſo 110 f.; Kotzebue 2, 40 f., 70, 77 f.). Daß bei dieſen kärglichen Lebensmitteln oft Hungersnoth eintritt, iſt nicht zu verwundern; nach Kittlitz (2, 148) geſchieht dies auf den Karolinen jährlich mindeſtens einmal und nach Hale (88) auch auf den Gilbertinſeln nicht ſelten. Man hilft ſich dort mit zarten Baumknospen. Pickering ſagt, daß die Tobiten in fortwährendem Hungertode lebten (224 f., 227, 229; Hale 79). Aus dem Safte der Pandanusfrucht bereitet man im Marſhallarchipel durch Eintrocknung ein wohlſchmeckendes, überaus dauerhaftes Nahrungsmittel, das in lange Blätter gewickelt, Wetter und Meerwaſſer aushält und deshalb vielfach als Proviant auf Seereiſen mitgenommen wird (Gulick 305; Cham. 110). Auf den Gilbertinſeln ſchneidet man den Blüthenſtiel der Kokospalme ein und gewinnt ſo einen ſüßen Saft, welcher friſch die Hauptnahrung der Kinder, gegohren ein berauſchendes Getränk und eingekocht einen delikaten Syrup abgibt, welchen die Eingeborenen vielfach bereiten und in Kokosſchalen in großer Menge (oft zu 100) aufbewahren (Gulick 212). Auch auf den Palaus kennt man dieſen Palmſaft, aber nur ungegohren (Cham. 76).

Auf den hohen Inſeln hat man dieſelben Producte, von denen namentlich der Brodbaum ſehr reichlich gedeiht und daher die Hauptnahrung bildet. Auf Kuſaie iſt die Kokospalme ſeltner und dient des-

halb nur den Fürsten zur Speise. Außerdem aber wird viel Zuckerrohr gebaut, Bananen, Yams, Bataten, Taka, Taro, wilde Orangen u. s. w. gedeihen reichlich und so ist auf diesen Inseln das Leben bei weitem bequemer. Thierische Nahrung genießt man wenig. Hühner, die man auf Kusaie gar nicht ißt, verzehrt man auf Ponapi, wo man auch (Michel. y Rojas 183) Schweine und eine Art Hunde, letztere aber nur als Delicatesse hat (Hale 85), Krustaceen und Fische ißt man viel, letztere wenn sie klein sind und ebenso den Trepang (Cheyne 114) oft ganz roh (Kittl. 1, 358 f. 2, 7 f. Hale 85; Cheyne 102; 123). Die Brodfrucht läßt man meist in Gährung übergehen und in diesem Zustande, wo sie einen säuerlichen Teig bildet, bewahrt man sie in wohlverschlossenen Gruben auf (Cheyne 114; Novara 2, 407 von Ponapi; Kittl. 2, 96 von Lukunor).

Als Reizmittel ist nur auf einigen Inseln des westlichsten Mikronesiens das malaiische Betelkauen, wie wir schon sahen, üblich und zwar auf Cap, den Palaus und früher auf den Marianen (S. 107). Während man nun gegen Branntwein einen großen Widerwillen zeigte, (Mertens 113; Lütke 1, 377), so hatte man auf Kusaie wie auf Ponapi und Truk (Gul. 417) ein einheimisches berauschendes Getränk, welches wir später in Polynesien noch genauer kennen lernen werden, den Kawatrank, oder wie er auf Ponapi nebst dem Piper methysticum, der Pflanze, die ihn erzeugte, hieß, der Sakatrank. Die Wurzel wird zerrieben oder zwischen Steinen zerklopft, nicht aber wie in Polynesien zerkaut (Hale 84; Cheyne 121) und der Saft dann mit Wasser verdünnt getrunken, jedoch auch hier wie in Polynesien nur von den Häuptlingen, deren gewöhnlicher Frühtrunk er ist und stets unter religiösen Ceremonien und Gebeten (Lütke 1, 371; Cheyne 121). Jetzt wird auch viel Tabak geraucht und gekaut und mit großer Leidenschaft namentlich von den Weibern begehrt (Michel. y Rojas 197; Cheyne 123 v. Ponapi; 37 von Nawodo; 145 v. Cap; Nov. 2, 401, 413; Meinicke, Zeitschr. 15, 399 vom Gilbert- und Marshallarchipel).

Der Landbau ist namentlich auf Kusaie und Cap im Flor, wie er es auch auf den alten Marianen gewesen sein muß. Auf Kusaie sind die höchsten Berge bis zu ihren Spitzen bebaut mit Bananen, Taro, Zuckerrohr u. s. w. welches letztere auf viereckigen Feldern gezogen und mit Mattenumfriedigungen gegen die Ratten geschützt

wird. Die Felder der einzelnen ſind entweder durch Mauern von unbehauenen Baſaltſtücken oder durch einen lebenden Zaun von Dracaena terminalis abgegrenzt (Kittl. 1, 361 f., 2, 39) und werden ſorgfältig gejätet und ſauber gehalten (Lesson voyage 128). Yams werden auf Ponapi viel gezogen, aber läſſig, daher ihre Wurzeln klein bleiben; man ſetzt ſie gern nahe an Bäume, an welchen ſie dann emporranken (Cheyne 115). Die Schweine (104) hat man hier abgeſchafft, weil ſie den Pflanzungen ſchaden. Auch auf den ärmſten Inſeln zieht man, oft mit der größten Mühe, indem man zur Bewäſſerung Regenwaſſer anſammeln und in den harten Korallenboden Löcher arbeiten muß zur Aufnahme der fruchtbaren Erde, Taro, (Chamiſſo; Pickering) und in Cap, wo der Ackerbau nach D'Urvilles Anſicht beſſer iſt als ſonſt in Oceanien (b V 340) zieht man dieſe ſumpfliebenden Arumarten in ſchwimmenden Gärten. Dort baut man den Betelpfeffer ſehr ſorgfältig (Cheyne 142), ebenſo einige Bananenarten als Baſtpflanzen, den Pandanus aber benutzt man nicht und im Gewürznelkenbaum, wie wir ſchon ſagten, ſieht man ein Bild des Häßlichen (Cheyne 123 f.). Auch hat man daſelbſt Teiche, in welchen Schildkröten, die man ißt, aufgezogen werden (eb. 145). Eine rohe Art Oelbereitung hat man auf den Marſhall- und Gilbertinſeln, wo man die Kokosnüſſe meiſt zu dieſem Zwecke benutzt (Gulick 304). Auch Blumengärten gibt es auf Kuſaie (Lesson voyage 128), ſowie (Chamiſſo 112; Kotzebue 2, 82 f.) die Ixora coccinea, Volkameria inermis und unter einigem anderen auch ein Crinum auf Ratak als Zierpflanzen um die Häuſer gepflanzt ſah. Die Novarareiſenden ſahen im Garten des Häuptlings von Roankiddi auf Ponapi Taro, wilden Ingwer, der als Gewürz dient, Curcuma und Kawapfeffer. Wie die alten Marianer nach le Gobien 44 eine Art Tauben zum Vergnügen hielten und abrichteten und an abgerichteten Hähnen großes Wohlgefallen hatten, ſo ſieht man auch in Mikroneſien Hähne an langen Schnüren in der Nähe der Wohnungen angebunden; auf Ratak fand Chamiſſo einen weißen Reiher öfters gezähmt (113).

Ihr Landbau muß ſchon ein ſehr alter ſein, da ſich bei den geringen Zuchtmitteln, welche ſie anwenden und anwenden können, mehrfache Varietäten der von ihnen kultivirten Pflanzen gebildet haben. So hat man auf Kuſaie 4 Arten der Banane, und die Brodfrucht,

welche auf dieser Insel auch wild, wohl in Folge des üppigen Bodens, stets ohne Kerne vorkommt, in doppelter Varietät, mit kugeliger und länglicher Frucht — sicher nicht Artocarpus incisa und integrifolia, da wir diese Nachricht einem Beobachter wie Kittlitz (2, 7 f.) verdanken. Auf dem minder fruchtbaren Lukunor wächst die Brodfrucht nur mit Kernen, aber auch hier in verschiedenen Varietäten (eb. 2, 96) und auf Ponapi, wo man deren gleichfalls mehrere hat, reifen die Früchte der einzelnen Abarten zu verschiedenen Zeiten des Jahres, so daß nie Mangel an diesem wesentlichen Lebensmittel eintreten kann (Cheyne 114), außer wenn Stürme und dergl. die Bäume selbst verletzen. Auf Ratak gibt es von der Hauptfrucht, von Pandanus odoratissimus gar 20 Abarten, deren jede verschieden benannt ist (Cham. 110).

Man kochte auf den Marianen (Freycin. 2, 307) auf dieselbe Weise, wie man noch jetzt in fast ganz Mikro- und Polynesien kocht. In eine mehrere Fuß tiefe Grube legt man sehr erhitzte Steine oder (z. B. auf Kusaie, Kittlitz 1, 374) heiße Asche, auf diese in Bananenblätter gewickelt, die Speise und darauf eine andere Schicht glühender Steine, dann deckt man das ganze mit Erde fest zu und nimmt nach einigen Stunden das fertige Gericht heraus. Auf diese Art kochen sie Alles und wissen auch manche künstlichere Speise zu bereiten: so auf Kusaie eine Art Pudding aus Pandanuskernen, Brodfrucht, Bananen, Kokosnuß und Zuckerrohr (Kittl. 2, 7 f.), auf Nawodo einen ähnlichen Kuchen aus Tacca, geraspelter Kokosnuß und jenem Palmsyrup, welches Gericht sehr wohlschmeckend sein soll (Cheyne 77). Auf den Marshall- und Gilbertinseln kocht man gleichfalls in heißer Asche, doch auch auf einer Art Rost und in Kokosschalen (Meinicke Zeitschr. 15, 399).

Die Tageseintheilung ist im ganzen Gebiete gleich. Die Ponapiten z. B. stehen mit der Morgenröthe auf, baden sich, spülen den Mund aus im Meere (Mertens 132) und nehmen das Morgenmahl, worauf sie, nachdem sie sich mit Kokosöl und Kurkumapulver eingerieben haben, bis Mittag arbeiten. Dann folgt nach abermaligem Bad ein zweites Mahl. Ist dann der Nachmittag unter allerlei Besuchen und dergl. vergangen, so folgt bei Sonnenuntergang ein drittes Mahl einem dritten Bade, worauf sie meist, da sie keine Fackeln haben, ziemlich früh zu Bett gehen, wenn sie nicht bei Mondenlicht länger tanzen und singen (Cheyne 117) oder, was sie oft bis tief

in die Nacht thun, sich von ihren Reisen erzählen (Mertens 134). So verläuft und verlief das Leben überall in Mikronesien, auf den Marianen sowohl (Freycinet 2, 308) wie zu Cantovas Zeiten (Sprengel 10, 229) auf den Karolinen und ebenso jetzt noch im Osten und Westen. Bei den Mahlzeiten werden die Speisen auf Bananenblättern aufgetragen und zwar vor dem Vornehmsten niedergelegt, der dann den Umsitzenden, die bis dahin ruhig warten, ihre Portion zureicht, oder wenn die Versammlung zu groß ist, durch die zahlreiche Tischbedienung reichen läßt. So erzählt Kittlitz 2, 51 von Kusaie, so war es auf den Marianen (Freyc. 2, 307) und ist überall so. Die Zuckerrohrstengel sowie die Kokosnüsse öffnen und schälen die Essenden sehr geschickt und zierlich mit den Zähnen (Kittl. eb.). Zur See und in Zeiten der Noth ist man außerordentlich genügsam und eine Kokosnuß gilt für einen Menschen als hinreichende Nahrung für einen Tag. Auf dem Lande aber verzehren sie unglaubliche Mengen von Lebensmitteln auf einmal. Dinge, die sie noch nicht kennen, beriechen sie zuvor, ehe sie davon essen (Freyc. 2, 99). Als Speisegefäße dienen, wo man sie hat, Kalebassen, auch wohl auf einzelnen Inseln irdene Töpfe und überall Kokosschalen.

Während sie auf diese Weise reinlich essen, auch ihre Wohnungen und Geräthe sauber halten, so steht es mit ihrer körperlichen Reinlichkeit nicht besonders. Zwar machten hier die alten Marianer eine rühmliche Ausnahme, welche auch am Leibe sich sehr reinlich hielten (Strobach im neuen Weltbott 1, 11); zwar baden auch die jetzigen Mikronesier häufig und halten sich oft stundenlang im Wasser auf; zwar wenden sie der Pflege ihres Haares oft große Sorgfalt zu, indem sie es täglich waschen und mit Oel salben, wie sie auch den ganzen Körper mit Oel einreiben und oft mit solchem, welches durch hineingelegte wohlriechende Blüthen parfümirt ist: allein trotzdem nennt Gulick 411 die Gilbertinsulanerinnen widerlich und an ihrem Leibe unreinlich, trotzdem waren die Bewohner Kusaies mit Läusen reichlich versehen, welche sie eifrig aufsuchten und als Leckerbissen verzehrten (Lütke 1, 353; 378), wie die Ratakerinnen ihren Männern dies Ungeziefer absuchten um es zu essen (Kotzebue 2, 78). Noch größer ist die Unreinlichkeit auf Lukunor (Lütke 2, 54) und am schlimmsten auf Truk, dessen Bewohner am ganzen Leibe voll Ungeziefer sind (D'Urville b, V 147). Nimmt man dazu den Fettüberzug des

Kokosöles, welches ohnehin leicht einen ſtrengen und verdorbenen Geruch annimmt, ohne daß es dadurch den Eingeborenen unangenehm würde und die vielen Hautkrankheiten, an welchen die Mikroneſier leiden, ſo wird allerdings das Bild ihres äußeren Lebens minder anmuthig, als es Chamiſſo von Ratak ſchildert: allein wie die Rataker die abgeſchloſſenſten und deshalb am wenigſten entarteten Bewohner des Gebietes ſind, ſo ſind ſie auch die reinlichſten und in mancher Art die anmuthigſten der jetzigen Mikroneſier.

Eine große Uebereinſtimmung zeigen alle mikroneſiſchen Inſeln im Kahnbau. Salaçar (Oviedo XX c. 16) und Garcia de Loaisa (Navarrete V, 51) fanden 1526 (Legaspi bei Fra Gasp. de S. Aug. 68 erzählt 40 Jahre ſpäter daſſelbe) auf den Marianen 4—5 Klafter (15—18' Careri V, 301) lange, zwei Ellen (4 Spannen Car.) breite Kähne vor, theils aus einem, theils aber aus mehreren Stücken zuſammengefügt, indem die einzelnen Bretter dann mit Stücken aus Baumbaſt verbunden, die Fugen mit einer Miſchung von Oel und Kalk (Loaisa a. a. O.; le Gobien 52) verſtrichen waren. Auf der einen Seite trug das Schiff den tonnenartigen Ausleger, auf der andern das Segel, welches ſehr fein aus Matten geflochten, dreieckig (weshalb Magelhaens die Inſeln de las velas latinas nannte) und je nach dem Winde transportabel war, ſo daß man es bald an das vordere, bald an das hintere Ende des Schiffes ſtellen konnte. Ueber dem Schiffe ſelbſt war ein Bretterboden, der nach beiden Seiten überſtehend Paſſagiere und Waaren trug; im Schiffe ſelber, das einſchließlich jenes Verdeckes im ganzen etwa 10 Menſchen faſſen kann (Magelhaens bei Navarr. IV 53), ſitzen nur etwa drei Matroſen, deren einer ſtets das fortwährend eindringende Waſſer ausſchöpft (Car. V, 301). Ihr Steuerruder iſt eine Stange mit einem Brett (Pigaf. 62 f.). Mit dieſen Schiffen, welche mit dauerhaften Farben ſchwarz oder roth, ſeltener auch weiß angeſtrichen ſind (Pigaf. 62 f.), ſegeln ſie ungemein raſch, 10—12 Meilen in einer Stunde. Freilich ſchlagen die Schiffe leicht um, allein, da alle Eingeborenen, Männer wie Weiber — und Männer wie Weiber machten oft gemeinſchaftliche Luſtfahrten zur See (Pigaf. eb.) — außerordentlich geſchickt ſchwimmen und tauchen, ſo ficht ſie das wenig an, ſie richten das Schiff wieder auf und ſegeln weiter. Bis zu den Philippinen fahren ſie in dieſen Schiffen, welche ſie oft nach

einer allerdings nicht ganz klaren Notiz bei Careri*) während der Fahrt ausbesserten. Wohl hatten die Spanier Ursache, dies mit Staunen zu sehen: sollte doch die Seetüchtigkeit der Marianer ihnen schädlich genug werden. Denn im Kriege lockten die letzteren die spanischen Soldaten in die Böte und stürzten diese auf der hohen See um (le Gobien 253), so daß die Spanier entweder ertranken oder mit leichter Mühe getödtet werden konnten, auf jeden Fall aber den Gebrauch ihrer Flinten oder diese selbst verloren, während die Marianer ungehindert das Boot wieder aufrichteten und weiter segelten. Marianische Truppen, die am Strande vorüberseglend vom Land aus beschossen wurden, sprangen in das Meer und deckten ihre Kähne über die Köpfe, wogegen die Spanier gar nichts ausrichten konnten (le Gob. 265).

Nach diesem Modell sind nun mit mehr oder weniger Geschicklichkeit alle Schiffe in Mikronesien gebaut, so daß wir uns bei Einzelheiten nicht weiter aufzuhalten brauchen (Palaus: Padilla 1710 bei Coreal voyage 2, 294; die westlichen Karolinen: Clain bei le Gobien 401, Sprengel 10, 202, Cantova eb. 212; Pickering 226; Carteret 1, 389). Unter den Bewohnern der westlichen Karolinen gelten die von Wolea, wie sie die ausgezeichnetsten Taucher sind (Chamisso 127; Kittl. 2, 161 f.), auch für die besten Schiffbauer, daher denn andere Inseln, namentlich Cap viel Schiffe von dorther kaufen (Kittl. a. a. O.; Cheyne 127). Für die besten Schiffe der östlichen Karolinen gelten die von Ponapi, deren Kiel durch einen ausgehöhlten Baumstamm, deren Wände durch fest angebundene Bretter gebildet werden. Vorder- und Hintertheil des Kahnes stehen hoch aus dem Wasser, das ganze ist bis zu 40′ lang (Michelewa y Rojas 195), so daß es 10—15 Mann faßt (Gul. 179), außen mit glänzend rothem Firniß angestrichen, innen getüncht (Hale 85), natürlich mit dem Ausleger und jenem dreieckigen Mattensegel versehen, welches an zwei tragbaren winkelig gegen einander gestellten Stangen befestigt ist, deren (nach oben gerichteten) Winkel es ausfüllt (Cheyne 110 f.; Kittl. 2, 70; Nov. 2, 395). Die Plateform auf den Tragbalken des Auslegers (Cheyne 111) ist der

*) V., 301: s'il y a quelque chose à racommoder au batteau, ils mettent les marchandises et les passagers sur la voile (?), les racommodent promptement et le redressent, s'il était renversé.

Sitz des Häuptlings. Aehnlich, nur schlechter nach Lütke 1, 294 sind die Schiffe zu Kusaie, welche, wenn sie einem Häuptling gehören, auf der Platform des Auslegers eine Pyramide von zusammengeflochtenen Stricken, die mit Muscheln verziert sind, als Aufbewahrungsort für die Vorräthe tragen (Kittl. 2, 15 f.). Auf Lukunor haben die Häuptlinge noch neben solchen sehr guten Schiffen auch elegante Ruderböte (Lütke 2, 80; Kittl. 2, 89 f.). Auch die Schiffe von Truk rühmt Kittlitz (2, 119) sehr. (Ueber andere Inseln: Mertens 153 f.; Kittl. 2, 148; 417; Lütke 2, 105; D'Urville b, V, 341; Cheyne an versch. Stellen u. s. w.).

Auf Ralik und Ratak sind die Kähne, welche 50—100 Mann fassen, auf der einen Seite steil und gerade, auf der anderen gewölbt; sie gleichen den marianischen und haben auch wie diese die dreieckigen Segel, mit denen sie jedoch auch gut gegen den Wind segeln können (Gulick 303 f.; Kotzebue a 1, 127 f., 2, 39). Ausgezeichnete Kähne gibt es im Gilbertarchipel, die einen mit hinten und vorn kreisförmig umgebogenem Kiel wie zu Ponapi, sehr rasch segelnd (15—20 Seemeilen in einer Stunde) aber klein und nur in bestimmten Jahreszeiten gebraucht (Gulick 413), die anderen bis an 60' lang aber nur 6' breit und gleichfalls sehr schnell segelnd (Hale 102). Die Schiffe auf Banaba haben kein Segel; man gebraucht nur Ruder daselbst (Cheyne 75).

Die besten Seefahrer des jetzigen Mikronesiens sind die Marshallinsulaner. Sie machen erstaunlich weite Fahrten, 600 Seemeilen wei westlich zur Wellingtoninsel (Gul. 303) oder bis nach Guaham (Kotzebue a 2, 127). In kleinen Flotten vereinigt segeln sie ab und finden ihr fernes Endziel stets richtig auf in ihren Kähnen, die so leicht umfallen und die verloren scheinen, wenn der Ausleger bricht. Allein dann springen die Eingeborenen wie die alten Marianer ins Meer und machen die Reparatur schwimmend (eb. 131). Eine solche Expedition dauert mehrere Monate, ja mehrere Jahre. So war 1857 von Ebon ein Häuptling mit 800 Begleitern in 40 Kähnen abgefahren um die nördlichen Inseln der Kette zu besuchen und 1860 am 11. März kamen sie zurück. Daher kann es uns nicht wundern, wenn sie in ihrer Seetüchtigkeit einen großen Ruhm suchen und dem verstorbenen Häuptling ein Ruder aufs Grab gepflanzt wird. Ihr Proviant bestand aus Kokosnüssen, aufbewahrter Brodfrucht und jenem

eingetrockneten Pandanusſaft (Gul. 303 f.). Auch eine Art Karte haben ſie, nämlich Stricke, welche in beſtimmten Knoten zuſammengebunden den Lauf der verſchiedenen Strömungen bezeichnen. Sie ſind ſtrenges Geheimniß der Fürſten und auf ihre Veröffentlichung ſteht der Tod (eb. 304). Genaue Kenntniß des ganzen Archipels war Gemeingut aller Bewohner der Marſhallinſeln, der Männer wie der Weiber: die Häuptlinge, welche alle fahrbaren Straßen kannten, zeichneten die Lage aller Inſeln des Archipels auf (Chamiſſo 120; Kotzebue a, 2, 79, 92).

Die Karoliner fahren, außer daß ſie die ganze Ausdehnung ihrer eigenen Gruppe des Handels oder des Vergnügens wegen bereiſen, bis zu den Marianen hin, einzeln oder häufiger in Geſchwadern. Dabei richten ſie ſich nach dem geſtirnten Himmel, den ſie in zwölf Theile eingetheilt haben (Cham. 128). Auch Cantova (Sprengel 10, 216) ſpricht von 12 Himmelsgegenden und 12 verſchieden benannten Winden. Doch exiſtirte dabei noch eine andere Eintheilung des Himmels in 28 Theile, welche nach den in ihnen auf und untergehenden Sternen benannt waren (Lütke 2, 79, 370 f.). Nach Freycinet freilich waren es nur 24 Theile, denn nach ihm (2, 103) zerfiel der Horizont zunächſt in 4 Theile, dieſe wieder in je zwei Unterabtheilungen, deren jede man wieder in zwei ſpaltete, ſo daß eine 24theilige Windroſe entſteht. Die öſtlichen Rumben haben dieſelben Namen wie die weſtlichen, ſo daß man letztere durch den Zuſatz weſtlich unterſcheidet (Mertens 154). Nach dieſen Himmelsgegenden richten ſie ſich bei ihren Fahrten, ſo wie nach der Sonne und den einzelnen Sternen und Sternbildern, die ſie kennen, nach Auf- und Niedergang beobachten und durch beſondere Namen unterſcheiden. Doch haben ſie nach Torres noch ein anderes Mittel, die Richtung ihrer Fahrt zu beſtimmen: da ſie meiſt zur Zeit conſtanter Winde ſegeln, ſo legen ſie einen Stab in beſtimmter Richtung vor ſich hin und nach dieſem finden ſie unter beſtändiger Beobachtung des Windes, den Weg (Chamiſſo 128; Lütke 2, 79, 370). Geographiſche Kenntniß haben ſie und ziemlich genau von ihrer ganzen Kette, von Kuſaie bis zu den Palaus und von den Marianen, jenſeits welcher nach ihrer Meinung der Himmel ſich immer mehr der Erde nähert und endlich auf ihr feſt ſteht. Die Lage der einzelnen Inſeln des genannten, Bezirkes wiſſen ſie aufzuzeichnen (Kittl. 2, 87). Einen Kompaß

wie Leſſon will, hatten ſie nicht; ſie haben ihn erſt von den Europäern empfangen (Lütke 2, 333). Dieſe aſtronomiſchen und nautiſchen Kenntniſſe wurden den Knaben gelehrt und zwar nach Cantova durch bildliche Darſtellung des Himmels mit ſeinen Hauptgeſtirnen (Cham. 128).

Schon vor der Entdeckung durch die Europäer aber ſcheint die Seetüchtigkeit der Karoliner abgenommen zu haben; die Kuſaier wenigſtens und die Bewohner von Ponapi hatten früher größere Böte und machten weitere Fahrten als jetzt (Lütke 2, 80; Gulick 179), wenn ſie auch jetzt noch zu den beſten Seefahrern des Gebietes gehören und nach den Gilbertinſeln und Marianen noch heute ſegeln (Michel. y Rojas 198). Der Schiffsdienſt traf durch regelmäßige Ablöſung jeden der Mitfahrenden (Freyc. 2, 103).

Auch das Jahr theilt man nach dem Aufgang verſchiedener Geſtirne ein in einzelne Jahreszeiten und nach dem Laufe des Mondes in einzelne Monate, welche letztere wieder eine beſtimmte Anzahl von Tagen umfaſſen (Cham. 128). Jeder Tag hat ſeinen Namen und zerfällt ſelbſt in einzelne gleichfalls verſchieden benannte Abtheilungen (Lütke 2, 79; Mertens 154). Nach Freycinet 2, 105 war die Zahl der Monate 10, deren 5 die eine Hälfte des Jahres, die Wind- und Regenzeit (von Juni — Nov.), die 5 anderen die gemäßigte Jahreszeit bilden. Doch er ſelbſt zweifelt, ob man ihnen nicht eine doppelte Jahresrechnung, eine nach dieſen klimatiſchen Verhältniſſen, die andere nach Mondmonaten, deren Zahl dann größer wäre, zuſchreiben müßte.

Auf den Marianen war die Zeitrechnung verſchieden; die einen rechneten das Jahr zu 12, andere zu 13 Mondumläufen und einmal ſoll es darüber ſogar zum Kriege gekommen ſein (Bonani im neuen Weltb. 7, 6). Man rechnete nach Nächten, wie auch auf den Karolinen und den Ratakinſeln (Chamiſſo 63) und zählte dieſelben, indem man in eine Schnur für jede Nacht einen Knoten band (le Gob. 68), ein Mittel, welches auch ſonſt in Mikroneſien vorkommt (Kotzebue 2, 85); auf den Palaus zählte man allgemein nach ſolchen Knotenſchnüren (Keate 336).

So ausgezeichnete Schiffer, wie die Mikroneſier ſind, werden auch tüchtige Fiſcher ſein, was alle unſere Quellen beſtätigen. Männer und Weiber fiſchen: erſtere jedoch dürfen 24 Stunden nach voll-

zogenem Beiſchlaf keine Angel berühren, letztere nicht, wenn ſie ſchwanger ſind. Man fiſcht theils mit Angeln aus Knochenſpitzen (jetzt ſind es gewöhnliche europäiſche) theils mit Fiſchkörben, die aus Volkameriazweigen ziemlich groß und von der Geſtalt unſerer deutſchen Fiſchkörbe geflochten 2 Tage im Waſſer liegen müſſen; will man ſie herausholen, ſo wird bisweilen Kokosöl vorher aufs Waſſer gegoſſen, um dieſes zu glätten. Ferner hat man kleinere und größere Netze, die ſehr gut geflochten ſind. Auch nächtliche Fiſchereien beim Scheine brennender Kokosblätter ſind nicht ſelten (Mertens 137 f.; Cham 113). Häufig werden die Fiſche mit Speeren geſchoſſen; ſo ſah Gulick wie man auf den Gilbertinſeln eine Bonitenſchaar von 2—300 Stück dem Strande zutrieb und dann ſehr geſchickt faſt alle mit den Speeren fing (413).

Viele ihrer größeren Fahrten unternehmen ſie des Handels wegen. Dieſer beſteht nur aus gegenſeitigem Austauſchen von Geſchenken und es iſt ein Irrthum von Chamiſſo und Hale, wenn ſie in jenen zu Schnüren aufgereihten dünnen Kokos- und Muſchelſtückchen, die man als höchſte Koſtbarkeit um den Hals und den Leib trug, eine Art Geld ſahen. Gulick 417 widerlegt dieſe Anſicht aus ſeiner eigenen unmittelbaren Erfahrung: dieſe Schnüre ſind beſonders hochgeſchätzt und deshalb werthvoller als alle übrigen, aber auch ſie ſind nur Tauſchmittel und Geld oder etwas dem Gelde ähnliches fehlt. Mit Gulicks Behauptung kommt man auch für die alten Marianer aus, obgleich Freycinet (2, 463) wenn auch zweifelnd, dieſelbe Meinung ausſpricht, wie Chamiſſo (80), mit dem er ſehr häufig eine gemeinſchaftliche Quelle hat, die mündlichen Mittheilungen des Don Luis de Torres. Allerdings gab es auf Tinian die Stadt Fanatugan-Alas „Ort, wo man den Alas, die Schildpattketten aufreiht", der allein dieſe Ketten machen durfte (Freyc. 2, 458); allerdings bekam der Mann, der einer verwandten Frau auf ihre Bitten (denen er gehorchen mußte) ein Haus, einen Acker u. ſ. w. ſchenkte, dafür einen Alas (eb. 479); allerdings erhielt der, welcher ein Kind gerettet, von den Eltern oder wenn dieſe zu arm waren, von der ganzen Familie die koſtbarſte Art dieſer Kette zum Lohn (eb. 376) und freilich war der Werth dieſer Ketten nach ihren verſchiedenen Arten ſehr genau beſtimmt (481): aber das alles beweiſt noch nicht, daß wir es hier mit wirklichem Gelde zu thun haben, denn erſtens beſtand der Tauſch-

handel daneben und zweitens spricht einiges was Chamisso 80 sagt, dagegen, nämlich daß die einzelnen Stücke um so höher geschätzt waren, je mehr Löcher sich in ihnen befanden, denn diese Löcher wurden nur hineingebohrt, wenn der Besitzer des Stückes bestimmte ehrenvolle Thaten vollführt hatte. „Solche Trophäen sollen dann dem Eigner ein gewißes Zwangsrecht gegeben haben, sie nach hergebrachten Bräuchen gegen anderer Eigenthum auszutauschen und in gewisser Hinsicht als Mittel des Handels und Zeichen des Wortes gegolten haben." Mit diesen Worten klärt Chamisso das wahre Verhältniß ganz richtig auf; man sieht, wie wenig diese Schildpattstücke unserem Gelde gleichkommen. — Die einzelnen Inseln führen das aus, was bei ihnen besonders reichlich oder gut bereitet wird, wie die Bewohner von Wolea Kähne, die der niederen Inseln Waffen, welche sie theuer nach den hohen Inseln verkaufen (Kittl. 2, 83), die von Ifaluk gewisse große Muscheln (eb. 2, 152), die Pakiner ihre berühmten Mattensegel, welche sie hauptsächlich nach Ponapi gegen Tabak absetzen (Cheyne 100), die Bewohner von Lukunor, welche dem Handel besonders zugethan sind und durch ihn eine große Wohlhabenheit erlangt haben, die nicht ohne Einfluß auf ihre Verfassung blieb, Pandanusmatten, Tauwerk und Bindfaden aus Kokosfasern, Waffen aus Kokosholz, Geräthschaften von Brodbaumholz und dergl. und zwar meist nach den hohen Karolinen (Kittl. 2, 82). Doch darf man nicht daraus schließen wollen, daß die hohen Inseln in ihren industriellen Produkten zurückständen: auf Ponapi werden z. B. Schlafmatten, Gürtel, mancherlei Schmuck, Zeug zu Kleidern, Körbe, Seilerwaaren, Segel von anerkannter Güte bereitet. Namentlich berühmt waren die Schlafmatten, welche 6′ lang und von verschiedener Breite sind. Das obere Ende wird aufgerollt und dient als Kopfkissen, wozu man auf Ratak und an den meisten Orten einen etwas ausgehöhlten Holzklotz gebraucht (Chamisso 115). Die Decken bestehen gleichfalls aus Baststeug. Die Gürtel werden aus gelb- und rothgefärbten Bananenfasern 6′ lang und 5—6″ breit mit allerlei bunten Mustern auf kleinen Webstühlen gefertigt, (Cheyne 112) deren Schiffchen ganz dem unseren gleicht (Hale 75).

Ihre Instrumente waren wie auch die der Marianer (Salaçar bei Oviedo XX, 16; Garcia de Loaisa bei Nav. 49) früher von Stein, von scharfen Muschelschalen (Messer, Sägen, Clain bei

le Gobien 407), von Fischgräten, Knochen u. s. w. Jetzt wird immer mehr Eisen eingeführt. Sehr hübsche Holzgefäße auf den Karolinen erwähnt Keate und Freyc. 2, 101, während auf den Marianen auch verschieden gestaltete irdene Töpfe ohne Glasur gebräuchlich waren (2, 317), welche man sonst in Mikronesien nur noch auf Cap und den Palaus kennt, weil sich hier Töpferthon findet (Chamisso 123). Körbchen mit und ohne Henkel von Bast und Blättern geflochten, Kalebassen als Gefäße (eb.), die Riesenmuschel und andere große Muschelschalen zu gleichem Zweck (Chamisso 113), hölzerne Gefäße (hölzerne Töpfe auf Truk Desgraz bei D'Urville b, V 315) und noch so mancherlei anderes versteht sich von selbst. Feuer ward durch an einandergeriebene Holzstückchen auf verschiedene Art hervorgebracht (Chamisso 154). Mörtel verstand man zu bereiten, indem man Korallenkalk in glühend erhitzte Erdlöcher brachte und mit Wasser löschte (Mertens 160). Leim (mit dem man Vögel fing und die Ratten von den Kokosbäumen fern hielt) und Firniß bereitete man wie auf den Marianen (Freyc. 2, 413) aus dem Saft des Brodbaumes, aus anderen Pflanzensäften rothe, gelbe, braune u. s. w. Farbe; schwarze aus Kokoskohle (Mertens 169; 185; Novara 2, 409 und sonst). Vielerlei anderes, die parfümirten Oele, die geflochtenen Matten, die Bastzeuge und Kleiderstoffe aus Bananenfasern (Chamisso 77; Cheyne 76; 112; Michel. y Rojas 191; Lütke 2, 73; D'Urville b, V 31) u. s. w. haben wir schon erwähnt. Dies Oel wird überall bereitet; auf den Marshall- und Gilbertinseln zur Ausfuhr (Gulick 304; 413), wofür man Feuerwaffen und Tabak erhält, während man auf Ponapi von europäischen Waaren jetzt hauptsächlich Spirituosen, Tabak, Flinten, Pulver und eiserne Geräthe verlangt (Cheyne 104). Auf Lukunor läßt man in eigens dazu angelegten kleinen Gehegen die Nüsse erst keimen, damit sie zur Oelbereitung desto tauglicher sind (Kittl. 2, 112).

Wenn nun auch die Kleider, Häuser und Kähne der Mikronesier, ihre Liebhaberei für schöne Blumen und Blumenschmuck, wenn häufig auch ihre Muschelkränze und dergl. einen gewissen Geschmack verrathen, so kann doch von Leistungen in irgend welcher Kunst bei ihnen kaum die Rede sein. Das Beste, was sie schaffen, sind ihre oft zierlich gebauten, elegant geflochtenen und durch bunte Farben innen und außen nicht unangenehm geschmückten Häuser. Auch ein-

zelnes von Schnitzereien hatten ſie, an Holzkäſtchen zur Aufbewahrung ihres Schmuckes, an ihren Kähnen und gelobt werden die Skulpturen an den Kähnen von Truk (Desgraz bei d'Urville b, V, 315). Die alten Marianer hatten Bilder ihrer Ahnen auf Holzſtücken und Baumrinde gezeichnet, denen ſie wahrſcheinlich göttliche Verehrung erwieſen: denn Sanvitores, der ſie zum Chriſtenthum bekehrte, befahl ihnen, dieſe Bilder zu verbrennen (le Gobien 82).

Muſikinſtrumente haben die weſtlichen Karolinen gar nicht, ſelbſt die Trommel fehlt (Cantova bei Sprengel 10, 229 f.; Cheyne 123; Pickering 227); auf Lukunor (Mertens 146) und Kuſaie (Lütke 1, 366) iſt derſelbe Mangel. Dagegen haben die Bewohner von Ponapi, wodurch ſie ſich vor allen Karolinern auszeichnen, eine kleine Flöte von Bambus, welche durch die Naſe geblaſen wird und eine Trommel aus einem ausgehöhlten Baumſtumpf, der mit Fiſchhaut überſpannt iſt. Sie liegt auf dem linken Knie des am Boden kauernden Spielers und wird mit der rechten Hand geſchlagen, dann tönt ſie dumpf und laut wie ein Hindu-tamtam, welche Töne der Spieler ſtets mit Geſang begleitet (Cheyne 116; Novara 2, 419). Dieſelbe Trommel iſt das Lieblingsinſtrument der Marſhall- und Gilbertinſulaner (Meinicke Zeitſchr. f. allg. Erdk. 15, 413). Auf den Marianen, wo man jetzt verſchiedene europäiſche Muſikinſtrumente, ſo wie beſaitete Kalebaſſen gebraucht, hatte man zwei Arten Rohrflöten, deren eine $2^1/_2$' lang, mit 4 Löchern für jede Hand und von weichem Klange mit dem Mund, die andere kleinere ſchärfer tönende mit der Naſe geblaſen ward (Freyc. 2, 399). Große Muſcheln (Tritonium) dienten überall, auch auf den Marianen (Freyc. 400) als Signalhörner in Krieg und Frieden; auf Cap werden ſie auch bei feierlichen Gelegenheiten länger geblaſen (Cheyne 156 f.). Auf allen Inſeln aber, auch auf denen, welche keine Muſikinſtrumente hatten, war Geſang und der ſtets von Geſang begleitete Tanz häufig. Auf den Marianen ſetzten ſich bisweilen die Frauen zuſammen und ſangen, indem ſie ſich mit kleinen Muſchelſchalen, welche die Stelle der Kaſtagnetten vertraten und mit ſehr zierlichen lebhaften Geſten begleiteten, äußerſt anmuthig und harmoniſch rein ihre Lieder. Einen ähnlichen Geſang „Kalge der Weiber" genannt, hatten die Frauen auf Wolea und und Faraulep (Freycinet 2, 120; nach Cantova) und auch auf Lukunor gab es Lieder, welche nur von den Frauen, andere, die

nur von den Männern geſungen werden durften (Mertens 146). Auf den nordweſtlichen Karolinen begleitete man den Geſang, der nicht unangenehm war (Clain bei le Gob. 406), indem man im Takt auf die Hüften ſchlug (Clain bei Sprengel 10, 202). Freycinet (2, 398) gibt eine marianiſche Melodie, von der wir jedoch ſtark zweifeln, ob ſie ganz ächt und ganz unentſtellt iſt; auf keinen Fall wird ſie uns als ſicherer Vertreter des altmarianiſchen Geſangs gelten dürfen. Die Geſänge des übrigen Mikroneſiens dagegen werden nicht ſehr gerühmt; auf Tobi beſtanden ſie in einem häßlichen Heulen und ein ſcheußliches Geſchrei nennen ſie Gulick (306) und Kotzebue 2, 81) im Marſhallarchipel, wo ſie langſamer anfingen, ſich aber im Tempo, der Höhe und Stärke der Töne immer ſteigerten (Chamiſſo 115). Auf den Gilbertinſeln war's nicht beſſer (Meinicke a. a. O.). Mehr zu loben waren ſie auf manchen Inſeln der Karolinen, doch auch hier eintönig nach Freyc. (2, 121), der eine Probe von Satawal in Noten gibt, nach der man ſich einen ungefähren Begriff machen kann. Auf Wolea wurde in jeder Nacht vor dem Hauſe des Tamol (Häuptling) ſo lange von den jungen Leuten der Inſel muſicirt, bis er ſelbſt das Zeichen zum Aufhören gab (Cantova bei Sprengel 10, 229; Freycinet nach ihm).

Auch die Tänze, häufig pantomimiſche Darſtellungen, waren im Marſhall- und Gilbertarchipel ungraziös, wild, voll von Verrenkungen (Kotzebue a, 2, 81). Oft haben ſie religiöſe Bedeutung, wie denn Gulick z. B. einen Tanz auf Ebon mit anſah (306), welcher von 600 Mann unter Vortanz des Königs aufgeführt wurde, um dadurch die Geneſung eines erkrankten Fürſten herbeizuführen. Entweder tanzten ſie alle in einer Reihe gemeinſchaftlich, mit gleichmäßigen Bewegungen; oder einzelne traten vor und tanzten, unter den heftigſten Geſichtsverzerrungen, den gewaltſamſten Körperbewegungen allein, zunächſt der König, welcher auf phantaſtiſche Weiſe mit Blätterbüſcheln und Federn verziert war, dann als er ermüdet abtrat, ein anderer und ſo 50. Bei allen wichtigen Ereigniſſen, bei Ankunft Fremder, bei der Abreiſe u. ſ. w. wird getanzt (Gulick 306; Kotzebue a. 250; 90). Auf Ponapi waren die Tänze zierlich und nicht unanſtändig. Die unverheiratheten Männer und Mädchen tanzen in einer Reihe und während Trommel und Flöte und Geſang den Tanz begleitet, treten

sie zu dieser Musik den Takt. Jegliche Bewegung wird von der ganzen Reihe gleichmäßig aufgeführt, und zwar bestehen die Bewegungen in graziösen Biegungen des Körpers und bisweilen in Ausbreiten der Arme, wobei die Finger in zitternder Bewegung sind (Cheyne 116; Novara 2, 419). Ganz rein waren auch die nächtlichen Tänze auf Morileu (Mertens 131). Ueberall tanzte man gern Nachts, oft ganze Vollmondsnächte hindurch und zwar waren auf Lukunor (Mertens 146), auf Wolea und Faraulep, auf welchen letzteren Inseln der erste Häuptling dem besten Tänzer bisweilen ein Geschenk gibt, die Tänze ähnlich wie auf Ponapi, indem auch hier die Männer und Weiber in zwei Reihen einander gegenüberstehen und ganz ähnlich geschmückt sind, wie die Tänzer auf Ebon (Cantova a. a. O. 129 f.; Freycinet 2, 119 f.). Eigenthümlich ist der Tanz auf Satawal: zwei Reihen stehen sich gegenüber und nachdem sie mit einem gemeinschaftlichen Schrei angefangen, berührt jeder Tänzer mit einem Stab — solche Tanzstäbe, die zierlich genug waren, gab es auch zu Kusaie (Kittlitz 2, 98). — den Stab des ihm gegenüber Tanzenden oder bei Wendungen seiner beiden Nachbarn. Der Stab wird immer in der Mitte gefaßt und da er stets zwei andere Stäbe berühren muß, so entstehen dadurch oft sehr kunstvolle Touren. Dazu wird immer ein und dasselbe Lied gesungen, welches man jetzt nicht mehr versteht, welches aber lyrisches Inhalts sein soll (Freycinet 2, 120 f.). Auch auf Cap gibt es vielerlei Tänze, theils für beide Geschlechter, theils für Männer oder Weiber allein (Cheyne 133). Verschiedenartige Tänze der Weiber allein und gemischte, auch nicht immer anständige, werden von den Marianen erwähnt (le Gobien; Freyc. 2, 398 f. und sonst).

Nicht ohne Interesse ist es, was uns von der Poesie dieser Völker berichtet wird. Auf den Marianen gab es Dichter von Beruf, welche hoch geachtet wurden und deren Gedichte man sehr schätzte; die Männer recitirten sie in den öffentlichen Versammlungen (le Gob. 49; 57). Der Inhalt dieser Poesieen war verschieden. Zunächst bezog er sich auf die Weltschöpfung und andere Mythologeme. Alle Menschen, sagen die Dichter, gingen von Guaham aus; dort lebte der erste Mensch, dort wurde er in einen Stein verwandelt, während Nachkommen sich über alle Lande zerstreuten, ihre heimische Sprache verlernten und nun Silben betonen, welche sie selbst nicht mehr ver-

ſtehen (le Gob. 63). Oder nach Belarde und de Torres bei Freycinet (2, 381) und Chamiſſo 132 f.: „Puntan war ein ſehr erfinderiſcher Mann, der vor Erſchaffung des Himmels und der Erde viele Jahre in den leeren Räumen lebte. Dieſer trug, als er zu ſterben kam, ſeiner Schweſter auf, daß ſie aus ſeiner Bruſt und Schultern den Himmel und die Erde, aus ſeinen Augen die Sonne und den Mond, aus ſeinen Brauen den Regenbogen verfertigte.“ Wie Chamiſſo hiermit altgermaniſche Mythologeme vergleicht, ſo werden wir ähnliches im eigentlichen Polyneſien finden. Ein anderer Gegenſtand ihrer Poeſie mag die Schilderung ihres Paradieſes geweſen ſein, wo es Früchte im Ueberfluß gab, wohin aber nur die ruhig ſterbenden gelangten. Dann ſangen die Dichter die Abenteuer ihrer Vorfahren, „voll Fabeln und Uebertreibungen“, wie le Gob. ſagt (2, 57). Auch lyriſche Poeſien hatten ſie, mannigfacher Art, namentlich die jungen Leute, welche man Uritaos nannte (Freyc. 2, 369 f.); dieſe hatten viele erotiſche Lieder, in einer ganz eigenen Sprache, und ſolche Lieder meint wohl le Gobien mit den profanen und unreinen Geſängen, welche das Chriſtenthum vertrieb (284). Hierher gehören auch ihre Trauergeſänge (298), wenn dieſe auch vielfach Thaten aus dem Leben des Verſtorbenen gefeiert haben mögen; ebenſo die zahlreichen Spottlieder gegen die Beſiegten (55), ſo wie die „tauſend Neckereien und Eulenſpiegeleien“, womit ſie ſich gern unterhalten (57). Auch Wortſpiele, wozu ihre Sprache ſehr geeignet war, liebten ſie ſehr (48). So werth war ihnen die Poeſie, daß Sanvitores kein beſſeres Mittel ſah, das Chriſtenthum dem Volke zugänglich zu machen, als daß er die chriſtliche Lehre in Verſe brachte (90).

Die Form dieſer letzteren war allerdings einfach genug; ſie wird ſich nicht über einen gewiſſen lockeren Parallelismus, wie er auch ſonſt im ſtillen Ocean herrſcht, erhoben haben.

Auch ihre Beredſamkeit, worauf ſchon manches des oben erwähnten hindeutet, war groß. Eine Probe gibt Freycinet (2, 199 f.) in marianiſcher Sprache mit franzöſ. Interlinearüberſetzung, die Rede oder einen Theil einer Rede des Chamorri Djoda (Yura bei le Gobien), womit er zum Aufſtand gegen die Spanier anreizte: wir rücken das Bruchſtück in möglichſt wörtlicher Ueberſetzung ein. „Zeit iſt's, den Todesſtoß zu geben, weil die Fremden getrennt ſind. Vom Lande ſind

fern die ſtarken Männer, hier in Agagna geblieben nur die Unnützen, Schwachen und die Kranken. Nicht ſchwer iſt es für uns, anzugreifen, und uns zu befreien; wenn wir die Gegenwart ſchlecht nutzen, ſpäter werden wir nicht ſiegen und ſie uns einengen und wir alles geben. Wir wollen frei leben nach unſeren Willen und unſeren Sitten: denn wenn ſie fertig ſind, die anderen Länder des Nordens zu erobern, dann enden unſere Hoffnungen, wohin wir fliehen ſollen! Folgt mir und wir ſind berühmt ohn' Ende, weil wir unſerem Vaterland in Freiheit zu leben verſchafften." Und ſo ſehr auch die Reden bei le Gobien durch Redewendungen und Satzbau aus der Zeit Ludwig XIV. kleine franzöſiſche Meiſterwerke geworden ſind, einen ächten marianiſchen Kern hört man immer heraus, eine ſcharfſinnige oft überraſchende Schlagfertigkeit — „die Spanier, ſagte der Chamorri Hurao (le Gobien 140 f.), werfen uns unſere Armuth, unſere Unwiſſenheit und Ungeſchicklichkeit vor. Aber wenn wir ſo arm ſind, was ſuchen ſie bei uns? Wenn ſie uns nicht brauchten, warum dulden ſie ſolche Gefahren, um ſich bei uns anzuſiedeln"? In derſelben Rede heißt es: „ſie ſagen, ſie wollen uns glücklich machen: worin beſteht ihr Glück als in Elend, Krankheiten und Ungeziefer? Das Eiſen und was ſie ſonſt noch bringen wiegt das nicht auf". Und Aguarin ſagte (245 f.): „Wir ſind frei geboren, laßt uns unſere Freiheit, welche die Natur uns ſchenkte und unſere Ahnen uns hinterließen, bewahren. Was würden die Ahnen ſagen, wenn ſie uns als Sklaven einer handvoll Europäer ſähen, welche nur unſere Furcht ſchrecklich macht? Ihr fürchtet vielleicht wegen ihrer Feuerwaffen ſie anzugreifen? aber iſt nicht ein ruhmvoller Tod einem ſchimpflichen Leben vorzuziehen?" Auch ihre Weiber, welche wie wir ſchon erwähnten, ihre eigenen Lieder hatten, erotiſcher Art, waren geſchickte Rednerinnen, wofür le Gobien 336 ein Beiſpiel gibt.

Die Bewohner der Karolinen haben mythologiſch-epiſche Erzählungen, wohin auch die religiöſen Sprüche und Lieder gehören, welche Kittlitz von Kuſaie erwähnt (2, 47, 1, 374). Was uns von dieſen Mythologemen bei Cantova (Hockin überſ. v. Ehrmann, Weimar 1805, Einleitung S. 22 f.) bei Freycinet (111 f.) und Chamiſſo (129 f.) — bei letzteren beiden durch Torres — mitgetheilt wird, iſt nicht ohne Schwung und poetiſchen Reiz. Die ganze Art der Mythenbildung iſt denen verwandt, welche Grey uns von den

Neuſeeländern aufbewahrt hat und würde, wenn es nicht gar ſo abgeriſſen wäre, der Vergleichungspunkte gewiß noch mehr bieten, denn auch der mikroneſiſche Himmel iſt reich bevölkert und über die Entſtehung der Dinge ſowie die Schickſale der einzelnen Götter gab es viel zu berichten. Wie ſie uns jetzt vorliegen, ſtehen dieſe Mythen bei aller Verwandtſchaft an poetiſchem Werth den polyneſiſchen nach, aber auch ſo den älteſten indogermaniſchen etwa gleich. Ein eigenthümlicher Zug, den ſie mit den polyneſiſchen Mythen theilen, iſt der, daß ſie gern bei der Erklärung auffallender Gegenſtände aus der Natur verweilen. So ſtammt die röthliche Farbe der Palmſtämme davon her, daß ſich der eben geborene Götterknabe an ihnen reinigte; die ſeltſame Geſtalt des Kopfes eines gewiſſen Fiſches durch Schläge welche der Gott ihm gab u. ſ. w. — Andere Lieder beſangen die Thaten der Ahnen (Torres bei Kotzebue 2, 131) und ihre eigenen Erlebniſſe, ſowie ſie auch ihre nautiſchen und geographiſchen Kenntniſſe in ihren Liedern niedergelegt haben und ſie durch dieſelben ihren Kindern lehren (eb. 130). Auch die Mährchen- oder novellenartige Erzählung, welche Chamiſſo ſeinem Freunde Kadu, der von Wolie ſtammte, nacherzählt und die wohl in ihren Grundlagen auch mythologiſch und vielleicht auf den Gott Oliſat, von dem die anderen Erzählungen uns mitgetheilt werden, zurückzuführen ſind, auch dieſe Erzählung welche Chamiſſo ſelbſt dem Mährchen vom Meiſterdieb vergleicht, iſt nicht ohne poetiſchen Reiz und ſcharfſinnig erfunden und es wäre in mehr als einer Hinſicht wichtig, wenn wir derartige Erzählungen jener entfernten Völker mehr hätten. „Auf einer Inſel der Gruppe Mogemug (Ulithi), erzählte Kadu, wurden allnächtlich die Fruchtbäume geplündert, ohne daß man lange Zeit den Thäter finden konnte, bis er endlich in einem ſcheinbar frommen Knaben entdeckt ward, der allnächtlich die Früchte ſtahl. Da Züchtigungen, Gefängniß und Feſſeln ihn von ſeinem Thun nicht abhielten, ſo brachte man ihn auf eine entfernte wüſte Inſel, aber auch dieſes war umſonſt, denn aus einem Baumſtamme fertigte er ſich einen Kahn, auf welchem er allnächtlich zu neuen Diebereien herüberfuhr und man hatte nicht eher Ruhe, als bis man dieſes Fahrzeug ihm zerſtörte. Nun blieb er aus und als einige Zeit darauf einige Neugierige ihn auf ſeiner Inſel beſuchen wollten, fanden ſie ihn, trotz alles Umherſuchens im Walde, auch dort nicht mehr — aber ebenſowenig Abends, als ſie ermüdet

zurückkehren wollten, ihren Kahn, denn der Schlaue hatte ſich, als er ſie kommen ſah, im Gebüſch verſteckt und ſegelte nun in dem unbedachtſam verlaſſenen Kahn über die hohe See nach Sorol. Jetzt hegte er Rachegedanken gegen ſein Vaterland und bewog daher den Fürſten von Sorol zu einem Zug nach Mogemug, um es zu unterjochen; allein glücklicherweiſe hatten die Bewohner von Mogemug ſie herankommen ſehen und umzingelten die Nachts Landenden raſch von einem Hinterhalte aus. Da wurde jener Frevler denn getödtet: den Fürſten von Sorol aber und die Seinen ließ man frei zurückkehren". Im Erzählen ſind alle Mikroneſier ſehr behende, und häufig miſchen ſie auch in den Bericht von ihren eigenen Erlebniſſen, märchenhafte, phantaſtiſche Züge. (z. B. Chamiſſo geſ. Werke 1, 363). Auch gab es Dichter von Beruf: auf den Centralkarolinen wurden von ihnen alle Jahre oder alle zwei Jahre neue Geſänge — denn auch die Muſik war Sache des Dichters — erfunden und um dieſe zu ſingen, fuhr die Jugend der einen Inſel ſehr häufig zu einer Art von Geſangsfeſt auf eine Nachbarinſel (Mertens 146).

Auf Ratak, Ralik und den Gilbertinſeln gab es Lieder auf alle irgendwie bedeutenden Ereigniſſe, die man aus dem Stegreife dichtete (Chamiſſo 91; Kotzebue a 2, 119, 81 und ſonſt), die ſich aber doch lange erhielten, denn noch heute (Gulick 299) werden, wie Gulick ſelbſt hörte, die Lieder dort geſungen, welche man auf Kotzebue gedichtet hatte. Auch ſonſt gab es nun Lieder aller Art, Kriegslieder (Kotzebue a, 288), religiöſe Lieder (a, 2, 97), Liederchen beim Baden (Cham. 67) u. ſ. w., von denen einige nur von Weibern geſungen werden (eb.). Solche Geſänge, welche hintereinander vielfach wiederholt werden, beſtanden oft nur aus zwei Zeilen, wie die kleinen Lieder der Neuholländer, welche Grey überliefert, z. B.: (Cham. geſ. W. 1, 267.)

Den geſchälten Kokos trinkt
Kokos ißt Chamiſſo.

Auch ein Beiſpiel eines hiſtoriſchen Liedes wollen wir nach Chamiſſo geben, welches die Ausfahrt des Wonguſagelig, Fürſten von Ligieb von ſeiner Inſel und ſeine Einfahrt in Aur (67, geſ. W. 1, 112) darſtellt:

Wonguſagelig
Gehet unter Segel.
Außen am Strande das Volk.
„Setzt das Segel um.

Scheitern wir nicht an dem Riff!
Land aus der Ausſicht verloren!
Ebbe! Ebbe!
Wonguſagelig."

Und es erſchallet der Nachtruf:
„Die Schiffe zuſammen gehalten!
Es ſchlägt die Welle wohl ein!
Am Schiff vorn, ſteure! ſteure!
Steure! ſteure! ſteure!
Reißet hinein uns die Fluth."

Auch läßt ſich den Karolinern wie den übrigen Mikroneſiern eine gewiſſe Beredſamkeit nicht abſprechen.

Natürlich wurden alle ihre Lieder mündlich überliefert, denn Schrift kannten ſie nicht, vielmehr hielten z. B. die Rataker die Schriftzeichen für Zauberei (Kotzebue a, 2, 79) und die Bewohner von Ponapi für das Tattuirungszeichen, alſo gleichſam für eine perſönliche Chiffre der Europäer und wunderten ſich nur über die Wiederholung der einzelnen Charaktere (Hale 76). Doch erwähnt Freycinet (2, 107; Abbildung planche 58) einen Brief, den ein Häuptling der weſtlichen Karolinen geſchrieben hatte auf ſchlechtes Papier — wohl auf ihr einheimiſches Baſtzeug — mit rother Farbe als Dinte und in Bilderſchrift. Er wollte gegen Muſcheln Fiſchhaken eintauſchen und ſo war in der Mitte des Blattes ein Mann mit offenen Armen dargeſtellt, den Gruß des Schreibenden bedeutend, links ſah man das Ueberſendete, die Muſcheln und rechts das Gewünſchte, die Fiſchhaken. Doch beruht dieſer Brief, obgleich er ſchon Anfang dieſes Jahrhunderts abgefaßt iſt, wohl auf europäiſcher Anregung und von irgend etwas ähnlichem haben die erſten Entdecker nichts berichtet.

Aus allem bisher erwähnten ſehen wir, daß es den Mikroneſiern an intellektuellen Fähigkeiten durchaus nicht fehlt, daß dieſe aber wenig d. h. nur ſo weit entwickelt ſind, als es ihre einförmigen und beſchränkten Verhältniſſe zuließen. Dies wird uns noch deutlicher werden, wenn wir einen Blick auf den Charakter dieſer Inſulaner werfen. Die Eigenſchaft, welche die erſten Beſucher zunächſt an den Bewohnern der Marianen wahrnahmen und welche dieſen Inſeln den erſten europäiſchen Namen Ladronen eintrug, war ihre große Dieberei und ihre außerordentliche Geſchicklichkeit beim Diebſtahl (Magelhaens bei Navarr. IV, 53; Pigafetta 58, 62; v. Roort allg. Hiſt. d.

Reiſen 11, 368), welche ſie nach einem anderen ſpaniſchen Bericht auch untereinander und nicht blos gegen Fremde ausübten (Fra Gasp. de St. Aug. 70). Allein der Pater Strobach, welcher, ein Begleiter Sanvitores, längere Zeit unter ihnen lebte, ſchildert ſie im neuen Weltbott (1, 11—12) denn doch anders und auch le Gobien ſpricht gegen den Namen Ladronen (62). Nach Strobach waren ſie gaſtfrei, freundlich gegen Fremde, ſorgſam und geduldig gegen Kranke, mäßig im Eſſen und Trinken und unter einander ehrlich, wie denn ihre Häuſer auch ſtets offen ſtanden (le Gobien 62). So empfingen ſie die Spanier durchaus zuvorkommend und freundlich, was dieſe aber keineswegs erwiderten, denn ſchon Magelhaens tödtete, um ſie von ihren Diebereien abzubringen, bei einem Angriff auf ſie, 7 Männer und verbrannte mehrere Häuſer, 1526 verſuchte Loaiſa eine Anzahl Eingeborener gewaltſam als Schiffsbedienung zu entführen und als Legaſpi 1565 bei entſtandenem Streit einen Matroſen einbüßte, nahm er rohe und grauſame Rache an den Eingeborenen (Freycinet 2, 167). Daher iſt es nicht zu verwundern, wenn die Marianer auch gegen die Spanier feindlich oder wenigſtens argwöhniſch geſinnt waren, und ſo darf man ihnen manche Feindſeligkeiten (Plünderung eines geſtrandeten Schiffes 1600) nicht zu hoch anrechnen. Als 1638 das ſpaniſche Schiff Concepcion ſcheiterte, waren die Eingeborenen den Schiffbrüchigen auf alle Weiſe behülflich und als Sanvitores landete, nahm man ihn und die Seinen aufs Zuvorkommenſte auf (Freyc. 170; le Gobien 14; 40; 62). Es iſt alſo nicht ohne weiteres richtig, wenn Fra Gaspar (70) ſie grauſam und blutdürſtig gegen die Spanier nennt; ſie ſind es erſt geworden. Denn wie alle Malaien ſind ſie ſehr leicht beleidigt und außerordentlich rachſüchtig, eine um ſo gefährlichere Eigenſchaft, als auch ſie äußerſt geübt und geſchickt im Verſtellen waren. Wollten ſie täuſchen, ſo nahmen ſie einen Schein von Biederkeit und fröhlicher Unbefangenheit ſo glücklich an, daß ſie meiſt ihr Ziel ganz ſicher erreichten, auch wenn ſie lange warten mußten; doch nie vergaßen ſie eine Beleidigung. Brach dann ihre Leidenſchaft im günſtigen Moment aus, dann war ſie um ſo zügelloſer und wilder. Quiroga, der Feldhauptmann der Spanier und die Seinigen erfuhren von einem großen Aufſtande, der auf allen Inſeln Theilnehmer hatte, nichts, als bis ganz Guam in Flammen ſtand. Und obwohl die Marianer, wieder ächt malaiiſch,

nicht eben kriegsluſtig waren, ſo wußten ſie ſich doch tapfer zu vertheidigen und konnten gereizt in höchſte Wuth und blinde Mordluſt gerathen. Die Freiheit und Unabhängigkeit, an welche ſie gewohnt waren, liebten ſie über alles, ſo daß ganz Guaham in Bewegung kam, als ein Chamorri ins Gefängniß geworfen wurde, ſo daß als die Freiheit verloren war und der ſpaniſche Druck begann, ſie wie zuvor die Bewohner Amerikas ſich freiwillig den Tod gaben, wenn ſie nicht fliehen konnten (le Gobien 56 f.; 267; 43; 139 u. ſ. w.). Ihre Vornehmen, welche die anderen Stände ſehr bedrückten, daher dieſe auch moraliſch verkommen und weit ſchlechter waren, als die eigentlich allein Freien, der Adel, die Vornehmen waren ihrer Natur nach freigebig und edel (le Gob. 62), dabei aufs ſtrengſte wahrhaftig, gaſtlich, thätig, durchaus wohlwollend, ehrlich und ſo zuverläſſig, daß man einen Gefangenen ſtets auf ſein Wort umhergehen ließ; floh er, ſo tödtete ihn die eigene Familie (Freyc. 2, 366 f.). Die Bewohner der Ganiinſeln waren ſcheuer; alle aber, Nord- und Südinſulaner, ſehr eitel und ſtolz: ſich hielten ſie, nach Art aller Naturvölker, für das erſte und beſte Volk der Welt und ſahen auf alle Uebrigen mit Verachtung, wie ſie denn auch von den Spaniern glaubten, ſie ſeien nur gekommen, weil ihr Leben das wünſchenswertheſte auf Erden ſei (Freyc. eb.; le Gobien 49; 63). Auch ihren großen Leichtſinn, ſowie das raſche Abſpringen von einem zum anderen, das plötzliche Uebergehen von einem ſehr lebhaften Affekt zu dem gleichfalls ſehr lebhaften Gegentheil theilen ſie mit allen Naturvölkern, Zu Scherz und Muthwillen, zu leichter anregender Unterhaltung, zu tauſend Neckereien waren ſie ſtets aufgelegt und ſehr vergnügungsſüchtig. Die Aeußerungen ihrer Affecte, ſei es nun freudige oder traurige, ſind ſehr geräuſchvoll und bis zum excentriſchen lebhaft. Aber es iſt doch ein Irrthum, wenn le Gobien dieſe Vergnügungsſucht und Unbeſtändigkeit, wenn ſie auch oft den Bekehrern läſtig ſein mochten, für ein Haupthinderniß der Bekehrung hält. Denn, wie viele einzelne Beiſpiele beweiſen, man kann den Marianern eine reine und hohe Begeiſterung für geiſtige Intereſſen nicht abſprechen: wer wirklich zum Chriſtenthum bekehrt war, hing ihm mit ganzer Treue und Begeiſterung an, wie denn die Spanier unter den Marianern ſelbſt Anhänger fanden, die ſie mit reinſtem Eifer für die Sache unterſtützten: während andererſeits die Beiſpiele derer noch zahlreicher waren,

welche Leib und Leben für's Vaterland ließen. Die Reden, aus denen wir Bruchstücke anführten, beweisen das Ausgesprochene zur Genüge und das Christenthum würde rasch und dauernd sich bei ihnen eingebürgert haben, wenn der Kampf gegen die neue Religion nicht zugleich Kampf gegen die neuen Unterdrücker gewesen wäre. In den meisten Fällen galt die Feindseligkeit gegen das Christenthum den Feinden, die unter dem religiösen Deckmantel das Land zu erobern — und auszuplündern gedachten (Freyc.; le Gobien). Auch fehlte es den Marianern keineswegs an Fertigkeit, sich in das neue Leben der europäischen Cultur hineinzufinden: vielmehr zeigten sie großes Geschick zu Allem, zum Lesen, Schreiben, zur Musik und auch in die Aeußerlichkeiten des europäischen Lebens und Anstands wußten sie sich erstaunlich rasch und leicht zu finden (Freyc. 367; le Gob. 295).

Die alten Marianer sind vertilgt. Die jetzigen schildert Freycinet mit drei Worten: sie sind träge, gastfrei, einfach. Alle einheimische Bildung ist verloren und wie weit ihre Indolenz geht, ist kaum glaublich; wir sahen ein Beispiel, als wir von der Behandlung des Aussatzes sprachen. Auch die Reinlichkeit ist jetzt nicht sehr zu rühmen und nur ihr Familienleben hat die alte Innigkeit bewahrt.

Die Urtheile über die Bewohner der Karolinen sind sehr verschieden, was nicht blos auf der verschiedenen Auffassung der Reisenden beruht. Denn es bestehen einige Unterschiede, die bedeutend genug sind, zunächst zwischen den Bewohnern der reicheren und jener armseligen Koralleninseln, auf welchen die Eingeborenen, um mit Pickering zu reden, im fortwährenden Hungertode leben. Daß Menschen in solch elender Lage roher, grausamer, ungastlicher werden als glücklicher situirte ist klar und so bemerkt Hale 80 mit Recht, das man die elenden Bewohner von Tobi moralisch nicht zu hart beurtheilen dürfe. Sodann aber ist ein zweiter großer Unterschied zwischen sonst und jetzt; während Kittlitz, Lütke, Mertens die Bewohner der östlichen Karolinen als arglos, liebenswürdig, zutraulich, ehrlich (Kusaie Kittl. 1, 354; Lütke 1, 295, 382), als rücksichtsvoll und anständig (Lukunor Kittl. 2, 86; Lütke 2, 44; Wolea und Fais Mertens 111; Inf. nördl. v. Truk Kittl. 2, 122) schildern, so muß jetzt nach ihrem längeren Verkehr mit den Europäern das Urtheil sich wesentlich ändern, obwohl auch schon Lütke und seine Reisegefährten die Ponapiten

x als die Kusaier fanden. Schon von alten Zeiten her waren die

westlichen Karoliner wilder als die östlichen. So berichten schon Padilla (Coreal voyage 2, 299) und Cantova, welcher die Bewohner von Wolea (Sprengel 10, 232) gesitteter nennt als ihre westlichen Nachbarn, von denen er ja auch später erschlagen ward. Ueber die Bewohner der Palaus ist am verschiedensten geurtheilt. Wer kennt nicht die schwärmerischen Berichte Wilsons (bei Keate) und Hockins? Und wie vereinigt man damit die Schilderungen bei Chamisso, bei D'Urville b, V, 209, und bei Cantova, wo sie als höchst rohe grausame Wilde erscheinen? Cantova faßt allerdings unter jenem Namen sämmtliche westlichen Karolinen zusammen; allein die anderen reden nur von der einen bestimmten Gruppe, deren Einwohner so kühn waren, daß sie nach Anderson (bei D'Urville a, V, 267) ein Walerschiff auf offener See um es zu plündern angriffen. Horaz Holden schildert sie bei Pickering als freundlich, gastfrei, aber freilich sehr roh und das wird wohl das Richtige treffen. Wilsons Bericht lautet anders. Zunächst aber haben wir abzuziehen was Keates überschwängliche Feder von Rousseauschem Idealismus hinzugesetzt hat; sodann mußte Wilson und die Seinen, nach ihrem Schiffbruch an den Palaus in höchster Lebensgefahr eine jede Freundlichkeit doppelt hoch empfinden; auch war dem König von Babeltuap daran gelegen, die Freundschaft der Engländer zu gewinnen, da er sie im Krieg mit den anderen Inseln gebrauchen wollte; ja wahrscheinlich, da noch zu Holdens Zeiten (1832) die Bewohner der Gruppe die Europäer für Wesen höherer Art ansahen (Pickering 221), hat 50 Jahre früher ihr König sie unmittelbar für Götter gehalten. Wilson war ferner nicht lange genug da, um ihr ganzes Wesen zu durchschauen und schließlich erzählt auch er aus jenem Krieg und sonst Dinge, welche freilich roh und wild genug sind. Der Capitain M'Cluer (Hockin), welcher sich auf Keates Schilderung hin auf den Palaus niederließ, fand sich gar bald arg enttäuscht und verließ seine neue Heimath schon nach fünf Monaten.

Ein genaues Charakterbild hat uns Chamisso von seinem Freund Kadu (von Wolea) gegeben und dieses ist typisch für das mikronesische Wesen. Er war nicht ohne Gemüth, dankbar und freigebig, auch nicht ohne Herzensgüte, was sich namentlich bei seinen vielfachen Neckereien zeigte, die er sehr liebte, die aber nie verletzend waren und wenn sie es doch gewesen, so gab er sich ernstliche Mühe

alles wieder auszugleichen. Starkes Rechtsgefühl, wie es sich hier zeigt, bewährte er auch sonst. Obwohl er den Krieg verabscheute, so fehlte es ihm dennoch keineswegs an Tapferkeit. Er war äußerst schamhaft und den Weibern gegenüber enthaltsam. An Verstand und Witz fehlte es ihm nicht: allein eine geistige Trägheit hindert ihn sehr, schlafen mag er nur und singen, dieselben Lieder, die man schon öfter mit Interesse gehört hat. Für das Neue hat er Eifer, aber nur bei den äußeren Dingen, der Nachahmung der europäischen gesellschaftlichen Sitten glückt es ihm; geistige Arbeit ermüdet ihn, er bringt nichts zu Stande. Und doch nimmt er sofort gegen seine Landsleute einen lächerlich lehrhaften, hochmüthigen Ton an. Seine Entschlüsse wechseln rasch, aber sie sind immer fest (Chamisso 89). Begreift man hiernach, wie Hale (13) dazu kommt, den Karolinern — freilich ihnen allein in ganz Oceanien — wirkliche Herzensgüte zuzuschreiben: so stimmt andererseits genau mit dieser Schilderung überein was Gulick (178 f.) über die Bewohner von Ponapi sagt, daß sie bei guten Anlagen doch von mehr lebhaftem als kraftvollem Geist seien, da es ihnen an Ausdauer fehle und sie stets vom einen zum anderen springen. Obwohl sie rasch begreifen und lernen, so scheint bis jetzt wenigstens ihre Befähigung mehr auf praktische als auf geistige Thätigkeit zu gehen. Sie sind gütig und wohlwollend jetzt, wo sie durch die Bekanntschaft mit den Europäern verschlechtert sind, nur noch gegen Verwandte, gegen Fremde hart. Auch sind sie mißtrauisch, hinterlistig, betrügerisch und intriguant, so weit es ihre Unfähigkeit ein Geheimniß zu bewahren zuläßt, die namentlich bei den Weibern groß ist (Cheyne 118). Ebenso urtheilt Kittlitz 2, 72 und Cheyne (107), der sie liebevoll gegen das Alter und gegen Kinder, lustig und gastfrei, dabei aber indolent und habsüchtig und nur scheinbar ehrlich (die Nov. 2, 424 nennt sie redlich) doch höher stehend als andere „Wilde" nennt. Dies Bild, welches ächt malaiische Charakterzüge vermischt mit Eigenschaften unkultivirter Menschen darstellt, gilt von allen Karolinern. Indeß ist schließlich noch zu bemerken, das Cheynes Schilderungen nach dieser Seite hin nur mit Vorsicht gebraucht werden dürfen, da er bei seinem Aufsuchen von Trepang und Santelholz häufig und durch seine Schuld (Gulick 301) mit den Eingeborenen, die er fortwährend zu seinen Geschäften benutzte, in Streit gerieth, wie ihm denn sein Auftreten auf Babeltuap auch den Tod zugezogen hat. Wenn er nun alle Karoliner träge, ver-

rätherisch, gewaltthätig, habgierig nennt (Cap 145; Truk 127—9 vergl. Gulick 358 f. unter Truk und D'Urville b, V, 166, 206, der über beide Inseln dasselbe Urtheil hat wie Lesson complem. zu Büffon 2, 440 über Truk; Satawal, Wolea 135, 138; Lukunor 130): so ist das immer von seinem Standpunkte aufzufassen, obwohl sich nicht läugnen läßt, daß alle diese Eigenschaften sich bei den Eingeborenen finden.

Die Marshallinsulaner sind bisher weniger im Verkehr mit Europäern gewesen und so erklärt es sich, daß die Bewohner von Ralik erregbarer und unstäter als die der Karolinen sind (Gul. 303), die Rataker aber gegen Kotzebue und seine Begleiter sehr ängstlich waren (Kotz. a 1, 129, 2, 48), denn sie hielten sie für Götter (81). Bei näherer Bekanntschaft aber wurden sie diebisch, obwohl sie untereinander ehrlich waren (2, 77) und unverschämt, sie boten den Europäern Kokosschalen mit Seewasser gefüllt, wollten sich durchaus des Steuerruders bemächtigten u. s. w. (Schischmareff bei Kotz. a, 2, 41). Da aber die Besucher freundlich bei allem Ernst blieben, mit dem sie solcherlei zurückwiesen, so wurden auch die Eingeborenen ruhig und bescheiden, wie sie denn überhaupt nie das wilde Geschrei und die lächerlichen Bewegungen, welche die Naturvölker sonst so oft haben, zeigten, vielmehr sich rasch mit den Europäern vertraut machten, nun mit wirklichem Eifer das Neue studirten, das Schiff ausmaßen u. s. w. (eb. 1, 129; 2, 39; 81) und von da an ganz treu und zuverlässig waren (Chamisso 117). Aehnlich schildert sie Hale (88—9) und es scheint als ständen die Rataker höher als die Bewohner von Ralik. Ganz sicher aber war in ihrem Betragen gegen Chamisso vieles Maske. Kadu scheint seiner Schätze wegen später von ihnen ermordet zu sein und sie selbst zerstörten die Pflanzungen ihrer Wohlthäter (Kotzebue b.; Chamisso ges. W. 1, 367). Ihre Wildheit und Grausamkeit bezeugen ihre Kriege. — Einen ähnlichen Unterschied weist die Bevölkerung der Gilbertinseln auf, deren Nordinseln liebenswürdigere Menschen als die Südinseln haben, wo die Bewohner wilder und reizbarer sind nach Randall bei Gulick 412 und Hale 95, gegen welche Autoritäten die umgekehrten Berichte anderer (Gulick eb.) wenig ins Gewicht fallen. Hale schildert die Bewohner von Tarawa als gastfreundlich, aufmerksam und rücksichtsvoll gegen Kranke, Schwache und Alte. Selbstmord kommt nach ihm (96 f.) auf den 6

Gruppen nicht selten vor, wenn jemand von einem Vornehmeren oder von einem, den er liebt, beleidigt ist. Es ist dies gewiß eine Art Rache. Aehnlich wie die besseren Gilbertinsulaner werden auch die Bewohner von Nawodo geschildert, nur daß diese jetzt durch den schlechten Einfluß entlaufener Matrosen verdorben sein sollen (Cheyne 79).

Fassen wir diese einzelnen Züge in ein Gesammtbild zusammen, so finden wir als individuelle Eigenthümlichkeiten dieser Völker gute Geistesfähigkeit, leichte Empfänglichkeit, eine gewisse äußere Gewandtheit — wer gut tanzt, ficht, die Welt gesehen hat u. s. w., gilt auf Tarawa für das Ideal eines vollkommenen Mannes; er erlangt die höchste Glückseligkeit des Paradieses (Hale 96; 97), — dann Gastlichkeit, Freundlichkeit und Ehrlichkeit unter einander, Rücksicht auf Kranke und Alte so wie auf die Frauen, strenges Rechtsgefühl und eine gewisse Unerschrockenheit, ja Tapferkeit; auch Sinn fürs Schöne und lebhafte Phantasie ist ihnen nicht abzusprechen. Dabei aber herrscht gegen Fremde und Feinde eine große Härte, ja Blutgier; sie sind rachsüchtig im höchsten Maße und ebenso fähig, sich zu verstellen bis zum geeigneten Moment, intriguant und moquant; dabei im höchsten Grade begehrlich, so daß sie neuen und höchst geschätzten Gegenständen gegenüber, welche Fremde besitzen, keiner Selbstbeherrschung fähig, stehlen, wo sie können, ohne jemals zu läugnen; wenn sie fliehen, so ist es nur, um den Raub in Sicherheit zu bringen; sie sind unfähig, eine sie drängende Vorstellung für sich zu behalten, sie schwatzen, wenigstens die unkultivirteren, alles aus; in dieser Macht der Vorstellungen wurzelt auch ihr abspringendes Wesen, sowie ihr arger Hochmuth und ihre Eitelkeit. Träge sind sie wie alle Naturvölker, wie auch ihre Geistesfähigkeiten sie fürs erste mehr für praktische Dinge befähigen, lebenslustig, ja genußsüchtig, sorglos, an die Zukunft denken, für sie arbeiten sie nicht; auch ihre Gutmüthigkeit wurzelt häufig nur in diesem Streben nach leichtem Lebensgenuß. Es sind also kalte, egoistische Naturen, von berechnender Selbstsucht, aber sanguinisch erregbar und dadurch mit einem äußeren Schein von Liebenswürdigkeit bekleidet.

Dies Charakterbild wird sich weiter abrunden, wenn wir jetzt das mikronesische Familienleben betrachten.

Ueberall werden die Frauen gut gehalten, sie nehmen an der Unterhaltung, den Festen u. s. w. Theil, schwerere Arbeiten sind

Sache der Männer, den Weibern liegt das Beſorgen des Hauſes, das Flechten von Matten, das Bereiten des Kleiderzeuges, leichtere Hülfe beim Fiſchfang, beim Jäten u. ſ. w. ob (Gilbert Hale 96 f.; Ratak Kotzebue a, 2, 79; Cham. 119; Ponapi Cheyne 116 f. und nach ihm Novara 2, 417 f.; Kuſaie Kittl. 2, 14; Centralkarolinen Mertens 128 f.; Cap Cheyne 145; Palau Keate 315; Cantova 228); auch von Tobi gilt daſſelbe, obwohl hier die Weiber während der gedrückten Lage der Inſulaner mehr arbeiten mußten und noch roher waren als die Männer Hale 79; Pickering; Marianen Pigaf. 61). Früher waren die Weiber ſehr ſtreng, entweder zeigten ſie ſich vor Fremden gar nicht (Kuſaie Kittl. 1, 359; Lukunor Mertens 118; Lütke 2, 55), erſchienen ſie aber, ſo waren ſie zwar nicht ſchüchtern, aber durchaus taktvoll, anmuthig, ſchamhaft und ſtreng zurückhaltend (Karolinen Mertens 119; Ratak Chamiſſo 117); indeß, da von den Unverheiratheten Keuſchheit weder verlangt, noch hochgeachtet wurde, ſo waren ſie auch für Fremde zu gewinnen, ja ſie wurden auf einer Gruppe in Ratak Kotzebue und ſeinen Begleitern angeboten, doch nur für die Nacht (Kotzebue a, 2, 113; 2, 81). Auch im freien Verkehr mit den Jünglingen ihres Volkes, welche den Mädchen für ihre Gunſt Geſchenke geben müſſen, herrſcht bei aller Freiheit eine gewiſſe Schamhaftigkeit (Cham. 119). Ebenſo fand es Lütke (1, 307) auf Kuſaie und ganz ähnlich Torres auf Wolea (Cham. 136), wo indeß nach Mertens (120) die Weiber minder ſtreng ſind (Cheyne 116 und Michelewa y Rojas 198, auf Ponapi). Nach Floyd (bei Mertens 132) belauſcht auf Lukunor nie ein Mann die Weiber im Bad, und auch dieſe gehen nie an Orte, wo die Männer nackt arbeiten. Aehnliches erlebte Chamiſſo auf Ratak (geſ. W. 1, 201). Wenn nun auf Kadus Erzählung hin Chamiſſo 137 erzählt, daß auf den Palaus die Begattung öffentlich vollzogen wurde und ähnliches der Art, ſo iſt auf dieſe Nachrichten nichts zu geben, weil ſie allen anderen Berichten ſowohl wie mikroneſiſchen Sitten widerſprechen. Auch auf den Marianen waren die Unverheiratheten, die hier wie auf den Karolinen (Chamiſſo 135) in großen Häuſern gemeinſchaftlich ſchliefen, geſchlechtlich ganz frei (Bonani im neuen Weltbott 7, 7; Salaçar bei Oviedo XX. c. 16). Um ſo ſtrenger aber war die Ehe. Obwohl ſie auf den Marſhallinſeln nur durch Ueber-

einkunft geschlossen wurde und daher leicht löslich war (Chamisso 117), so bewahrte doch die verheirathete Frau ihre Keuschheit auf das strengste (Kotzeb. 2, 59). Nur wer mit einem anderen Mann einen speciellen Freundschaftsbund geschlossen hat, muß auch sein Weib mit diesem Freunde theilen (Cham. 119). Polygamie ist erlaubt für jeden, der die nöthigen Mittel hat, mehrere Frauen und deren Kinder zu ernähren (eb.). Ganz ebenso ist es der Hauptsache nach auf den Karolinen (Cham. 135), doch war auf Lukunor Monogamie das gewöhnlichere (Mertens 128 f.). Gewöhnlich haben nur die Häuptlinge als die Reicheren mehrere Frauen, welche dann in verschiedenen Häusern wohnen (Kusaie Kittl. 2, 14; Ponapi Cheyne 116 f.; Novara 2, 417 f.; Michelewa 198; westl. Inseln Cantova 225). Je mehr Frauen ein Häuptling hatte, für je vornehmer galt er (Cantova eb.). Die Ehe wurde auf Ponapi (und nach Chamisso 135 auf allen Karolinen) folgendermaßen geschlossen: der Freier bietet dem Vater des erwählten Mädchens ein Geschenk und wenn dies angenommen wird, so ist das Mädchen sein, das er am Schlusse einer Festlichkeit, welche darauf abgehalten wird, mit nach Hause nimmt. Stirbt die Frau, so muß der Wittwer ihre Schwester heirathen, stirbt aber der Mann, so heirathet die Wittwe seinen Bruder. Geschwisterkinder dürfen einander nicht heirathen, daher Aragos (2, 27) Notiz wenig Glauben verdient, daß auf den Karolinen der Bruder die Schwester heirathet. Wenn gleich der Mann sein Weib jederzeit verstoßen darf, so kann das Weib seinerseits nur dann den Mann beliebig verlassen, wenn sie von höherem Rang ist (Cheyne 119 und nach ihm Novara 2, 417—8). Doch gibt es dann bestimmte Gesetze in Beziehung auf das Heirathsgut (Cantova 225). Bei einer solchen Trennung gehören die Kinder dem Vater (Mertens 128). Schwangere Frauen wurden gut gepflegt, sind aber manchen religiösen Beschränkungen in Speisen, Zusammensein mit Männern u. s. w. unterworfen (eb.; Keate 315), denn sie gelten wie auch während der Periode und nach der Geburt für unrein (Mertens 129). Ehebruch gilt zwar als großes Verbrechen (Cant. 225), wird aber am Mann gar nicht und an der Frau nur dadurch gestraft, daß der Mann sie verstößt (eb.), doch braucht er das nicht; oft geschieht es nur auf ein paar Tage (Mertens 128 f.). Anders war es auf den Marianen, wo zwar die Ehe auch so lange dauerte,

als beide Gatten wollten, wo aber bei der Scheidung Kinder und alles Vermögen der Frau allein zu fielen. Hatte sie die Ehe gebrochen, so konnte sie der Mann mit Zurückbehaltung ihres Vermögens verstoßen und den Ehebrecher tödten (Freyc. 2, 476); hatte sich aber der Mann dieses Verbrechens schuldig gemacht oder nur einen solchen Verdacht sich zugezogen, so war sein Loos schlimmer; denn dann rotten sich alle Weiber der Gegend zusammen und fallen über den Frevler und seine Habe her, der froh sein mag, selber mit heiler Haut davon zu kommen; sein Grundstück, sein Haus und Alles, was er hat, wird gründlich zerstört. Ist der Mann gegen die Frau nicht unterwürfig oder freundlich genug oder gefällt es ihr sonst nicht mehr bei ihm, so verläßt sie ihn und geht zu ihren Eltern, welche dann dasselbe Zerstörungswerk und oft noch gründlicher vornehmen. Deshalb wollen viele Männer nicht heirathen und leben mit bezahlten Weibern auf das zügelloseste zusammen (le Gobien 59 f.; Strobach im neuen Weltb. 1, 10). Polygamie war auch hier erlaubt, aber dennoch selten (le Gobien), doch war nur eine Gemahlin rechtmäßig, die übrigen geduldete Kebsweiber (Freyc. 2, 368), die aber immer aus demselben Stande sein mußten. Die Hochzeitsfeierlichkeiten, welche auf den Karolinen auch ganz fehlen konnten (Mertens 128) waren hier sehr umständlich (eb. 385 f.); dabei mußte der Bräutigam Proben seiner Körpergeschicklichkeit abgeben (eb. 2, 278).

Die Frau stand rechtlich höher, als der Mann, der, wenn er nicht soviel Vermögen hatte, als sie zu ihrem Unterhalt brauchte, ihr dienen mußte (eb. 2, 386). Aber auch wenn der Mann gleiches Vermögen hatte, sie herrschte durchaus, ihre Zustimmung war zur kleinsten Einrichtung nöthig (le Gobien 59), alle Kinder der Mutter galten für rechtmäßig, alle Verwandtschaft ging von der Frau aus, wobei indeß Mutter, Schwester u. s. w. des Mannes für näher galten als Mutter, Schwester der Frau (Freyc. 2, 372 f.), nur der Mann gab die Mitgift, nie die Frau und Kinder aus einer aufgelösten ersten Ehe betrachteten den etwaigen zweiten Mann der Mutter als ihren Vater (Freyc. 2, 476). Ehen mit den nächsten weiblichen Verwandten waren auch hier verboten (eb.). Starb der Mann, so blieb alles Vermögen im Besitz der Witwe, starb die Frau aber, so beerbten sie ihre Kinder und Verwandte, nie ihr Mann. Eine kinderlose Witwe bekam von allen Verwandten ein Geschenk, welches „Erbschaft" hieß,

welches sie aber ausschlagen konnte, wenn sie in der Familie ihres Mannes bleiben wollte; nahm sie es an, so trat sie dadurch in ihre eigene Familie zurück (eb.) Der Mann stand für die Fehler seiner Frau ein, für die er auch Strafe erlitt (eb.). Auch sonst hatten die Weiber großen Einfluß: sie konnten in den Versammlungen reden und man hörte auf sie (eb.), sie konnten Grundbesitz haben (le Gobien 373) und baten sie irgend einen Mann ihrer Verwandtschaft um irgend etwas, so erhielten sie es unweigerlich und ohne Zorn (Freyc. 2, 479).

Auch auf den Karolinen finden sich Spuren einer ähnlichen Stellung der Weiber: auf Ponapi und wohl auch auf den übrigen Karolinen vererbte der höchste Rang nur durch die Mutter (Hale 83)*) und nicht anders war auf Ratak die Erbfolge (Chamisso 118). Im Gilbertarchipel ehrt der Mann die Frau wie den Häuptling, indem er ihr aus dem Wege geht; schlägt er sie aber im Zorne, so schlägt sie ihn wieder, andere Weiber kommen zu Hülfe und nicht selten vertreiben sie ihn, wie es auf den Marianen geschah (eb. 96). Auf Lukunor redete man mit den Frauen, obwohl die Unterhaltung oft schmutzig genug war, nicht in der gewöhnlichen, sondern in der Sprache der Höflichkeit, was sehr streng eingehalten wurde (Mertens 133). Hier mag auch noch an die Lieder erinnert werden, welche allein von Frauen gesungen werden durften und die auf allen Inseln vorkamen.

Durch den Einfluß der Europäer haben sich die Verhältnisse der Karoliner wesentlich verschlechtert. Durch die Einführung von Likören, Perlen, Tabak, Maultrommeln und ähnlichen Gegenständen, wonach die Eingeborenen sehr lüstern sind, hat auch die Keuschheit der Weiber auf Ponapi abgenommen (Cheyne 116 f.). Auf Kusaie war in den vierziger Jahren Prostitution allgemein, obwohl früher fremde Schiffsmannschaften erschlagen waren aus Rache, daß sie Weiber geraubt hatten; allein durch den Einfluß der Missionäre, welche dort seit 1852 thätig sind, ist eine Besserung eingetreten und die Prostitution wieder beseitigt (Gulick 244). Die Weiber auf Ralik sind frech und reizlos (Gulick 411). Auch auf den Marianen war gerade die Strenge der Ehe, welche die Missionäre verlangten, eine große Schwierigkeit für die Bekehrung (le Gobien 299); doch lebten einmal bekehrte

*) Das ist wohl auch bei Chamisso 134 unten gemeint; kurz vorher wird die Erbfolge als auf der Mutter beruhend angegeben.

Mädchen durchaus streng und rein, so frei sie auch sonst gewesen waren (eb. 297).

Kam eine Frau auf den Marianen nieder, so ward sogleich zur Gemahlin des Gemeindevorstehers geschickt, welche die geehrteren Frauen der Familie (Mutter, Großmutter, Tanten) benachrichtigen mußte, während die minder geehrten (Schwester u. s. w.) es einfach durch den Mann selbst erfuhren. Die Schwestern des Mannes übernahmen die Pflege, die Waschungen u. s. w. der Wöchnerin und des Kindes, die Brüder der Wöchnerin besorgten ihr die Nahrung, welche ihre Eltern ihr bestimmten. Die Verwandten des Mannes brachten zu dieser Zeit, um das Haus in Stand zu halten, Geschenke an Lebensmitteln (Freycin. 2, 389). Den Namen bekam das Kind wie es scheint, von Freunden des Hauses, welche dadurch in ein gewisses Verwandtschaftsverhältniß traten und bestimmte Pflichten übernahmen (Freycin. 2, 372); auch wer ein Kind vom Tod gerettet hatte, konnte ihm seinen Namen geben, wenn die Verwandten des Kindes einwilligten, und trat dann in dasselbe Verhältniß (eb. 376). Die Namen selbst bezeichneten meist irgend eine wünschenswerthe Eigenschaft, wie „geschickter Fischer", „unerschrocken" u. s. w. (eb. 390), doch kommen auch Eigennamen vor, die von Pflanzen u. s. w. entlehnt waren, wie jener Djoda wörtlich übersetzt Banane heißt; jeder hatte nur einen Namen. Die Kinder wuchsen ganz frei auf, ohne daß die Zucht der Eltern und daher die Scheu der Kinder vor ihnen sehr groß gewesen wäre (le Gobien 53), doch liebten die Eltern ihre Kinder aufs zärtlichste (eb. 107, 68), wie es denn auch gerade die Rücksicht auf ihre Kinder war, die ihnen das spanische Joch so ganz unerträglich machte. Auch Unterricht fehlte so gut wie ganz, wer etwas lernen wollte, sah wie es der thätige Arbeiter machte und bildete sich so durch Uebung, Nachahmung, Erfahrung selbst. Die Berufswahl (wenn man von einer solchen hier reden kann) war frei: doch folgte meist der Sohn dem Vater. Jetzt ist die Erziehung nach spanischem Muster gebildet (Freyc. 2, 379).

Auch auf den Karolinen, den Marshall- und Gilbertinseln wurden die Kinder zärtlich geliebt. Auf Kusaie werden sie gleich nach der Geburt mit einem Schwamm gewaschen, und bald nachher schon von der Mutter in fließendem Wasser gebadet (Gulick 180). Ebenso ist es auf den Centralkarolinen, wo bei der Geburt eine Menge Weiber

zusammenkommen und singen und schreien, damit der Mann das Geschrei der Gebärerin nicht höre. Als Hebammen sind sie geschickt und Fehlgeburten kommen fast nie vor (Mertens 129); ebenso wenig Verunstaltungen durch ungeschickte Geburtshilfe. Während das Kind noch an der Brust trinkt, nimmt die Mutter schon früh Wasser und Kokosmilch in den Mund und spritzt es in den Mund des Kindes; bald darauf gibt sie ihm auf gleiche Weise eine Art gelbes Pisanges, den sie zuvor kaut. Doch erhalten die Kinder nie regelmäßige Nahrung; und dies besonders ist ihrer Entwickelung schädlich (eb.). Die noch kleinen Kinder tragen die Mütter an der Brust: die größeren sitzen rittlings auf der Hüfte der Mutter oder des Vaters (Kittl. 2, 3). Doch auch größere Kinder werden noch gestillt: oft bis ins 10. Jahr (Mertens 129). Auch auf Tobi bekommen die Kinder ganz gleiche Speise wie die Erwachsenen (Pickering 228). In Beziehung auf die Namengebung erzählte Kadu seinem Freunde Chamisso (134), daß die Häuptlinge ihren ersten, dritten u. s. w. Sohn nach ihrem Vater, den zweiten, vierten Sohn nach ihrem Schwäher, die Leute aus dem Volk dagegen den ersten Sohn nach dem Schwäher, also nach dem mütterlichen Großvater des Kindes, die übrigen Kinder beliebig benennen. Diese letztere Sitte sei die auf Ratak allein gebräuchliche. Letzteres ist nun nach allem, was wir von der rechtlichen Geltung der Weiber wissen, durchaus glaublich, um so mehr, als auch Torres (eb.) sagt, im Namen sei die Verwandtschaft angedeutet, diese aber hauptsächlich durch die Mutter vererbt. Wir müssen daher jene Nachricht des Kadu dahingestellt sein lassen. Auf Tobi (Pickering 228) hat jede Person einen Namen ganz allein für sich und auch Kinder nennen ihre Eltern nur bei diesem ihrem Namen.

Erziehung ist so gut wie gar nicht; auf Tobi bekommen die Kinder nur dann einen Schlag, wenn sie zu gierig nach der Speise, die sie mit den Eltern theilen, verlangen, und die Eltern dadurch zornig werden (eb.), und wenn auf Kusaie den oft unverschämten Kindern eins der Eltern wirklich einmal im Zorn einen Schlag gibt, so kann man sicher darauf rechnen, daß das andere sofort die Partei des Kindes ergreift. Doch erwähnt Cantova (1722) von den östlichen Karolinen, daß daselbst in jedem Distrikt zwei öffentliche Erziehungshäuser seien, in deren einem die Knaben, im anderen die Mädchen unterrichtet werden und zwar in dem was sie von der Astronomie wissen; der

Lehrer hat dazu eine Kugel, auf welcher der Stand der Hauptſterne wenigſtens roh angegeben iſt (Sprengel 10, 227). Stirbt die Mutter eines Kindes, gleichviel ob es noch die Bruſt trinkt oder ſchon größer iſt, ſo wird es von einer weiblichen Verwandten auferzogen (Chamiſſo 119). Ebenſo war es auf den alten Marianen (Freycinet 2, 476) und auf den Gilbertinſeln; denn dort glaubte man, daß die Seelen geſtorbener Kinder von früher geſtorbenen Verwandtinnen im Himmel aufgenährt werden (Hale 99).

Die Bande der Verwandtſchaft waren auf den Marianen ſehr innig und feſt. Sie ſtanden nach feſten Geſetzen für einander ein (Freyc. 2, 479), ſie hafteten für einander (480; 367; 376) und das ganze Geſchlecht war in einem ähnlichen Verband, wie wir ihn auch bei indogermaniſchen Völkern finden.

Kindermord war trotz der Liebe zu den Kindern auf Ratak, jedoch nicht auf Ralik (Chamiſſo 120), ſehr gebräuchlich. Keine Frau aus dem Volke durfte, wegen der Unfruchtbarkeit der Inſeln, mehr als 3 Kinder auferziehen, alle übrigen mußten lebendig vergraben werden. Allerdings waren die Häuptlinge von dieſem Geſetze frei und auch uneheliche Kinder, welche meiſt von Eltern verſchiedenen Standes abſtammten, wurden nicht getödtet, ſondern meiſt, wenn ſie etwas ſelbſtſtändiger geworden waren, vom Vater zu ſich genommen (Chamiſſo 119). Auch auf den Gilbertinſeln, wo die Ehen ſehr fruchtbar ſind, wie dieß überhaupt in Mikroneſien der Fall iſt, war künſtlicher Abortus wegen der Unfruchtbarkeit der Inſeln nach Gulick 410, welchen Grund indeß Hale beſtreitet, ſehr häufig; die Sitte gibt auch Hale für den ganzen Archipel zu, nur ſei die Gruppe Makin davon frei (Hale 96). Auf den Karolinen herrſchte dies Verbrechen nicht; wohl aber ſcheinen es die Ulitaos auf den Marianen geübt zu haben, obwohl beſtimmte Angaben darüber nicht vorliegen. Allein Ehen zwiſchen Mitgliedern verſchiedener Stände waren aufs ſtrengſte verboten und zogen ſchwere Strafen, ja den Tod des Zuwiderhandelnden nach ſich; die Ulitaos aber, dem Adel angehörig, lebten aufs zügelloſeſte mit jeder beliebigen unverheiratheten Frau, ſie ſtehen alſo ganz gleich den polyneſiſchen Areois und dieſe mußten alle ihre Kinder, namentlich aber alle von niederen Frauen tödten.

Bei dieſen Ulitaos kamen ſehr arge Ausſchweifungen vor, ſo konnten ſie bei jeder Ehe das jus primae noctis vom Vater der Braut

erkaufen (Freycinet 2, 189); selbst Blutschande trieben sie und ohne daß es bei ihnen ein Verbrechen war (eb. 2, 369), da doch sonst Ehen zwischen näheren Verwandten auf den Marianen und dem übrigen Mikronesien streng verboten waren. Von unnatürlichen Lastern finden sich nirgend Spuren. Dagegen kamen Beispiele von romantischer Liebe, die bis zum Selbstmord führte, vor (Freycinet 2, 368) und gleichfalls Beispiele einer ähnlich leidenschaftlichen Eifersucht (Hale 96).

Auf den Marianen gab es drei Stände, Adel, Matuas; Halbadel, Atchaots; und Volk, Mangatchangs. Die Mangatchangs waren aufs strengste von den Matuas geschieden und ihnen durchaus unterwürfig. Die Schifffahrt und Fischerei war ihnen gänzlich untersagt, so wie alle Beschäftigungen der Matuas, bei denen sie nicht einmal helfen durften. Ihnen lag hauptsächlich die Bodenkultur, der Wegebau, das Errichten der Kahnhäuser, Flechten der Netze, im Krieg das Zutragen des Kriegsmaterials ob, sowie das Kochen von Reis, Wurzeln und dergl. Da ihnen die Fischerei in Kähnen und Geräthen wie sie die Matuas brauchten untersagt war, so durften sie nur Aale, welche jene verachteten, essen, aber sie durften sie nur mit der Hand nicht mit Netz und Angeln fangen, deshalb betäubten sie diese Fische Nachts bei Fackelschein durch Stockschläge. Auch der Handel nach den Nachbarinseln war ihnen streng untersagt (Freycinet 2, 364 f.). Jede Berührung des Adels mit dem Volk war ein Frevel: hätte sich ein Matua mit einem Mädchen aus dem Volke vermählt, so hätte er die Ehre seiner ganzen Verwandtschaft vernichtet, weshalb jeder der eine solche Ehe einging, getödtet wurde (le Gobien 50). Nicht einmal die Kebsweiber des Adels durften aus dem Volke sein (Freycinet 2, 367). Es ist strafwürdiger Frevel, wenn ein Mangatchang sich einem Chamorri nähert: deshalb ruft, wenn ein solcher von einem Mann aus dem Volke etwas will, er es ihm mit lauter Stimme von fern zu (le Gobien 50); das Haus, welches ein Mangatchang betreten hat, ist für den Chamorri unrein und unberührbar (eb.); nichts was jene gefertigt haben, gebrauchen diese (Freyc. eb.). Jeder Mangatchang aber, der sich vor dem Matua beim Begegnen nicht beugt, wird hingerichtet (Freycinet 2, 479).

Ja der Adel verbot dem Sanvitores ernstlich, auch das Volk zu taufen, da die Taufe zu Gott hinführe, das Volk aber, welches keine Seele habe, nicht zu Gott gelangen könne und dürfe (le Gobien 79).

Man kann sich daher nicht wundern einmal, daß diese Mangatchangs leiblich dem Adel nachstanden und kleiner gewachsen, zweitens aber auch geistig verkümmert und faul, lügnerisch, treulos, ungastlich waren (Freyc. 2, 366).

Die Matuas waren (und mit großem Eifer und Ehrgeiz) Schiffbauer, wobei ihnen gegen die Kost und ein Geschenk, welches letztere indeß nicht nothwendig war, die Atchaots helfen konnten; ferner führten sie und die Atchaots den Krieg, sie nur durften Handel, sie nur den Fischfang betreiben. Die am Meere wohnenden Matuas besaßen jeder einen Theil der Küste, über den hinaus im Gebiete des Nachbars sie nicht, wenigstens nicht ohne des letzteren Erlaubniß fischen durften; nur von ihrem Küstenstrich aus durften sie Handel treiben. Die Matuas des Inneren hatten ebenso die Flußfischerei unter sich vertheilt, so wie sie den Landbau betrieben, wobei denn natürlich alle harte Arbeit vom Volk gethan wurde. Dem ersten Stand allein gehörten ferner die Zauberer, eine Art von Priestern an, so wie die meist weiblichen Aerzte, deren jeder nur eine Krankheit behandelte. Nur Weiber halfen bei den Geburten. Aerzte gab es auch bei den beiden anderen Ständen, jedoch stets nur aus und für den Stand dem sie angehörten (Freycinet 2, 364 f.).

Die Matuas, welche irgend ein Verbrechen begangen hatten, konnten zur Strafe zu den Atchaots, nie aber bis zum Volke degradirt werden (Freyc. eb.). Diese zweite Klasse war nämlich gebildet theils durch solche degradirte Matuas (eb.), theils aber und hauptsächlich durch die Söhne der Matuas, so weit sie nicht selbst in die Stellung des Vaters einrückten (Gulick 171). Doch konnte jeder Matua eine eigene Gemeinde gründen, sobald er hinlänglich mächtig und reich war; zu welcher dann seine Verwandten und die Verbündeten, die er sonst unter dem Adel oder unter den anderen Ständen hatte, zusammen traten (Freyc. 2, 475). Die einzelnen Inseln waren alle von einander unabhängig, aber verbündet. An der Spitze einer jeden stand ein König magalahi (meggai viel, lahi Mann bei Cham.), „alter Mann, oberster Familienvater" bei Freycin. 2, 473, „Großvater" bei le Gobien 305, welcher, der älteste Matua des Stammes, den Oberbefehl im Krieg und Frieden und nebst seinen Verwandten die vornehmste Stellung auf der Insel hatte. Die Bewohner jeder Insel waren dann wieder in verschiedene Völkerschaften getheilt, deren jede wi

eigenen Vorsteher oder ersten Matua hatte (le Gobien 339) und Gemeindearbeiten und Gemeindelasten, wie Kahnschuppen, Häuser für Arme zu bauen, die Ernte für verhinderte Gemeindeglieder zu besorgen übernehmen mußte (Freyc. 2, 374).

Starb dieser erste Matua, dieser Großvater der Insel, dessen Frau unter dem Titel maga-haga (aga Weib) eine gleichfalls bevorzugte Stellung hatte, so folgte, da die Würde durch die Mutter vererbte, zunächst sein Bruder, unter mehreren der älteste, waren keine Brüder da, sein Vetter oder Neffe; erst wenn keine älteren Verwandten (die der Stammmutter des Geschlechts näher standen), sein eigener Sohn. Weiber succedirten nie, trotz des Einflusses, den sie sonst hatten (Freyc. 475; le Gobien 50). Wer den Rang des Verstorbenen erbt, nimmt auch den Namen des Familienhauptes an (le Gobien 50). Auch die Ländereien sind erblich, aber natürlich nur im Besitze der Matuas, deren vornehmste, 50 an der Zahl, in Agadna, der Hauptstadt von Guaham wohnten (le Gobien 50) — d. h. Guaham ist die wichtigste Insel und deshalb das Geschlecht seines „Großvaters" das vornehmste.

Diese vornehmsten Häuptlinge, obwohl sie in den öffentlichen Versammlungen präsidirten, hatten nur größere Ehre als die übrigen, aber keine größere Macht. Herrschende Häuptlinge und juristisch zwingende Gesetze gibt es nicht, man thut in jedem Falle was man will. Das einzig feste, welches das ganze Volk wie mit Eisenfesseln zwingt, sind die Sitten (le Gobien 51 f.). Ihnen sind auch die Matuas unterworfen. Denn wer von diesen irgend einen Fehltritt begangen hatte, der wurde durch den Richterspruch der anderen Matuas degradirt zum Atchaot und konnte nur durch irgend eine außergewöhnliche That seine frühere Stelle wiedererlangen. Jeder auf diese Art degradirte mußte in eine andere Gemeinde übersiedeln; doch konnte er verbannt werden mit der Verschärfung der Strafe, daß er seine Frau daheim lassen mußte. Starb ein solcher in der Verbannung, so blieben seine Kinder Atchaots. Blieb aber ein degradirter in seiner eigenen Gemeinde, so war er ganz verachtet (eb. 480). Andere Rechtsbestimmungen bezogen sich auf Adoptionen, die nur nach abgehaltenem Familienrath und ohne daß das angenommene Kind den eigentlichen Erben beeinträchtigte geschehen konnte (481). Getödtet wurde, wer im Fischfang seinen Nachbar bestahl oder sich außer in höchster Noth

widerhakiger Waffen bedient hatte. Wer einem anderen ſein Netz zum Fiſchen borgte, bekam die Hälfte des Fanges, welche Sitte noch heute beſteht (eb. 483—4). Faſt aller Streit unter Einzelnen blieb Privatſache und wurde vom erſten Chamorri des Ortes leicht geſchlichtet, da ſich ein jeder in ſeinen Ausſpruch ohne Murren fügte. Doch wurde in wichtigen Familien- und öffentlichen Angelegenheiten durch ein Tribunal aller der Chamorrifamilien, welche die Gemeinde bildeten, entſchieden, wobei auch die Weiber eine wichtige Stimme hatten. Reiche konnten ſich übrigens von vielen Strafen durch ihr Vermögen loskaufen (eb. 484 f.).

Dieſe Verfaſſung, welche wir hier genauer betrachtet haben, herrſchte im weſentlichen in ganz Mikroneſien. So war in Palau neben dem erblichen (Hockin 33; Keate irrt, wenn er es anders darſtellt) Adel ein König, dem alles Land gehörte, deſſen Erbfolge aber ganz wie auf den Marianen war. Das Knochenarmband aus dem Halswirbel eines Wallfiſches, das als Zeichen hohes Ranges getragen wurde und vom König als Zeichen ſeiner Ungnade dem Träger abgenommen werden konnte (Hockin 50), haben wir ſchon erwähnt (Keate). Auch die merkwürdigen Nachrichten, welche uns Cantova von den weſtlichſten Karolinen gibt (Sprengel 10, 217—222; 226 f.), ſtimmen hierzu ganz genau. Der Adel, heißt es da, hat alle Gewalt, doch gibt es auch wieder unter ihm Vornehmere, welche Tamol (wie wir oben ſahen gleich marian. ϑamori) heißen und ſelbſt wieder unter einem Obertamol ſtehen. Dieſe oberſten Herrſcher haben nicht bloß für eine Inſel, ſondern für einen ganzen Inſelbezirk ihre Geltung und zwar führt Cantova, mit dem Pater Clain bei le Gobien 403 der Hauptſache nach übereinſtimmt, für jede ſeiner Provinzen den Hauptherrſcher an, allerdings unter Namen, die ſonſt nirgends erwähnt werden und an deren Deutung wir uns nicht wagen; vielleicht ſind es Eigennamen. Seine zweite Provinz (unſer vierter Bezirk, S. 40) hatte zu ſeiner Zeit zwei Herrſcher, welche zu Wolea und zu Lamotrek wohnten; Chamiſſo fand nur einen vor, der zu Wolea wohnhaft bis nach Truk hin Geltung hatte (Cham. 99). Auch in Cantovas dritter Provinz waren zwei Herrſcher, beide auf der Gruppe Ulithi, aber auf verſchiedenen Inſeln wohnend, deren einer Meirang, der zweite Kaſchattel hieß und ganz beſondere Ehren genoß, denn um ihn zu ehren, ſtrichen alle Schiffe, denen ſeine

Insel in Sicht kam, die Segel; weshalb es bedenklich ist, diesen Namen mit Kadu als Eigennamen eines längst verstorbenen Häuptlings aufzufassen (Cheyne 125, Anm.). Ob diese beiden Herrscher in einem ähnlichen Verhältniß stehen, wie auf Tonga Finau und der Tui-tonga, welcher letztere auch die größere und rein göttliche Ehre genoß, aber nur noch von religiöser, nicht mehr von politischer Bedeutung war? Ob die doppelten Herrscher im zweiten Bezirk im selben Verhältniß standen, deren einer den anderen dann in dem Jahrhundert von Cantova zu Chamisso verdrängte, wie Finau den Tui-tonga? Hockin (48) sagt gerade zu, daß es neben dem weltlichen Oberhaupt der Palaus auch ein geistliches gibt, wie er denn gleichfalls verschiedene Titel für die Herrscher über die verschiedenen Distrikte der Palaus anführt. Auch von Ponapi waren einzelne kleinere Gruppen abhängig (Cheyne 99). Die Tamols jener westlichen Inseln trugen nach Cantova, um sich vor den anderen auszuzeichnen, lange Bärte. Vollständig souverain verhalten sie sich meist ernst und schweigend. Hat jemand ein Anliegen an den Tamol, so setzt sich dieser auf eine Art von Bühne, welche erhöht ist und während alles Volk sich zur Erde neigt, tritt der Bittende, den Kopf auf die Knie gesenkt bis zum Tamol hin, setzt sich und erwartet mit niedergeschlagenem Blick den Befehl zu sprechen. Ebenso entfernt er sich. Des Tamols Worte werden wie eines Gottes Worte gehört und bei jeder Bitte küßt man ihm Hände und Füße (Cantova 226). Von den nächtlichen Gesängen und Tänzen vor seinem Haus war schon die Rede. Ihm steht auch die heilige Handlung des zukunftverkündenden Loosens zu (Cant. 227 f.) Wenn es (eb. 220) heißt, daß alles Silber, welches sich auf Cap viel finde, an den Fürsten abgeliefert werden müsse, so hat schon Chamisso (123) mit Recht diese Nachricht auf einen weißen Stein, der in den Gebirgen von Cap vorkommt, sehr geschätzt ist und zur Verfertigung der Ehrensitze dient, gedeutet. Aehnlich schätzte man (Keate) auf den Palaus einen gelben Stein, welchen die Fürsten dort nach anderen Inseln zum Geschenk schickten, wie z. B. nach Cap, als Cheyne da war (Cheyne 148). Die Bewohner von Cap waren in mehrere Stämme getheilt und bestanden aus Adel, an dessen Spitze der König stand, und Volk; der König war sorgsamer tattuirt und trug eigenthümliche Palmlaubkränze um Hals und Leib (Cheyne 159).

Die Erbfolge war auch hier wie auf den Marianen, sie vererbte nicht vom Vater auf den Sohn, sondern vom König zunächst auf die, welche mit ihm von gleicher Mutter oder von älteren und deshalb vornehmeren Frauen der nächsten Verwandtschaft stammten (Cham. 99 nach Torres); Arago (2, 28), der das Gegentheil sagt, irrt auch hier, wie er überhaupt wenig zuverlässig ist.

Der Name Tamol findet sich in der ganzen westlichen Hälfte der Karolinen, auf Elato (Kittlitz 2, 150), auf Lukunor und Etal (eb. 2, 82); auf Morilö und den Nachbarinseln (Mertens 126); auf Truk (Desgraz bei D'Urville b, V, 315); auf Satawal (nach dem Wortverzeichniß von Gaimard bei D'Urville a Philol. 2, 182). Allein hier sind merkwürdige Unterschiede: während zu Morilö und den Nachbarinseln nach dem Engländer W. Floyd, der daselbst 18 Monate lebte, die Tamols Tribut erhalten und auch sonst in großem Ansehen stehen (Mertens 126 f.), so heißt auf Lukunor (Kittl. 2, 82) und Truk (Desgraz a. a. O.) jeder ältere Mann Tamol und von irgend welcher hervorragenden Stellung oder Abhängigkeit des einzelnen ist keine Spur, obwohl auch hier die streng feudale Verfassung, welche wir überall in Mikronesien finden, bestanden hat. Auf Lukunor gehört auch das Land nicht den Tamols, sondern der Gemeinde und jeder Hausvater hat das Recht, eine bestimmte Strecke Landes mit ihm zugehörigen Fruchtbäumen zu bepflanzen (Kittl. 2, 82). Die Würde des verstorbenen Tamol geht auch auf Morilö zunächst auf den Bruder, ist aber keiner vorhanden, merkwürdigerweise auf den nächsten Freund des Todten über (Mertens 127). Auch hierin zeigt sich eine Abschwächung des Ursprünglichen: man sieht noch Reste der Vererbung durch die Mutter, weil aber die Stellung des Herrschers nicht mehr die ganz unnahbare war wie sonst, weil man ferner einen älteren Mann als Tamol zu haben wünschte, so mag dieser Gebrauch aufgekommen sein.

Die Rechtsbestimmungen dieser westlichen Inseln sind einfach: der Verbrecher wird verbannt (Cantova 227, vergl. auch Cham. 134), auf Tobi, wo alles roher ist, mit gebundenen Händen in einem lecken Kahn ins Meer hinausgestoßen (Pickering 223). Auf Morilö waren die Greise Richter, denen sich alles fügte und deren Verweis schon als schwere Strafe galt. In verwickelteren Angelegenheiten jedoch ward an den Tamol appellirt, indem man ihm E

doch gibt dieſer ſich ſtets Mühe, den Streit privatim beizulegen (Mertens 127). Er ſelbſt ſteht unter allen rechtlichen Beſtimmungen ebenſo gut wie alle anderen, wie denn auch er z. B. bei einer zweiten Ehe den nur bei ihr (nicht bei der erſten) gebräuchlichen Tribut an Matten, Früchten der Gemeinde geben muß (eb.). Wer auf den weſtlichen Inſeln einen Streit angefangen hatte, mußte ihn durch ein Geſchenk ſühnen (Cantova 231).

Auf den öſtlichen Karolinen (Ponapi Kittl. 2, 74 und Kuſaie 1, 355) heißen die Häuptlinge Iros oder Uros, doch iſt ſonſt alles wie im übrigen Mikroneſien. Ueber Ponapi haben wir die beſten Nachrichten von Cheyne, Hale und Michelewa y Rojas, während die Novarareiſenden auch hier nur geben, was wir bei Cheyne finden. Es ſind 5 (Cheyne; Hale; Michelewa gibt 8 an) unabhängige Stämme auf der Inſel: Roankiddi, Matalanien und drei andere minder mächtige. Jeder hat ſeinen eigenen König, welcher den Titel Tſchipau führt: dann folgen, wie auf den Palaus drei (Hockin 49), hier ſechs beſonders vornehme Häuptlinge in ſtufenweiſer Rangordnung (Cheyne 108; Hale 83 nach Punchard und OConnell, welche längere Zeit auf der Inſel gelebt hatten). Der Tſchipau muß alle dieſe geringeren Würden durchgemacht haben und bei ſeinem Tode folgt, wieder ganz wie auf den Palaus, der in der zweiten Stelle nach und alle rücken um eine Stufe empor. Unter ihnen ſtehen nun noch eine ganze Anzahl anderer Vornehmer, die aber geringer ſind und nicht zu jenen Stellen aufſteigen können: das können nur die Söhne einer beſtimmten Klaſſe von Frauen, welche „edle Frauen“ heißen und die zum Manne jeden beliebigen Mann, auch geringes Standes, nehmen können, ohne daß, da der Rang auch hier nur durch die Mutter vererbt, dies ihre Söhne herabwürdigte (Hale 83). Jeder dieſer Stämme zerfällt nun wieder in drei außerordentlich ſtreng geſchiedene Stände, Häuptlinge, Freie und Sklaven, deren erſtere beide den gemeinſchaftlichen Namen arots (aroo?) d. h. freie, edle, und wiewohl ſelten Ehebündniſſe untereinander haben, vom dritten Stand aber ebenſo ſtreng geſchieden ſind, wie die Matuas und Atchaots der Marianen vom Volk. Selbſt im Krieg ficht nur Stand gegen Stand. Das Land, welches in feſtem Grundbeſitz, der nur vererbt, nicht ſonſt veräußert werden kann, vertheilt iſt, gehört nur den beiden erſten Ständen an; der dritte gehört zum Boden auf dem er wohnt (Hale

83 f.). Das Land geht meist vom Vater auf den Sohn über, indem es diesem gewöhnlich der König, dem nach dem Tode eines Häuptlings dessen Besitz zufällt, wieder verleiht; doch kann er es geben, wem er will (Cheyne 110, vergl. Nov. 2, 413). Diese Verfassung ist in so fern auffallend, als hier der Obertamol, den wir sonst überall fanden, zu fehlen scheint. Cheyne erwähnt ihn nicht, sei es nun, daß er die Verhältnisse nicht genau genug kannte, oder sei es, daß sie sich von Hale bis zu ihm hin wirklich geändert haben, was aber kaum wahrscheinlich ist. Denn nach Hale hat allerdings ein Häuptling, nämlich der Tschipau vom Stamme Matalanien den höchsten Rang. die übrigen Stammeshäupter sind ihm also früher unterworfen gewesen und haben sich erst nach und nach von ihm emancipirt. Daher haben diese 5 Stämme, trotz der häufigen Fehden zwischen ihnen, einen gemeinsamen Staatsverband und der Häuptling des einen hat denselben Rang beim anderen; auch begnügt sich in ihren Kriegen der Sieger mit der beweglichen Beute, ohne die Fruchtbäume niederzuhauen oder dem Besiegten sein Land zu nehmen (Hale 84). Sehr zu beachten ist, daß wir auch hier neben dem weltlichen Oberhaupt ein geistliches finden unter dem Titel Nanigin (Hale 83), der eigentlich „eine Art hoher Priester" (eb.) des anderen mächtigsten Stammes, der Roankiddi ist. Er hat fast königliche Macht; wenn ihn aber sowohl Cheyne als Hale von geringerem Stande sein läßt als die übrigen sechs Fürsten, so ist das wohl nur von dem Umstand, daß er nicht Tschipau werden konnte, genommen; allein an dem Aufsteigen zu dieser Würde hinderte ihn nicht so wohl seine geringere Geburt, als vielmehr die gänzlich verschiedene Art seiner Stellung.

Auch in den Rechten des Königs zeigt sich die Aehnlichkeit mit anderen mikronesischen Inseln: denn auch hier hat der König seine eigentlich reale Gewalt verloren und, wie es auch auf den Marianen war, jeder handelt, trotz der äußeren Ehren des Oberherrn, nach eigenem Gutdünken. Der letztere erhält auf Ponapi zwar Tribut und ist die oberste rechtliche Instanz, so wie er auch das (selten angewandte) Recht über Leben und Vermögen der Seinen hat: aber er mischt sich nur in die wichtigsten Dinge und läßt in ganz geringfügigen die übrigen Häuptlinge, in bedeutenderen die Rathsversammlungen entscheiden (Cheyne 109).

Diese tritt in dem großen Versammlungshaus zusammen, das in

der Mitte einen erhabenen Estrich für die Häuptlinge und ringsher umgitterte Schlafräume für sie und ihre Familien hat. Zur Versammlung rufen Boten, oder, wenn die Veranlassung besonders wichtig ist, Muscheltrompeten und wenn dann die Fürsten, die schon vorher instruirt sind, feierlich Kawa getrunken haben, so beginnt die oft sehr lebhafte, ja bis zum äußersten leidenschaftliche Debatte, in welcher die Majorität entscheidet (Cheyne a. a. O.).

Der König hat demnach nicht übergroße Macht, aber um so größere Ehre: nur die Vornehmsten dürfen in seiner Gegenwart stehen, alle anderen müssen sich setzen, er bekommt die Erstlingsfrüchte und für eine bestimmte Reihe von Tagen den Erstlingsertrag neuer Netze (Cheyne eb.); ihm wird bei den gemeinschaftlichen Mahlzeiten zuerst Speise angeboten; er gibt zu jeder Ehe seine Einwilligung (Michelew. 195, 198). Blut in der Umgebung des Palastes zu vergießen bringt Tod. Alljährlich durchzieht er sein ganzes Gebiet, indem er unter großen Festlichkeiten alle seine Städte besucht (Cheyne eb. 115). Auch hier wie auf den Marianen werden alle größeren Arbeiten, Häuser-, Kahnbau u. s. w. gemeinschaftlich vom Volke besorgt, welches der König je nach Bedürfniß heranzieht (Michelew. 196).

Auf Kusaie hatte sich wegen der Abgeschiedenheit der Insel, die fast gar keinen Verkehr mit anderen hatte, die alte Art des mikronesischen Staates der Form nach vollständiger erhalten, obwohl auch hier Abschwächungen eingetreten sind. 12 Häuptlinge sind die vornehmsten und haben allen Grundbesitz der Insel inne, welchen sie an Häuptlinge zweiten Ranges zur Verwaltung und Bebauung ausgeliehen haben. Diese wohnen auf ihrem Lehngut selber: jene 12 aber wohnen gemeinschaftlich in dem Dorfe Yat der kleinen Insel Leka (Lütke 1, 343) oder Läla (Kittl. 1, 355), welche dicht bei der Hauptinsel liegt. Einer von ihnen gilt auch hier als der Vornehmste und Höchste, hat aber weder größere Macht, noch genießt er größere Ehre als die anderen (Lütke 1, 347). Auch scheint es, als ob sich hier gleichfalls ein religiöses Oberhaupt befunden habe: als die 12 Iroffe zu einem Fest versammelt waren, kommt noch ein anderer hoch verehrter Mann, Iros Togosha (Tui-Kusaie, wie Tui-tonga?), dessen Name in den Kawaliedern oft vorkommt, der also wohl eine religiöse Bedeutung hat (Kittl. 2, 47). Das Volk selbst zerfällt in drei Stämme, welche verschiedene Namen haben, untereinander aber völlig gleich sind; zu

jedem von ihnen gehören hohe und niedere Uroſſe und Volk, nur daß die Untergebenen eines hohen Uros immer zu demſelben Stamm gehören, wie er ſelbſt. Zwiſchen den einzelnen Stämmen herrſcht Connubium der einzelnen Stände (Kittl. 2, 13; Lütke 1, 350). Dabei hat Leſſon ganz recht, wenn er auch von Kaſten ſpricht: nur daß dieſe 3 Kaſten und jene 3 Stämme nicht zuſammenfallen, vielmehr beſaß jeder Stamm jene uns ſchon bekannten ſo überaus ſtreng geſchiedenen Stände und nur dieſe meint Leſſon (Complem. des oeuvres de Buffon 2, 398). Die Uroſſe ſelbſt zeichnen ſich durch äußere Vorrechte nicht viel vor dem Volke aus: das einzige iſt, daß ſie einen pyramidenförmigen Pavillon auf dem Ausleger ihres Kahnes haben und ihren Ausleger mit Muſcheln ſchmücken dürfen, ſowie ferner, daß ſie bei allen religiöſen Dingen und ſo auch bei den Kawafeſten den Vortritt haben, allein den Trank bereiten dürfen, den dazu nöthigen Stein aufbewahren und zuerſt den Trank koſten (Kittl. 1, 374). Die Kawapflanze wächſt auf Kuſaie ſehr zahlreich und da ſie auf anderen Inſeln fehlt, z. B. auf Truk, ſo iſt ihr Verkauf für die Häuptlinge eine wichtige Quelle des Einkommens (Mertens 161). Sonſt aber haben ſie eine unumſchränkte Macht. Das Volk iſt verpflichtet, für ſie die Häuſer — und weil ſie reich ſind, haben ſie, wie wir ſchon ſahen, große Gehöfte —, die Kähne zu bauen, das Feld zu beſtellen (Lütke 1, 380), über ſein ganzes Vermögen und ſeine Arbeitskraft ſteht jenen zu allen Zeiten die Verfügung zu, ohne irgend welche Einſchränkung; alle Kokosnüſſe, welche hier ſeltener ſind, werden für ſie allein aufbewahrt (Kittl. 1, 356 f.; Lütke 1, 346), ein beſtimmter Theil von jedem Fiſchfang gehört ihnen (Kittl. 2, 19) und das Volk verehrt ſie faſt göttlich, ja nach Leſſon (Complem. 2, 400) ſcheinen ſie in einer eigenen Sprache, einer Sprache der Höflichkeit, welche viele ſonſt gebräuchliche Worte vermeidet und andere gewähltere dafür braucht, angeredet werden zu müſſen. Aber nichtsdeſtoweniger geht alles gut und ohne Streit ab, da ſie niemals ihre Macht mißbrauchen und das Volk ihnen ſtets freudig und ohne Widerwillen oder Zorn gehorcht. Zwang iſt unbekannt (Lütke 1, 348; Kittl. 1,356 f.). Etwas anders als Lütke berichtet Gulick (244) über den König — jenen höchſten der 12 hohen Uroſſe — welchen man nach letzterem ganz beſonders hoch verehrt: wer ihm naht, auch ſein eigener Sohn, kriecht nur zu ihm hin, man ſpricht in ſeiner Gegenwart nur leiſe, Niemand

sieht ihn an, wo er vorübergeht, hört alle Arbeit auf. Sein Titel (241) ist Tokesau, welcher Name sich auch sonst in Mikronesien findet und bisweilen geradezu Gott bedeutet. Diese Abweichung zwischen Lütke und Gulick erklärt sich gar leicht so, daß Lütke, der die Inseln nur vorübergehend besuchte, den König nur in der Umgebung jener anderen 11 Irosse sah und dadurch die Ehren, welche dem König allein galten, auf alle 12 Fürsten ausdehnte, denen wie er erzählt, göttliche Ehre erwiesen wird. Jene 11 Häuptlinge werden gewiß nicht viel minder hoch geehrt als der König selbst. Anzunehmen, daß in den 30 Jahren von Lütke bis Gulick sich die Verhältnisse durch die Bekanntschaft mit den Europäern, welche natürlich den König besonders begünstigten, so zu Gunsten des letzteren geändert hätten, ist nicht gut möglich: denn dadurch würde die Verehrung der Eingeborenen nicht mit gewachsen sein und am allerwenigsten in so ganz nationalen Formen ihren Ausdruck gesucht haben.

Auf beiden Ketten der Ratak- und Ralikkette ist die Verfassung ganz gleich: über dem Volk stehen die Häuptlinge, hier Irus oder Tamon genannt, deren Familien nach gleicher mütterlicher Abstammung, denn auch hier wird die Verwandtschaft durch die Mutter vermittelt, mehrere Clanschaften bilden. Alle diese hängen wieder ab von einem höchsten Häuptling, der in Aurh residirt, von dem jedoch die nördlichsten und südlichsten Gruppen des Archipels sich freigemacht haben, wobei es denn ohne heftigen Krieg nicht abging (Gulick 302; Chamisso 116; Kotzebue a, 2, 81; 86 f.). Auch scheint es vorzukommen, daß unter dieser höchsten Oberherrschaft bisweilen ein Häuptling größere Macht an sich riß, indem er andere verdrängte, wie Kadu (bei Kotzebue a, 2, 95) die Unterwerfung einiger Nachbarinseln, deren Häuptlinge getödtet wurden, unter den Häuptling von Arhno erzählt. Jede Insel hat dann wieder ihren eigenen Irus, von dem auch hier wieder minder vornehmere Häuptlinge abhängen. Doch bildeten diese auf Mili eine Art Rathsversammlung, deren Ausspruch sich der erste Irus fügt (Hale 89). Die Häuptlinge herrschen bisweilen drückend und grausam (Gulick 302), denn wenn sie auch keine besonderen Ehrfurchtsbezeugungen genießen und der Umgang mit ihnen ganz frei ist, so haben sie doch das unumschränkte Recht über alles Eigenthum, ja über Leib und Leben des Volkes, das denn auch alle besonderen Schätze, z. B. die Schleifsteine, oder das Eisen, welche

das Meer auswirft (Chamisso 112), oder die Geschenke, welche die Europäer gaben (Kotzebue a, 2, 119), bei Strafe ausliefern mußte, die Schleifsteine und die Schiffstrümmer aber, sagt Chamisso, gegen eine Belohnung. Ganz denselben Gebrauch fand schon Cantova auf den westlichen Karolinen (Sprengel 10, 228). Das Eisen ward zu Geräthen geschmiedet und diese so wie die Schleifsteine verliehen die Fürsten gegen theuren Preis (Cantova und sonst). Die Häuptlinge zeichnen sich durch eine eigene freiere Gangart vor dem Volke aus, welche dieses nicht annehmen darf, Kadu aber, als er Freund der Europäer war, nachzuahmen versuchte, auch da nicht ohne Verweis, so daß er es nicht weiter that (Cham. 118—88). Auch hier trugen die Tamols wie zu Eap grüne künstlich geflochtene Blattstreifen von Pandanuslaub. Sie brauchen ihre Kinder nicht zu tödten. Kommt einer von ihnen irgendwo auf einer Reise an, so wird auf ein schon vom Meere angegebenes Zeichen sofort alles, was er etwa bedürfen könnte, herbeigebracht (Cham. 118).

Auch auf Nawodo hat sich die alte mikronesische Verfassung erhalten; es gibt dort 7—8 Stämme, an deren Spitze je ein Häuptling steht, der selbst wieder von einem höheren Herrscher abhängt. Merkwürdigerweise fand Cheyne in dieser höchsten Stellung ein Weib, während Weiber sonst in Mikronesien (auch auf den Marshallinseln nicht, Cham. 118) nicht succediren können. Diese Königin entschied alle Streitigkeiten zwischen den Häuptlingen ohne jegliche Appellation, wie ihr auch die Entscheidung über Krieg und Frieden zustand. Sie herrscht völlig absolut und man gehorcht ihr ganz ohne Weiteres (Cheyne 79).

Hat diese abgeschiedene Insel das eigenthümliche Wesen mikronesischer Verfassung am strengsten bewahrt, so ist es am meisten verändert im Gilbertarchipel, da dieser am meisten mit Fremden, namentlich Polynesiern in Berührung gekommen ist. Dort ist namentlich südlich vom Aequator eine Art Demokratie — richtiger wohl Aristokratie — nach Gulick (412) die herrschende Regierungsform, nur daß sich auf den fruchtbareren Nordinseln, auf Makin (Behm bei Peterm. 1859, 179) und besonders auf Apamama, von welcher Insel Kuria und Aranuka abhängen (Gulick a. a. O.), das alte Königthum wenigstens in Resten erhalten hat. Sonst haben sich die Familien der einzelnen Iruffe unabhängig gemacht und

der jedoch in genauem Verhältniß zu ihrem Reichthum steht, an sich gerissen, — ein Gang der Dinge, wie wir ihn in Mikronesien so ziemlich überall, wenigstens an vielen Orten und in Polynesien noch viel häufiger finden. Daß diese Familien nun häufig mit einander in Streit sind, wird Niemanden wundern (Gulick eb.). Wie nun in Makin und Apamama die Häuptlinge größere Ehre und Einfluß behalten haben, so hat sich auch die alte Scheidung der Stände strenger gehalten als sonst (Hale 95). Auch hier und zwar im ganzen Archipel gibt es Häuptlinge, welche den meisten Grundbesitz und alle politische Macht haben als ersten, Landbesitzer, welchen zwar Grundbesitz aber keine Stimme in den öffentlichen Versammlungen zusteht, als zweiten und Abhängige oder Vasallen als dritten Stand, welcher gar keine Rechte besitzt (Hale 101). Der zweite Stand besteht aus Verwandten des ersten und z. B. auf Makin aus allen früher vornehmeren Irusgeschlechtern, welche aber durch das Geschlecht des Tiuki, der etwa vor 100 Jahren sich zum König der Insel gemacht hat, unterdrückt sind; dies Geschlecht bildet den ersten Stand. Solches kriegerische Emporkommen soll in diesem Archipel nicht eben selten sein (Hale eb. f.). Der König dankt hier, ganz wie in Polynesien und wohl auch hier in Folge polynesischen Einflusses, schon sehr früh zu Gunsten seines Sohnes ab, für den er aber die Regierung weiter führte, unterstützt von einem anderen Häuptling, der vor allen Dingen Recht sprach und einen hierauf bezüglichen Namen führte. Ob wir diesen uns aus jenem geistlichen Oberhaupt, was wir auf manchen Karolinen fanden, entstanden denken dürfen? (Hale 102). Neben dem dritten Stand erwähnt Behm (bei Peterm. 1859, 179) noch Sklaven auf Makin, die ebensowenig als das Volk (ganz wie z. B. auf Tahiti) heirathen durften und daher häufig mit den Frauen anderer in unerlaubtem Verhältniß standen. Ob Lesson, welcher (Complém. 2, 398) von vier Kasten auf Kusaie spricht, ebenfalls die Sklaven im Auge hat, die ja auch in Polynesien überall vorkommen? Auf Apamama beriefen Muschelhörner zur öffentlichen Versammlung, welche im großen Gemeindehaus abgehalten wurden, indem die edlen Familien an den Wänden sitzen, der zweite und dritte Stand in der Mitte steht. Nach oft sehr heftigen und beredten Debatten entscheidet die Majorität (Hale 101).

Auf den Marianen sowohl wie auf den Karolinen fand sich auch

eine Art von Polizeieinrichtung: wenn ein Fremder in ein marianiſches Dorf kam, das er Nachts nur von einem Bürger eingeführt betreten durfte, mußte er ſich ſofort beim erſten Häuptling deſſelben melden, widrigenfalls er vogelfrei war; und dadurch daß der Tamol auf den Centralkarolinen die Segel ankommender Reiſender bei ſich niederlegen ließ, gewährte er dieſen Sicherheit, denn nun erſt ſtanden ſie unter geſetzlichem Schutz (Mertens 158).

Suchen wir nun aus allen dieſen Einzelnheiten ein Bild der urſprünglichen Verfaſſung Mikroneſiens herzuſtellen, ſo werden wir es in allen Zügen genau mit der polyneſiſchen übereinſtimmend finden. Die Bevölkerung zerfiel in zwei große Theile, deren einer mit den Göttern in Zuſammenhang ſtehend auch auf Erden alle Macht beſaß über den zweiten, der gar keine Seele hatte, daher nicht unſterblich war, nicht mit den Göttern in Beziehung treten konnte, nicht beſtattet wurde u. ſ. w. und daher jenen göttlichen Weſen gegenüber vollkommen macht-, recht- und eigenthumslos war, alle ſchweren und unangenehmen Arbeiten verrichten, ſich mit der ſchlechteſten Nahrung und Wohnung begnügen, allen Einflüſſen der Witterung ausgeſetzt ſein, ja wohl gar ohne Frau leben mußte. Neben oder noch unter dieſen ſtanden, wo ſie vorhanden waren, die Sklaven, welche meiſt Kriegsgefangene waren.

Von dieſem Stande zum erſten war ein Uebergang nicht möglich. Ebenſowenig wie auf den Marianen ein Matua zum Mangatchang degradirt werden konnte, ebenſowenig konnten Leute aus dem Volk in den erſten Stand übergehen -- aus ſehr begreiflichen Gründen nach dem eben Entwickelten. Allerdings erzählt Kotzebue (a 2, 132), daß Piloten zu Wolea wegen ihrer Tüchtigkeit in den Stand der Edlen, ja zum Häuptling erhoben wären: aber „habe ich doch mit Entrüſtung, ſagt Chamiſſo (geſ. Werke 1, 350), in Herrn von Kotzebues Reiſe von Piloten der Karolineninſeln geleſen, die nur von geringem Stand oft für ihre Verdienſte in den Adelſtand erhoben werden". Chamiſſo alſo beſtreitet dies mit aller Entſchiedenheit und obwohl nun auch Cheyne auf Ponapi eine ganze Klaſſe nicht edel geborener aber durch ihre Verdienſte edel gewordener erwähnt (108), ſo ſpricht doch alles was wir von jenen Ständen und ihrem Unterſchied wiſſen, ſo grell hiergegen, daß wir auch gegen Cheyne in dieſem Fall großes Bedenken haben.

Der König war der erſte des erſten Standes eigentlich aber

ſtand er auch noch ſehr hoch über dieſem, denn urſprünglich iſt er weiter nichts als der Vertreter Gottes auf Erden: daher die göttliche Ehre, die man ihm erweiſt; daher ſeine Stellung bei Opfern, heiligen Ceremonien und dergl.; daher die Uebereinſtimmung ſeines Namens mit dem Worte für Gott. Neben ihm hatten auch die Häuptlinge ihre Stellung, indem ſie zunächſt die Vermittler ſeines Willens waren, oder vielleicht ſchon von alter Zeit beſtimmte Aemter (wie auf Ponapi und den Palaus), welche die Fürſten bekleideten, ihn umgaben: er aber hat alle Entſcheidung, ſein Wort gilt als göttlicher Befehl, ihm gehorcht man ohne weiteres und ohne Groll, denn der Gott redet durch ihn. Auch Frauen konnten urſprünglich die höchſte Herrſcherwürde annehmen. Sie ſind von wichtiger Geltung, da durch ſie aller Rang vererbt, nicht, weil man in ihnen etwas heiliges ſah, ſondern weil man von der Idee ausging, daß der König, der Adel göttliches Urſprungs ſei. Deshalb mußte man auf untrügliche Richtigkeit der Abkunft ſehen, die aber nur von der Mutter her ganz ſicher feſt ſtand, der Vater konnte ja betrügen oder betrogen ſein. — Es iſt ſchon ſpätere Entartung, wenn wir zwei Oberhäupter, ein weltliches und ein geiſtliches ſehen: denn dies letztere iſt meiſt urſprünglich das einzige geweſen, das aber dann durch ein mächtig aufkommendes Geſchlecht bei Seite geſchoben iſt, ohne daß man ihm ſeine Ehren nehmen konnte, da dieſe dem Gott in ihm gebühren.

Dieſe alte Verfaſſung hat ſich rein erhalten nur auf den abgeſchiedenſten Inſeln, wie auf Nawodo, ähnlich auch in Kuſaie und Ponapi; ſie iſt umgeändert meiſt durch ein Emporkommen des Adels, der ſich entweder wie im Marſhallarchipel und verſchiedenen Karolinen neben das Königthum geſtellt hat in den erwähnten öffentlichen Verſammlungen, oder der es zu ſeinen Gunſten ganz verdrängt hat, wie z. B. auf den Marianen, einzelnen Karolinen, den Gilbertinſeln, wo eine Ariſtokratie der vornehmen Geſchlechter aufgekommen war. Meiſt hat dann auch eine Scheidung der Bevölkerung in verſchiedene Stämme, deren jedem ein vornehmes Adelsgeſchlecht zugehört, ſtattgefunden, was auf Cap nach Chamiſſo 135 erſt kürzlich geſchehen iſt. Auch durch hiſtoriſche Schickſale hat der Adel manches gelitten, wie z. B. auf den Gilbertinſeln, wo der Reichthum die eigentliche Macht beſitzt. Daß nun die Berührung mit den Europäern ganz neue Zuſtände theils ſchon gebracht hat, theils bringt und bringen wird, liegt in der Natur der Sache.

Dieſer ſtrengen Scheidung der Stände entſprechend iſt es, wenn in Mikroneſien ſich gar mancherlei Anſtandsregeln durch- und feſtgeſetzt haben; und da werden wir ein ſehr höfliches Volk finden.

Der gewöhnliche Gruß der Marianer war Streicheln der Hand ſowie gegenſeitiges ſchnüffelndes Berühren der Naſe (Freycinet 2, 377). „Wohin willſt Du“ rief man und „woher kommſt Du“ beim Begegnen auf der Straße einander zu, wobei man ſich Vornehmeren welche etwas trugen, zum Abnehmen der Laſt anbot, Geringere aber, die belaſtet Vornehmeren begegneten, boten dieſen einen Theil deſſen was ſie trugen zum Geſchenk an. Auch bat man Vorübergehende, ins Haus einzutreten und bewirthete ſie. Kam Jemand zu Beſuch ins Haus, ſo ſagte er: „ich bin da“. Soll ich Waſſer über Deine Füße gießen? fragte der Wirth. „Nicht nöthig“ war dann die ablehnende oder „Hier“ die annehmende Antwort. Mit dieſer Schilderung Freycinets (eb.) ſtimmt auch der Pater Bonani (1719, n. Weltb. 7, 6) überein, während le Gobien mit ſeinem „erlaube, Deine Füße zu küſſen“ (51), im Irrthum iſt, da die Marianer den Kuß nicht kannten. Zudem paßt auch wenig dazu ihr Aberglaube, den ſie in Beziehung auf das Ausſpucken haben. Sie ſpeien nie aus vor Jemandem, dem ſie Achtung ſchuldig ſind, niemals in einem fremden Hauſe oder auch nur am Hauſe eines anderen, niemals am Morgen; und wenn ſie ausſpieen, ſo geſchah es immer mit allen möglichen abwendenden Worten. Die Gründe, welche ſie hierfür angaben, verſtanden die Spanier nicht (le Gobien 51 f.; Freycin. a. a. O.). Den Anweſenden boten ſie, ehe ſie ſelbſt aßen, Speiſe an (Strobach n. Weltb. 1, 12); und beſonders ehrenvoll war, wenn man einem Gaſt mit der flachen Hand über den Leib ſtrich (Freycin. 2, 377; le Gobien 52). Daß nun Leute aus dem Volke ganz beſonders höflich ſein mußten, iſt natürlich: nur mit tief geſenktem Haupte durften ſie an einem Matua vorübergehen, den ſie nur ſitzend — denn dies iſt, weil eine Selbſterniedrigung, die malaiiſche Höflichkeitsform Niederer gegen Hohe — anreden durften, während jener in ihrer Gegenwart nie ſitzen durfte (Freyc. 378). Auch gegen Fremde waren ſie höflich; die Europäer empfingen ſie zuerſt ſehr freundlich.

Von Spielen hatten ſie mancherlei: Hahnenkämpfe waren ſehr beliebt (Salaçar bei Ov. XX, 16), andere Vögel richtete man zum Sprechen ab (le Gobien 44); dann hatten ſie Wettſpiele im Ringen,

Laufen, Springen, Schwimmen u. ſ. w. und namentlich letztere waren der faſt amphibienartigen Natur dieſer Inſelbewohner entſprechend ausgebildet und beliebt, ſie wurden oft von ganzen Schaaren betrieben. Mit Erzählungen, Deklamationen, Tänzen brachten ſie ferner oft die Zeit hin und dazu kamen noch beſtimmte Familienfeſte bei der Rückkehr Reiſender oder zum Kampf gezogener Krieger, bei reichlichem Fiſchfang u. ſ. w., wobei man ſehr luſtig war und ſich mit Eſſen ſowie mit dem Genuße eines Getränkes aus Reis und Kokos, das man gähren ließ, erheiterte (le Gobien 57 f.; Freyc. 2, 394 f.). Ein eigenthümlicher Gebrauch war, daß, wenn ein angeſehener Mann einer Nachbargemeinde an einer Arbeiterverſammlung einer anderen Gemeinde vorüberkam, ſofort die Weiber hinliefen ihn zu fangen und ihn mit Pandanusſtreifen am Arm banden. Er bot dann für ſeine Entlaſſung allerlei Geſchenke, die man nicht annahm und endlich nachdem man ſich alle mögliche Ehre und Höflichkeit erwieſen kam es zum Schmauſe, nach welchem der Wanderer entlaſſen wurde — der übrigens, wenn er eilig war, auch gleich loskommen konnte. Das Ganze galt als Ehre und Zeichen gutes Einverſtändniſſes unter den Gemeinden (Freycin. 2, 375).

Gaſtfreiheit herrſchte auch auf den Karolinen, wo man ankommende Fremde ſofort ins Verſammlungshaus führte, bewirthete und mit Gaſtgeſchenken ehrte, die theils in Lebensmitteln, theils in Schmuck, Tanzſtäben, Muſcheltrompeten u. ſ. w. beſtanden (Cheyne 107; Kittl. 1, 380; 2, 98; Chamiſſo; Kotzebue). Der Gruß beſtand auch hier in Naſenreiben und Umarmung (Tobi Pickering 227; Bulletin de la soc. ethnol. 1846, 23. Juli; Kuſaie Lütke 1, 351; Chamiſſo 135; Freyc. 2, 377), wozu in Kuſaie es noch als beſonders freundſchaftlich galt, mit der Naſe die Hand des Freundes ſchnüffelnd zu berühren (wie wir die Hand küſſen), welche Sitte ſich übrigens auch auf Lukunor fand (Lütke 1, 351; Mertens 115). Auf Ratak aber galt dies Naſenreiben als innigſt vertrauliche und deshalb verſtohlene Liebesbezeigung zwiſchen Mann und Frau und kam zwiſchen Männern nicht vor (Chamiſſo 119). Größtes Zeichen der Ehrerbietung auf den weſtlichen Karolinen war es, wenn man Hand oder Fuß Jemandes nahm und damit leiſe über das eigene Geſicht herſtrich (Clain bei le Gobien 407).

Der Gruß beim Begegnen iſt auf Ponapi wie auf den Marianen:

woher kommst, wohin gehst du? beim Abschied sagte man: ich gehe. Begegnet man einem Iros, so bleiben Vornehme stehen, Geringere kauern nieder, wie sie sich auch bei Begegnungen auf der See im Kahne niedersetzen, aber den Ausleger gegen das Schiff des Vornehmeren kehren, ob er nicht einsteigen will (Cheyne 118; 110). Kauerndes Niedersitzen gilt überall für allein höflich und ist in Gesellschaften oder Vornehmeren gegenüber dringend geboten (Kittl. 2. 6; Lütke 1, 382; Cantova 226). Auch redet man in Gesellschaft immer leise (Kittl. 1, 375; Lütke a. a. O.) und steht Vornehmeren mit niedergeschlagenem Blick gegenüber (Cantova 226).

Begegneten sich zwei Polynesier, welche sich lange Zeit nicht gesehen hatten, so begannen sie zu weinen und eine Todtenklage anzustellen, um die, welche während ihrer Trennung gestorben waren. Diese Sitte, welche man Tangi nennt, scheint auch mikronesisch gewesen zu sein (marian. tanis, weinen), wenigstens erlebte der Pater Clain (le Gobien 400) eine solche Thränenscene bei Frauen, die sich nach langer Zeit wiedersahen.

Hahnenkämpfe waren hier gleichfalls sehr beliebt (Mertens 145). Man erfreute sich ferner, je nach den Jahreszeiten, an mancherlei Spielen, Lanzen schleudern, Steine werfen, Kugeln wiederauffangen (Cantova 230). Feste hatte man beim Ohrdurchbohren, beim Tattuiren, auf Cap auch beim Haarabschneiden (Cham. 133). Bei allen war Gesang und Tanz Hauptsache; ja man hatte sogar bestimmte halbdramatische Festspiele, welche besonders eingeübt, theils von einem allein, theils von mehreren ausgeführt wurden (eb.), wie ja auch die Jugend der Centralkarolinen zu solchen und ähnlichen Aufführungen von einer Insel zur anderen fuhr (Mertens 146). Solche Feste aber wurden mit dem höchsten Aufwand an Putz und Nahrungsmitteln unter großem Zusammenlauf gefeiert. Ein größeres Fest auf Kusaie, was ohne feierlichen Kawatrank nie abging (Kittl. 1, 374), beschreibt Kittlitz 2, 52 f. ausführlich, einen pomphaften Festzug auf Cap Cheyne 157 f. Auf Ponapi war der jährliche Umzug des Königs durch alle Ortschaften seines Gebietes das Hauptfest für jeden Ort, das überall zwei Tage dauerte und mit übermäßigem Kawagenuß, sowie mit dem Verzehren und Verschenken von massenhaft angehäuften Lebensmitteln gefeiert wurde. Kleinere Feste, veranlaßt durch Besuch eines Häuptlings, Tänze u. dergl. haben fast täglich statt (Cheyne 116).

Als Zeichen großer Vertraulichkeit und Freundſchaft gilt es, den Namen mit irgend einem anderen zu tauſchen, wodurch der eine ganz in die Stelle des anderen tritt, gleichſam zum anderen wird; auch das Weib, die Kinder des anderen gehören ihm ganz zu, ja es gilt für eine Beleidigung, wenn der Freund mit dem Weibe des Freundes zur Zeit ſeines Beſuches nicht den Beiſchlaf vollzieht. Chamiſſo ſagt zwar, daß der Namenstauſch auf den Karolinen nicht vorkäme: allein Desgraz (bei D'Urville b, V, 309; 314) fand ihn auf Truk vor. Dieſer Namentauſch iſt urſprünglich nur ein Zeugniß für einen höchſt innigen Freundſchaftsbund zweier Männer, welcher auf den Marianen (Freyc. 2, 367) ſowohl, wie auf den Karolinen (wenn er auch hier im Lauf der Zeiten ziemlich geſchwunden war) und Ratak (Chamiſſo 135; Mertens 130) vorkommt, fürs Leben dauert und den Freund ganz für den Freund einſtehen läßt. Wer ihn brach, wurde auf den Marianen von den eigenen Verwandten getödtet (Freyc. eb.). Rangunterſchiede hinderten ihn nicht, beide Freunde beobachteten denn alles, was die Sitte verlangte (Cham. 135). Natürlich konnte man nur mit Einem ſolch ein Bündniß ſchließen, und die Europäer, welche aus Unkenntniß der Sache mit mehreren den Namen tauſchten, ſtießen dadurch vielfach an. Unreines kam bei dieſem Verhältniß in Mikroneſien nicht vor.

Sahen wir nun ihre Freundſchaften, ſo müſſen wir auch ihre Feindſeligkeiten betrachten. Zunächſt die Waffen, die auf den Marianen aus Schleudern, zugeſpitzten und am Feuer gehärteten Stangen und Lanzen beſtanden, welche oft mit Fiſchgrätenſpitzen verſehen und oft vergiftet waren (Salaçar bei Oviedo XX, 16; Garcia de Loaisa bei Navarr. 5, 49; Magelhaens eb. 4, 53; Fra Gasp. de S. Aug. 68; 71; le Gobien 55). Sie ſchleuderten Steine ſehr geſchickt, während ſie Bogen und Pfeil nicht kannten (Pigaf. 59; 62). Panzer und Schild hatten ſie nicht, ſie vertheidigten ſich nur durch ihre außerordentliche Behendigkeit. So warfen ſie ſich oft im Krieg mit den Spaniern auf die Erde, wenn jene losdrückten und entgingen dadurch der Kugel (le Gobien 335), welche Vertheidigungsart zu ſeinem höchſten Erſtaunen Grey auch in Neuholland erlebte. Allgemeine mikroneſiſche Waffe war ein 5—20′ langer Speer von hartem und ſchwerem Holz, der vorn mit Haifiſchzähnen beſetzt gefährlich genug war (Hale 79); wir finden ihn auf Tobi (eb.),

auf Eap (Cheyne 146), Lukunor (Kittl. 2, 81), Truk (Cheyne 127), auf Ponapi (Cheyne 120), auf Ratak, wo die Lanze häufig Widerhaken hatte (Kotzebue a, 2, 40; 61) und auf den Gilbertinseln (Kittl. 2, 117). An einigen Orten hatte man noch ein rinnenförmiges Holz zum Fortschleudern der oft unhandlich langen Speere, ganz wie wir es in Neuholland finden werden, so auf Eap (Cham. 135), auf den Palaus (Keate 415). Sonst sind Keulen, Schleudern, Steine, Messer im Gebrauche, letztere und Flinten, deren die Novarareisenden auf Ponapi 1500 fanden (2, 412), namentlich jetzt, an einigen Orten, wie auf Ponapi und den Palaus, auch eine Art Beil (Nov. 2, 414; Pickering 219), zweischneidige Holzschwerter, an beiden Seiten durch Haifischzähne geschärft, auf den Gilbertinseln (Kittl. 2, 117; Byron bei Schiller 1, 110) und Ratak (Cham. 118), ein eigenthümlicher, an beiden Enden zugespitzter Stab, der rotirend geschleudert sich mit einem Ende tief einbohrte, wo er auffiel, mit dem aber auch im Handgemenge gefochten wurde, war zu Ratak und Eap (Cham. 118; 136) gebräuchlich, dolchartige Waffen vom Stachel des Giftrochen gebildet auf den Palaus (Keate 415); die Peganer hatten (Meares 1, 128) lange Matten als Panzerhemden, ähnlich wie man Umhüllungen aus Flechtwerk mit emporstehendem Kragen sowie einen Helm von Fischhaut auf den Gilbertinseln trug, wenn man in den Krieg zog (Hale 102). Muschelhörner, welche zu Signalen dienten und zu Ratak vom Besiegten dem Sieger ausgeliefert wurden (Kotzebue a, 2, 53), waren überall im Gebrauch. Bogen und Pfeile sollen nach Roquemaurel (D'Urville b, V, 342) auf den Palaus, nach Lütke 2, 11 auf Ponapi im Gebrauch sein. Doch sagt Virgin (2, 102), daß sie letztere Waffe, wie auch die Polynesier nur zum Spiel, worin sie aber nicht geschickt waren, nicht aber zu Kampf und Schlacht besaßen. Auch die Schleuder gebrauchte man auf Truk zu friedlichen Zwecken, Vögel zu tödten, Früchte von den Bäumen zu werfen u. s. w. (Cham. 136). Die Marianer legten überall Fußschlingen, so wie sie, nach ächt malaischer Sitte, an bedrohten Orten kurze spitze vergiftete Pflöcke in die Erde schlugen. Auch befestigte Plätze, welche durch Wall und Graben geschützt waren, hatte man auf den Marianen und Palaus (le Gobien 270; 196; Keate 200), wie man mit Geschick auf den Marianen auch durch Plätze aus-

suchte und verstärkte (le Gobien 271; 388) und Lager mit Wall und Pallisaden aufführte (le Gob. 358). Ja die Marianer verstanden sogar eine Belagerung zu führen, wie sie denn (le Gobien 263) die Stadt Agadna einmal längere Zeit belagert haben. Ihre Kriegsmanöver zu See haben wir schon besprochen.

Ihre Kriege selber, sehr häufig um ganz geringfügiger Ursachen willen begonnen, werden ebenso leicht, wie man sie anfängt, beigelegt. Der Krieg, in welchem die beiden ersten Klassen allein kämpften, die dritte nur Lebensmittel und Kriegsbedarf zutrug, ward nach ächt malaischer Art geführt. Die Soldaten scharten sich um eine Fahne und es stand jedem frei, seine Gedanken und Vorschläge zu äußern, ja wohl gar ins Werk zu setzen, denn die Kriegszucht war nicht eben streng. Ebenso wenig zeichneten sie sich durch persönlichen Muth aus, im Felde stießen sie oft laute Schreie aus, um ihren Muth zu erhöhen, ihre Leidenschaft anzufachen, aber hauptsächlich besteht ihre Taktik darin, die Feinde in den Hinterhalt zu locken, was sie meisterhaft verstehen. Kommt es jedoch wirklich zur offenen Schlacht, so entscheiden die ersten zwei bis drei Todten oder schwer Verwundeten gleich alles, denn die Partei, welche sie verliert, flieht sofort und schickt Gesandte und Geschenke, deren Annahme den Krieg beendet. Die Sieger aber zeigen großen Uebermuth, verhöhnen die Besiegten, mißhandeln die Gefangenen oft sehr grausam, verwüsten das Land und namentlich hierbei, doch aber auch im Kampfe selbst, sieht man sie oft ganz plötzlich in eine grenzenlose Wuth verfallen, in der sie alles tödten und verderben, was in ihre Hände fällt (le Gobien 116; 151; Freycinet 2, 488). Ihre Zauberpriester erforschten vorher den Willen Gottes; dann feuerten sie die Kämpfenden zu immer größerer Tapferkeit an (le Gobien 149). Daß sie aber in äußerster Noth beharrlich kämpfen konnten, das lehrte die Geschichte ihres 26jährigen Krieges mit den Spaniern, in welchem diese nicht bloß einmal in die schwerste Bedrängniß geriethen.

Auf den westlichen Karolinen, wo ebenso wie im Osten und im Centrum dieser Kette der Krieg immer vorher angesagt wurde (Hale 72, 84; Keate 329) sind die Heere, die einander zur Schlacht gegenüberstehen, in drei Linien aufgestellt, deren erste durch die Jünglinge, zweite durch die größen, die dritte durch die kleinen Männer und Greise gebildet ward. Beim Aufeinanderrücken der Heere erfolgt

nun überall Zweikampf der Gegenüberstehenden, wobei die Fallenden aus den hinteren Reihen ersetzt werden (Cantova bei Sprengel 10, 231). Doch dauern auch hier die Kriege nicht lange und der Uebermuth der Sieger ist nicht geringer als auf den Marianen. Von den Karolinen kennen überhaupt nur die hohen Inseln — Palau, Cap, Truk, Ponapi — den Krieg, Kusaie, obwohl gleichfalls hoch kannte ihn zur Zeit der Entdeckung nicht, die niederen Inseln sind ganz friedlich und verfertigten für jene die Waffen, welche einen ihrer hauptsächlichsten Ausfuhrartikel bilden (Mertens 109). Man glaubt auf ihnen, daß wer einem Krieg beiwohne, weiße Haare bekomme, doch scheinen, wie Kadus Beispiel beweist, ihre Bewohner persönlich tapfer zu sein (Chamisso 135). Auf den hohen Inseln bekämpfen die einzelnen Stämme einander, auf Cap noch nicht seit langer Zeit. Vor jedem Krieg wird dort ein Vergleich versucht, zur Schlacht wird erst durch das Muschelhorn gerufen, wenn dieser nicht glückt, und dann so lange gekämpft, bis auf beiden Seiten ein Häuptling gefallen ist. Friede wird geschlossen, wenn die Häuptlinge der Gegenpartei einen Bissen von dem blutigen Fleische der Gefallenen gekostet haben, und diesen Frieden befestigt man oft durch Ehen zwischen beiden Stämmen. Auch zu Schiffe sucht man das Gebiet der Feinde zu überfallen und letztere sind stets bedacht, diese Ueberfälle abzuwehren. Fremde gehen ungehindert und mit beiden befreundet durch die kriegführenden Parteien (Chamisso 135 f.). Weiber und Kinder wurden meist geschont, ebenso die Häuser und die Bäume, die man nur der Früchte beraubt (Hale 84; Cheyne 120). Auf Ponapi sendet die friedenwünschende Partei Kawawurzeln an das feindliche Stammeshaupt, nach deren selten verweigerter Annahme die Friedensfestlichkeiten beginnen (Cheyne 120). Die Einführung der Flinten hat die Kriege vermindert (eb.).

Auf den Marshall- und Gilbertinseln, auf welchen letzteren es blutige Kriege gab (Gulick 410) war die Kriegführung nicht anders: Friedenszeichen waren hier grüne Zweige, Pandanus- oder Bananenlaub (Kotzebue a, 2, 46, 50), wie im eigentlichen Polynesien. Die Weiber betheiligen sich am Kriege, indem sie vom Hintertreffen aus Steine oft sehr wirksam über die Köpfe ihrer Männer werfen, Lebensmittel, Kriegsbedarf herbeischaffen und so von großem Nutzen sind (Kotz. a, 2, 87). Zu gleicher Zeit rühren sie die Trommel, erst lang-

samer, dann aber, je heißer das Treffen wird immer geschwinder und drängender (Chamisso 118). Auch größere Kriegszüge unternehmen die Insulaner z. B. von Ratak nach Ralik, wo dann jener eingedickte Pandanussaft ihr Proviant ist (Kotzebue a, 2, 118; Chamisso 118). Meist sind die Sieger milde gegen die Ueberwundenen, gefangene Weiber werden immer geschont, ebenso auch meist die Bäume (Chamisso 118); doch scheint man bisweilen auch minder menschlich zu verfahren und alles zu verwüsten, denn die Nachrichten bei Kotzeb. a, 2, 86 können nicht ganz aus der Luft gegriffen sein und er fand auf Inseln alles, auch die Bäume zerstört.

Kannibalismus herrscht in Mikronesien nicht. Doch hat er sicher in früherer Zeit geherrscht, denn er war den Eingeborenen bekannt, wie man denn auf Ratak sowohl wie auf den Karolinen sich vor den ankommenden Europäern als vor Menschenfressern fürchtete und wie man fremde Gegenden, wenn man sie recht entsetzlich schildern wollte, von Kannibalen bewohnt sein ließ. Jene oben erwähnte Sitte, das noch blutige Fleisch der gefallenen Häuptlinge beim Friedensschluß zu kosten, spricht ganz unwiderleglich dafür und hier mag auch an den Gebrauch der Marshallinsulaner erinnert werden, sich den Namen der von ihnen in der Schlacht getödteten beizulegen (Chamisso 118) welcher in ähnlichem zu wurzeln scheint: denn das Auffressen des todten Feindes hatte neben der Befriedigung der Rache noch den Zweck, daß man sich die Eigenschaften des Todten ganz aneignen, ja ihn vielleicht selbst im jenseitigen Leben zum Diener haben wollte. Vielleicht ist also diese Namensübertragung der letzte Rest hiervon. Bei der Entdeckung aber fand man überall die Menschenfresserei in Mikronesien verabscheut und wenn dies auf den südlichen Gilbertinseln, wo sie sogar ab und zu geübt wird, nicht der Fall, sondern die Sache als etwas gleichgültiges angesehen ist (Hale 95), so sehen wir hierin einen polynesischen Einfluß, der etwas den Mikronesiern fremdes gebracht hat. Daß er auf den Palaus Sitte gewesen hat schon Chamisso 137 widerlegt.

Die Religion Mikronesiens, zu der wir jetzt übergehen, finden wir in einem noch weniger ursprünglichen Zustande als die polynesische, denn während dort von den ursprünglichen Mythen sich ein gut Theil und jedenfalls soviel erhalten hat, daß wir uns ein ziemlich genaues Bild von ihnen machen können, so hat sich in Mikronesien ein später

aufkommender Cult, nämlich der der Ahnen so mächtig geltend gemacht, daß man von ihren alten Mythologemen kaum noch Spuren findet und man vielfach auf den Gedanken kam, die Mikronesier glaubten an gar keine Gottheit. Dies behauptet Pigafetta (60) und Careri (5, 299 wie er sagt nach den Berichten der Missionäre) von den Bewohnern der Marianen. Allein jener Mythus, den wir schon vorhin (S. 93) erwähnten, daß Puntan, der lange Zeit vor der Erschaffung der Welt im öden Raume lebte, später seiner Schwester den Auftrag gegeben habe, die Welt aus seinen Körpertheilen zu schaffen, dieser Mythus (bei Belarde, Chamisso, Freycinet) spricht dagegen. Wir stehen nicht an, den marianischen Puntan mit dem polynesischen Tangaroa zu identificiren. Dieser, welcher gleichfalls Himmel und Erde, Sonne, Mond, Sterne u. s. w. geschaffen hatte, wohnt wie ersterer im Chaos, der ewigen Nacht (Ellis 1, 114) und vielleicht haben wir dies Wort in der ersten Silbe des marianischen Götternamens: poeni heißt im Marian. Nacht, e-bon auf Ratak und Wolea, pum auf Satawal, bun, buni auf Mili. Ob wir dann das tan oder tani mit dem ersten Theil des Namens Tanga-loa zu vergleichen und etwa, wenn wirklich Tanga-loa „gewaltiger Odem" heißt (Schirren 71) Puntan mit Odem, Seele, Leben der Nacht, des Chaos zu übersetzen haben? Oder heißt es „Mensch (tane) der Nacht"? Die Sonne, der Mond gelten als Tangaloas Augen und nach bestimmten tahitischen Mythen wird auch aus seinem Körper, ganz wie aus Puntans, die Welt geschaffen (Schirren 146); auch er ist mit seiner Schwester vermählt, wodurch die ersten Menschen, ja alles lebende entsteht (Ellis 1, 112—3). Hatte man nun hier seine alte Stellung so ganz vergessen, daß man ihn nur für einen Menschen hielt, so war auf den Karolinen und den Marshallinseln das Andenken an diesen obersten Gott besser gewahrt, der auf den westlichen Karolinen Eliulep (Cantova allg. Hist. d. Reis. 18, 395) oder Aliulep (Torres Cham. 128) heißt, nach Cantovas Deutung „großer Geist". Die Deutung ist richtig; man muß das Wort erklären aus woleanisch eolep (Ratak eliip Mili ellip) groß und dem Stamm des polyn. ale (Hale) husten, athmen. Auch hier haben wir also den Tangaloa in wörtlicher Uebersetzung wieder; und nicht minder in dem Namen Engalap (Wolea ãang, Tobi yang, Satawal ianhe, Eap niveng Wind), den der Gott auf Wolea, Ulithi, Eap und Ngoli führt (Chamisso 125). Von

den karoliniſchen Göttern haben wir nun bei Cantova, Freycinet, Chamiſſo mannigfache Mythen, welche uns dieſelben Perſonen in verſchiedenen Auffaſſungen zeigen. So war nach Cantova (a. a. O. 394). Sabukur und Halmelul das erſte Götterpaar, ihr Sohn Eliulep, ihre Tochter Ligobud, Eliuleps Sohn hieß Lugueileng, nach Cantovas Ueberſetzung Mitte des Himmels, welcher ſelbſt wieder zwei Weiber, eine himmliſche und eine irdiſche hatte und von letzterer den Sohn Ulefat. Dieſer erfuhr, daß ſein Vater im Himmel wohne und wollte deshalb auch emporfliegen. Allein als er ſich kaum erhoben hatte, fiel er zu Boden; da half er ſich, daß er ein mächtiges Feuer anzündete, deſſen Rauch ihn zum Himmel trug. Wir führen nur dieſe Verſion an, ohne der anderen, wie ſie Torres bei Chamiſſo 129 erzählt und nach der Hamulul (Halmelul) die Gemahlin Lugelengs, Aluelep dagegen der Urgott iſt, mehr als mit dieſen kurzen Worten zu gedenken, da es uns nur hier darauf ankommt die urſprüngliche Gleichheit dieſer Mythen mit den polyneſiſchen nachzuweiſen: und wer wollte die Verwandtſchaft dieſer Erzählung mit dem dritten neuſeeländiſchen Mythus bei Grey (a, 59—80) verkennen? Tangotango eine Göttin iſt als Tawhakis Gemahlin zur Erde geſtiegen, dann aber wieder entflohen, er aber folgt ihr, nachdem zuerſt das Aufſteigen mißglückt, dann aber gelingt, in den Himmel nach. Dort haben beide, Uleſat (Olifat bei Chamiſſo) und Tawhaki, noch viel auszuſtehen bis ſie endlich zur vollendeten Götterherrlichkeit gelangen (Chamiſſo 130 f.). Ganz ähnlich erzählt eine ſamoaniſche Sage (Turner 247) von einem Jüngling, der auf dem Rauch in den Mond ſtieg. Auch ein anderer Mythus Mikroneſiens findet ſich auf Samoa wieder: Ligobud, erzählt Cantova a. a. O., Eliuleps Schweſter, welche in der Mitte der Luft ſchwanger geworden war, ſtieg auf die Erde nieder, wo ſie mit Drillingen niederkam; die Erde, welche damals unfruchtbar und trocken war, wurde nun mit Gras, Blumen und Obſtbäumen bedeckt. Auch mit vernünftigen Menſchen bevölkerte ſie Ligobud. Hiermit vergleiche man die ſamoaniſche Sage bei Turner 244. Tangaloa ſendet ſeine Tochter aus, welche als Schnepfe herabfliegt und ſich auf einem Felſen, dem einzigen Ruhepunkt, den ſie findet, niederläßt: da ward er größer, eine kriechende Pflanze erwuchs und dehnte ſich aus und als ſie welkte erzeugten ſich daraus erſt Würmer, dann Menſchen. Auf Tobi heißt der Hauptgott Yarris und was man von ihm erzählt

ſtimmt gleichfalls genau mit polyneſiſchen Mythen überein: wie man dort (z. B. auf Tonga, Mariner 2, 112 f. auf Samoa Williams 115) den Maui als Erreger des Erdbebens fürchtet, ſo auch auf Tobi: bebt die Erde, ſo kommt Yarris und Tobi muß ſinken, donnert es, ſo ſpricht Yarris: nur während man dort den Gott durch Lärmen zur Ruhe zu bringen ſucht, ſo fürchtet man ſich auf den kleinen Tobi, man heißt die Kinder ſchweigen und verhält ſich ſelbſt ſtill (Pickering 226).

Auch ſonſt ſcheint der Maui-mythus bei ihnen gelebt zu haben. Neben dieſen guten Geiſtern berichtet Cantova, gab es auch böſe, zunächſt Erigiregers, welcher den Tod unter die Menſchen brachte, die früher nur ſchliefen, um immer von neuem zu erwachen und Morogrog, der, wegen ſeines ſchlechten Benehmens aus dem Himmel verjagt zur Erde herabkam und das Feuer mitbrachte (allg. Hiſt. d. R. 18, 395). Auch Maui bringt Feuer und ſtets, nachdem er erſt allerhand Frevel und Muthwillen ausgeübt und alles in Verwirrung geſetzt und ſich von ſeinem Vater ernſtliche Ermahnungen zugezogen hat. Durch ihn kommt auch der Tod in die Welt (Schirren 30; 34). Maui wurde in der Geſtalt eines Fiſches gedacht (Schirren 70); zu Eap aber lebten in einem Süßwaſſerteich zwei Fiſche, uralt aber nur eine Spanne lang, die ſtets in einer Linie, den Kopf gegeneinander, unbeweglich ſtehen. Berührt man ſie und ſie kreuzen ſich, ſo entſteht Erdbeben (Cham. 132). Iſt hier eine alte Erinnerung an Maui und Tangaloa, die beide unter dem Bild des Fiſches verehrt wurden? Deshalb hielt man den Hai in manchen Gegenden heilig und glaubte, daß er auf Bigar im Ratakarchipel, wo der ratakiſche Tangaloa thront, Niemanden verwunde (Chamiſſo 117). Dies wird auch der Grund ſein, weshalb man auf Eap das Krokodil verehrt (Cantova a. a. O.) — wenn darunter nicht der Hai gemeint iſt, denn Kadu (Cham. 125) wußte nichts von der Anbetung des Krokodils.

Es iſt möglich, daß neben dieſen Hauptgottheiten, welche wir mit den polyneſiſchen zu identificiren uns gezwungen ſehen, auch noch andere Gottheiten des polyneſiſchen Himmels in Mikroneſien exiſtirten und vielleicht haben wir wenigſtens ihre Namen bei Chamiſſo 57 und 128: Rongala (Mo-rog-rog?) war der Gott zu Fais, der mit Engalap befreundet war, Fuſs, der Gott von Lamotrek, der ohne

Beziehung zu Engalap war und Lagé, der Gott von Faiu (Fojo Cham. 57), den man vielleicht mit dem polynesischen Langi (Himmel) gleich stellen darf. Auf Tobi zählte man 18 göttliche Wesen (Picker. 238 s. v. got). Auf Morileu und den Nachbarinseln ward als Schutzgeist der Inseln Hanulep oder Hanno verehrt (Kittlitz 2, 105), der aber selbst wieder von einer höheren Macht abzuhängen scheint (Mertens 150); einen bösen Geist kannte man auch hier und ließ ihn in den Korallenriffen hausen (Kittl. eb.); auch den Regenbogen soll ein Geist bewohnen, an welchen sich vor allen die Schiffenden wenden (Kittlitz eb.). Ebenso verehrte man zu Cap einen Gott des Meeres, der bisweilen dem Lande sich nähert, während welcher Zeit der König fortwährend um Abwehr alles Unheils fleht (Cheyne 158). Ganz derselbe Glaube und Gebrauch herrschte auf Tahiti (Ellis 1, 383) und auf Rarotonga (Williams 201) und zwar hielt man in Tahiti jenen Gott der See für Maui, auf Rarotonga für Tangaloa (Schirren 69). Auf Ponapi glaubte man zunächst an ein höchstes Wesen, welches erzürnt durch den Donner spricht (Michel. y Rojas 197). Man glaubte überhaupt, daß die Götter die Inseln besuchten und daß dann eine Zeit der Fruchtbarkeit einträte (Chamisso 128). Ja sie hatten bestimmte Orte, wo sie verweilten, so die Insel Bigar der Ratakkette, von der wir gleich reden werden und auf der Insel Falalep (Ulithi) war ein geheiligter See, welchen sie, um zu baden, besuchten und dem sich daher kein Mensch zu nahen wagte (Cantova a. a. O. 396). Zu Kusaie (Gul. 240) wurden gleichfalls alte Naturgottheiten verehrt, oft unter der Gestalt eines Felsens, eines Baumes u. s. w. (244), in welchem der Gott seinen Sitz hat. Ebenso war es auf der Ralikkette (303), wo über jene alten Götter eine Menge Mythologeme im Umlauf sind, welche denen der anderen polynesischen Inseln nicht nachstehen; doch ist überall die Verehrung dieser alten Gottheiten im Absterben begriffen. Nicht anders ist es auf Ratak, wo man einen unsichtbaren Gott im Himmel verehrt (Cham. 117), doch irrt Chamisso oder sein Bericht ist wenigstens nicht genau, wenn er diesen Gott Anis nennt, wie wir gleich begründen werden. Jener unsichtbare Gott ist gewiß derselbe, der auf der wüsten Insel Bigar thronend, oft von den Ratakern aller Gruppen besucht, also von allen verehrt ist. Er ist blind und hat zwei Söhne, welche Rigabuil heißen, wie bei Can-

tova Lugueileng einen Adoptivſohn Reſchahuileng hat. Der Gott von Bigar ſteht in Feindſchaft mit Anis und ſein Name darf daher auf Bigar nicht angerufen werden. Auch auf den Gilbertinſeln ſcheint dieſe älteſte Gottheit noch bekannt zu ſein. Man verehrt dort heilige Steine durch Gebet und Opfer (Gul. 411), allein, wie auf Kuſaie, ſind ſie der Sitz verſchiedener Gottheiten, einmal der Antis, zweitens aber auch einzelner Götter, welche Tabu-ériki (vergl. bei Cantova Erigi-regers; Tabu-ériki heißt heiliger Eriki und Eriki heißt Herr) Iti-vini, Iti-tuá-peu, Aori-érie u. ſ. w. heißen. Man umkränzt den Stein, in welchem ſie wohnen, mit Laub, betet zu ihm, opfert ihm täglich; er iſt der Schutzgott oder beſſer der Hausaltar der meiſten Familien (Hale 97).

Mit dieſen Göttern ſtehen nun die Mythen über die Erſchaffung des erſten Menſchen in genauem Zuſammenhang, deren marianiſche Verſion wir ſchon oben (S. 92) geſehen haben. Er entſtand, das Wie wird nicht geſagt; doch iſt nach polyneſiſcher Analogie anzunehmen, daß auch ihn Puntans Schweſter, welche wir mit Ligobud und der ſamoaniſchen Tochter Tongaloas identificirten, erſchaffen hat. Später wurde er in einen Felſen verwandelt und dieſes Heiligthum noch zur Zeit der Vertilgung der Marianer gezeigt (le Gobien 197). Eine ganz ähnliche Sage findet ſich in Tonga (Geſchichte 47).

Allein dieſe ältere Götterwelt, welche wir aus den hier nur ſpärlich fließenden Quellen uns reconſtruirt haben, die aber in Mikroneſien ſelbſt, wie eben die Spärlichkeit der Quellen beweiſt, ſchon halb vergeſſen iſt, wurde verdrängt durch einen Glauben, der auch in Polyneſien ſich ausbreitete auf Koſten der alten Religion, durch den Glauben an die zu Geiſtern oder Halbgöttern gewordenen Seelen der Vorfahren. Die Verehrung der Ahnen, denen man Speiſeopfer brachte, die man in der höchſten Noth anrief, laut und immer lauter, wenn ſie nicht hörten, deren Schädel als höchſtes Heiligthum in den Häuſern aufbewahrte und als ſiegverleihend in beſonders wichtige Kämpfe mitnahm, deren Bilder man auf Baumrinde aufzeichnete, die aber auch bös und ſchädlich ſein konnten, Nachts umgingen und deshalb allen Eingeborenen Furcht vor dem Dunkel der Nacht einflößten, dieſer merkwürdige Kultus der Marianer fiel allen, welche die Inſel beſuchten, auf, ſo daß wir über ihn viel genauer unterrichtet ſind, als über die alten Götter. Zur Zeit der Entdeckung ſchon wa-

Verehrung der Anti (Cham. 57; Freycinet 2, 382), wie man diese Seelen nannte, die allein herrschende (Salaçar bei Ovied. XX, 16; Garcia de Loaisa bei Navar. 5, 49; Careri 5, 299; Strobach im neuen Weltb. 1, 9; Bonani eb. 7, 4 f.; le Gobien 64 f.; 82; Freycinet 2, 384). Wenn man in Polynesien glaubt, die Seele eines verstorbenen Häuptlings werde ein Stern, oder wie man es ausdrückte, das linke Auge eines todten Fürsten, der Sitz seiner Seele, werde unter die Sterne versetzt, so lassen sich Spuren dieses Glaubens auch auf den Marianen auffinden, z. B. in der Erzählung le Gobiens (227), daß nach dem Martyrtode des Pater Diaz die Eingeborenen drei glänzende Sterne am Himmel sahen, welche ihnen das himmlische Glück des Ermordeten bedeuteten.

Derselbe Cultus der Seelen herrschte auch auf den Karolinen. Nach Cantova (a. a. O. 396; Sprengel 10, 223) nannte man sie tahu-tup oder tau-tup auf den westlichen Karolinen, welchen Namen auch Chamisso (128) von Wolea anführt, doch nimmt er dies Wort für den Namen des Hauptgottes, was nicht richtig ist. Kadu selbst aber scheint die Verwirrung angerichtet zu haben und das beweist mehr als alles, wie ganz und gar diese Tautups sich an die Stelle der verdrängten Götter festgesetzt haben. Cantova erklärt tahu-tup durch „heiliger Schutzherr" (vergl. tabu-ériki; polyn. tupuna „Großvater, Ahnherr") und sagt, daß jede Familie ihren eigenen Schutzgeist habe, den man in allen Lebenslagen anriefe. Für die Seelen, welche am vierten Tage nach dem Begräbniß zurückkehrten und nun unsichtbar unter den Lebenden verweilen, wurden Speisen in den Wald und bei die Gräber hingesetzt, von denen jedoch jeder hinzukommende essen darf (Cantova eb.; Chamisso 132). Die Bewohner von Lukunor glaubten, durch Anrufen ihrer verstorbenen Kinder in die Götterwelt eingeweiht werden ja selbst durch sie zum Anblick ihres Gottes Hanno gelangen zu können; welcher Glaube auch sonst wohl in Mikronesien verbreitet war. Wenigstens erzählt ein Mythus bei Cantova (a. a. O.), der Götterssohn Reschahuileng habe von einer Wolke aus seiner sterblichen Mutter die Geheimnisse des Himmels mitgetheilt, und auf den Gilbertinseln glaubte man wenigstens, daß den Kinderseelen eine besondere Pflege und Sorgfalt zu Theil wurde (Hale 99). Wir werden den Kinderseelen auch in Polynesien wieder begegnen; merkwürdig aber ist es, daß sie auch in der Mythologie ganz anderer Völker z. B. der Mexi-

kaner, Semiten, Indogermanen eine ähnliche vermittelnde Stelle einnehmen. Auch auf Ponapi verehrt man die Seelen der Vorfahren durch Gebet und Opfer, ihnen verdankt man den Erfolg der Ernte, der Fischerei u. s. w., von ihnen begeistert weissagen die Priester, deren Weissagungen aber bisweilen durch feindlich dazwischentretende andere Geister sich nicht erfüllen (Cheyne 121). Diese Geister, welche auch böse sein können, gehen häufig in bestimmte Thiere über, welche dann den irdischen Nachkommen des betreffenden Geistes heilig sind: daher der eine keine Hühner, jener keine Tauben u. s. w. ißt, um den Geist der Ahnen nicht zu beleidigen (Michel. y Rojas 193; Hale 84). Sehr richtig bemerkt ferner Michelewa y Rojas, daß sie die Europäer mit ihren Verstorbenen in Zusammenhang bringen, daß sie wenigstens in ihnen Wesen höherer Art sehen (192); das thaten auch die Bewohner der Palaus und doch kamen sie ihnen vertraulich entgegen (Pickering 221). Die Gilbertinsulaner hielten gleichfalls den Schotten Wood, der zu ihnen gekommen war, anfangs für einen Gott und trugen ihn stets auf den Armen umher (Behm bei Peterm. 1859, 179). Wir werden später auf den Tonga-, in Hawaii, den Fidschiinseln und in Neuholland den Glauben finden, daß die Geister der Vorfahren als weiße Menschen wiederkehren und daß man daher die ankommenden Europäer für solche Geister ansah, welcher Glaube auch in Mikronesien geherrscht zu haben scheint. Auf Kusaie werden gleichfalls die Geister der Verstorbenen, die Anits, verehrt, zu bestimmten Jahreszeiten sogar durch reichliche Opfer bei den Gräbern. Sie werden verehrt wie die älteren Götter häufig in der Gestalt von Bäumen, Felsen u. s. w. (Gulick 244), doch scheinen sie ein großes Uebergewicht über die ersteren erlangt zu haben: denn nach der Sage ist ihr Hauptgott, welcher Sitel-Nazuenziap heißt, bisher Mensch gewesen (Lütke 1, 371; vergl. Kittl. 1, 374 f.). Man verehrte dort die Aale, welche die beiden ersten Stände, die allein Seelen hatten, auch auf den Marianen nicht aßen (D'Urville a, V, 121); vielleicht glaubte man auch sie als Sitz der Seelen Verstorbener. Derselbe Glaube herrscht auf Ralik (Gulick 303) und Ratak. Hier tritt aber wieder der Irrthum, Chamissos uns entgegen, welcher den Namen Anis auf einen einzigen unsichtbaren Gott im Himmel ausdehnt, während dies nur auf den Gott, der in Bigar wohnt, paßt. Vielleicht ist jageach, welches ratakisch „Gott" heißt, sein Name, der an den Yarris von Tobi

erinnert und vielleicht, bei ungenauer Aufzeichnung, daſſelbe Wort iſt. Es iſt höchſt merkwürdig, daß man auf Bigar den Namen Anis nicht ausſprechen noch anflehen darf, um nicht den Zorn des blinden Gottes zu erregen — entweder weil er der mächtigere iſt, vor dem der unbedeutendere Schutzgeiſt verſchwindet; oder aber — ſollte hierin etwa das Gefühl ſich ausſprechen, daß die Anis, trotzdem daß man ihnen vor jedem wichtigen Ereigniſſe, und zwar jeder einzeln im Volk, nicht bloß der Häuptling ihnen opfert (woraus ihre Stellung als Schutzgeiſt der einzelnen klar erhellt) daß die Anis trotzdem als die ſpäteren nicht ganz rechtmäßigen Emporkömmlinge gefühlt wurden? Auch hier ließen dieſe Geiſter ſich oft auf einzelne Bäume, die man mit einem Balkenviereck umzäumte, nieder, ohne daß dadurch der Genuß der Früchte der Bäume verboten geweſen wäre (Cham. 117). Im Gilbertarchipel war gleichfalls dieſer Seelenkultus weit verbreitet (Hale 97 f.). Doch ſcheint er auf einigen Karolinen, wie Tobi, den Palaus zu fehlen, wenigſtens nicht ſo verbreitet geweſen zu ſein wie auf den anderen. Auf Nawodo glaubte man nach Cheyne 79 nur an einen böſen Geiſt, aber weder an einen Gott noch an Unſterblichkeit.

Die Seelen ruhig ſterbender Menſchen kamen nach dem Glauben der Marianer ins Paradies, wo es Früchte im Ueberfluß gab; unruhig ſterbender in die Hölle, welche bei Belarde und le Gobien zazarraguan, bei Freycinet 2, 381 sassalaguhan heißt, was nach ſeiner Ueberſetzung „Ort, wo man vertheilt" nämlich Strafen bedeutet. Beide, Himmel und Hölle, liegen unter der Erde (le Gobien 64 f.). In letzterer herrſchte ein böſer Geiſt, welchen Freycinet aniti, alſo mit dem Namen nennt, den le Gobien nach Freycinets Behauptung fälſchlich den Seelen der Verſtorbenen beilegt; dieſer böſe Geiſt wandelt auch Unheil ſtiftend unter den Lebenden umher. Unmöglich aber kann aniti ein anderes Wort wie anti (Ratak anit, anis) ſein und Freycinet iſt hier im Irrthum: die Seelen der Verſtorbenen treten auch hier als gut und bös, das verſtorbene Haupt des Geſchlechtes als Richter der Nachkommen auf. Freycinet erzählt ſelber ganz ähnliches: wer den Grundpfeiler eines Hauſes umgeworfen hatte, wurde von der Seele des Erbauers im Jenſeits geſtraft. Das Leben geht eben nach dem Tode weiter: Weiberſeelen ſind ſchwächer als Männerſeelen und die Mittheilung Freycinets (eb. 2, 383), daß die Antis dem böſen Treiben der Anitis entgegenträten, kann nur heißen,

daß feindliche oder böſe Menſchen auch als Seelen bös und feindlich bleiben und zu ſchaden ſuchen, daß aber gegen dieſe die Seelen der Befreundeten und Guten Hülfe bringen. Auch le Gobien kennt den böſen Geiſt in Zazarraguan, welcher die Abgeſchiedenen mit Feuer quält und nennt ihn Chayſi und darnach die Hölle Haus des Chayſi. Ebenſo war der Glaube auf den Karolinen des Weſtens, wo die Seele zwar auch in Himmel oder Hölle gelangt, aber aus dem Himmel wenigſtens gar bald wieder unſichtbar zur Erde zurückkommt und ruhig weiter ißt und trinkt (Cantova a. a. O). Das Paradies der Ponapiten iſt von einem grundlos tiefen Graben umgeben und hat nur eine Pforte, welche von einem alten Weibe bewacht wird Die Seele muß nun, um in das Paradies zu gelangen, über den Graben ſpringen, in welchen ſie das Weib hinabzuſtoßen ſucht; glückt es ihr, hineinzukommen, ſo iſt ſie auf immer gerettet, fällt ſie, auf immer verloren, denn wie im Paradies alles Glück, ſo iſt im Abgrund alles Elend (Cheyne 121; die Novara 2, 419 berichtet wirklich daſſelbe). Auch dieſen Mythus haben wir in Polyneſien, aber die Verſchiebung, die er in Mikroneſien erfuhr, iſt höchſt merkwürdig. Grey (a, 59 f.; nach anderen Quellen, die aber ſicher auf Grey zurückgehen und mit unweſentlichen, meiſt wie es ſcheint mißverſtändlichen Abänderungen erzählt Liebrecht die Geſchichte in Kuhns Zeitſchrift 18, 62). Grey erzählt in ſeinem dritten Mythus von Neuſeeland, wie Tawhaki und ſein Bruder Karihi zum Himmel ſteigen wollten. Sie gelangen zu dem Orte, wo Himmel und Erde durch Stricke verbunden ſind, welche eine alte blinde Frau, ihre Ahnin, behütet. Sie ſpringen nun nach den Stricken empor und obwohl von der Alten gewarnt, ergreift Karihi durch einen unglücklichen Zufall einen nicht befeſtigten Strick, mit dem er nun von einem Ende des Himmels zum andern geſchleudert wird und dem Verderben geweiht ſcheint, bis ihn ſein Bruder erlöſt und weinend den weinenden nach Hauſe ſchickt. Er ſelbſt ergreift einen feſten Strick und kommt in den Himmel. Der Himmel alſo, das Lichtreich, durch einen endloſen Raum von dem ſterblichen Leben getrennt, iſt in Mikroneſien das Paradies.

Auf Tobi, jener kleinen abgeſchiedenen Inſel hat ſich, wie wir die Göttergeſtalt hier am alterthümlichſten fanden, ein ähnlicher, in Polyneſien weit verbreiteter Glaube erhalten, nämlich an das Geiſterreich jenſeits des Meeres; weshalb man die Todten und Sterbenden

in einem Kahn ins Meer hinausstößt (Hale 80) Es ist dies also keine Grausamkeit, kein Mittel, sich der lästigen Kranken zu entledigen; und wenn sie Verbrecher ebenso behandeln, so liegt auch dieser Strafe wohl die Absicht zu Grunde, den Frevler der Strafe des Jenseits zuzuschicken. Was man aber von Spuren des Buddhismus auf Tobi gefabelt hat (Journ. of the Amer. Ox. soc. V. 194. nach einer Notiz Hales), verdient kaum Erwähnung, geschweige Widerlegung.

Auch auf den Gilbertinseln glaubt man an ein Paradies (Kainakaki genannt), welches im Westen liegt und wohin der Geist der Verstorbenen gelangt, nachdem er lange in den Lüften umhergetrieben ist. Alte und schwache Personen werden von früher verstorbenen Verwandten, Kinderseelen von verwandten Weibern, die sie weiter nähren, abgeholt, denn der Weg ist nicht ohne Gefahr, da der Riese Baine (man denke an den Chayfi der Marianen) alle Unfreien und nicht Tattuirten unterwegs auffrißt (Hale 98). Wir haben hier den Mythus von Ponapi mit dem von Tobi vereinigt, beide jedoch sind, und das ist wichtig, selbständig genug verändert. Die Tarawaner glauben, daß auf ihrer eigenen Insel das Paradies sei, freilich für Menschen nicht sichtbar, und zwar auf einem Plateau der Insel, das nicht über 24' hoch ist (Hale 99). Andere Gruppen haben diesen Glauben an ein Paradies gar nicht (eb.).

Natürlich sind diese verehrten oder gefürchteten Geister nur die Geister der ersten beiden Stände; die armen Unfreien haben keine Seele, also auch keine Verehrung und können daher auch nicht ins Paradies gelangen, wie wir eben sahen. Die Behandlung der Todten wird uns dies noch deutlicher zeigen. Der Glaube an die hohe Macht der verstorbenen Häuptlinge ist zwar die richtige Consequenz der politischen Verfassung dieser Inseln, doch ist es von Interesse, daß dieser Glaube, den wir freilich schon um 1520 als vollkommen herrschend finden, nicht der ursprüngliche ist. Denn daraus folgt, daß auch die Macht des Adels erst nach und nach das geworden und nicht ursprünglich war, was sie jetzt auf allen Inseln ist; und erst als lange der Adel alle seine Vorrechte hatte, konnte sich dieser religiöse Glaube an ihn entwickeln, der übrigens gemeinschaftliches Eigenthum Mikro- und Polynesiens ist.

Auf den Marianen gab es keine Priester zur Zeit der Entdeckung, wohl aber eine Art von Wunderthätern und Wahrsagern,

die zugleich die Aerzte waren und Makanas hießen (Bonanin. Weltb. VII, 5). Sie konnten Wetter machen, glückliche Ernte, Jagd u. ſ. w. verleihen, die Todten zurückrufen und dergleichen mehr, wofür ſie reichlich belohnt wurden (le Gobien 64 f.), daher ſie es waren, welche ſich am eifrigſten dem Chriſtenthum widerſetzten (eb. 149). Sie ſtammten aus den erſten beiden Ständen, doch ſollen nach Freycin. 2, 384 auch Mangatchangs dieſe Würde gehabt haben, aber ſie thaten und verkündigten nur böſes — d. h. ſie konnten, weil ihnen die Seele fehlte, mit den Geiſtern der Ahnen in kein Verhältniß, wenigſtens in keines heilſamer Art treten. Altäre Tempel oder Opfer kannten die Marianer nicht (le Gob. 64).

Cantova (a. a. O.) kennt ſolche Prieſter, welche mit den Seelen der Verſtorbenen Umgang hatten und auf Eap Krankheiten und Tod hervorrufen können, auf den weſtlichen Karolinen. Nach Freycinet 2. 118 heißen die Prieſter wie die Geiſter ſelbſt tahu-tup; und dieſe Uebertragung des Namens vom Gott auf den Prieſter wird uns auch ſonſt noch begegnen. Auf Eap, ſo berichtet Kadu bei Chamiſſo 129, hatten beide Geſchlechter ihre verſchiedenen Tempel und Opferzeiten, welche ſtreng geſchieden ſind. Der Häuptling opfert; Fremde dürfen der Feier — Kadu ſchildert eine Art Erntefeſt, welches einen Monat dauert, während welcher Zeit der Gott von Allem was man erntet und fängt die Erſtlinge, von Allem was man ißt, den erſten Biſſen erhält — nicht beiwohnen und den Tempel zu betreten iſt nur den Häuptlingen und den Prieſtern erlaubt. Solche Feſtzeiten gab es auf allen dieſen Inſeln, die Zeiten der Fruchtbarkeit, in welchen der Gott die Inſeln beſucht; dann gehen alle Menſchen im feierlichſten Schmuck einher, ſie gehen nur langſam und ſprechen nur mit leiſer Stimme (Cham. 129). Auf Wolea (eb.) gibt es weder Tempel noch Prieſter, wohl aber Opfer (Cham. 57). Auf Tobi, wo das eine Ende der Inſel, Gottesgrund genannt, heilig iſt und nur vom Prieſter und ganz tattuirten Perſonen beſucht werden darf, iſt ein öffentliches Gotteshaus, auf deſſen Altar, einem von der Decke herabhängenden wagerecht ſchwebenden Brett, ſich der Gott niederläßt, um mit dem Prieſter zu verkehren, der ſelbſt Gott (yarris) heißt, ſo lange er in ſeiner amtlichen Beſchäftigung iſt. Er ruft erſt mit allem möglichen Lärm und Grimaſſen den Gott herbei, um ihm dann ein Opfer zu bringen. (Pickering 225 f.) Auch ein rohes Götterbild

hatten ſie (Hale 78). Auf den Palaus gab es neben den männlichen (Hockin 32, 57) auch weibliche Prieſter, Prophetinnen, welche das Ende einer Unternehmung vorher verkündigen (Pick. 270); man (Hockin 15) prophezeite aber aus der Geſtalt des Mondes. Der Prieſter wird bei ſeinen Amtshandlungen von Gott begeiſtert und beſeſſen. So iſt's auch auf den Central-Karolinen und Ponapi (Kittlitz 2, 105; Cheyne 121), wo ſie zu den niedern Häuptlingen gehören, Idiomet genannt werden und einflußreich genug ſind (Hale 84). Tempel aber, Opfer, Idole gab es hier (eb.) wie überhaupt im öſtlichen Polyneſien alſo auch im Marſhall- und Gilbertarchipel nicht (Lütke 1, 393; Chamiſſo 129), nur daß man auf den letztgenannten Inſeln einen kurzen Stock oder Korallenblock als den Sitz des Hausgeiſtes dachte und ſtets mit friſchem Kokoslaub umkleidete und mit Speisopfern bedachte (Gulick 411; Hale 97 f.) und daß man auf Tarawa am Strande gelegene aber dachloſe Geiſterhäuſer hatte, deren Thüre des oberen Stocks nach der Richtung des Geiſterreiches, nach Weſten lag und in dem Inneren ſich ein etwas concaver Korallenaltar befand, auf deſſen Vertiefung der Prieſter um die Stimme der Geiſter zu hören ſein Ohr legte (Hale 98). Auch Prieſter gibt es im Gilbertarchipel, wenn auch nicht auf allen Gruppen, wie z. B. auf Makin das älteſte Familienhaupt prieſterliche Befugniß hat. Meiſt aber hat jede Familie ihren eigenen Prieſter, welcher Ibonga oder Tibonga (polyn. tufunga) heißt und jeder freie Mann, welcher Gebete zu ſprechen weiß, kann Tibonga werden (Hale 98).

Wie es manche Arten die Zukunft zu erfahren gab, Looſe, welche die Fürſten zogen im Weſten und die man durch Knoten in Blattſtreifen geknüpft bildete (Cantova a. a. O.), glück- und unglückverkündende Vögel, welche heilig waren und nicht getödtet werden durften (Freyc. 2, 383, Cham. 132), ſo iſt auch ſonſt an Aberglauben kein Mangel. Ueber die Bedeutſamkeit des Ausſpeiens, Nieſens u. ſ. w. ſprachen wir ſchon; ferner glaubte man, durch Blaſen mit der Muſcheltrompete Regen fern halten zu können, was das beſtimmte Amt einzelner Männer war. Dieſe aber und ihre ganze Familie durften — ſo wenigſtens auf den Central-Karolinen — nichts was mit dem Regen in Zuſammenhang ſtand, berühren und daher auch nicht die Blüthe des Pandanus odoratissimus, die ſonſt auf dieſen Inſeln als höchſter Schmuck gilt: denn ſie ſteht mit dem Regen in myſtiſchem Zuſammenhang (Kittl. 2, 111 f.).

Als Wind- und Wetterbeſprecher ſind namentlich die von Yap berühmt, welche auch den Mond durch beſtimmte Zaubermittel verkleinern können. Waſſer kann man beſprechen, von einer Bananentraube dürfen nicht zwei Menſchen eſſen, die Fiſche müſſen nach beſtimmten Regeln gefangen werden u. ſ. w. (Chamiſſo 89; 132—3). Auch der Kawatrank galt als eine religiöſe Ceremonie, deren einzelne Momente Kittlitz 2, 51 f. genauer beſchreibt. Ueber das Tattuiren haben wir ſchon geſprochen. Am meiſten abergläubiſch ſind die Bewohner der Ralikkette, woher es wohl kommen mag, daß man ſie auf den Karolinen als vorzugsweiſe geſchickte Zauberer anſah (Gulick 303).

Es iſt bekannt, welche Bedeutung das Tabu, der religiöſe Bann in Polyneſien hat und es fragt ſich, ob wir dieſelbe Sitte auch in Mikroneſien finden. Dies muß bejaht werden; nur daß das Tabu in Mikroneſien, obwohl ebenſo häufig als in Polyneſien nicht ſo übertrieben iſt wie dort (Gulick 417). Es findet ſich angewendet auf Eſſen und Trinken, wie die vornehmen Marianer keine Aale, die einzelnen Bewohner Ponapis, Kuſaies, der Marſhall- und Gilbertinſeln u. ſ. w. dies oder jenes Thier nicht eſſen durften, das gemeine Volk den Kawa und auf Kuſaie die Kokosnuß entbehren mußte u. ſ. w.; wie es manche Bäume gibt, die heilig und dem gewöhnlichen Gebrauch entzogen ſind (Mertens 177), wie der Regenbeſchwörer die Pandanusblüthe nicht gebrauchen darf. Auch Plätze, Tempel, Perſonen, wie z. B. die vornehmſten Fürſten ſind für das Volk Tabu. Wer fiſchen wollte, mußte 24 Stunden vorher ſich der Weiber enthalten (Mertens 137). In der Unterhaltung mit den letzteren waren einzelne Worte verboten; und ſo könnte man noch eine Menge Einzelnheiten zuſammenſtellen. Auch das Wort tabu kommt vor (Kotzebue a, 2, 59. Hale im Tarawavokabular s. v. tabui; Pickering s. v. tabu u. ſ. w.) und auf Morilen gebraucht man ganz ebenſo das Wort pennant: pennant war mancher Baum, mancher Ort u. ſ. w. (Mertens 134). Auch waren die Feſtlichkeiten, um ein Tabu aufzuheben in manchen Gegenden nicht geringer als in Polyneſien, wie z. B. Cheyne ein ſolches ſehr weitläufiges Feſt auf Yap beſchreibt (157 f.), bei welchem die Hauptceremonie war, daß der Gott des Meeres durch den Prieſter gebeten wurde, das Schiff, welches Tabu war, zu verlaſſen und in ſein Element zurückzukehren. Darauf war das Schiff enttabuirt. Man ſieht hieraus, worin das Tabu beſteht. Der Gott hat ſich auf etwas [illegible]

(daher die erwähnten heiligen Steine, Thiere, Oerter, die Prieſter in der Ekſtaſe u. ſ. w. Tabu ſind) und es dadurch dem gewöhnlichen Gebrauch entzogen; da nun die Häuptlinge göttliches Geſchlechtes ſind, ſo iſt auch ihr Eigenthum und alles was zu ihnen gehört, dem Volk Tabu, ſowie ebenſo das, was ſie für Tabu erklären: obgleich dieſer Gebrauch in Mikroneſien ſehr ſelten iſt. Nirgends trat hier das Tabu als wirklich läſtige Feſſel auf wie in Polyneſien.

Wir haben jetzt noch von einer Klaſſe Menſchen ausführlicher zu reden, welche unter beſonderem Schutz der Götter ſtanden, von den Ulitaos der Marianen, welche wir ſchon einigemal erwähnt haben. Sie bildeten eine geſchloſſene Geſellſchaft und hatten über die ganze Inſelgruppe verbreitet überall ihre beſtimmten Häuſer. Dort lebten ſie unvermählt mit Mädchen aus den vornehmſten Familien in jeglicher Schrankenloſigkeit, die bis zur Blutſchande ſtieg, zuſammen und nicht nur, daß man ihnen dieſe Ausſchweifungen nicht zum Verbrechen rechnete: vielmehr galt bei ihnen ſein für beide Geſchlechter als höchſte Ehre, wie denn namentlich die Mädchen ihrer Geſellſchaft viel höher geachtet waren, als wirkliche Jungfrauen (Freycinet 2, 486). Für ihre Feſte hatten ſie beſtimmte Lieder erotiſches Inhalts, aber in einer anderen als der gewöhnlichen Sprache, wohl in älterer Redeweiſe gedichtet (eb. 370). Ebenſo hatten ſie ihr beſtimmtes Abzeichen, einen Stab, der hohl, mit drei Streifen Baumrinde und mit Quaſten verziert war, zu welchen man, als höchſten Schmuck, Haare nahm. Daher brachten die Ulitaos einem aus Manila eingeführten Pferde Opfergaben dar, um von den Haaren ſeines Schwanzes zur Verzierung dieſer Stäbe zu erlangen, in welchen Freycinet wohl ohne Grund einen phallus ſieht (184). Wir kommen auf dieſe Stäbe zurück, welche nach le Gobien (203) tuna, nach Freycinet (184) dagegen tina hießen: ſie ſind wohl weiter nichts als ein Symbol des Gottes, welchem die Ulitaos (Uritaos bei le Gobien) als religiöſe Genoſſenſchaft nahe ſtanden. Als eine ſolche aber müſſen wir ſie betrachten zunächſt wegen der größeren Ehre, die ſie genoſſen, dann weil ſie vom größeſten Einfluß auch in politiſchen Dingen waren; ferner erklärt ſich aus dieſer Annahme erſt die Hemmung, welche die neue Lehre gerade durch ſie empfing und keineswegs etwa bloß deshalb empfing, weil ſie in ihren Ausſchweifungen durch das Chriſtenthum gehindert wurden; endlich ſpricht ihre für alle anderen Menſchen verbotene Sprache ſowie ihre

heiligen Lieder für diese Annahme. Zu Chuchugu hatten sie ihren bedeutendsten und festesten Sitz; als diesen die Spanier nach heldenhaftester Vertheidigung endlich erobert hatten, verbreitete sich das Christenthum sehr rasch (le Gobien 219). Nach dieser Schilderung wird es nicht auffallen, wenn man sie schon öfter mit den Areois der Gesellschaftsinseln zusammengestellt hat (Freycinet 2, 370; Lutteroth 6); Meinicke freilich (79) hält beide Gesellschaften für gänzlich von einander geschieden, ohne jedoch Gründe hinzuzufügen. Da jedoch, worauf Lutteroth aufmerksam macht, der Name des Ulitaos und Areois ganz genau zusammenstimmt und sicher dasselbe Wort ist; da die Einrichtungen beider Genossenschaften ganz gleich sind, so wird jene Zusammenstellung doch das rechte treffen. Es ist bekannt, daß die Areois auf Tahiti fast alle verpflichtet waren, ihre Kinder zu tödten. Vielleicht war dies auf den Marianen auch der Fall, wenigstens werden nirgends Kinder von ihnen erwähnt; allein wenn die Ulitaos auch nicht Theil hatten an jener grausamen Sitte, wie denn freilich weder le Gobien noch Freycinet darüber berichten, so spricht das nicht gegen ihre Gleichheit: denn jene Sitte ist in Tahiti, wie es scheint, erst später aufgekommen.

Sonst wird in Mikronesien nichts ähnliches erwähnt, wenn wir nicht die eine Bemerkung bei Mertens 146 hierher rechnen wollen, daß häufig die Jugend der Central-Karolinen von einer Insel zur anderen fährt um neu eingeübte Poesien daselbst vorzuführen; denn ganz ebenso ziehen die Areois von Insel zu Insel, von Stadt zu Stadt, um durch dramatisch-mimische Vorstellungen das Volk zu ergötzen.

Wie man Krankheiten betrachtete, ob man sie, wie fast alle uncivilisirten Völker thun, als Besessensein von oder doch als veranlaßt durch Dämonen ansah, erhellt aus den Berichten die wir haben nicht; doch ist es zu vermuthen, da meist die Priester zugleich die Aerzte waren. So war es auf den Marianen (Bonani neuer Weltbott 7, 5), wo man indes um Krankheiten zu heilen gewisse Kräuter anwandte (le Gobien 17); so auch auf den westlichen Karolinen, wo namentlich auf Eap durch den Tautup nicht selten Krankheiten und in Folge derselben der Tod einzelner bewirkt wurde durch Zauberei (Cantova allg. hist. d. R. 18, 397). Auch auf den Ralikinseln ist Götterzorn der Grund der Krankheiten: man suchte wenigstens auf Ebon zwei kranke Fürsten dadurch zu heilen, daß man einen äußerst feierlichen Tanz um die Götter zu ehren und zu versöhnen ausführte (Gulick 306).

Auf den Central-Karolinen hatte man ganz gute chirurgiſche Kenntniſſe (Mertens 163), man verſtand mit Fiſchgräten und Haizähnen zur Ader zu laſſen, wie man ſie zur Akupunktur zu verwenden wußte (eb. 143) und hatte auch ſonſt noch mancherlei Heilmittel, die man aber ſehr geheim hielt (163), ein Zeichen, daß man in ihnen etwas Heiliges verehrte. Die Kranken wurden gepflegt und nicht ſchlecht behandelt, nur auf der Inſel Tobi war das anders: hier wurden alte oder gebrechliche Leute und hoffnungslos Erkrankte aus der menſchlichen Geſellſchaft vertrieben, oder gar in einem ſchlechten Kahn ins Meer hinausgeſtoßen (Holden im Bulletin de la soc. ethnol. 23. Juli 1846; Pickering 225, 231).

Dieſe Sitte aber iſt nicht ſo roh und unmenſchlich wie ſie ausſieht; denn ſie wurzelt in den religiöſen Anſchauungen dieſer Völker. Gerade Tobi hat bei ſeiner Abgelegenheit manches Alterthümliche, was ſich ſonſt nicht mehr in Polyneſien findet, bewahrt; und ſo iſt dies auch der Fall in Beziehung auf die Behandlung der Kranken und Todten, die wir hier in alterthümlicher Form finden als im übrigen Mikroneſien, denn auch die erwachſenen Todten ſtieß man ebenſo in einem Schiff ins Meer hinaus und nur die Kinder wurden beerdigt. Dem allgemeinen Glauben zufolge nahm man das Geiſterreich jenſeits des Meeres an, dorthin ſollten die Todten fahren; Kinder aber konnten noch kein Boot lenken und deshalb wurden ſie begraben (Hale 80).

Dieſe Art, die Todten zu behandeln, iſt, da wir ſie auch in ganz Polyneſien finden, ohne Zweifel die älteſte; aber ſchon ſeit langer Zeit hat ſich neben ihr eine andere entwickelt, welche auf den Marianen und den öſtlichen Gruppen die allein herrſchende geworden iſt. Die erſtere bezweckt möglichſt raſchen und bequemen Weg der Todten in das Seelenreich; die neue dagegen möglichſt langen und möglichſt nahen Zuſammenhang der Todten mit den Lebenden. Jene bringt die Todten an oder ins Meer, dieſe begräbt ſie bei den Häuſern und conſervirt die Leiche aufs ſorgfältigſte. Auf vielen Inſeln haben ſich beide neben einander erhalten; die alte Sitte aber iſt herabgeſunken aufs gemeine Volk, die neue iſt für die Vornehmen und dies giebt uns den Schlüſſel, wenn und warum die letztere aufgekommen iſt. Sie ſteht im genauen Zuſammenhang mit dem Aufkommen der neuen ligionsform, welche die alte verdrängte, mit der Verehrung der

abgeſchiedenen Geiſter der Vornehmen. Als dieſe, urſprünglich nur Vermittler zwiſchen Menſchen und Göttern, immer mehr an die Stelle der letzteren traten und ſpäter faſt ganz allein verehrt wurden, da lag es nahe, die irdiſchen Ueberreſte dieſer nun ſo mächtigen Geiſter recht hoch zu ehren, immer bei ſich zu haben als Amulette u. ſ. w. und ſo hob man ſie nahe bei den Wohnungen auf, während man das gewöhnliche Volk, das dieſe Macht nach dem Tode nicht erlangte, fortfuhr nach der alten Art zu behandeln.

Gehen wir nun ins Einzelne. Wenn auf den Marianen jemand im Sterben lag, ſo ſtellte man einen Korb neben den Kranken und bat die Seele, bei ihrem Abſcheiden in ihn hineinzufahren und gleichfalls in ihm zu verweilen, wenn ſie bei ſpäteren Beſuchen zurückkehre. Die Leiche ſalbte man mit wohlriechendem Oel und brachte ſie in ihr elterliches Haus zurück, damit ſich die Seele für ihren künftigen Aufenthalt den Wohnplatz ausſuchen könnte (le Gobien 65). Nach dem Tode erhebt ſich laute Klage, ſieben, acht und mehr Tage, namentlich ſind die Mütter beim Verluſt eines Kindes troſtlos. Iſt der Verſtorbene ein Chamorri oder eine vornehme Frau, dann artet ihr Schmerz in wahre Berſerkerwuth aus; ſie zerſchlagen, zerreißen, vernichten alles, ja ſie zünden wohl gar ihr eigenes Haus an (eb. 67—69). Der Körper wurde begraben, auf dem Grab aber ein Denkmal errichtet, das mit Blumen, Muſcheln, Palmlaub ꝛc. verziert iſt; war der Verſtorbene als Krieger oder Fiſcher berühmt, ſo legte man ihm Lanzen oder Angelhaken auf das Grab. Die Chamorris ſetzten ihre Todten in unterirdiſche Kammern, die künſtlich und weithin ausgehöhlt waren — man denke an jene „Gewölbe“ auf Ponapi, welche ſich hiernach deutlich als Grabſtätten ausweiſen — und glaubten, daß die Todten durch dieſe Art des Begräbniſſes mit den Vorfahren vereinigt würden (le Gob. 84). Auch auf Lukunor und Kuſaie gab es gemeinſchaftliche Begräbnißplätze, welche mit einer Mauer umgeben, oft wie ganze Dörfer von Todtenhäuschen ausſahen (Kittlitz 2, 104. Mertens 163). Alle Gräber waren nahe beim Hauſe, damit die Todten leicht die Ihrigen beſuchen könnten (eb. 298). War der Todte beſtattet, ſo erhob ſich neuer Jammer: die ganze Familie, einer nach dem anderen, brach in Todtenklagen aus, die freilich ſtereotyp und herkömmlich, aber nichts deſtoweniger innig und ergreifend waren: „für mich gibt es kein Leben mehr; was üb[illegible] ez

und Jammer ſein. Die Sonne, die mich belebte, erloſch. Der Mond, der mich erhellte, iſt dunkel. Der Stern, der mir ſchien, iſt verſchwunden. Ich bin eingehüllt in tiefe Nacht, verſenkt in ein Meer von Thränen und Bitterkeit." Dann fährt ein anderer fort: „Ach ich habe alles verloren, ich ſehe nicht mehr den, der das Glück meiner Tage war, die Freude meines Herzens. Ach, daß die Kraft unſerer Krieger, die Ehre unſeres Stammes, der Ruhm des Landes, der Heros des Volkes dahin iſt! Er hat uns verlaſſen, was ſoll aus uns werden? Wie werden wir künftig leben?" Und ſo geht es Tage lang weiter. Später aber grub man die Knochen wieder aus, reinigte ſie und bewahrte ſie im Hauſe als Heiligthümer auf (Salacar bei Oviedo XX. 16; Garcia de Loaisa bei Navarrete V. 49). Auf den Karolinen wurden die Leichen des gemeinen Volkes in das Meer geworfen wie Cantova (Sprengel 10, 224) von Ulithi (Faroilep), Mertens (163) und Kittlitz (2, 104) von den Centralgruppen und Chamiſſo (186) von der ganzen Kette berichtet. Auf Kuſaie hat ſich dieſe Sitte nach Gulick 242 in einer für uns wichtigen Modifikation erhalten: die Leichen der Vornehmen werden geſalbt, einbalſamirt, dann auf 3 Monate begraben, endlich die Knochen wieder aufgenommen, gereinigt und an einer beſtimmten Stelle des Hafens ins Meer geſenkt. Hier alſo hat das Alterthümliche in vollerer Geltung ſich erhalten, ſowie auch auf den Ralikinſeln, wo alle Todten ins Meer geworfen werden (Gulick 304). Man erinnere ſich an das, was wir ſchon oben ſagten: daß gerade Kuſaie und die Ralikkette derjenige Theil Mikroneſiens iſt, welcher am unberührteſten ſeine alten Eigenthümlichkeiten bewahrt hat. Kittlitz freilich ſagt von Kuſaie (2, 16), daß daſelbſt die Todten in ſumpfige Stellen verſenkt würden; was vielleicht nur ein ungenauerer Bericht über dieſelbe Sitte iſt, die Gulick erwähnt, welcher letztere die Inſeln genauer durchforſchen konnte, als Kittlitz. Während nun auf den Ratakinſeln die Häuptlinge (auch in der Schlacht gefallene Häuptlinge der Feinde) ſitzend begraben, das gemeine Volk aber wie auf den Karolinen ins Meer geworfen wird (Chamiſſo 119), aber, was bemerkenswerth iſt, unter religiöſen Ceremonien (Meinicke Zeitſchr. 15, 413), ſo iſt auf einer Gruppe der Kette, auf Mili, wo die Todten zwar auch in Matten gewickelt und begraben werden, der ſehr merkwürdige Gebrauch, daß man nach der Beerdigung ein kleines Kanoe mit einem Segel und befrachtet mit kleinen Stückchen Kokosnuß, in See läßt, um die Seele

des Todten, die zurückkehren und schaden kann fern zu halten (Hale 89). Hier sieht man ganz deutlich, wie neben dem Alten, das zu einer mißdeuteten und halb unverständlichen Ceremonie wird, während früher der Kahn gewiß die Leiche selber zur Insel der Seligen führen sollte, sich das Neue, das Begraben der Todten entwickelt hat. So wird denn hier auch bedeutungsvoll, was Freycinet (2, 118) nach Don Luis de Torres ganz allgemein von den Karolinen berichtet: daß man die Leiche häufig in einem kleinen Steingehäuse oder in einer Pirogue im Hause bei sich aufbewahrt. Die Pirogue, wenn auch jetzt zurückgedrängt, war das ursprünglichere.

Das Begraben der Todten herrschte nun freilich auch auf den Karolinen. So nach Keate auf den Palaus; die Leichen der Vornehmen auf Ulithi wurden (Cantova bei Sprengel 10, 224) erst gelb bemalt, unter dem Trauergeheul der Verwandten, worauf ein altes Weib unter gespannter Aufmerksamkeit der Anderen eine Leichenrede zum Lobe des Todten hielt. Die Leidtragenden schnitten sich dann Bart und Haare ab und warfen sie, um den Todten zu ehren, auf die Leiche. So lange sie noch über der Erde war, wurde Tags streng gefastet und nur Nachts gegessen. Schließlich wurde sie entweder im Hause selbst in einem kleinen Steingebäude aufbewahrt oder fern von den Wohnungen begraben, das Grab aber mit einer kleinen Mauer eingefaßt und auf dasselbe stets Speise für den Todten gebracht. Auch sonst begegnet uns diese Sitte: auf Ponapi pflanzte man häufig einen Kokosbaum auf das Grab dessen Früchte nicht gegessen werden durften (Hale 84). Auf den Central-Karolinen, wo man die Vornehmen gleichfalls begrub, baute man ihnen ein kleines Haus, ganz nach dem Muster der gewöhnlichen mikronesischen Bauart über das Grab, nur daß es viel kleiner war als die menschlichen Wohnungen; Kokosnüsse, Kokosflaschen und anderes Hausgeräth stellte man hinein (Kittlitz 2, 104; Mertens 163) — die Todten sollten also nach menschlicher Art weiter leben. Auch die Rataker bringen ihren Todten, deren Ruheplatz man durch Betreten u. s. w. nicht stören darf, Speise aufs Grab, an welches man häufig zwei Kokosbäume pflanzt, deren Früchte den Weibern stets, den Männern sehr lange Zeit Tabu, also verboten sind (Hale 89). Die Sitte zum Zeichen der Trauer sich die Haare abzuscheeren, herrschte auch auf Ponapi (Michelewa 190), wo zwar jetzt die Todtengebräuche durch die Europäer mannigfach verändert sind, denn jetzt

die Todten gleich, welche man früher in Matten geschlagen lange Zeit in den Häusern aufbewahrte (Cheyne 119) und dann begrub, indem man dem Mann ein Ruder, der Frau eine Spindel (den Hammer für die Zeugbereitung?) ins Grab mitgab (Hale 84). Auch sind es vornehmlich die Weiber, welche vornehme Todte Tags durch heulendes Wehklagen, Nachts durch heilige Tänze ehren. (Cheyne 119). Wenn aber Cheyne (eb. nach ihm Nov. 2, 418) hinzusetzt, das Eigenthum des Verstorbenen gehöre dem, der es zuerst ergreife, so kann damit nur die momentane fahrende Habe gemeint sein: alles andere, Häuser, Bäume u. s. w. ging an seinen rechtmäßigen Erben über. Ein solches längeres Aufbewahren besonders geliebter Todten, für das man bestimmte Leichenhäuser überall auf den Karolinen und Marianen hatte, kam auch auf Kusaie vor; es war mit mancherlei Feierlichkeiten verbunden (Gulick 242 f.).

Auf Cap wurden alle Leichen im gebirgigen Theil der Insel begraben: Die Bergbewohner holten die Leichen aus den Thälern gegen bestimmte Geschenke ab (Cham. 135). Das ist auffallend, denn es wird sonst nichts ähnliches erwähnt. Aber ob dieser Gebrauch nicht mit der Anschauung, das Paradies sei auf Bergen gelegen, der wir mehrfach in Mikronesien begegnen, zusammenhängt? dann stünde diese Sitte ganz parallel der anderen, die Todten in einen Kahn zu setzen, ins Meer zu werfen und hätte den Zweck, die Todten gleich selbst ins Todtenreich zu befördern. Auf Aragos Nachricht (2, 23), die Leichen auf den Karolinen würden verbrannt, ist nichts zu geben.

Sehr alterthümliche und seltsame Sitten haben sich auf den Gilbertinseln erhalten. Gulick erzählt (411), daß der Todte lang aufbewahrt würde, und daß die Lebenden sich mit dem Schaume, welcher der Leiche vor den Mund tritt, bestreichen. Mit dem todten Gatten schläft die Gattin noch lange zusammen und ihr todtes Kind trägt die Mutter bei sich, bis es zerfällt; dann werden Schädel und Knochen aufbewahrt, öfters gesalbt und mit Speisopfern versehen. Auch die marianischen Mütter verfuhren ähnlich; sie trugen ein Schnürchen um den Hals, an welchem die Zahl der Nächte, seit welchen das Kind todt war, durch Knoten bezeichnet wurde (le Gobien 67). Auf die Gräber der umgebrachten Kinder zu Ratak setzt man einen Stab, an dem man ringförmige Einschnitte angebracht hatte (Cham. 119). Diese Stäbe erinnern an die Stäbe der Ulitaos und mögen wie diese symbolische Bedeutung haben. — Auf den nördlichen Gilbertinseln wurde

nach Hale 100 der Todte auf eine aus Schildkrott gefertigte Platte gelegt und dieſe von 2—6 ſitzenden Perſonen, den Verwandten des Todten, in der Flur ſeines Hauſes je nach ſeinem Range 4 Monate bis 2 Jahre gehalten. Die Ermüdeten werden von andern abgelöſt. Während deſſen brennt (eine Sitte, welche auch in Kuſaie zu den Leichenceremonien gehört, Gulick 142) im Hauſe ein ewiges Feuer, deſſen Verlöſchen als unheilvolles Zeichen gilt. Schließlich werden die Ueberreſte in Matten gewickelt und entweder im Oberſtock aufgehoben oder begraben, da man dann auf das Grab einen Stein zu Häupten und Füßen der Leiche und über beide einen dritten legt. Die Schädel der Häuptlinge werden verehrt. Auf Apamama wird der Todte im Gemeindehaus unter fortwährenden Klag- und Lobliedern 8—10 Tage ausgeſtellt. Die Leiche wird gewaſchen, geſalbt, jeden Tag in die Sonne gelegt und ſchließlich, in zwei Matten gehüllt, im Hauſe des nächſten Verwandten begraben, der Schädel ſpäter herausgenommen, ſorgfältig gereinigt und dann feierlich aufgehoben (Hale 99).

Die Geſchichte der Marianen ſeit ihrer erſten Entdeckung durch Magelhaens erzählt Freycinet (2, 164) ausführlich. Sie beſteht bis zum Jahre 1668 aus kurzen Begegnungen der Eingeborenen mit einzelnen europäiſchen, hauptſächlich ſpaniſchen Schiffen, die meiſt ein feindſeliges Ende nahmen, aber immer durch Schuld der Beſucher; denn wenn dieſe freundlich ſich gegen die Eingeborenen betrugen, ſo blieb ein gutes Einvernehmen ungeſtört. Von 1668 an, dem Jahre, in welchem die ſpaniſche Miſſion auf den Inſeln landete, erzählt le Gobien die Geſchichte der Inſeln und zwar nach Briefen und Miſſionsberichten, welche ihm von Rom, von Spanien und aus den Niederlanden zugeſchickt wurden. Freilich erzählt er, „um die Angriffe gegen die Miſſion durch Darlegung der wahren Thatſachen zu widerlegen“; aber ſein Bericht iſt einmal ſo ganz genau mit Freycinet übereinſtimmend, andererſeits ſo unbefangen und ſchlicht, daß er wenigſtens, was die Thatſachen betrifft, vollkommen zuverläſſig erſcheint. Freycinets Darſtellung beruht zwar auch ganz auf ſpaniſchen Quellen und andere gibt es ja überhaupt über die Schickſale der Marianen nicht; aber da er nicht dieſelben Quellen hatte, wie le Gobien, da er ferner nicht parteiiſch ſchreibt, ſo verdient auch er unſer Vertrauen.

Anfangs wurde das Chriſtenthum, welches Sanvitores brachte,

von den Inſulanern lebhaft aufgenommen. Sanvitores ſelbſt und die Jeſuiten in ſeiner Begleitung hatten den reinſten Eifer; er hatte unter den größten Schwierigkeiten, aber mit unabläſſigem Eifer die Miſſion ins Werk geſetzt und die Abſicht, in der er kam, „die Verläumdungen der Ketzer, welche behaupteten, die Spanier predigten nur dort das Evangelium, wo Gold und Reichthum zu holen ſei," zu entkräften (le Gobien 19), dieſe ſeine Abſicht war eine ganz lautere. Anfangs hatte er ſehr bedeutende Erfolge: gleich im erſten Jahre wurden 13,000 Eingeborene getauft (Freycinet 2, 173) und bis 1670 hatte ſich die neue Lehre auch über Tinian ausgebreitet. Allein der Friede dauerte nicht lange. Denn die einheimiſchen Prieſter, die Makanas, an ihrer Spitze der Chineſe Choko Sangley, der 1648 auf dem Wege von Manila nach Ternate an Guaham geſcheitert (Freycinet 172) und Makana geworden war, ſahen durch das Chriſtenthum ihre Macht und ihr Einkommen höchſt gefährlich bedroht. Sie benutzten daher ſchlau einige ungünſtige Zwiſchenfälle, Krankheiten Neugetaufter und eine Hungersnoth auf Guaham gegen die Miſſionäre, ſie behaupteten, das Taufwaſſer ſei vergiftet, die Götter zürnten heftig, kurz ſie erregten einen gewaltigen Aufſtand, der 1671 auf Guaham unter Anführung eines edlen Marianers, des ſehr patriotiſch geſinnten Hurao, ausbrach. Zwar gelang es den Spaniern, dieſen Aufſtand zu unterdrücken, obwohl er anfangs nicht ohne Erfolg blieb und namentlich durch einen furchtbaren Orkan, der alles verwüſtete, unterſtützt wurde: allein gleich hier zeigte ſich der eine Fehler, den die Miſſionäre gemacht hatten, wie denn auch von jetzt ab der Krieg nicht mehr aufgehört hat. Es war freilich ein Fehler, der kaum zu vermeiden war; der enge Anſchluß an die weltliche Macht der Spanier. Denn letztere verfuhren keineswegs human gegen die Eingeborenen und das ſpätere Syſtem der Unterdrückungen, welches die Inſeln entvölkert, die vollkommenſte Rückſichtsloſigkeit gegen „die Wilden" begann ſchon damals. So war denn der Haß gegen die Spanier ſehr groß (le Gobien 140) und weil von den Spaniern das Chriſtenthum nicht zu trennen war, auch gegen die neue Religion. Die Inſeln theilten ſich in zwei Parteien: die größere Schaar und man kann wohl ſagen die beſſeren der Eingeborenen ſtellten ſich von nationalem Sinn und von Liebe für die Freiheit begeiſtert gegen die Spanier, welche die neue Religion zu bringen vorgaben und dabei zunächſt ein grenzenloſes Elend, Seuchen,

Krieg, Bedrückung, Knechtſchaft über die Inſeln brachten. Freilich traten die Miſſionare dem Treiben der Spanier auch hier wie in Amerika entgegen, wie ſie ſelbſt reine Menſchen und Sanvitores ein wirklich bedeutender Mann war; aber einmal geſchah dies wie zu erwarten ohne bedeutenden Erfolg und zweitens, konnte man verlangen, daß die Marianer die Sache der Miſſionäre von der der übrigen Spanier trennten?

Ein zweiter Fehler, den die Miſſionäre begingen, war der, daß ſie das Chriſtenthum zu äußerlich brachten. Sie tauften, ohne daß der Täufling oft recht wußte, was die Taufe bedeute. Durch Aeußerlichkeiten wirkten ſie: als der Miſſionar Medina in Nigſihan auf Guaham eine Krippe aufgebaut hatte, dieſe aber nur den Getauften zeigte, da nahmen gar viele Marianer, namentlich junge Leute, die die Taufe (le Gobien 89) — natürlich nur aus Neugierde oder im beſten Falle bewogen durch die Erzählungen, welche die Getauften von dem Glanz und den künſtlichen Werken der neuen Religion machten. Daher kam es denn auch, daß ſpäter die Bekehrten maſſenweiſe wieder abfielen, als der nationale Haß gegen die Spanier wuchs, daß Sanvitores ſelbſt (1672) und viele der Miſſionäre ermordet wurden. Man darf nicht ſagen, daß dieſer Abfall eine Folge des Wankelmuthes der Marianer geweſen ſei: denn wo ſie wirklich für das Chriſtenthum gewonnen und von den Vorzügen der neuen Lehre durchdrungen waren, da zeigten ſie ſich als eifrige, trotz der früheren Zügelloſigkeit ſittenſtrenge Chriſten, wie dies die Polyneſier überall gethan haben, wo man ſie wirklich überzeugt und belehrt, nicht bloß getauft hat. Ja hätte ſich nicht eine chriſtliche Partei gebildet, welche den Spaniern ſehr oft die wichtigſten Dienſte im Kriege gegen die eigenen Volksgenoſſen leiſteten, ſo hätten die fremden Eroberer wohl nimmer feſten Fuß faſſen können. Dieſe chriſtliche Partei trat durchaus nur aus religiöſem Intereſſe gegen ihre Landsleute auf, denn ſie war aus allen Ständen gemiſcht und der Adel in ihr ſo herrſchend wie überall; Parteiungen aber oder Feindſchaften unter dem Adel gab es vor Ankunft der Spanier nicht. Sie wurde aber, wie zu erwarten ſtand, von den patriotiſch geſinnten Heiden, welche in der Ueberzahl waren, aufs heftigſte angefeindet und wendete ſich daher ſchon vor Sanvitores Tod durch eine feierliche Geſandtſchaft nach Manila an die Spanier, um deren Schutz ſie bat (le Gobien 156).

So konnte der Friede nach Niederschlagung des ersten Aufstandes, welchen die Makanas verursachten, nicht lange dauern: 1672 brach der Krieg aufs neue aus und diesmal waren die Ultitaos seine eigentliche Seele. Diese religiöse Gesellschaft, die Blüthe der marianischen Jugend, hochgeehrt bei allem Volk, waren ebenso sehr persönliche Gegner des Christenthums, welches ihr ganzes Leben aufs herbste angriff, als der Spanier, der Feinde der Nation: von ihnen mußte man also Thaten erwarten und sie erfolgten auch

Sie erhoben 1672 einen Aufstand, welcher um so mehr Erfolg zu haben versprach, als die Spanier die ihnen von Madrid aus zugesagte Hülfe durch die Ränke des Gouverneurs in Manila nicht erhielten. Als aber der neue Gouverneur Damian d'Esplana 1674 kam, ein rücksichtsloser Mann, und der Krieg durch einige seiner ersten Maßregeln wieder heftig aufflammte, da glückte es ihm, den Hauptort der Ulitaos, das stark befestigte Chuchugu einzunehmen, obwohl es die Marianer heftig vertheidigten und sie die Spanier in arge Verwirrung brachten. Allein der durch diesen Sieg errungene Friede dauerte nicht lange, und zwar durch Esplanas Schuld, denn dieser, welcher mit aller Gewalt Schätze sammeln wollte, bedrückte das Land sehr und erregte dadurch einen so heftigen Unwillen nicht nur der Marianer, daß er 1676 abberufen und durch den Gouverneur Irrisari y Vivar abgelöst wurde. Die Mission welche von Manila aus unwillfährig und also schlecht besorgt wurde, litt damals Mangel an allem und da nun die Marianer durch Esplanas Verwaltung aufs äußerste erbittert unter Aguarin (Juli 1676 bis Januar 1677 le Gobien 242 f.) sich aufs neue erhoben, so geriethen die Spanier in große Noth. Aguarin zog zunächst die feindlichen Elemente der entfernteren Stämme an sich und so immer mehr sich verstärkend drang er gegen Agadna vor, das er lange belagerte. Wurde nun sein Angriff, der den Spaniern viel Schaden brachte, hauptsächlich durch die Hülfe des christlichen Marianers Agihi zurückgewiesen, so dauerte der Krieg doch weiter und wurde erst nach drei Jahren durch den Gouverneur Solas beigelegt, nachdem aber die meisten Feinde nach Rota geflohen waren. In diesem Kriege war es, wo der Chamorri Cheref die Spanier in ein Schiff lockte, dieses auf hoher See umstürzte und sie so tödtete, (Freycinet 2, 191; le Gobien 253) wo die Marianer von der Küste aus bedrängt ihre Kähne indem sie selbst unterauchten über die Köpfe stülpten und

so sich retteten; wo das äußerst feste Pigpug nur durch Hülfe anderer Marianer eingenommen werden konnte (le Gobien 270 f). Die Spanier hatten fortwährend Verstärkungen erhalten; besonders wichtig aber war, daß 1679 als Feldhauptmann der tapfere und strenge aber edle und keineswegs blutdürstige Dom Joseph de Quiroga y Lossada, aus vornehmem galizischen Geschlecht, nach Guaham kam. Er versuchte durch zweckmäßige Organisation der Marianer den Krieg der nun schon drei Jahre ununterbrochen dauerte, zu beenden. Deshalb theilte er Guaham in sieben (anfänglich nur in 6) Bezirke, deren jeder von einer Hauptstadt aus verwaltet werden sollte. Dies glückte um so mehr als ein furchtbarer Orkan, welcher viele Dörfer der Eingeborenen zerstörte, die obdachlosen leicht in jene Hauptstädte versammelte (Freycinet 2, 194). Quiroga wurde 1680 stellvertretender Gouverneur und nun zeigte sich, was eine vernünftige und gerechte Verwaltung bewirkt: denn jetzt breitete sich das Christenthum, nach zwölfjährigem Kampfe, mächtig aus, es herrschte überall ein großer und wirklich reiner Eifer für die neue Religion, die Mädchen lebten keusch, die Seminarien waren besucht, die verschiedenen Gottesdienste, der Unterricht gleichfalls und mit diesem Eifer für die christliche Religion wuchs auch die Zuneigung zu den Spaniern. Dazu trugen die Mischehen zwischen spanischen Soldaten und marianischen Weibern, welche von letzteren außerordentlich streng und mit liebevollster Innigkeit gehalten wurden (le Gobien 267), nicht wenig bei, so manchen Anlaß zum Streit solche Verbindungen früher gegeben hatten. Ja Quiroga konnte selbst Gewalt brauchen, ohne sich die Liebe der Marianer zu verscherzen; wie er denn namentlich gegen die Ulitaos strenge verfuhr. Die ärgsten Feinde der Spanier, unter ihnen Aquarin, waren nach Rota geflohen; dorthin verfolgte sie Quiroga, nahm sie und jenen Anführer der nationalen Partei, der seinem Charakter und seinen Fähigkeiten nach ein besseres Loos verdient hätte, gefangen und tödtete sie alle. Und dennoch gewann er (le Gobien 286 f.) bei diesem Zuge die übrigen Bewohner Rotas für sich. Es ist zu bedauern, daß eine solche Strenge durch die Ereignisse, an denen die Spanier schuld waren, Noth that; daß sie aber Noth that, geht aus den folgenden Ereignissen hervor. Die übriggebliebenen Ulitaos nämlich, aufs höchste erbittert, fielen wieder in Guam ein und verbrannten daselbst die Kirche von Inapsan. Allein Quiroga folgte ihnen abermals nach

Rota, suchte sie in ihren Verschanzungen im Gebirge auf und nun kam es zum wüthendsten Verzweiflungskampf: selbst die Weiber, ihre Kinder auf dem Arm, kämpften mit, bis endlich fast alle gefallen waren. Nur wenige entkamen zu Schiff nach anderen Inseln. Es ging hier in diesen engen und abgelegenen Verhältnissen wie so oft in der Weltgeschichte: gute Menschen, von edlen und reinen Gesinnungen geleitet, nach dem höchsten Ziele gerichtet in ihrer Thätigkeit, gehen durch ungünstige Verhältnisse und eine Leidenschaftlichkeit für ihre Ziele, welche ihnen den Blick trübt, zu Grunde, indem sie unser Mitleid im höchsten Grade verdienen, ja moralisch schätzenswerther sind, als die glücklicheren Ueberlebenden. So konnte denn als 1681 Saravia als neuer Gouverneur kam, jetzt in friedlicher Weise geherrscht werden. Feierlich huldigten die Eingeborenen dem Könige von Spanien, viele Spanier siedelten sich auf den Inseln an und spanische Bildung fing an sich zu verbreiten, und bei der Geschicklichkeit, welche die Eingeborenen zeigten, rasch genug. Auch auf Rota breitete sich jetzt das Christenthum aus (Freycinet 2, 197).

Aber diese glücklichere Wendung war nicht von langer Dauer. 1683 starb Saravia und aufs neue ward jener Esplana Gouverneur. Mit ihm kam das alte System und mit ihm die alte Unzufriedenheit. Quiroga ging kurz nach seiner Ankunft (Anfang 1684) nach den nördlichen Marianen, den Ganiinseln ab, weil sie der Zufluchtsort aller Feinde der Spanier waren. Diesen Moment hatte Djoda (Freycinet 2, 199. Yura bei le Gobien) abgewartet, um eine Verschwörung ausbrechen zu lassen, die er mittlerweile auf allen Inseln angezettelt hatte, während ihr Hauptsitz in Tinian war. So groß war der Eifer und die Verstellung der Marianer, daß Quiroga weder vorher noch lange Zeit nach dem Ausbruch irgend etwas von den Zuständen auf Guaham erfuhr. Und diese waren schlimm genug: im Kampfe war zwar Djoda gefallen, aber auch sehr viel spanische Soldaten und Esplana, der kein guter Feldherr war, befand sich in großer Noth, ja er wäre verloren gewesen, wenn nicht von marianischer Seite selbst ihm Entsatz geworden wäre: Hineti, das Haupt der christlichen Marianer schlug seine Landsleute zurück und so wurde dieser gefährliche Aufstand von Quiroga, der 1685 endlich zurückkehrte, leicht gedämpft. Die Niederträchtigkeit Esplanas zeigte sich in der Rache die er nahm: denn kurz darauf der Engländer John Eaton in Guaham landete, so

erlaubte er ihm nicht nur, das Land zu verwüſten, die Kokosbäume abzuhauen, ſondern ermächtigte ihn, ſo viel Marianer zu tödten, als er Luſt habe, da denn die Engländer täglich zu ihrem Vergnügen ans Land gingen und tödteten, wen ſie fanden (Burney chronological history III. u. IV. bei Freycinet 2, 204). Vergebens baten die Marianer um Schonung; vergebens ſuchte Quiroga den Frieden herzuſtellen: Esplana fühlte ſich nun wieder mächtig und deshalb wollte er von Frieden nichts wiſſen; gelang es ihm doch im Krieg nur um ſo leichter Beute zu machen und, ſein einziges Beſtreben, Schätze zu ſammeln. 1688 freilich ging er um ſeine Gelder in Sicherheit zu bringen nach Manila und Quiroga ward Vizegouverneur; allein man nahm dem Esplana alles Erworbene zur Strafe weil er ohne Urlaub ſeinen Poſten verlaſſen habe und ſo kam er 1690 mit neuer Verſtärkung wieder. Jetzt aber trieb er ſein Unweſen ſo arg, daß ſeine eigenen Soldaten gegen ihn ſich verſchworen und es wäre zum Krieg der Spanier unter einander gekommen, wenn nicht Esplana 1694 geſtorben wäre. Quiroga, nun an die Spitze geſtellt, ſchlug zunächſt alle Meuterei unter ſeinen eigenen Truppen nieder und dämpfte dann raſch den noch an einigen Orten glimmenden Krieg. Dann verpflanzte er die wenigen Bewohner der Ganiinſeln, welche der Krieg übergelaſſen hatte, nach Saypan, die von Tinian nach Guaham und als 1695 der Krieg beendet war, da waren von der ganzen Inſelkette nur noch Rota, Saypan, Guaham bewohnt.

Hatten nun die Marianer im Krieg ſchon unausſprechlich gelitten, ſo ging im Frieden ihre Leidenszeit erſt an. Denn nun erhob ſich unter den verſchiedenen Gouverneuren am Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts, deren Namen man bei Freycinet 2, 212 f. verzeichnet findet, ein Syſtem von Erpreſſungen und Bedrückungen, welches die Abſicht des Sanvitores, den Ketzern den reinen chriſtlichen Eifer der Spanier zu zeigen, ſehr zu Schanden machte und die beſſeren Spanier ſelbſt erbarmte (vergl. Bonani im n. Weltb. VII, 7). Aber die Eingaben um Abhülfe, wie ſie z. B. der Jeſuit Texada, der Procurator der Marianen war, 1706 nach Manila ſchickte, blieben ohne Wirkung. Auch die Engländer, welche 1710 vorübergehend die Macht auf Guaham an ſich riſſen (Freycinet 2, 213 f.), mißhandelten die Eingeborenen ebenſo arg als die Spanier. Die Marianer ſtarben reißend aus. Krankheiten rafften ſie maſſenweis dahin;

andere und zwar ganze Schaaren tödteten ſich ſelbſt aus Verzweiflung, denn wie die Freiheit ihr höchſtes Gut war, ſo hielten ſie ein fremdes Joch für das äußerſte Elend; Männer und Weiber verabredeten ſich, keine Kinder mehr zu bekommen, um wenigſtens dieſe geliebten Unſchuldigen dem ſchrecklichen Loos, was die Eltern drückte, zu entziehen; oft auch ließen die Weiber bei der Geburt die Kinder ins Waſſer fallen und tödteten ſie ſo; wer im Stande war, zu fliehen, entfloh nach den Karolinen (Fra Juan de la Concepcion bei Cham. 78). So fand denn le Gentil 1716 die ſpaniſche Kolonie im kläglichſten Zuſtande, wenn gleich ſeine Angaben, 1695 hätten die Marianen noch 15,000, 1716 nur noch 1500 Eingeborene gehabt, ungenau ſind. 1710 waren noch 3539, 1722 nach Clipperton 1985 Seelen übrig (Gulick 172) und eine Zählung, die Murillo Velardo 1749 als neueſte Nachricht drucken ließ, ergab 1738 Eingeborene (Chamiſſo 79). Aber ſchon 1735 mußte, um die gänzliche Verödung Guahams zu verhüten, beſtimmt werden, daß alle zwei Jahre 5 bis 6 tagaliſche Familien eingeführt werden ſollten (Freyc. 2, 216). 1767 wurde das Spaniſche als die einzige Sprache der Marianen anerkannt (eb. 217); nach Kotzebue (2, 133) lebte 1819 noch ein Paar der Eingeborenen. Die Bevölkerung iſt heutzutage eine Miſchung von Spaniern, Tagalen, Karolinern, einigen Polyneſiern und Chineſen, denn wo fände man in jenen Gegenden dieſe letztern nicht. Das Volk hat ſpaniſche Sitten, iſt gutmüthig und weichherzig, aber äußerſt träge und indolent. Nicht zu ſeiner Verbeſſerung wird es beitragen, daß ſeit 1856 die Inſeln ſpaniſcher Deportationsort geworden ſind (Behm bei Petermann 1859, S. 190).

So haben die Spanier hier wie in Amerika in erſtaunlich raſcher Zeit ein blühendes, reich begabtes Volk und eine mannigfach entwickelte Cultur zertreten und die Geſchichte der Marianen füllt eins der dunkelſten Blätter in der Weltgeſchichte. Freundlicher iſt die des übrigen Mikroneſiens, obwohl es auch hier an tiefen Schatten nicht fehlt.

Nach allem, was wir ſchon früher erzählt haben, ſind Berührungen der Karolinen mit vorbeiſegelnden Spaniern als ganz unzweifelhaft anzunehmen, doch wiſſen wir über ſie ebenſo wenig Näheres, als über jene Eiſenmänner, die man nur durch die Augen verwunden konnte. Gulick (173) zählt eine Reihe ſolcher Beſuche auf.

Um 1690 schon unternahm man von den Marianen auf Quirogas Anregung eine Unternehmung nach „der Karoline", wie man damals irrthümlich die ganze Kette benannte; allein schlechtes Wetter ließ es damals zu keinem Erfolg kommen (Freyc. 2, 206; le Gobien 377). Nicht viel besser war der Erfolg eines späteren Unternehmens. 1697 waren nämlich verschlagene Karoliner an Samal gelandet und hatten dort dem Jesuiten Paul Clain (le Gobien 397) über ihre Inseln berichtet. So hatte sich unter den Jesuiten das Verlangen entzündet, das Christenthum auch in diese Gegenden zu bringen und 1710 segelte endlich ein Schiff, welches Padilla kommandirte, nach den westlichen Karolinen zu diesem Zwecke ab. Wider den Willen Padillas stiegen die Väter Duberron und Cortil auf Sonsorol, wo ein größeres Schiff nicht anlanden konnte, aus, allein sie wurden wohl sogleich ermordet: denn als Padilla, durch Strom und Wind von der Insel vertrieben, nach kurzer Zeit wiederkam, sie abzuholen, fand er keine Spur mehr von ihnen, und da er nicht ankern konnte, da seine Lebensmittel ausgingen, so segelte er nach Manila zurück (allg. Hist. d. R. 18, 387; Cham. 85; Freyc. 2, 79; Gulick 174). Nicht besser ging es dem Pater Cantova, der 1731 in Begleitung des Pater Walter auf Ulithi landete, nachdem er 1722 schon einmal die Karolinen besucht hatte, von welcher Reise er die vielen schätzbaren Nachrichten, die wir ihm verdanken, mitbrachte. Walter ging nach drei Monaten nach den Marianen zurück, um Lebensmittel zu holen: als er aber wieder kam, war Cantova ermordet (allg. Hist. d. R. 18, 400 f.), wie Gulick (173) hinzufügt, gewiß in Folge der Nachrichten, die von den Marianen kamen und die freilich zu unversöhnlichem Haß gegen die Europäer aufregen mußten. Damit hörten diese Unternehmungen der Jesuiten auf.

Es liegt nicht in unserem Plan, eine Geschichte der europäischen Entdeckungen in Mikronesien zu schreiben und so bleibt über die Karolinen wenig zu berichten. Das Bekanntwerden mit den Europäern hat auch diesen Inseln nur geschadet. Namentlich sind es entlaufene Matrosen oder Sträflinge von Neuholland oder den Norfolkinseln, welche den schlimmsten Einfluß auf die Eingeborenen ausüben, sie gegen die europäischen Schiffe, gegen das Christenthum aufreizen und dabei sie mit allen Lastern bekannt machen. Auf Ponapi leben 60 solcher Menschen, auf Banabe 17 und eine ähnliche Zahl auf Rawodo.

Menſchen ſind faſt immer trunken von Palmwein (Cheyne 75; 77; 80; 84), deſſen Bereitung ſie den Inſulanern zu ihrem großen Schaden gelehrt haben. Nur auf den Marſhallinſeln kennt man ihn noch nicht (Meinicke in Zeitſchr. für allg. Erdk. n. F. 15, 399). Da iſt es denn kein Wunder, wenn die Sittlichkeit dieſer Inſeln gar ſehr untergraben iſt; namentlich Ponapi und Kuſaie, welches letztere durch Ausſchweifungen von 1852 bis 1862 um die Hälfte ſeiner Einwohner reducirt war, haben in dieſer Beziehung gelitten (Cheyne 107; Gulick 176; 245). Wie hier die Schiffscapitäne verfahren, geht aus einem Vorfall hervor, den die Novarareiſenden (2, 395) mittheilen: ein Kapitän wollte einen an den Pocken ſchwer erkrankten Matroſen auf Ponapi zurücklaſſen, wogegen natürlich die Bewohner der Inſel aufs heftigſte proteſtirten. Da ſetzte er ihn Nachts heimlich aus und ſegelte ab; und die Folge war, daß zwar jener Matroſe gerettet wurde, aber von den 5000 Einwohnern der Inſel 2000 ſtarben (Novara eb.). Auch Cheyne hat manches Unheil über jene Inſeln gebracht, mit deren Bewohnern er, da er ganz einſeitig nur ſeine Handelsintereſſen verfolgte, häufig in Streit gerieth (vergl. Gulick 301). So iſt er dann von den erbitterten Bewohnern der Palaus 1867 ermordet und die ſchmachvolle Art, wie ein engliſches Kriegsſchiff ſeinen Tod an den unglücklichen Inſulanern gerächt hat, mag man im Globus (12, 59; vergl. unſer Ausſterben der Naturvölker 140 f.) nachleſen. — Es wäre unnütz, derartige Einzelnheiten, in welchen die gegenwärtige Geſchichte jener Inſeln meiſt beſteht, noch weiter anzuführen. Ungleich wichtiger iſt einiges von dem, was wir ſchon vorhin anführten, als wir von der Verfaſſung dieſer Inſeln ſprachen, wo ſich uns mancherlei Uebergänge von früherem zu ſpäterem gezeigt haben, von einer urſprünglich ſtreng patriarchaliſch-despotiſchen Verfaſſung zu ariſtokratiſcher Gleichheit oder ſtrengem Königthum oder zur Herrſchaft weniger Vornehmen. Wir verweiſen darauf (S. 115. f.), indem wir noch einige Einzelnheiten hinzufügen. Auf Kuſaie haben ſich Leute von Rotuma niedergelaſſen, die aber neuerdings, weil ſie unglücklich revolutionirten, wieder vertrieben ſind (Magazin für die Literat. des Auslands 1858, 245 nach dem Honolulu Advertiser). Derartige Wendungen kommen innerhalb Mikroneſiens, wie wir gleichfalls ſchon ſahen, nicht ſelten vor, ja auf Ponapi herrſchte die Sitte, daß bei Uebervölkerung der Inſel ein Theil der Eingeborenen

mit Weib und Kind und möglichſt vielen Lebensmitteln wegzieht, meiſt Leute von geringerem Stande, um eine neue Heimath zu ſuchen (OConnell bei Hale 95). Aehnliches fanden wir auf den Marianen; und wie der Gilbertarchipel ſeine Bewohner zum Theil wohl dieſer Sitte der Ponapiten verdankt, ſo mögen durch ſie noch manche andere Inſeln bevölkert ſein. Polyneſiſcher Einfluß läßt ſich außer dem oben erzählten Beiſpiel ebenſo wenig nachweiſen wie melaneſiſcher und von malaiiſchem finden wir nur eine ſchwache Spur auf Tobi, wohin nach den Erzählungen der Eingeborenen vor langer, langer Zeit einſtmals ein brauner Menſch von Ternate gekommen und Lehrer der Eingeborenen in Religion und Künſten geworden ſein ſoll (Hale 78).

Von den blutigen Kämpfen auf Ratak um die Oberherrſchaft, welche aber dauernd noch zu keinem Erfolg geführt haben, denn noch erkennt die Kette verſchiedene Herrſcher an, ſowie von den Kämpfen zwiſchen dieſer und der Ralikkette hat uns Chamiſſo erzählt. Auch auf dem Gilbertarchipel kommen blutige Kriege vor, wie z. B. die Inſel Tarawa in den erſten Jahrzehnten dieſes Jahrhunderts von einer Schaar von 1000 Kriegern, die von einer Nachbargruppe kamen, überfallen wurde. Auf Makin hat vor 100 Jahren Te-uki, der Großvater des zu Hales Zeiten regierenden Königs, die Macht, die früher zwiſchen verſchiedenen Häuptlingen getheilt war, in eine Hand vereinigt, wie wir gleiche Vorgänge auch in Polyneſien vielfach ſehen werden (Hale 101).

Die katholiſche Miſſion auf den Karolinen wurde ſchon Anfang des vorigen Jahrhunderts aufgegeben und iſt erſt in letzter Zeit wieder erneuert, indem von den Marianen aus eine Station auf Eap gegründet iſt (Gulick 174). Das übrige Mikroneſien iſt jetzt Arbeitsfeld proteſtantiſcher Miſſionare. Nach Ponapi kamen dieſelben (Novara 2, 402) 1851 aus Amerika, unterſtützt von chriſtlichen Sandwichinſulanern und da ſie über große Mittel gebieten, ſo fördern ſie auch — wodurch ſie ſehr ſegensreich wirken — die Eingeborenen in Ackerbau, Medizin u. ſ. w. (Gulick). Auch auf Kuſaie hat die Miſſion ſehr ſegensreich gewirkt und z. B. die dort eingeriſſene Proſtitution gänzlich wieder beſeitigt (Gulick 244). Viele Inſeln aber ſind noch ganz heidniſch und bieten noch ein reiches Arbeitsfeld. Auch hier ſind jetzt Miſſionäre von den Sandwichinſeln (Magaz. für Literat. d. Ausl.

1858, 245, nach Honolulu Advertiser). Auf den Gilbertinſeln iſt ſeit 1857 eine proteſtantiſche Miſſion auf Apaiang, ſeit 1860 auch auf Tarawa. Auf Ebon wird das Chriſtenthum ſeit 1857 gepredigt und macht langſame Fortſchritte: es ſind zwei Gemeinden daſelbſt, eine von 100 und eine von 60 Menſchen (Gulick 301, 308).

So hätten wir die Schilderung von Mikroneſien der Hauptſache nach vollendet. Daher gehen wir jetzt zu

Polyneſien

über, bei deſſen genauerer Darſtellung auch noch auf Mikroneſien manches Licht fallen wird.

Die Grenzen des eigentlichen Polyneſiens können nur nach Norden und Weſten zweifelhaft ſein. Es umfaßt zunächſt die Hawaiigruppe, ſodann den Marqueſasarchipel, die Geſellſchaftsinſeln, Paumotu, Pitkairn und Waihu, die Oſterinſel; die Auſtralinſeln, den Hervey- oder Cooksarchipel, die Tongagruppe und Neuſeeland mit den Chaham- und Norfolkinſeln, auf welche letztere 1855 nach Aufhebung der dort befindlichen Verbrecherkolonie ein Theil der Bewohner Pitkairns, denen ihre Inſel zu enge wurde, auswanderte (Meinicke 2, 567; 558; derſ. die Inſel Pitkairn, Prenzlau 1858).

Wie Waihu den öſtlichſten ſo bildet Neuſeeland den ſüdweſtlichſten Punkt des Gebietes, da die Auklandinſeln nur vorübergehend von einigen Maoris bewohnt und jetzt wieder verlaſſen ſind. Nördlich vom Tongaarchipel liegt die Samoagruppe, die nördlichſte Spitze Polyneſiens aber nach Mikroneſien zu bildet einmal der ſogenannte Ellicearchipel*) ſowie die etwas weiter öſtlich gelegene Uniongruppe der Karten oder wie ſie die Eingebornen und nach ihnen die Miſſionäre benennen die Tokelauinſeln (Turner 525; Hale 156; Grundemann bei Petermann 1866, 199). Die zwiſchen ihnen und Hawaii gelegenen Inſeln Jarvis, Malden, Weihnachtsinſel u. ſ. w. ſind unbewohnt, doch zeigen einige von ihnen wie Malden, Howland, Swallow (Phönixgruppe) Spuren früherer polyneſiſcher Bewohner. Die Inſel Fanning war im

*) Wir behalten den bekannten Namen bei, anſtatt wie Meinicke thut, dieſe Gruppe mit den engl. Miſſionären Laguneninſeln zu nennen. Wozu ein neuer und nicht einmal ſehr zweckmäßig gewählter Name? denn Laguneninſeln gibt es überall im ſtillen Ozean.

verwichenen Jahrzehend vorübergehend von einigen Engländern und Polyneſiern der benachbarten Gruppen bewohnt (Behm bei Peterm. 1859. S. 176) ſowie jetzt auf Karoline einige tahitiſche Familien um Kokosöl zu gewinnen eingeführt ſind (Meinicke bei Koner 18, 114). Gleichfalls unbewohnt iſt die Inſelreihe nordweſtlich von Hawaii, deren äußerſte Cure iſt; dieſe aber ſowie das ſüdweſtlich gelegene Atoll Smith (Johnſton, Knox) hat die hawaiiſche Regierung ihren Werth als Guanolager erkennend in Beſitz genommen.

Eine Reihe kleiner Inſeln dehnt ſich ferner zwiſchen dem Tokelau- und dem Markeſasarchipel aus: ſie ſind aber mit Ausnahme von Manahiki (Humphrey), Rakaanga (Großfürſt Alexander) und Tongareva (Penrhyn) unbewohnt. Auch im übrigen Gebiet liegen noch einzelne Inſelgruppen zerſtreut: ſo nordöſtlich von Neuſeeland die Kermandecgruppe und weſtlich von dieſer die Norfolkinſeln, beide Gruppen unbewohnt, nur daß auf den letzteren jetzt eine engliſche Verbrecherkolonie angelegt iſt. Von den Inſeln zwiſchen Tonga und Rarotonga iſt Nive (Turner; Erskine; Savage Cook; Inine; Inui Virgin) bewohnt, Palmerſton (Rima-tema) dagegen nicht. Zwar fand Cook (3. Reiſe 1, 242) auf der ſchönen Inſel Ratten und Stücke von einem Kahn, welche noch Wilſon ſah (194); allein entweder iſt derſelbe mit jenen vierbeinigen Inſaſſen, welche zur ächt polyneſiſchen Species Mus setifer gehören, nur angetrieben; oder die Ankömmlinge ſegelten mit Hinterlaſſung der Thiere in anderen Kähnen bald weiter. Denn die Vögel der Inſel waren ſo wenig ſcheu, daß ſie ſich mit Händen greifen ließen, ſie waren alſo noch nie oder ſo gut wie nie mit Menſchen in Berührung gekommen. Zwiſchen Tonga und Samoa liegen mehrere Inſeln, welche gleichfalls bewohnt und von Hale (7) trotz ihrer zerſtreuten Lage zu einer Gruppe, der Nivagruppe zuſammengefaßt werden. Es ſind Niva (Keppel) und Nivatabu (Boskawen), Schouteus und le Maires Verräther- und Cokosinſel, beide hoch, beide eine Meile von einander entfernt (Diar. 36); ferner Niva-fu (neu Niva, Schoutens Hoope) ſowie die nach Schoutens Vaterſtadt benannte Gruppe Horn, zwei kleine Felſeninſeln, deren eine Fotuna, die andere Luafatu heißt (Hale 7). Auch die hohe Inſel Uwea (Wallis), von Niva nördlich gelegen, iſt bewohnt; man kann ſie mit zu dieſer Gruppe rechnen. Ja man möchte dem Namen und der Lage nach wohl auch Nive hierherziehen.

In dieser Gegend nun berührt sich Polynesien mit Melanesien. Die Fidschiinseln sind melanesisch, aber so reichlich mit polynesischen Elementen durchdrungen, daß sie als Mittelglied zwischen beiden Gebieten betrachtet werden können. Dagegen ist Rotuma nördlich von Fidschi wieder rein polynesisch, ebenso noch weiter nach Westen Tukopia, Anuda oder Cherry (Fataka oder Mitre ist unbewohnt d'Urville a V. 113), die Duffgruppe (das Taumako des Quiros), ferner, schon ganz in melanesischem Gebiet, Sikayana (Stewart), Matema (Swallow), Lord Howes Gruppe (Ontong Java) und nach Swainson (3) auch Rennell und Bellona im Süden des Salomoarchipel. Es ist hier noch manches unaufgeklärt und gerade dies Grenzgebiet wäre einer ethnologischen Erforschung sehr bedürftig. Polynesische Ansiedelungen finden wir nun ferner noch auf rein melanesischen Inseln. So auf Immer und Erronan bei Tanna, welche beide nach der Heimath ihrer Ansiedler polynesische Namen empfangen haben, Immer Niva und Erronan Fotuna. Ebenso hat Uwea (Loyalitätsinseln) Namen und Bewohner von der gleichnamigen Insel erhalten, auf Mare und Vate (neue Hebriden) sind polynesische Kolonien und auf Tanna (wo mehrere Sprachen herrschen Turner 83) soll eine derselben eine der tonganischen ähnliche polynesische sein (Forster ges. W. 2, 205; 276; v. d. Gabelentz 145).

Haben wir nun so den Umfang des eigentlichen Polynesiens gesehen, so fragt es sich nun, ob und wie unter diesen zahllosen Inseln einzelne Gruppen, welche ethnologisch näher zusammengehören, aufzustellen sind. Zunächst zerfällt das ganze Gebiet in zwei Hauptstämme, einen westlichen und einen östlichen. Der östliche umfaßt Tahiti, Paumotu, die Markesas, die Austral- und Cooksinseln und Hawaii. Auch Neuseeland gehört sprachlich sowie nach Sitte und Sage hierher, trotz seiner weiten Entfernung (Hale polynes. Lexikon; Marsden misc. works, 53—69, Buschmann aperçue 34, 46 u. s. w.). Den westlichen Stamm bilden die Tongainseln, der Samoaarchipel, die Tokelau- und die Ellicegruppe. Schwieriger aber ist es sich über die kleinen Inseln zu entscheiden, welche vereinzelt liegen. Zunächst wollen wir die zwischen den Archipeln des östlichen und des westlichen Stammes liegenden betrachten. Meinicke (Koner 18, 116) sieht in der Bevölkerung von Tongarewa und der von Malden, Swallow, Howland u. s. w., welche untergegangen scheint, „unverkennbar die Brücke zwischen den Societäts- und Hawaiiinseln". Kotzebue (1, 125) verglich das Aeußere der Tongarewer, deren Zahl

jetzt 2500 beträgt (Meinicke a. a. O. 127) mit dem der Markeſaner, nur daß ſie häßlicher und dunkler ſeien; Wilkes iſt gegen dieſe Aehnlichkeit; Chamiſſo (137) nennt ſie ſtark, wohlgebaut, den Oſterinſulanern ähnlich. Sie ſind dunkler als Tahitier und Samoaner, welchen letzteren ihre Züge und die Schlankheit ihres Wuchſes gleichen (Wilkes 4, 277). Daß ſie einige tonganiſche Worte verſtanden (Kotzebue 1, 126), iſt bei dem nahen Zuſammenhang der polyneſiſchen Sprachen unter einander ohne Bedeutung; wichtiger die Behauptung Meinickes (c. 568; bei Koner 18, 128), daß ihre Mundart die rarotonganiſche ſei, mit welcher Williams 525 nur Manahiki gleich ſtellt. Die Sprachtafel bei Turner zeigt eine zwar zum öſtlichen Stamm gehörige aber ſelbſtändige Mundart dieſer Inſel, welche vom Rarotonganiſchen nicht unbedeutend abweicht; auch Tahitiern und Hawaiern war ſie unverſtändlich (Wilkes 4, 279). Ihre Geſtikulationen waren im höchſten Grade aufgeregt, ihre Blicke fieberhaft unruhig, wie ſie auch die Geſichter fortwährend verzerrten (Wilkes.). Tattuirt waren ſie nicht; wohl aber trugen ſie an Leib und Gliedern lange Hautſchrammen (Kotzebue 1, 115, Wilkes eb.) und vielen waren die Vorderzähne eingeſchlagen (Wilkes 4, 278). Die Daumennägel ließen Vornehme ſehr lang wachſen (Kotzebue 1, 125, Chamiſſo 137); Beſchneidung fehlte. Ihre Kleidung war roh und ungeſchickt; den Papiermaulbeerbaum beſaßen ſie nicht (Kotzebue 1, 125). Sie ſind tapfer, kriegeriſch, diebiſch, aber im Handel ehrlich; die Weiber waren ebenſo häßlich als unkeuſch nach Wilkes Bericht, gegen das Alter betrugen ſie ſich unfreundlich. Jetzt ſind ſie — ſeit 1854 — Chriſten (Meinicke; Koner 18, 136), während ſie früher dem Verkehr mit Fremden abgeneigt waren (Wilkes 4, 280). Stehen nun dieſe Inſulaner wirklich mit den Rarotonganern in näherer Verwandtſchaft? Zunächſt wird man zugeben, daß mit dieſer Annahme Meinickes (welche Williams keineswegs unterſtützt, da er nur Manahiki und Rarotonga verwandt nennt, vergl. Will. 470) ſeine andere Behauptung, die Tongarewer bildeten die Brücke zwiſchen Tahiti und Hawaii, im Widerſpruch ſteht: nur das eine oder das andere iſt möglich. Nun ſpricht aber gar vieles auch gegen dieſen Zuſammenhang. Außer der Sprache zunächſt der Mangel der Tattuirung, denn die Rarotonganer waren auf verſchiedene Arten tattuirt (Cook 3. Reiſe 1, 188; 214 f. Williams 101; wenn Cook 1, 234 die Bewohner der Hervepinſel nicht tattuirt

nennt, so waren — er betrat die Insel nicht — dies wohl nur Leute von geringerem Stand); ferner die fehlende Beschneidung, die eingeschlagenen Vorderzähne. Auch ihre fieberhafte Wildheit spricht nicht dafür: sie müssen schon lange getrennt und allein gewesen sein. Wir halten daher die Tongarewer für einen Zweig des östlichen Polynesiens, welcher schon lange losgelöst ist von den Stammgenossen: möglicher Weise hat er die Insel zu jener alten Zeit bevölkert, als vom Westen her der östliche Stamm einwanderte, oder aber er ist später eingewandert und hat sich dann entweder von Tahiti oder von Rarotonga losgetrennt. Doch fällt auch diese Trennung in sehr frühe Zeit.

Auf Niue (Savage) fand noch Williams (296) f.) eine durchaus unbildsame Bevölkerung, die er kaum höher stellen mochte, als die Australier. Und doch nennt Turner (468) die Bevölkerung aus tonganischen und samoanischen Elementen gemischt: denn — so lautet eine alte Sage bei ihnen — zwei Tonganer, Huanaki und Fao seien auf das noch ganz flache Niue gekommen, dessen Emporsteigen aus dem Meere sie durch heftiges Aufstampfen auf den Boden veranlaßt hätten, während ein abermaliges Aufstampfen die Pflanzen hervorbrachte. Die Menschen wuchsen auf ihren Befehl am Ti-baum (Dracaena terminalis), welcher im ganzen Polynesien heilig ist. Eine ganz ähnliche Schöpfungssage lebte auf Samoa, nur daß hier jene Tonganer durch eine Tochter Tangaloas vertreten sind; wie auch die Sage über die Entstehung des Feuers auf beiden Inseln gleich ist (Turner 255). Sind nun nach Forster (ges. Werke 2, 199 f.) ihre Waffen und Kähne den tonganischen ähnlich, so ist (Turner 468) ihr Aeußeres wiederum ganz samoanisch. Und doch sind sie selbständig genug: sie waren nicht tattuirt (Erskine 27; Forster ges. W. 2, 128; Virgin 2, 55; gegen d'Urville vergl. Virgin 2, 61), wohl aber mit bunten Tonstreifen bemalt (Erskine 27; Virgin 2, 55) und trugen große Hautnarben im Rücken als Erinnerungszeichen an Kriegserlebnisse (Virgin 2, 57); sie kannten den Kawatrank nicht (Turner 468); sie scheinen weder Hühner noch Schweine gehabt zu haben, nach dem Schweigen Erskines (27) und Turners (469) zu schließen; auch Virgin (2, 58) sah keine, obwohl er in Tonga von ihrem Vorkommen daselbst hörte. Ihre Hautfarbe ist dunkelrothbraun, ihre Beine sind verhältnißmäßig kurz und unentwickelt, oft, wie auch die Arme, sehr behaart; Barthaar

beſitzen ſie wenig (Virgin 2, 55). Die ſtarken Bärte, welche ihnen Anderſon (227), Virgins Reiſebegleiter, beilegt, ſind wohl nur Erfindung des Berichterſtatters. Beſchneidung hatten ſie nicht (Virgin 2, 58; Erskine 25). Ihre Häuſer ſind rund (Turner 467 f.); ihre Schiffe mit Ausleger, eigenthümlich aber gut gebaut (Virgin 2, 58; Erskine 25). Eine einfache und eine doppelte Holzflöte beſitzen ſie, welche man beide durch die Naſe bläſt (Turner eb.), Waffen, Netze waren gut gemacht, ihr köſtlichſter Schmuck feine Baſtzeuge mit eingewobenen rothen Federn (Virgin 2, 59 f.). Sie waren ſehr kriegeriſch, wild und ſcheu, und Selbſtmord bei ihnen häufig (Turner eb.), allein Kannibalismus unerhört (Turner 468); das Familienleben dagegen iſt ein inniges, nur uneheliche Kinder liebte man nicht, ſie galten als Schande, man warf ſie ins Meer (Turner 469). Die Ehen ſind fruchtbar; früher aber war Kindermord vor der Geburt häufig (Turner 521). Die Inſel zerfällt in drei Theile; früher herrſchte ein König, der aber bei einer Hungersnoth abgeſchafft wurde, worauf die Verſammlung der Familienhäupter die politiſche Macht bekam (Turner 468). Auch das alte Götterbild, welches ſie beſaßen, iſt abgeſchafft, da es bei einer Krankheit nichts half (eb.). Maui heißt ihre Unterwelt und Sina ihr Himmel, in welchem ewiger Tag herrſcht (eb.). Die Geiſter der Abgeſchiedenen wurden gleichfalls verehrt, die Todten in einem Kahn in die See hinausgeſtoßen oder auf einem Stein im Walde mit Laub bedeckt niedergelegt, zum Zeichen der Trauer ſchnitten ſich die Weiber beim Tode der Männer das Haar ab (eb.); früher wurden alle Pflanzungen und Beſitzthümer eines Sterbenden zerſtört, damit ſie mit ihm ins Jenſeits gingen (eb. 524).

Zeigt ſich hierin mancher ſcheinbar melaneſiſche Anklang, ſo iſt ihr ganzes Weſen dennoch rein polyneſiſch, wie auch die Raſchheit, mit der ſie das Chriſtenthum ergriffen haben. 1848 waren ſie vielfach noch Scheinchriſten (Turner 467) und auch Virgin (1852) fand ſie noch ſehr wild (2, 54); zehn Jahre ſpäter ſind ſie wirkliche, aufrichtige Chriſten geworden, die mit großer Liebe an den Miſſionären hangen, engliſchen Schutz wünſchen und im Ackerbau, im Handel außerordentlich tüchtig ſind (Turner 519).

Auch ſie halten wir, wie die Tongarewer, für einen ſchon ſeit ſehr langer Zeit ſelbſtändigen vereinzelten Zweig des polyneſiſchen

Stammes, dessen Einwanderung wahrscheinlich von Tonga aus erfolgte; zum tonganischen stellt sich auch (Sprachtafel bei Turner) ihre Sprache in den wichtigsten Partieen. Möglich ist nun, daß Einwirkungen von Samoa aus auf sie erfolgt sind; allein wenn sie in sehr früher Zeit über Tonga einwanderten, so konnten sie von der gemeinsamen polynesischen Heimath, von Samoa, noch gar manche urpolynesische Eigenthümlichkeiten mitbringen, welche sie bei ihrer gänzlichen Abgeschiedenheit nicht umbildeten, wodurch sie sich also den Samoanern ähnlich erhielten, ohne spezieller mit diesen verwandt zu sein. Auch das in ihrem Wesen, was an Melanesien erinnert, gehört zu dem ältesten polynesischen Grundeigenthum.

Die Onoinseln, welche nach Virgin (2, 77) von einer sanften, leiblich den Bewohnern von Niue ganz gleichstehenden Bevölkerung bewohnt sind, gehören, wie schon ihre geographische Lage wahrscheinlich macht, ganz zu Tonga.

Die Nivainseln scheinen sich unmittelbarer an Samoa anzuschlie-schließen, wenigstens stellen Grey und Bleek 2, 9 die Sprache von Fotuna und Niva in Melanesien der samoanischen gleich und auch v. d. Gabelentz (151) nimmt an, daß beide Inseln von Samoa aus bevölkert seien, wie denn auch Zahlen und Pronomina den samoanischen ganz gleichkommen. So werden auch die Inseln, welchen sie ihre Bewohner verdanken, zu Samoa zu stellen sein. Dafür spricht auch manches von dem was wir sonst von ihnen wissen, während sie in anderem wieder selbständig genug sind. Schouten*) fand 1616 auf allen diesen Inseln Schweine (Diar. 33, 41) sowie den Kawatrank und ganz die polynesische Weise seiner Bereitung durch Kauen der Wurzel (eb. 45). Auch Hühner hatten sie (Wallis 1, 269). Die Eingeborenen schildert er als hellrothbraun, groß, schön, stark, mit krausem, schlichten oder weit abstehenden Haar (Diar. 46.), andere trugen es in langen Zöpfen (46; 33), die Frauen dagegen, welche sich das Gesicht roth malen (42); kurz geschoren (30, 47). Die Häuser waren auf Fotuna rund, etwas spitz zulaufend, 25′ im Umfang, 10—12′ in die Höhe betragend; der Eingang war so niedrig, daß man hineinkriechen

*) Le Maire ist Schoutens Reisegefährte; daher die ephemerides seu descriptio navigationis australis Jacobi le Maire 1615 sowie le Maires Reise allg. hist. d. R. 11, 450 f. ganz denselben Inhalt haben, als Schoutens Diarium. Auszüge aus le Maire stehen im N. Weltbott VII, 60 f.

mußte. Der Boden war mit getrockneten Kräutern beſtreut; ſonſt fand ſich ſo gut wie kein Hausrath vor. Die Gemeindehäuſer ſind viereckig, nach der gewöhnlichen polyneſiſchen Art gebaut (41). Beſonders fielen die Schiffe den Holländern auf: ſie beſtanden aus zwei Kähnen, welche durch ein Verdeck mit einander verbunden waren. In einem Kahne ſtand der Maſt mit dem dreieckigen Mattenſegel, welches in einer Gabel von dünnen Baumſtämmen hängend mit der Spitze nach oben gerichtet war. Seltſam iſt eine Zeichnung, welche nach den Abbildungen bei Schouten (28; 36) das Segel trug: ſie ſtellt einen roh gezeichneten Hahn dar. Außerdem hatten ſie noch kleinere Schiffe, welche vorn ſpitz, hinten ſtumpf endeten (Schouten Abbild. S. 36). Die ſamoaniſchen Schiffe werden jetzt freilich mehr denen von Nive ähnlich geſchildert, vorn und hinten ſpitz zulaufend (Turner 267); allein früher beſaßen ſie gleichfalls Doppelkähne (eb. 268) wie die Bewohner von Fotuna, welche letztere außerordentlich raſch und gut zu ſegeln verſtanden. Sie tranken auf ihren Fahrten Seewaſſer (Schouten Diar. 30; 31 f.).

Sie waren den Fremden gegenüber anfangs ſcheu, gar bald aber zutraulich und kühn genug; wie ſie im hohen Grade diebiſch waren (eb. 33. 41), ſo zeigten ſie ſich auch ſehr verrätheriſch (35), wild und kampfliebend. Sie forderten die Holländer mehrfach auf, gegen ihre Feinde mit in den Krieg zu ziehen (43) und wahrhaft grauſenhaft iſt, was Mariner 1, 320—1 von den Kriegen auf Fotuna erzählt: man durchbohrt den Feind mit dem Speer, hebt ihn dann, wenn man die Kräfte hat allein oder unterſtützt von anderen am Speere empor und trägt ihn im Triumph einher; oder man kämpft mit einem Handſchuh, der mit ſpitzigen Zähnen beſetzt iſt und mit dem man den Gegner den Bauch aufzuſchlitzen verſucht; der Häuptling der Inſel brach ſchwächeren Männern einfach den Rücken über ſein Kniee. Nach Michelis herrſchte hier der Kannibalismus in hohem Grade: ein König der Inſel ſoll an tauſend Menſchen verzehrt und geopfert haben (91; 488); und deshalb habe man dieſe Sitte ſpäter abgeſchafft. Unter ſich aber waren ſie ſehr höflich; wenn ein Häuptling den andern beſuchte, ſo geſchah dies (ganz ſamoaniſch) mit den weitläufigſten Ceremonien und den reichlichſten Geſchenken an Lebensmitteln (Schouten Diar. 42; 45). Geſchenke, die ſie brachten und empfingen, legten ſie ſich zuerſt auf den f. beim Empfang dreimal (34; 45; 46). Sie hatten trommel-

artige Musikinstrumente (35; 44) und sehr künstliche Tänze (44). Die Weiber, häßlich und unkeusch (47), scheinen doch eine gewisse Stellung gehabt zu haben. Jede Insel hatte ihren eigenen König, der auf Fotuna nach Schouten (41) Heriko, bei Michelis (488) Niueriki (42) heißt; der Name ist wohl nichts anderes als das tongan. ariki samoan. 'ali'i Häuptling, so daß dann Niueriki bedeutet Herr von Niva. Den zweiten Stand bildet der Adel (45); ihnen gegenüber stand mit geringeren Rechten das Volk. Alle diese Vornehmen trugen einen gezähmten Vogel auf einem Stock bei sich, den Schouten (42) eine Taube nennt; er war oben weiß, am Bauche roth, an den Flügeln schwarz. Seltsam ist es, daß auch hier jener allgemeine ozeanische Glaube ganz stark herrschte, daß nämlich vom Meer her irgend eine große Gefahr durch ein fremdes Volk drohe; daher hielt der König lange Gebete, als er die Fremden zuerst sah; daher freuten sich alle bei der Abfahrt ganz unverhohlen, weil sie nun doch nicht zu Grunde gegangen seien (Schouten 44). Die Gebete aber, welche der König immer aussprach, wenn die Holländer das Land betraten (42), scheinen eine Art von Enttabuirung gewesen zu sein, wie wir sie auch in Mikronesien (z. B. Cap) den Fremden gegenüber, die man für Götter hielt, anwandte. Schouten (47) fand sonst bei ihnen nichts von Religion oder Kultus, allein nach ihm hieß der König der Kokosinsel (Nivatabu) Latu (34), was wohl kaum etwas anders ist als le (Artikel im Samoan.) atua der Gott; und dann hätten wir hier eine Spur des Religionssystems, welches über ganz Polynesien ausgebreitet ist. Cook fand (3. Reise 1, 191) denselben Titel auf Lefuka im Tongaarchipel wieder. Wallis (bei Schiller 1, 269) berichtet von Niva (der Verrätherinsel), daß den Eingeborenen allen ein Glied des kleinen Fingers gefehlt hätte: jedenfalls zur Trauer um Todte.

Nach Michelis (488) hat jetzt Fotuna etwa 1000, Atofi 50 Einwohner; während beide Inseln zusammen früher gegen 4000 gehabt haben sollen, seien sie jetzt durch Krieg und Kannibalismus so herabgekommen; auch Krankheiten fänden sich jetzt zahlreich. Jetzt sind dort — nach Michelis — katholische Missionäre und die Insel hat sich wie auch Uwea unter französischen Schutz begeben (Michelis 13, 503), nach manchen Streitigkeiten im Innern, in Folge derer die besiegte Partei auf den Rath der Missionäre nach dem gleichfalls katholischen Uwea auswanderte; und seitdem seit 1844 alle Insulaner

getauft sind, ist jetzt die Bevölkerung wieder im Steigen (Mich. 501 nach den Annales de la propag. de la foi 1843—1846).

Diese letztere Insel gehört physisch und sprachlich ganz zu Tonga (Pigeard in Nouv. annal. des voyag. 1846, 3, 147) und Michelis (51; 482), dessen Quellen hauptsächlich die Berichte der katholischen Missionäre sind, spricht von dem lebhaften Verkehr, der von jeher zwischen Tonga und Uwea stattgefunden habe. Die Insel hat nach ihm (eb.; Annal. de la propag. de la foi 1846) 2600 Einwohner, welche indeß durch Einwanderung von 500 Bewohnern Fakaafos (auch diese kam durch den Einfluß der katholischen Priester zu Stande) vermehrt sind. Was wir sonst von Uwea wissen, widerspricht diesem Zusammenhang mit Tonga nicht: so was Bataillon in den Annalen des Glaubens 1841, I, 9—11 und nach ihm Michelis 72 f. von der Religion der Insel erzählt: die Götter, rein geistiger Art, wohnen in Porstu (?Bulotu? Bataillon übersetzt Nacht des Gebetes), einem fernen Land oder in den Wolken und dieser Himmel heißt Epouri. Ueber verschiedene Nebengötter, welche über Krieg, Früchte u. s. w. gesetzt sind, steht ein Hauptgott, der zugleich noch einen reichen Hofstaat untergeordneter Geister hat. Diese letzteren können sich alle in Menschen verkörpern — sie sind also wohl selbst nur die Seelen Verstorbener — und solche von ihnen bewohnte Menschen gelten denn als Priester der Götter. Die Seelen der abgeschiedenen Könige haben dieselbe Macht — ein deutlicher Beweis, daß jene Geister ihnen gleich sind — und werden deshalb sehr gefürchtet. Aus den Tönen, welche er von sich gibt, erkennt der begeisterte Priester sofort, welcher Gott ihn beseelt; dann macht er die seltsamsten und anstößigsten Possen, trinkt viel Kawa u. s. w., bis der Gott ihn verläßt, da denn der Besessene so lange ausspeit, bis alles Heilige aus ihm entfernt ist. Die Opfer, die man bringt, bestehen meist in Früchten und Pflanzen und namentlich gern in Kawawurzeln.

Stimmt dies Alles genau zu Tonga, so haben die Rivainseln doch vieles, worin sie sich von Tonga unterscheiden und an Samoa anlehnen; vieles aber auch, worin sie sich selbständig sowohl von Samoa als von Tonga unterscheiden. Auch ihre Sprache scheint neben beiden selbständig zu stehen, wie die wenigen Sprachproben (auch die Worte bei Schouten) beweisen. Und so ist denn auch hier wohl die richtige Annahme die, daß diese Gruppe zur Zeit der

ersten Einwanderung der Polynesier oder nur wenig später ihre Einwohner bekommen hat, die dann ihr Wesen bis auf den heutigen Tag erhielten, nur daß einzelne Modificationen, aber wohl minder stark als in Tonga und Samoa auch hier eintraten. Sie sind also ein Zweig der westlichen Polynesier: aber ein durchaus selbständiger. Und fast dasselbe mag auch von Uwea gelten.

Es sind jetzt noch die Tokelau- und Ellicegruppen, sowie die Inseln westlich von ihnen zu besprechen; allein gerade diese machen besondere Schwierigkeiten. Wir halten sie alle von Tokelau bis zur Lord Howes-Gruppe für das Gebiet *eines* eng zusammengehörigen Stammes, der vielleicht näher mit dem westlichen Zweig Polynesiens verwandt ist, vielleicht aber und wahrscheinlich neben jenen westlichen und östlichen Völkern den dritten selbständigen Haupttheil Polynesiens ausmacht. Diese Behauptung wollen wir nun zu erweisen suchen. Zunächst sind für uns die Nachrichten, welche wir *Quiros* (1606) verdanken, von größter Wichtigkeit. Quiros oder der Admiral Torres, dessen Steuermann Quiros war, schleppte von Taumako vier Eingeborene gewaltsam fort, von denen drei wieder entkamen, einer aber, weil er auf Taumako selbst ein Gefangener war, blieb bei ihm und dieser erzählte ihm, was er über die Inseln um Taumako wußte. Diese Nachrichten (allg. Hist. d. R. 18, 531) sind unschätzbar und lange noch nicht in ihrer ganzen Bedeutung ausgenutzt. Der auf Taumako Gefangene nun kannte nicht nur Guaytopo, sondern auch eine Inselgruppe, welche mit Guaytopo eine Sprache rede und im Bündniß stehe, Taukalo; und wie man in Guaytopo Vaitupu sehen muß und gesehen hat, so kann Taukalo nichts anderes sein als Tokelau. Auch Tukopia kannte er und behauptete, daß auch diese Insel trotz ihrer schwarzen Eingeborenen (welcher Irrthum nicht gegen uns beweist; er kann von Quiros begangen worden sein) und ihrer verschiedenen Sprache mit dem Lande, woher die Eingeborenen stammten, im Bündniß stände. Mit diesem letzteren Lande kann dem Zusammenhange nach nur wiederum Taukalo oder Guaytopo gemeint sein. Der Gefangene selber stammte, wie Quiros berichtet, von der Insel Chikayna, und wer wollte in dieser Insel unser Sikayana verkennen? Mit letzterem hat nun Lord Howes Gruppe, welches die Sikayaner Leueneuwa nennen (*Cheyne* s. v. 180 f.), ganz dieselbe Sprache (eb. 186), steht also mit ihm in der nächsten Verwandtschaft — und so sehen wir durch jene Nach-

richten des Quiros plötzlich einen Zusammenhang dieser Inseln von Tokelau bis Leueneuwa. Aber auch Rotuma ist zuzuzählen: denn die Rotumaner kannten, als Dillon (2, 103) die Insel besuchte, Baitupu recht gut und fuhren oft zu dieser Insel hin, um weiße Muscheln dort zu verhandeln, wie Dillon auch Eingeborene von Baitupu und den Nivainseln auf Rotuma fand. Dazu kommt, daß die Bewohner von Rotuma denen von Tukopia ganz ähnlich beschrieben werden (Dillon 2, 96; 2, 138; d'Urville a V, 112). Da nun die Bewohner von Matema den Rotumanern und Tukopiern äußerlich ganz ähnlich sind (Tromelin bei Berghaus Annalen 3, 284), so müssen wir auch diese, wofür schon ihre geographische Lage aufs stärkste spricht, hierherrechnen. Auch im Namen haben die meisten dieser Inseln etwas Gemeinsames, nämlich die Vorsilbe tu oder tau: Tu-kopia, Tau-mako, Tau-kalo (To-kelau), Bai-tu-pu, Ro-tu-ma; doch mag man auch Tupua (melanesische Insel, südwestlich von Taumako) mit Bai-tupu und Ro-tuma mit Tauma-ko und Ma-tema vergleichen. Wie diese Namen aber zu deuten sind, müssen wir dahin gestellt sein lassen. Hale (172) trennt Toke-lau und übersetzt Seekühlte, so daß die Gruppe von dem herrschenden Wind den Namen hätte. Allein gewiß ist dies nicht richtig, so scharfsinnig Hale auch zu Werke geht. Sicher ist tau-kalo zu theilen, wie es auf Fidschilevu einen See Bai-kalo (Peterm. 1869, 2. Heft), d. h. Götterwasser, heiliger See gibt; und dies Wort kalo, kalu, welches im Fidschi Gott heißt, haben wir gewiß auch hier; es zeigt sich dann als uraltes Gemeingut beider Sprachen.

Durch das bisher Auseinandergesetzte wird eine Annahme unmöglich, welcher sowohl Hale als auch in ganz neuer Zeit Meinicke huldigt, daß nämlich die Tokelau- und Ellicinseln erst von Samoa bevölkert seien. Hier ist zunächst wichtig, daß der Ellicearchipel (Baitupu, Nukufetau, Funafuti, Nukulaelae, Nui, Nuitao, Nanomea — Gräffe Ausland 1867. 186 f. —, Nanomanga u. a. unbewohnte Inseln Meinicke Koner 18, 122) von den Tokelauinseln (Fakaafo, Nukunono, Oatafu, Pukapuka oder Gente Hermosa, und Danger; Olosenga gleich Solitaria und Swain, letzteres unbewohnt, Meinicke eb. 118 f.) nach Wilkes 5, 38—43 ihre Bewohner empfangen haben. Aber auch Wilkes (5, 6) stellt beide Gruppen

an Sprache und Lebensweiſe und Hale (150) auch nach der leiblichen Beſchaffenheit ihrer Bewohner am nächſten zu Samoa. Auch Grey und Bleek (2, 116) folgen derſelben Anſicht; und allerdings konnte ſich Hale's ſamoaniſcher Dollmetſcher auf Vaitupu leicht verſtändlichen. Hale (167) meint deshalb, die Bewohner dieſer Gruppen ſtammten aus Samoa und zwar, weil ihnen die Inſel Oloſenga in der öſtlichen (Manua-) Gruppe dieſes Archipels bekannt war, von dieſer Inſel Oloſenga. Allein dieſe letztere Annahme fällt zuſammen, wenn wir bedenken, daß von den Eingeborenen auch die Inſel Swain Oloſenga genannt wird (Grundemann bei Peterm. 1869, 44). Dieſe, welche ihnen viel näher lag und wohin ſie Fahrten unternahmen, kannten und nannten die Eingeborenen, nicht jene ſamoaniſche Inſel. Wie hätten ſie auch letztere kennen können und die übrigen viel größeren Inſeln Samoas nicht? Denn auf Fakaafo waren nur die Namen Fidſchi, Samoa und Tonga bekannt, nicht die einzelnen Inſeln und auf Vaitupu nicht einmal jene Namen (Hale 149 f.); von Verkehr war keine Rede. Meinicke nennt nun gar die Bewohner des Ellice-archipels, welche doch nach Wilkes erſt von den Tokelaus kamen, geradezu eine „ſamoaniſche Kolonie.“ Allerdings erfuhren die Miſſionäre von den Eingeborenen, daß vordem Einwanderer aus Samoa ſich in Vaitupu niedergelaſſen und von da über die andern Inſeln ſich verbreitet, daß ſeit der Zeit dieſer Einwanderung 17 Könige auf Vaitupu geherrſcht hätten. So hat man dieſe Einwanderung auf die Mitte des 16. Jahrhunderts berechnet und Meinicke (a. a. O.) macht mit vollem Recht auf die dieſer Einwanderung ganz gleichzeitige Bevölkerung des Gilbertarchipel aufmerkſam, welche von Samoa aus erfolgte und die wir oben (S. 44) beſprochen haben. Dazu kommt nun, daß auf Vaitupu von allen dieſen Koralleninſeln allein der in Polyneſien ſo gewöhnliche Baum Inocarpus edulis wächſt (Murray bei Meinicke eb.), daß Vaitupu das Schwein beſaß (Hale 166), welches in ganz Polyneſien ſo verbreitet iſt, dagegen im Ellice- und Tokelauarchipel ebenſowenig vorkommt als die gleichfalls durch den ganzen übrigen Ocean verbreiteten Hühner (Hale 153; Turner 528). Eine Einwanderung von Samoa aus nach Vaitupu iſt alſo ſicher anzunehmen, auch die angegebene Zeit vor 17 Königen — alſo etwa Mitte des 16. Jahrhunderts — nicht zu bezweifeln; allein damals waren die Inſeln ſchon bevölkert und die Samoaner, welche

auf Vaitupu neben den früheren Bewohnern der Inſel zurückgeblieben, trennten ſich nur von jenem großen Strom ab, der zu derſelben Zeit ſich in den Gilbertarchipel ergoß. Denn ganz abgeſehen von jener Behauptung Wilke's, der Ellicearchipel ſei von Tokelau aus bevölkert worden: erhielt durch jene Samoaner das Gebiet ſeine erſten Bewohner, wie kam es denn, daß der ſo nützliche Ifibaum (Inocarpus), an den alle Polyneſier ſo gewöhnt waren, daß ferner das Schwein auf die eine Inſel beſchränkt blieben? Das erklärt ſich aber ſehr wohl, wenn beides der Bevölkerung, welche ſchon lange die Inſel bewohnte, fremd und nur den Einwanderern angehörig war. Ganz unmöglich aber wird jene Annahme Meinicke's und der Miſſionäre durch die Nachrichten des Quiros. Quiros reiſte 1606 und fand alle Inſeln bis Taumako und Sikayana hin zahlreich bewohnt, fand überall Kunde von Vaitupu und Tokelau, ja die beſtimmte Nachricht, daß von Vaitupu die Bevölkerung dieſer Inſeln ſtamme. Und Vaitupu ſoll ſelbſt erſt vor 17 Königen — nicht Generationen, ſondern Königen — ſeine Bewohner von Samoa empfangen haben? Unmöglich. Der Zuſammenhang aller dieſer Inſeln um 1606 weiſt auf eine ſehr viel frühere Zeit ihrer Bevölkerung hin; die wir auch noch nicht erreichten, wenn wir für 17 Könige 17 Generationen, alſo etwa 500 Jahre annehmen wollten.

Und noch andere nicht minder gewichtige Gründe ſprechen gegen dieſe Abſtammung. Zunächſt der Name Tokelau. Allerdings bedeutet er in Tonga und Samoa (und ebenfalls in Fidſchi, wohin das Wort von Tonga oder Samoa kam) Oſtwind, Südoſtpaſſat; auf allen übrigen Gruppen Polyneſiens aber, auf Neuſeeland, Rarotonga, Tahiti, Hawaii und den Markeſas bedeutet es Nordwind (Hale s. v; 172). Letztere Bedeutung iſt, wie ihr Vorkommen in ſo ganz verſchiedenen Punkten des Ozeans beweiſt, die ältere. Nun iſt es in Polyneſien ganz gewöhnlich, daß der Wind nach den Inſeln benannt wird, woher er weht (vergl. Humboldt Kawiſpr. 2, 250, 72); ſo bedeutet auch Tokelau den Wind, der von den Tokelauinſeln weht, wie Tonga faſt überall Südwind, d. h. Wind von Tonga bedeutet. Läßt ſich nun dieſes nur von Samoa aus erklären — wie Hale 171 ganz richtig thut; und Schirren 102 hätte nicht widerſprechen ſollen, wenigſtens beweiſt was er daſelbſt anführt nichts gegen Hale: ſo führt auch jenes Tokelau in der Bedeutung Nordwind auf Samoa zurück, von welcher

Gruppe wie wir ſehen werden, die Polyneſier ausgingen, denn nur von Samoa aus liegt Tokelau nordwärts. Nur dann aber konnte der Nordwind nach dieſem Namen benannt ſein, wenn er ſchon in älteſter Zeit der Name jener Gruppe war: ſie war alſo ſchon benannt und alſo auch bewohnt in älteſter Zeit, denn von den Samoanern iſt der Gruppe der Name nicht beigelegt, dazu war ſie, wenn unbewohnt, zu entfernt und unbedeutend und jenes Tau- oder Tu- findet ſich bei allen den hierhergehörigen Inſeln wieder. Zur Zeit ferner, als die Neuſeeländer, Rarotonganer, Tahitier u. ſ. w. ſich von den Samoatonganern losttrennten, hieß der Nordwind noch allgemein Tokelau; ſpäter aber ging das Wort auf Samoa und Tonga in die Bedeutung Oſtwind über, aus Gründen, die wir nicht wiſſen. Die Tokelaugruppe (um wenigſtens eine Erklärung zu verſuchen, die nicht ganz unwahrſcheinlich iſt) war den Samoanern, welche ſie wohl in früheſter Zeit kannten, ſpäter aus dem Geſichtskreis geſchwunden; ſie hatten wenig Windbenennungen und die ſie hatten, ließen wegen des fortwährenden Verkehrs mit den Inſeln, deren Namen ſie trugen, keine andere Deutung zu; der Oſtpaſſat iſt der wichtigſte Wind in Samoa; nach Oſten lag keine Inſelgruppe und ſo übertrug man auf dieſen faſt ſtets wehenden Wind die Benennung, deren Deutung man nicht mehr klar fühlte. Hale's Ueberſetzung „Seekühlte" hilft nicht im mindeſten über unſere Schwierigkeit hinaus. Warum denn nannte man gerade den Oſtwind Seekühlte? kam der Süd- Weſt- und Nordwind nicht ebenſo gut von der See her? Wollte man dieſe Beſchränkung beim Paſſatwinde aber auch begreiflich finden: wie war es dann möglich, auf den übrigen Gruppen, namentlich auf Tahiti, Rarotonga und Nukuhiva, welche doch gleichfalls im Südoſtpaſſat liegen, oder auch auf Neuſeeland gerade den Nordwind Seewind zu nennen, da doch alle übrigen ebenſo ſehr und in Neuſeeland Oſt- und Weſtwind noch vielmehr Seewinde waren? — Auf Tukopia ferner hieß der Oſtwind, nicht wie ſonſt überall der Südwind, tonga (Gaimard bei d'Urville a V. 311; Vocabul. a Phil. 161 s. o. Hale 187). Doch läßt ſich hieraus kein ſicherer Schluß ziehen, da die Tonganer (Dillon 2, 112) feindliche Einfälle nach Tukopia machten und man dort alſo vielleicht erſt in Folge ſolcher Ereigniſſe unter tonga den Oſtwind, der die Tonganer brachte, anſtatt wie früher den Südwind verſtand.

Aber — und das iſt bei weitem wichtiger — auch die Sprache

beweiſt die Richtigkeit unſerer Behauptung, daß die Inſeln von Tokelau bis Lord Howe ſelbſtändig für ſich ſtehen. Sie hat nämlich in dieſem ganzen Gebiet ſo alterthümliche Formen erhalten, daß Hale auf Tokelau das Polyneſiſche in ſeiner älteſten Geſtalt zu ſehen glaubte; und wollte man ſagen, dies ſei die Folge der gänzlichen Abgeſchiedenheit dieſer Inſeln, ſo erklärt ſich daraus doch keineswegs die bedeutende Selbſtändigkeit des Wortſchatzes und noch weniger gar manche grammatiſche Abweichung vom Gemeinpolyneſiſchen. Zunächſt alſo finden wir auf allen dieſen Inſeln einen feſtern und reicheren Conſonantismus als auf den übrigen Gruppen, auf Tokelau und den Ellice-inſeln k l m n ng p s t f v h w; auf Tukopia außer dieſen noch r und wiewohl ſelten b; auf Sikayana und Leueneuwa ebenfalls, nur daß hier b häufiger als p iſt. Am reichſten iſt das Rotumaniſche, denn es hat s f h k (das zwiſchen zwei Vokalen ſchwindet) r l m n ng v w p t d und θ (welcher letztere Buchſtabe ſich wohl auch im, Sikayana findet und im Mikroneſiſchen häufig iſt) im Anlaut, Inlaut und Auslaut, ſowie ç (Hale) im Auslaut, das aber mit t verbunden auch im Anlaut und Inlaut vorkommt, während ſonſt die polyneſiſchen Sprachen alle Silben vokaliſch ſchließen. Auch Conſonantenverbindungen, im übrigen Polyneſiſch ſtreng vermieden, ſind gar nicht ſelten im Rotumaniſchen (kθ rl st tm ks ml ff nk nd ts ngh nm tp pn ks ngw) im Tukopia und Sikayana, während freilich im Vaitupu und Fakaafo ſich nichts der Art findet. Das Rotumaniſche, die ſelbſtändigſte dieſer Sprachen, hat auch einige Vokale mehr: ä neben a und ü neben u. Höchſt merkwürdig iſt es dann ferner, daß der Artikel (θa ta da) und das Pronomen demonſtrativum. ti nicht wie ſonſt in den mikro-, poly- und melaneſiſchen Sprachen vortreten, ſondern ſuffigiert werden, was in Mikroneſien mit einigen Präpoſitionen gleichfalls geſchieht. Näher eingehen können wir hier auf dieſe ſehr intereſſanten Sprachverhältniſſe nicht; doch wird, wenn wir noch hinzufügen, daß auch der Sprachſchatz aller dieſer Inſeln ein ziemlich ſelbſtändiger (am wenigſten auf Fakaafo und Vaitupu), freilich auch untereinander ſehr abweichender iſt, Niemand wird dann noch zweifeln, daß auch ſprachlich dieſe Inſeln als ſelbſtändiger Zweig des polyneſiſchen Stammes zu betrachten ſind. Am nächſten ſtehen ſie ſprachlich nicht zu Samoa ſondern zu Tonga. Wir ſtützen unſere Behauptungen auf Hale's Bemerkungen über das Rotumaniſche (468 f.), über die Mundart von

Vaitupu (S. 358 f.); auf Turners Sprachtafel; auf Philologie 161 bei d'Urville a; auf Cheyne's Vokabularien (182 f.); wobei wir kaum zu bemerken brauchen, daß wir Cheyne nur mit der nöthigen großen Vorſicht, aber auch Gaimard bei d'Urville nicht blindlings benutzt haben.

Man hat dieſe Selbſtändigkeit dieſer Inſeln auch anders erklären wollen. Da ſich allerdings z. B. im Rotumaniſchen einige mikroneſiſche Züge zu finden ſcheinen, ſo hat Michelis 52 an einen direkten Einfluß Mikroneſiens, ja in allem Ernſte daran gedacht, ob nicht vielleicht ein Theil der flüchtigen Marianer auf Rotuma ſich niedergelaſſen habe, wie er auch von einer alten Verbindung zwiſchen Rotuma, Wallis und Ponapi zu berichten weiß. Wenn aber wirklich — um nur einen Grund hiergegen anzuführen — Marianer nach Rotuma gelangt wären, ſo hätte von dieſem Ereigniß, welches zu Dillons Zeiten doch vor kaum 130 Jahren geſchehen war, ganz gewiß mehr als ein Bericht der Eingeborenen erzählt, welche ja viel kleinere Ereigniſſe viel länger feſthielten.

Auch mit den Fidſchiinſeln ſoll Rotuma in näherem Verhältniß geſtanden haben, ja Michelewa y Rojas (172) erwähnt eine Sage, der zu Folge Rotuma von Fidſchi aus bevölkert worden war. Wirklich ſtanden die Rotumaner mit den Fidſchiinſeln in Verbindung (Leſſon compl. zu Büffon 2, 366); wie ſich z. B. eine Schaar Rotumaner auf der kleinen Inſel Mutuata nördlich von Fanua levu im Fidſchiarchipel niedergelaſſen und mit den Eingeborenen derſelben vermiſcht hat (Erskine 241). Aehnlich macht Hale (186 f.) darauf aufmerkſam, daß eine kleine Inſel des Fidſchiarchipels Tikombia heiße und will aus dem Gleichklange dieſes Namens ſowie aus manchem der Fidſchiſprache angehörigen Worte, welches ſich im Tukopiſchen wieder findet, den Schluß machen, daß Tukopia vom Fidſchiarchipel und zwar eben von jener Inſel Tikombia aus bevölkert ſei. Gewiß nicht mit Recht: denn erſtlich finden ſich gleiche Eigennamen in Polyneſien häufig an ganz verſchiedenen Punkten wieder (wobei natürlich nicht an Uebertragungen wie Sawaii Hawaii zu denken iſt), zweitens frägt es ſich, ob nicht jener Gleichklang ein zufälliger iſt, wie denn z. B. der Name des bekannten Häuptlings Takombau auch anklingt; und jene Gemeinſamkeit des Sprachſtoffes beweiſt nichts für eine Einwanderung, da wir uns ſchon oben gezwungen ſahen, eine Urverwandſchaft des

Melaneſiſchen und Polyneſiſchen anzunehmen. Gerade aber weil das Tukopia vieles Alterthümliche ſelbſtändig bewahrt hat, zeigt es manche Gleichheit mehr mit dem melaneſiſchen Sprachſchatz; als das übrige Polyneſiſche. Uebrigens wäre es auch gar nicht zu verwundern, wenn die Inſulaner, welche Melaneſien ſo nahe wohnten, ganz direkt von ihren Nachbarn manches annahmen. — Sehr merkwürdig iſt die Angabe d'Urvilles (a V, 113), daß die Tukopier ihre melaneſiſchen Nachbarn im Weſten Fidſchi (d. h. Sonnenaufgang, Oſten) bezeichnen, wie die Tonganer. Wenn dieſe ganz vereinzelt ſtehende Notiz richtig iſt, ſo muß eben jene Bezeichnung, welche keineswegs die einzige für Melaneſien iſt, erſt auf neueren, vielleicht ſogar erſt auf europäiſchen Einflüßen beruhen. Beweiskraft hat ſie daher nicht. Auch der Erzählung jenes Sikayaners bei Quiros, daß die Tukopier ſchwarze kleine Menſchen mit beſonderer Sprache wären, meſſen wir kein Gewicht bei. Der Sikayaner, Quiros konnte ſich geirrt haben und jedenfalls ſind wir durch die Sprache u. ſ. w. genauer und anders unterrichtet.

Auch Samoa und Tonga hat man mit jenen Inſeln in näherer Verbindung geglaubt. Turner (360) erwähnt eine rotumaniſche Sage, welche im Gegenſatz zu jener Bevölkerung von Fidſchi aus die Inſel von Samoa bevölkert werden läßt: der Gott Raho und ſein Weib Iva wanderten von Samoa nach Rotuma, wohin Raho Erde aus Samoa mitbrachte. Aehnlich erzählt Virgin (2, 94), daß die Sikayaner nach einer Angabe des bekannten Miſſionärs Threlkeld von einem engliſchen Matroſen und einer Samoanerin abſtammten, welche gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts ſich dort niedergelaſſen hätten Dem aber widerſprechen andere Nachrichten: denn die Eingeborenen ſelbſt erzählten den Novarareiſenden, daß ſie erſt ſeit kürzerer Zeit und zwar von South-island, 130 Meilen von Weſten her auf Sikayana ausgeſetzt ſeien; durch Waler vielleicht, denen ſie dienten, vermuthet der Reiſebericht (Nov. 2, 438). Oder Cook (eb.) ſoll ſie eingeführt haben — lauter Sagen, denen das Beſtreben zu Grunde liegt, mit den Europäern (deren berühmteſter in der Südſee Cook iſt) in irgend welcher Beziehung, womöglich Verwandtſchaft zu ſtehen und welche durch den von Quiros gefangenen Sikayaner alle widerlegt werden. Ein Punkt nur verdient noch eine kurze Erwägung. Iſt vielleicht jenes South-island nur eine Ueberſetzung von Tonga, das ja Süden oder Südweſten bezeichnet? iſt durch

leicht der seltsame Zusatz veranlaßt, daß es westlich von Sikayana liege? Wir hätten dann eine Ueberlieferung, welche auch auf Tonga hinwiese, während sonst nur europäische Reisende diese Inseln wegen Aehnlichkeit der Bewohner, Sitte, Sprache zu Tonga zu stellen pflegen. Allerdings erzählten Dillon die Tukopier, daß vor langer Zeit Tonganer in 5 großen Doppelkähnen landend die Insel furchtbar verwüsteten (Dillon 2, 112) und Gaimard (d'Urville a V, 309) will Reste tonganischer Schiffe bei ihnen gesehen haben, wie sie ja auch den Osten Tonga nannten. Allein diese letzteren Beziehungen sind von wesentlich anderer Art als jene, auf welche uns das South-island der Novarareisenden führt.

Wie wollen wir nun aus diesem Labyrinth von Beziehungen Bahn finden? Wie die Rotumaner nach Fidschi und Vaitupu segelten, wie Tokelau auf Sikayana, dessen Entfernung etwa 26 Grad beträgt, bekannt war, so haben gewiß diese Inseln auch Beziehungen zu Samoa und Tonga gehabt und gewiß auch außer jenen feindlichen auch manche freundlichen Einflüsse von dort empfangen. Einen unmittelbaren Zusammenhang dürfen wir nicht annehmen, das verbietet Sprache und wie wir gleich sehen werden, Sitte; die vielfachen Aehnlichkeiten aber, welche nicht alle auf directer Einwirkung dieser Insel beruhen können, erklären sich leicht, da ja die Bewohner auch dieses Gebietes unter allen Polynesiern am nächsten mit Tonga und Samoa verwandt sind.

Fragen wir nun, wann und woher hat dieser Zweig der Polynesier sein jetziges Gebiet bevölkert, so ist es zwar unmöglich, hierauf eine ganz sichere Antwort zu geben, allein Vermuthungen können wir wagen, die wohl nicht allzuweit vom Ziel abirren. Die Bevölkerung dieses Gebietes ist entweder der älteste Theil der Polynesier, der gleich bei der Einwanderung den Tokelauarchipel besetzte und von da nach und nach zu den übrigen Inseln seines Gebietes gelangte. Hierfür spricht das, was der Sikayaner bei Quiros erzählt, wie auch der oder jener sagenhafte Zug. Die Verschiedenheit der Sprachen erklärt sich dann durch allmähliche Umbildung nach erfolgter Abtrennung. Die wunderbare Erscheinung, daß wir an dem ganzen Nordrand Melanesiens Inseln mit polynesischer Bevölkerung finden, könnte uns aber noch auf andere Gedanken bringen. Wie wenn wir hier den alten Weg bezeichnet sähen, auf welchem dereinst die Einwanderung der

Polyneſier erfolgte? Hale nimmt ganz richtig an, daß die Gegend von Dſchilolo das Thor geweſen ſei, von welchem aus die Bevölkerung des Ozeans einſtrömte. Der nächſt liegende Weg war dann ſicher der Nordrand Melaneſiens; und daß die Polyneſier ſich hier nicht feſtſetzten, hatte ſeinen Grund in der ſchwarzen Bevölkerung dieſer Gegenden, welche ſchon beſtand und gewiß feindſelig gegen die neuen Ankömmlinge auftrat. Dadurch wurden dieſe immer weiter gedrängt; allein auf wenigen kleinen Inſeln, welche ſie wahrſcheinlich unbewohnt vorfanden, erhielten ſich kleinere Theile der Einwanderer und geben uns ſo noch heute den Weg an, auf welchem die Polyneſier ihre neue Heimat erreichten und zunächſt nach Tonga und Samoa gelangten.

Möglich (und vielleicht ſogar wahrſcheinlich) iſt es auch, daß die Bevölkerung einzelner Inſeln (Rotuma, Tukopia, vielleicht Sikayana, Leueneuwa u. w.) erſt ſpäter, als der Oſten ſchon längſt bewohnt war, vielleicht zu gleicher Zeit als die Mikroneſier in ihr Gebiet ein wanderten, von der Urheimat auszog und ihre neue Heimat beſetzte. Dafür ſpricht vornehmlich die Sprache, welche in Tokelau und Vaitupu einfacher und wenn man ſo ſagen darf, polyneſiſcher iſt, als die von Rotuma. Doch bleibt die Verwandtſchaft dieſer Völker, die man, wie eben wieder die Sprache beweiſt, nicht für einen verſprengten und im Laufe der Zeit umgewandelten Zweig Mikroneſiens anſehen kann. Sie iſt zunächſt den polyneſiſchen Sprachen des weſtlichen Stammes verwandt, aber vielleicht in der Urheimat noch etwas weiter entwickelt und ſpäter eingewandert als ſie. Man bedenke hierbei, wie die malaiiſchen Sprachen im engeren Sinne, wie auch ſchon das Mikroneſiſche weitere Entwickelung zeigten, als das Polyneſiſche.

Wir wollen nun, um das Vorſtehende im Einzelnen zu beweiſen, einen möglichſt kurzen Ueberblick über das Leben und Sein der Bewohner dieſes Gebietes geben: wir führen nur das nöthige an, ohne bei Dingen, wo ſie mit den übrigen Polyneſiern übereinſtimmen, uns in Einzelheiten einzulaſſen. — Die Rotumaner haben (Dillon 2, 96, Wilſon 403, Erskine 241) die größte Aehnlichkeit mit den Tonganern, nur daß ihre Weiber minder ſchön und reinlich (Dillon eb.) und ſie alle von hellerer Farbe ſind (Wilſon eb.), kupferroth, mit langen ſchwarzen, lockig bis auf den Rücken hängenden Haaren (Tromelin bei Bergh. Annalen 3, 280). Ganz ebenſo, von heller Kupferfarbe, den Tonganern ähnlich, die Männer groß und ſchön

gewachſen, mit langem ſchlichtem Haar, ſtarkem aber geſchicktem Körper, die Weiber heller und kleiner als die Männer, aber immer noch außergewöhnlich groß und ſehr ſchön, mit kurzgeſchorenen Haaren, werden uns die Bewohner von Tukopia geſchildert (Dillon 2, 138 d'Urville a Zoologie 24; a V 112; 306 f. 314). Von Tukopia ſtammen nach ihren eigenen Ausſagen die Bewohner von Anuta, das Edwards (Reiſe d. Pandora 68) gut bebaut und bevölkert fand; ſie ſind den Tukopiern äußerlich ganz gleich (Dillon 2, 138). Auf Taumako fanden Quiros und Wilſon große wohlgebaute Menſchen mit krauſem Bart und Haar und lebhaftem Ausdruck (Allg. Hiſt. d. R. 18, 530; Wilſon 407). Beide nennen ihre Farbe kupfer- oder olivenbraun; ſie war alſo wohl dunkler als die der Tukopier und Rotumaner. Wenn dagegen Hale (195) ſagt, Quiros habe auf Taumako gelbe, ſchwarze und mulattiſche Bewohner geſehen, ſo irrt er, denn Quiros ſagt dies von ſeinem Südland des heiligen Geiſtes (a. a. O. 522). Dagegen erzählte ihm der Sikayaner, daß es in ſeiner Heimat einige Eingeborene gäbe, welche ſchwarz ſeien, aber rothe (d. h. gebeizte) und krauſe Haare hätten; andere von Rieſengröße. Er ſelbſt war, wie man nach Allem ſchließen muß, braun (eb. 531). Wirkliche Miſchung mit Melaneſiern haben die Sikayaner, wie ſchon aus ihrer Sprache und Leibesbeſchaffenheit hervorgeht, nicht erfahren. Jene Schwarzen waren alſo, wenn die Nachricht auf keinem Mißverſtändniß beruht, entweder ſolche einzelne dunkele Individuen, wie ſie allerwärts in Polyneſien vorkommen, oder zufällig auf der Inſel verweilende Melaneſier. Die Sikayaner heutzutage, welche nach Cheyne 63 hellkupferfarbig ſind, nennen die Novarareiſenden die ſchönſten Wilden, die ſie geſehen, ſtark, groß, lichtbraun, mit vorſpringenden Naſen, meiſt ſchlichtem, doch auch krauſem Haar, geringem Bart und ganz europäiſchen Geſichtern. Die Weiber waren zwar groß und kräftig, aber unſchön (Novara 433. 441, 443). Die Bewohner von Leueneuwa, welche auch Polack 2, 303 für Polyneſier hält, ſind nach Hunter (Mag. d. Reiſen 11, 128) ſtark, gut gebaut, von dunkler Kupferfarbe und faſt bartlos. Ihr ſchlichtes Haar trugen ſie, wie faſt alle die genannten Inſulaner, in einen Knoten am Hinterkopf aufgebunden, ihre leibliche Reinlichkeit war groß. Seltſam war ein künſtlicher Bart, den ſie zwiſchen Naſe und Mund befeſtigt hatten und der an den Enden der Faſern, aus

welchen er beſtand, eine Reihe Zähne trug. Sie hatten die Naſenflügel und den Naſenknorpel durchbohrt und trugen in der Oeffnung ein Blatt oder einen Knochen. Aber trotz dieſer melaneſiſchen Sitte ſind ſie nach allem anderen (ſie hatten z. B. 40′ lange Kähne mit Ausleger und dreieckigem Segel) reine Polyneſier. Nicht anders die Matemaner, welche (Tromelin bei Berghaus 3, 284) den Tukopiern und Rotumanern ähnlich von röthlicher Farbe und ſchlichtem Haar ſind. Die Eingeborenen der Tokelauinſeln waren zwar den Samoanern ähnlich aber heller, gelbkupferfarbig (Hale 153), trotzdem ſie auf niederen Inſeln und dem Aequator ſo nahe wohnen, während ſonſt die Bewohner niederer Inſeln z. B. in Paumotu dunkeler ſind. Meinicke zwar (bei Koner 18, 128) behauptet, ſie ſeien dunkeler; allein Hale iſt ſelbſt Augenzeuge und Meinicke's Behauptung auf den Ellicearchipel einzuſchränken. Sie ſind groß und wohlgebaut, allein ihr Bart und Haar iſt dünn, daher ſie häufig falſche Haare tragen (Hale 13). Dagegen ſind die Bewohner von Vaitupu dunkler, tiefbraun, den Neuſeeländern oder Hawaiern (eb. 162) an Farbe gleich; ihr Haar iſt dickbuſchig, lang und leicht gekräuſelt, wodurch ſie ſich alſo von den Bewohnern der Tokelauinſeln auffallend unterſcheiden. Noch auffallender ſind ihre Bärte, die bei ihnen voller ſind als irgendwo ſonſt in Polyneſien (Hale 13). Dagegen waren ihre Züge nie polyneſiſch, aber vom verſchiedenartigſten Ausdruck (Hale 153), ſo daß man ſchon deshalb, wie Hale ſelber thut, jeden Gedanken an melaneſiſchen Einfluß abweiſen muß, der durch die Sprache vollkommen widerlegt wird.

Die Angaben über die Bewohnerzahl der Tokelaugruppe ſchwanken: nach dem Nant. Magaz. (Peterm. 1861, 478 betrug ſie 560 Seelen, nach Turner (525) 600, nach Meinicke (a. a. 127) 800 und dieſe letzte Angabe, geſtützt auf die Berichte der dort thätigen Miſſionäre iſt wohl die zuverläſſigſte. Jene Auswanderung von 500 Fakaafern nach Uwea (1861) iſt dabei berückſichtigt. Reichlicher iſt trotz manchem Schweren, was ſie erlitten, die Ellicegruppe bevölkert, die Miſſionäre ſchätzen ſie auf 3500 Seelen (Einzelnheiten bei Meinicke a. a. O. 127; Gräffe im Ausland 1867, 1184). Von Vaitupu ſoll früher ein Theil der Jünglinge zur Auswanderung verpflichtet geweſen ſein (Gräffe eb. 1185), um Uebervölkerung zu verhüten. So hat Vaitupu viele Inſeln bevölkert, woraus ſich ſeine

übergeordnete Stellung und sein großer Ruf leicht erklärt, so wie vielleicht auch der Zusammenhang, in dem wir diese Inseln fanden. Tukopia hat 4—500 (d'Urville a V 119; Gaimard eb. Zool. 23; a V 306), Rotuma 5000 Seelen (Turner 360); auch Matema war gut bevölkert (Tromelin bei Berghaus 3, 280); Sikayana, welches Cheyne (63) noch von 171 Menschen bewohnt fand, ist jetzt namentlich durch eine Blatternepidemie sehr verödet (Novara 2, 241). Sonst ist von einem Schwinden der Bevölkerung dieses Gebietes nicht die Rede; die Kinder sind zahlreich (Gaimard a. a. O.) und die Kopfzahl nimmt verhältnißmäßig zu. Auf Tukopia wurden alle männlichen Kinder außer den beiden ältesten bei der Geburt getödtet, um Uebervölkerung zu vermeiden (Dillon 2, 134; 136). Die Krankheiten des Gebietes sind die gewöhnlichen polynesischen. Beschneidung herrscht auf Rotuma; sie wird im fünften Jahr vollzogen (Turner 360). Auch über die Kleidung ist nicht viel zu berichten; sie ist im wesentlichen und war es schon zu Zeiten des Quiros der polynesischen gleich. Merkwürdiger Weise durchbohren die Nanomeaner (Gräffe im Ausland 1867, 189) die Nase; die Haare wurden roth oder weiß gebeizt auf Rotuma (Wilson 409; Dillon 2, 96), Tukopia (d'Urville a V 304) und zu Quiros Zeiten auch auf Vaitupu (allg. Hist. d. Reisen 18, 531), vielleicht auch auf Sikayana. Aber ganz und gar von der polynesischen Art abweichend ist ihre Tattuirung. Auf den Tokelauinseln sind die Frauen ebenso tattuirt wie die Männer und zwar meist mit Dreiecken, deren Spitze nach unten stand: auf der Brust aber mit rohen Abbildungen von Schildkröten. Diese letzteren waren auf dem Ellicearchipel, wo sonst die Zeichnung aus verschiedenen Linienornamenten bestand, durch Tauben vertreten. Diese Muster bedeckten die Arme, die Seiten, den Körper vom Bauch bis zum Knie und den Rücken (Hale 161—65). Nach Gräffe (a. a. O. 1187) waren indeß die Männer auf Vaitupu, Nanomea und Niutao gar nicht, die Weiber nur an Achseln und Schamgegend tattuirt. Auf Rotuma trugen die Eingeborenen Bilder von Fischen und Vögeln oder kreisrunde Figuren eingeritzt, in welchen letzteren Wilson gewiß mit Unrecht Abbildungen der Himmelskörper sah (403; R. d. Pandora 68); dagegen trug man auf Tukopia nur Parallelstreifen über die Brust und Längsstreifen über den Rücken, in sehr eleganten Mustern

und nur einige wenige Bilder von Fiſchen im Geſicht (Gaimard bei d'Urville a Zool. 24; Quoy eb. V, 304; Sainson eb. 314). Man unterſchied beide Arten der Tattuirung, die von Tukopia und von Rotuma ähnlich wie bei uns die Moden (Gaimard eb. V, 312).

Die Bauten ſind hier meiſt ſchlechter als in Polyneſien; einzelnes (Hale 157; Gräffe a. a. O. 1186—90) erinnert an Mikroneſien. Jedes Dorf hat ſein Geiſterhaus auf einem freien Platz, dem Malae. Buhnenartige in die Lagune vorlaufende Waſſerbauten, an deren Ende ein kleines Haus ſtand, fand Hale zu Datafu (153) und Quiros auf einer Inſel, die zu Taumako gehörte, einen künſtlichen Berg, der mit Wällen befeſtigt, oben Häuſer trug, eine Feſtung (allg. Hiſt. d. R. 18, 520).

Die Nahrung, nirgends reichlich, iſt der Hauptſache nach wie in Polyneſien. Doch ſcheint das ganze Gebiet urſprünglich keine Hühner und Schweine gehabt zu haben, wie dieſe Thiere ja auch in Mikroneſien ſelten waren. Von den Tokelau- und Elliceinſeln haben wir dies ſchon oben gezeigt; auf Rotuma ſollten nach dem Gerede der Eingebornen Schweine ſein, doch ſah Wilſon (404) kein einziges und Dillon (2, 94) fand nur ganz friſch von einem Waler eingeführte, da alle Schweine welche die Inſel beſeſſen hätte, durch einen furchtbaren Sturm getödtet ſein ſollten: Hühner dagegen ſah er. Auf Tukopia aber fehlten beide Thiere; und (eb.) zwar wollten die Eingeborenen ſelbſt ſie getödtet haben, weil ſie den Pflanzungen ſehr geſchadet hätten (Dillon 2, 134; Quoy bei d'Urville a V 305). Auf Sikayana gab es zwar Hühner und Schweine, doch ſcheinen ſie auch hier nicht altes Beſitzthum geweſen zu ſein, denn die Eingeborenen eſſen ſie nie, ſondern halten ſie für Fremde (Nov. 2, 443). Der Sikayaner, ſo ruhmredig er dem Quiros die Lebensmittel ſeines Landes aufzählte, erwähnt der Schweine mit keinem Wort. Jetzt ſind natürlich dieſe Thiere überall eingeführt. Den Kawatrank kannte man auf Tukopia, doch ward er nur vom Prieſter gekoſtet und dann als Opfer weggegoſſen (Gaimard bei d' Urville 369). Dort kaut man auch Betel, was ſonſt im Gebiet nirgends vorkommt (Dillon 2, 138); auf Sikayana iſt jetzt der Tabak ſehr beliebt. Spirituoſa finden keinen Eingang (Cheyne 52).

Kähne (welche am beſten auf den Tokelau- und Elliceinſeln waren, meiſt gedoppelt, den ſamoaniſchen ähnlich; Hale 150), Seetüch-

(welche früher nach den größeren Fahrten früherer Zeit zu ſchließen viel bedeutender war) und techniſche Leiſtungen ſind im weſentlichen den polyneſiſchen gleich. Auf Tokelau hatte man einen ſehr ingeniöſen Bohrer (Hale 159); auf Tukopia (Dillon) Meſſer und Waffen aus Holz mit Haifiſchzähnen beſetzt und dadurch ſo ſcharf, daß man ſich mit ihnen raſierte; auf Taumako machte man aus der Schale der vielgeſuchten Perlenmuſchel „Löffel und Teller" (Quiros allg. Hiſt. d. R. 18, 531). Im Handel ſind ſie eifrig und haben ſich trotz ihres nicht allzu häufigen Verkehrs mit Europäern ſtets als regſame und geſchickte Geſchäftsleute gezeigt, was man namentlich von den Sikayanern rühmt (Cheyne 53). Sie hatten ſchon zu Quiros Zeiten genaue Kunde des Ozeans und ſeiner Inſeln auf ziemlich weite Entfernung hin, deſſen Bild ſie aufzeichnen konnten. Das Jahr kannten ſie und theilten es in zwei Hälften zu je ſechs Monaten (Hale 169), den Horizont theilten ſie in vier verſchieden benannte Himmelsgegenden (Gaimard a. a. O. 311).

Wenn nun auch dieſe Inſulaner dem Charakter nach reine Polyneſier ſind, ſo iſt doch ihr Leben ſittenrein und einfach. Als ein Tukopier gefragt wurde, wie den Schlechten im Jenſeits vergolten würde: es gibt unter uns keine Schlechten, antwortete er (Gaimard bei d'Urville a V I, 310) und allerdings herrſcht auf der Inſel eine anſtändige kindliche Reinheit und Heiterkeit (Dillon 2, 132. Sainson bei d'Urville a V I, 314). Doch ſcheinen die Vaituper den ſcharfen Verſtand der Tonganer bei all ihrer Heiterkeit zu beſitzen (Wilſon 404). Auch in neuerer Zeit iſt man von dieſem Lobe nicht zurück gekommen (Gräffe im Ausl. 1867, 1185 f., Meinicke Koner 18, 130 f.).

Krieg wurde wohl nur auf Rotuma, doch auch hier weder häufig noch blutig (Dillon 2, 95) und auf Taumako geführt (Quiros a. a. O. 522), die übrigen Inſeln waren ſo friedlich, daß man in Tokelau nur angeſpülte Waffen kannte, welche man unter dem Namen Kriegsholz im Tempel aufbewahrte (Hale 158; vergl. 152; Dillon 2, 135 über Tukopia, Tromelin bei Bergh. 3, 284 von Matema). Bogen und Pfeile waren auf Taumako (Quiros 521) und Matema im Gebrauch, vielleicht in Folge melaneſiſchen Einfluſſes.

Polygamie herrſchte überall, auf Tukopia (Dillon 2, 135), auf Tokelau (Turner 527) wie im Ellicearchipel, welchem letzteren die Miſſionäre, indem ſie dieſelbe zu raſch verboten, mehr ſchadeten wie nützten. Die verheiratheten Weiber mußten durchaus ſtreng leben, denn

Ehebruch wurde sofort mit dem Tode bestraft (Rotuma Dillon 2, 96; Tukop. 136); auch Wittwen durften auf Rotuma nicht wieder heirathen, vielmehr scheeren sie, zum Zeichen beständiger Trauer, den Kopf kahl und färben die Haut schwarz (Michel. y Rojas 170). Während nun das weibliche Geschlecht auf Tokelau und Sikayana sehr streng sich zurückzog (Hale 152, 158; Novara 2, 442), so waren auf Rotuma und Tukopia die Mädchen ganz frei mit ihren Gunstbezeugungen (Dillon 2, 95; 136), welche sie auch, auf Rotuma wenigstens, den Europäern reichlich zu Theil werden ließen. Allein ob früher nicht auch hier strengere Sitten geherrscht haben? Die Pandora (67) wurde bei ihrem Verweilen bei der Insel von keiner einzigen Rotumanerin besucht und wenn wir solche Schamlosigkeiten lesen, wie sie Tromelin (Berghaus 1, 100) von seinen jungen Leuten als erheiternde Anekdote erzählt, so liegt der Gedanke nahe, daß die Prostitution, welche freilich Dillon 2, 96 auf Rotuma vorfand, in diese Gegenden erst durch die Europäer eingeführt ist. Die Sittlichkeit wenigstens ist durch sie nicht gefördert. Auf Rotuma wurde die Ehe entweder ohne weitere Berücksichtigung der Eltern nur nach der Neigung eines Paares geschlossen; oder der Vater verheirathet, selbst wider ihren Willen, die Tochter; oder der Häuptling bestimmt die Ehe, dessen Willen durchaus entscheidend ist. Auch kennt man daselbst zeitweilige Ehen, welche man hauptsächlich mit Fremden schließt, doch nur gegen Erlegung von bestimmten Geschenken (Michel y Rojas 166). Sonderbar sind die Eheceremonien auf Tukopia. Der Mann fragt zunächst bei dem Mädchen, das er heirathen möchte, an: erhält er von der Geliebten und ihren Eltern bejahende Antwort, so läßt er seine zukünftige Frau Nachts von mehreren seiner Freunde wie mit Gewalt entführen. Dann sendet er der Familie der Frau Geschenke von Matten und Lebensmitteln und lädt sie zu einem zweitägigen Fest in sein Haus ein. Bei der Geburt eines Kindes bringen alle Weiber aus der Verwandtschaft des Mannes und der Frau Geschenke für die Wöchnerin (Dillon 2, 136); nach Gaimard (bei d'Urville a V 306 f.), jedoch nur bei der Geburt eines Knaben, obwohl von diesen nur die beiden ältesten leben bleiben durften. Daher gibt es denn eine viel größere Menge von Weibern als von Männern im Lande und dies mag wohl der Grund sein, weshalb die Weiber außerordentlich eifersüchtig auf einander sind. Glaubt sich eine zurückgesetzt,

ſo ſpringt ſie von einem hohen Baum herab oder hängt ſich auf; und derartiger Selbſtmord kommt nach Dillon 2, 135 gar häufig vor. — Wer eine Ehe ſchließen will, theilt dies dem Häuptling mit, der ſeine Zuſtimmung gibt, dafür aber einen Korb Früchte erhält (Gaim. bei d'Urv. a V, 309). Die Frauen werden nicht ſchlecht gehalten; doch hatten ſie auf Tukopia mehr Arbeit als die Männer, deren Hauptbeſchäftigung hier der Kahnbau war (Gaim. eb. 310). Ihr Zeitvertreib beſteht in Tänzen und Geſängen; auf Fakaafo iſt die Rattenjagd, die wir auf Tonga genauer kennen lernen werden, ein Spiel der Knaben (Turner 517). Auch gewiſſe Formen des Lebens haben ſie: wenigſtens war die Audienz, welche d'Urville bei den Fürſten von Tukopia hatte, nicht ohne Würde und Feierlichkeit (Sainson bei d'Urville a V 313). Auch die in Polyneſien ſo verbreitete Sitte, den Fremden ein Freundſchaftsbündniß anzubieten, fand Gräffe im Ellicearchipel (Ausl. 1867, 1189).

Von den Tokelauinſeln hat jede einzelne ihren Häuptling, der aber wieder einem andern größeren Häuptling unterworfen iſt. Dieſer, der Tuitokelau, hat ſeinen Sitz auf Fakaafo (Hale 152 f.; 167) und iſt zugleich hoher Prieſter. Nur drei Familien haben das Recht, ihn zu wählen (Turner 526), eine durchaus dieſen Inſeln angehörige merkwürdige Einrichtung, welche im übrigen Polyneſien nicht ihres Gleichen hat, worauf auch Meinicke (Koner 18, 129) mit Recht hinweiſt. Ganz ebenſo iſt die Verfaſſung auf der Ellicegruppe. Denn auch auf Vaitupu lebte ein alter Häuptling, der ſich zugleich als Gott der Inſel vorſtellte (Hale 167) und ſowohl auf Nukufetau wie auf Nuitao heißt der erſte Häuptling, deſſen Einfluß freilich nicht groß iſt, da er nur bei Schwankungen der Majorität die Entſcheidung gibt, Tui (Gräffe Ausl. 1867, 1187). — Aehnlich iſt die Verfaſſung von Rotuma. Dort ſind 6 (nach Michel y Rojas 173 ſogar 12) Bezirke, deren jeder einen Häuptling hat. Alle 6 Monate kommen dieſe zuſammen, um die Staatsangelegenheiten zu beſprechen und einen Oberhäuptling auf die folgenden 6 Monate zu wählen, die in ihren Verſammlungen das Präſidium hat. Bisweilen behält dieſer ſein Amt auch noch die nächſten 6 Monate; will er es aber noch länger behalten, ſo ſetzen ihn die anderen Häuptlinge gewaltſam ab (Dillon 2, 95). Dieſe Verſammlungen richten und ſchlichten auch die Streitigkeiten der Inſel, welche man vor ſie bringt (eb.).

Häuptlinge gab es auch auf der Matemagruppe für jede einzelne Insel (Tromelin a. a. O. 2, 285; 1, 105) und hier wie überall zeichneten sie sich durch den Besitz größerer Bildung, namentlich größerer geographischer Kenntnisse aus. Gleichfalls eine hervorragende Persönlichkeit war der Häuptling von Taumako, den Quiros schildert. Er hatte den Titel tamay (530), wobei man an das mikronesische tamol denkt und es scheint, als ob auch hier noch ein ganz besonders angesehener Oberhäuptling gewesen sei, der den Titel Taliquen (?) führte (Quiros 521). Sikayana ist wie der Tokelauarchipel ein Wahlreich: stirbt der Häuptling, so wählt man den ältesten Mann der Insel in seine Stellung (Novara 2, 444).

Auf Tukopia hat ein oberster Häuptling die höchste Gewalt, der von anderen untergeordneten, welche ihm als Magistrate dienen, unterstützt wird (Dillon 2, 135). Es sind im ganzen 4 solcher Fürsten, deren erster Ariki Tabu, d. h. heiliger Häuptling genannt wird. Ihm ist der erste der vier Districte, in welche die Insel zerfällt, untergeben und sein Titel ist Kafeka, sein District heißt Lavenha. Der zweite an Macht ist der Tafua, Beherrscher des Bezirkes Namo; der dritte Fan-harere, im Bezirk Uto, der vierte, Oberherr von Fäa, heißt, mit seltsamen Anklang an jene Inseln, Taumako. Ihre Macht ist ziemlich gleich: doch haben sie diese Reihenfolge des Ranges. Auch mit der Religion stehen sie im nahen Zusammenhang: der Hohepriester, der Taura-dua ist dem ersten Chef beigeordnet, gleichsam als erster Minister; er allein hat religiöse Bedeutung: denn die drei anderen Priester der Insel sind dem Taura-dua untergeordnet und dürfen bei den heiligen Handlungen, wobei sie nur die Ceremonien ausführen, nie reden. Auch bestimmte Götter sind mit diesen Häuptlingen in engster Verbindung: so mit dem Lafeka, der von jedem Fischfang Abgaben bekommt (d'Urville a V 119), ein Gott in Fischgestalt; Taumakos Gott ist die Muräne, die zugleich als Gott des Meeres gilt; der Gott des Himmels ist zugleich der Gott des Fanharere und die Fledermaus der des Tafua (Gaimard bei d'Urville a V 306 f.). Auch diese eigenthümliche Verfassung ist ganz und gar nicht polynesisch: wohl aber erinnert sie an Mikronesien und zwar an die Verfassung der Insel Ponapi, welche wir S. 118 geschildert haben. Merkwürdig ist es, daß die Fürsten hier wie die Männer aus dem Volke tattuirt waren (Gaim. a V 310).

Stirbt einer jener vier Würdenträger, so folgt ihnen sein Sohn in der Würde nach, hat er aber keinen oder ist derselbe zu jung, sein Bruder (eb. 311). Wie das Verhältniß des Volkes zu diesen Fürsten ist, wird uns nicht direct gesagt, doch läßt es sich erschließen. Gaimard berichtet (311), daß auf Tukopia Niemand einen der Fürsten mit einer Bitte anginge, ohne die Erde zu küssen. Ueberall sind die Fürsten zugleich im engsten Verkehr mit den Göttern und der oberste Häuptling Tukopias heißt geradezu Ariki tabu. Es scheinen also hier dieselben Verhältnisse zu herrschen, wie im übrigen Ocean, nur minder schroff wie im eigentlichen Polynesien, wofür auch die gleiche Tattuirung der Häuptlinge und des Volkes spricht; der mittlere Stand aber zwischen Adel und Volk scheint zu fehlen, was begreiflich ist, da das Volk selbst eine nicht sklavische Stellung hatte. Doch gab es wenigstens in früheren Zeiten auch noch Sklaven, Kriegsgefangene (Quiros 522).

Ueber die Rechtsverhältnisse ist wenig zu sagen. Auf Tukopia wird der Diebstahl dadurch bestraft, daß, wenn der Dieb gefangen wird, sein ganzes Vermögen dem Bestohlenen zufällt. Diese bestimmte Nachricht Dillons (2, 135) ist wohl genauer als der Bericht Gaimards (bei d'Urville a V 308), daß dies Verbrechen nur durch mündlichen Tadel gestraft werde, der aber oft so stark wirke, daß der Verbrecher wegziehe. Nach demselben Berichterstatter sollen auch die Streitigkeiten, die etwa vorfallen, durch den Hinweis auf die Strafe der Götter geschlichtet werden (eb. 309). Richter sind überall die Häuptlinge (Dillon 2, 135).

Auch in der Religion sind diese Inseln selbständig genug. Freilich erscheint das nach Meinicke, welcher nur rein polynesische Verhältnisse auch auf diesen Inseln schildert (Koner 18, 129 f.) nicht so, allein eine genauere Betrachtung des Einzelnen wird unsere nächste Behauptung erweisen. Allerdings ist es richtig, daß der Hauptgott Polynesiens Tangaloa auch auf den Tokelau- und Ellicеinseln die Hauptgottheit ist (Gräffe a. a. O. 1188, Hale 156). Auf Nukunono nannte man ihn i lunga i te langi (Hale 156) d. h. den oben im Himmel; auf Vaitupu durfte man seinen Namen nicht aussprechen, weil er zu heilig sei (eb.). Neben diesem Hauptgott gab es verschiedene Nebengötter: zunächst auf Nukunono Fakaafo und wohl auch Datafu den Tui Tokelau d. h. Herr von Tokelau, auf Nukunono dann ferner den Gott Debolo, dessen Name, sicher erst

durch christlichen Einfluß, aus διάβολος entstanden (Hale eb.), wahrscheinlich eine dritte einheimische Gottheit bezeichnete. Der Gott von Vaitupu hieß Foilape, welcher Name an mikronesische Götter wie Enga-lap, Eliu-lap erinnert. Der Tui-Tokelau wurde in Gestalt eines Steines verehrt, welcher mit Matten umgeben und so heilig war, daß ihn nur der König sehen durfte und auch dieser nur einmal im Jahre, wenn er mit neuen Matten umkleidet wurde (Turner 527). Dies 10′ hohe Steinidol stand an der Front des Tempels und hatte, als Hale es sah, durch die massenhafte Mattenumwickelung 10′ im Umfang (Hale 158; Turner 527). Auf allen Inseln hat der Gott sein Haus. Im Mai wird ihm auf Fakaafo ein großes Fest gefeiert und zwar den ganzen Monat hindurch, während dessen im Tempel Tag und Nacht ein Feuer brennt. Allein auch nur zu dieser Zeit darf Nachts Feuer angezündet werden, nie in der nicht festlichen Zeit, es sei denn zum Fischfang, für eine Wöchnerin und zum Kochen, denn das Feuer ist den Göttern heilig und die Nacht ihnen feindlich. Es stammt aus der Unterwelt und war im Besitz von Mafuike, einem alten Weibe, welchem es Talanga entriß (Turner 528) — ein Mythos, der mit denselben Namen nur ausgeführter in Samoa und auch sonst in Polynesien und Mikronesien lebt (S. 137). Der Tui-Tokelau war es auch, welcher Krankheiten schickte, daher denn Kranke sofort jenes Steinidol am Tempel mit neuen Matten bekleiden lassen, um durch dies (nicht geringe) Opfer den Gott zu beschwichtigen (Turner 530). Ein anderer Gott ist der Gott des Meeres, und von diesem haben wir die älteste Kunde. Denn der gefangene Sikayaner erzählte dem Quiros (a. a. O. 532), daß ihnen ein Gott die Ankunft einer fernen Nation vorausgesagt hätte, welche die Eingeborenen berauben und tödten würde. Daher erklärt sich der sonderbare Gebrauch auf den Tokelauinseln, daß die Bewohner, wenn ein Schiff kam, erst den König fragten, ob sie zu seinem Empfang gehen sollten. Gab er die Erlaubniß, so ging er selbst mit bis zum Strande, wo er betend verharrte (Turner 529). Schon deshalb hielt man überall die Weißen für Götter. Die Oatafer glaubten, Hale's Schiff käme vom Himmel und kehrten dahin zurück, daher gaben sie alle Antworten, wenn man sie fragte, singend, daher empfingen sie die Fremden mit feierlichen Tänzen, um die Gottheiten nicht zu erzürnen (Hale 151 f.). Aehnlich machten es die Bewohner von Taumako (Wilson 404,

vergl. Quiros 521). Und ganz derselbe Glaube, wie zu Sikayana, herrschte noch im Anfang dieses Jahrhunderts auf Tukopia (Dillon 2, 133). Natürlich mußte er bei genauerer Bekanntschaft mit den Europäern schwinden: durch die Ankunft der Europäer aber kann er nicht entstanden sein, da ihn Quiros und Schouten schon ausgebildet vorfanden.

Auch an eine seltsame Sage Rotuma's mag hier erinnert werden, welche diese Insel mit Tonga theilt. Dort, in Tonga, heißt es bei Mariner 1, 323—6, lebten zwei ungeheure Riesen, die bei einer Hungersnoth, welche die Götter zur Strafe ihres Uebermuthes gesendet hatten, auswanderten und zwar durchs Meer, das ihnen an den tiefsten Stellen nur bis zur Hüfte ging. Als ihnen Rotuma in Sicht kam, erschlug der eine den anderen, damit es ihm selber nicht an Nahrung fehle, und legte sich dann, als es Abend war, zum Schlafen nieder, mit den Beinen auf Fotuna, mit dem Kopf auf Rotuma gestützt. Sein Schnarchen verursachte auf beiden Inseln Erdbeben; daher beschlossen die erschreckten Rotumaner, ihn zu tödten. Auf ein Zeichen schlagen ihn alle Männer mit dem Beil, der Riese fährt schreiend auf und steht nun auf Rotuma, allein er wankt, fällt betäubt nieder und zwar, während die Beine auf der Insel hängen bleiben, mit dem Kopf ins Meer, so daß er stirbt. Seine Knochen, nach Mariner große Fischknochen, wurden zu Mariners Zeiten noch gezeigt, und kam Jemand von Rotuma nach Tonga, was indeß nicht oft geschah, so war die erste Frage nach den Knochen jenes Riesen, ob man sie gesehen. Und wie dieser Riese von Tonga kam, so wanderte in jenem oben erwähnten Mythos der Gott Raho nach Rotuma von Samoa ein.

Merkwürdig ist es ferner, daß es auf der Insel vier den Göttern heilige Orte giebt, an deren jedem einmal im Jahre ein Fest von einem Tage gefeiert wird. Jeder dieser Orte hatte also wohl seinen besonderen Gott. Auch auf Tukopia hatte jeder der vier Districte sein Geisterhaus, in welchem der Gott der Gegend wohnte. Diese vier Gottheiten waren gewiß jene mit den vier Fürsten der Insel so eng verbundenen Götter, wozu der Umstand paßt, daß der Name des ersten dieser Häuptlinge Arikitabu als Göttername auf den Gilbertinseln und den westlichen Karolinen sich wiederfindet: Tabu-eriki und Erigi-regers, (S. 137). Auch jeder Einzelne

hatte ſeinen beſonderen Gott, einen Fiſch oder ſonſt ein Thier (Quoy eb. 305), dem er bei jeder Mahlzeit etwas opferte (Gaimard eb. 301). Bei Sturm und Gewitter, wovor man ſich ſehr fürchtet, flieht alles in das Geiſterhaus und bringt dem oberſten der Geiſter, deſſen Zorn das Unwetter verurſacht, und der während der Dauer deſſelben auf dem höchſten Punkt der Inſel verweilt, ein Opfer von Taro, Kokosnüſſen, Kawawurzeln u. dergl., bis der Gott verſöhnt zurückkehrt und das Unwetter aufhört (Dillon 2, 136 f.). Auf Sikayana glaubte man an einen „Teufel" Terva, der Nachts ſich zeige und Tags unſichtbar mit den Menſchen verkehre; man könne durch ihn hindurchgehen wie durch unfühlbare Luft (Quiros 532), was an die Schilderung des Paradieſes der Tonganer (Mar. 2, 107—9) erinnert, da auch dies aus unfühlbaren Stoffen beſtand.

Der erſte Menſch entſtand zu Fakaafo (wie auf den Marianen) aus einem Stein und machte ſein Weib aus einer ſeiner Rippen (daher Rippe und Weib ivi heißen. So erzählt Turner 523, 526); der letzte Theil dieſes Mythos aber beruht ganz ſicher auf dem Einfluß, den Umdeutungen der Miſſionäre, welche durch den Doppelſinn des Wortes ivi und ſeinen Gleichklang mit Eva den hebräiſchen Mythus an dieſen polyneſiſchen anfügten.

Alle dieſe Inſulaner glaubten an eine Fortexiſtenz der Seelen. Auf den Tokelaus wurden ſie Sterne, wenn feindſelige Götter ſie ſich nicht dienſtbar machten. Dieſe letzteren wandelten Nachts umher — weshalb man außer in heiliger Feſtzeit mächtigerer Gottheiten Nachts kein Feuer anzünden durfte — und lauern an beſtimmten Plätzen auf die Menſchen; daher Nachts an dieſe Plätze kein Eingeborener zu bringen iſt, denn ſonſt mußte ſeine Seele jenen Geiſtern ewig dienen (Turner 529). In gleicher Weiſe ſind dieſe auch den Seelen der Abgeſchiedenen gefährlich, mit denen ſie alſo auf keine Weiſe zu identificiren ſind. Den Sternengeiſtern nun, den Seelen der Todten, dient der Mond zur Speiſe; man glaubt, daß ſie ihn verzehren, wenn er abnimmt; eine Mondfinſterniß, durch welche die Speiſe der Abgeſchiedenen gefährdet wird, iſt alſo ein großes Unglück, welches man gleich bei ſeinem Beginn durch ein großes Opfer von Kokosnüſſen zu verhüten ſucht. Uebrigens gehen viele Seelen auch in den Mond ſelbſt, namentlich die der Häuptlinge: der Mann im Mond iſt ein ſolcher abgeſchiedener Geiſt (Turner 529—31). Auch glaubt man

ferner, daß die Weißen Götter oder Götterboten ſeien, welche die Seelen hinwegführten: und Weiße mit kurzgeſchorenen Haaren hielten ſie für ſolche Seelen ſelbſt (Turner 529): wohl, weil es allgemeine Sitte war bei der Trauer um einen Todten ſich das Haar zu ſcheeren, oder weil man in dem Haar eines Menſchen ein ganz beſonderes Zeichen ſeiner Lebenskraft ſah. Auf Rotuma glaubte man, der Geiſt eines Sterbenden gehe in einen andern der Lebenden über (Turner 360). Auf Tukopia glaubte man nach Gaimard, (bei d'Urville a V 310), daß die Seelen alle in den Himmel gingen um dort ewig zu leben: nach Dillon 2, 136 bleiben ſie im Geiſterhaus und haben, wenn hier nicht ein Irrthum des Berichterſtatters mit unterläuft, einen mächtigſten Geiſt an ihrer Spitze, denſelben, der im Zorn Unwetter ſchickt. Ihnen opfern die Häuptlinge Früchte mit ſeltſamen Ceremonien und tragen dieſe Früchte dann in ihr eigenes Haus (Gaimard a. a. O. 307), um ſie zu eſſen.

Es iſt bekannt, daß in Mikro- und faſt noch mehr in Polyneſien der Cult der Abgeſchiedenen die alten Götter faſt ganz verdrängt hat. Allein dieſe Seelen- und Ahnenverehrung ſcheint auf den Inſeln unſeres Gebietes noch nicht durchgedrungen zu ſein. Freilich wurden die Verſtorbenen zu Geiſtern oder Halbgöttern, und auf Nanomea verehrte und ſalbte man ihre Schädel (Gräffe Ausl. 1867, 1189); allein noch galten überall andere Gottheiten und es iſt kein Grund, den Tui-tokelau, den Arikitabu u. ſ. w. für vergötterte Menſchen zu halten. Vielmehr umgekehrt: Niemand war würdiger mit dem Gott zu verkehren, als der höchſte Fürſt; dieſer vertrat den Gott, in ihn ſenkte ſich der Gott herab. Wir ſehen alſo die Inſulaner dieſes Gebietes auf einer älteren Stufe ſtehen als Mikro- und Polyneſien. Denn bei ihnen vertreten die Fürſten noch die Götter, ſie ſind noch nicht ſelbſt zu Göttern geworden, ſondern nur ſo weit göttlich, als ſich der Gott auf ſie herabſenkt. Weil der Gott dies nur auf die Fürſten thut, ſo ſind die Fürſten nachher überall ſelber zu Göttern geworden: hier aber ſind ſie es noch nicht. Denn einmal wird uns nichts von jener übermäßigen Verehrung, wie ſie in Polyneſien Sitte war, berichtet, ſodann werden die Seelen ſelbſt hier viel weniger verehrt und gefürchtet. Man ſieht deutlich, ſie haben noch nicht die ausgedehnte Macht. Iſt dies aber richtig, ſo *iſt es nicht* ohne Bedeutung für die Geſchichte dieſer Inſulaner, ſie

müſſen dann in ſehr früher Zeit ſelbſtändig geworden ſein, und zwar ſtehen ſie Mikroneſien eben ſo ſelbſtändig gegenüber, wie Polyneſien. Ueber Tempel, Opfer, Prieſter, welche oft auch Aerzte ſind, iſt ſchon zur Genüge geredet. Auch kannten die Bewohner dieſer Inſeln das Tabu der Polyneſier, wenn es bei ihnen auch nicht in polyneſiſcher Ausdehnung galt. Die Tempel auf Tokelau durften nicht betreten werden (Hale 157); der erſte Häuptling von Tukopia hieß Arikitabu, in Nukunono (Hale 167) der Prieſter Fakatabu d. h. Vollzieher des Heiligen. Und ob es nicht auch eine Art Tabu war, welches Trauernde auf Sikayana von allem Handel und Verkehr fern hielt (Nov. 2, 444)? Gräffe (Ausl. 1867, 1189) beſchreibt feierliche Ceremonien, welche man in Nanomea anwendete, um Fremde für den Beſuch der Inſel einzuweihen. Auch dieſe ſcheinen weiter nichts zu bezwecken, als ein Tabu aufzuheben, was wahrſcheinlich auf den Fremden lag, da man dieſe als Götter anſah. Dieſe Ceremonien erinnern lebhaft an die, welche auf Cap (oben S. 147) zur Aufhebung des Tabus dienten. Tabubruch erregt, wie im weſtlichen Polyneſien überhaupt, Krankheit: ſtirbt Jemand, ſo fragen die Verwandten den Prieſter nach der Urſache und dieſer gibt dann, nachdem er den Gott befragt und indem er ſeine Stimme in die des Gottes verſtellt, irgend einen Tabubruch als Grund der Krankheit an (Turner 530).

Sie haben allerhand Mittel, Krankheiten zu heilen. Auf den Tokelaus beſtreicht man Kranke mit Oel, wärmt oder kühlt ſie, je nachdem (eb.) es Noth ſcheint. Daſſelbe Mittel, Einreiben mit Kokosöl, galt auch zu Tukopia und wurde dort von einem berufsmäßigen Arzte angewendet (Gaimard bei d'Urville a V 310). Sehr merkwürdig iſt das Verfahren, welches die Bewohner dieſer Inſel in Anwendung bringen, um eine epidemiſche Krankheit aufhören zu machen: die älteſten Söhne der vier erſten Häuptlinge, alſo die vier vornehmſten Jünglinge, tragen eine kleine blumengeſchmückte Pirogue durch die ganze Inſel, lärmend gefolgt von der geſammten Bevölkerung. Von Fäa geht der Zug aus, dorthin kehrt er zurück, um bei ſeiner Ankunft daſelbſt die Pirogue ins Meer weit hinauszuſtoßen (eb. 311) — und mit ihr ohne Zweifel alles Unheil. So geſchah es, als nach Dillon's Beſuch eine Huſtenepidemie ausbrach (eb.).

Stirbt nun einer, ſo kommen alle Freunde des Verſtorbenen in

ſeinem Haus zuſammen, wickeln die Leiche unter mancherlei Ceremonien in neue Matten ein und legen ſie in ein tiefes Grab in der Nähe ſeiner Wohnung (Dillon 2, 136) oder, wenn der Verſtorbene ein Häuptling war, in ſeiner Wohnung ſelbſt (Gaimard a. a. O. 308). die Leidtragenden verwunden ſich dabei um ihren Schmerz zu zeigen bis aufs Blut (eb.). Ebenſo iſt es in Rotuma, wo man ſich mit Haifiſchzähnen Stirn und Wange zerfleiſcht, ſich mit Speeren ſticht und wo die Weiber aber nicht die Männer, — während in Tonga beide Geſchlechter die Sitte haben — ſich den kleinen Finger zum Zeichen der Trauer abſchneiden (Wilſon 404). Doch beſchränkte ſich dies wohl nur auf ein Glied des Fingers. Auf Sikayana und häufig auch auf Tukopia (Gaimard a. a. O. 310) wird den Todten das Geſicht roth gemalt (mit bixa orellana); die Trauernden tragen eine kapuzenähnliche Kopfbedeckung und halten ſich vom Verkehr z. B. vom Tauſchhandel fern (Novara 2, 444). Auch Menſchenopfer ſcheinen früher gebräuchlich geweſen zu ſein: wenigſtens behauptet Michelena y Rojas (170), daß noch „vor wenigen Jahren" beim Tode eines Häuptlings ein Knabe, und am Grabe ſeiner Frau ein Mädchen geopfert ſei.

Dieſe Inſeln haben ſich jetzt natürlich ſehr geändert durch den Einfluß der Europäer. Von den Elliceinſeln hat zwar Nanomea die alten Landesſitten bewahrt: aber ſonſt finden ſie ſich auch nirgends mehr (Gräffe a. a. O. 1188). Auf Niutao hat ſich durch Agenten von Kaufleuten (welche hauptſächlich Kokosöl einhandeln) eine Art von Civiliſation ohne Chriſtenthum gebildet, obwohl ſie dem Heidenthum entſagt haben: Vergehen gegen Sitte und Geſetz werden durch Strafen die in Abgaben beſtehen gebüßt und den Sonntag darf nicht gearbeitet werden (eb. 1187). Aehnlich iſt es auf Baitupu geweſen, nur minder feierlich. Dorthin waren 1862 Sträflinge aus Auſtralien, welche nach den Kingsmilliuſeln wollten, gelangt, hatten ſich aber ſo frevelhaft betragen, daß ſie von den Eingeborenen, deren einen ſie ermordet hatten, aus Nothwehr erſchlagen wurden. Dafür blieb denn eine ächt engliſche Rache nicht aus: ein Kauffahrer aus Sidney erpreßte ihnen für dieſen Mord an Engländern verübt als Buße einige Tonnen Kokosöl, die er natürlich als ſein Eigenthum verwerthete (eb. 1184—5). Später, aber ſind von Samoa aus engliſche und ſamoaniſche Miſſionäre gekommen und die ganze Gruppe iſt jetzt chriſtlich. Nukulälä hatte ſchon

früher auf Betrieb eines engliſchen Kaufmannes das Heidenthum aufgegeben (Meinicke bei Koner 18, 131). Auch die Tokelauinſeln ſind jetzt chriſtlich und zwar ſind hier hauptſächlich die Londoner Miſſionäre (z. B. Turner) thätig geweſen. Auch die Katholiken, deren Verfahren in der Südſee wir ſpäter genauer kennen lernen werden, verſuchten es, hier ihre Lehre auszubreiten: doch iſt es ihnen nur auf Nukunono und inſofern auf Fakaafo gelungen, als ſie den größten Theil der Einwohner zu jener oben (S. 175) erzählten Auswanderung nach Uwea bewogen haben, wo die katholiſche Lehre herrſcht. Die übrigen Inſeln ſind ſeit 1861 und 1863 proteſtantiſch (Meinicke a. a. O. 131 nach den engl. Miſſionsberichten).

Aehnlich iſt die Geſchichte auch der übrigen Inſeln unſeres Gebietes. Nach Rotuma kamen 1828 etwa 12 engliſche Matroſen von Walerfiſchen, welche ſich mit einheimiſchen Weibern verheiratheten und große Achtung und bedeutenden Einfluß erlangten (Tromelin bei Berghaus 1, 100), indem ſie dieſelben an europäiſche Sitten gewöhnten. So nahmen ſie denn auch die Miſſionäre, welche 1845 hinkamen, freundlich auf und behandelten ſie gut; doch hatten die letzteren trotzdem keinen bedeutenden Erfolg (Turner 358). Ganz ähnlich waren die Verhältniſſe auf Tukopia. Die Sikayaner ſprachen alle gebrochen engliſch und waren auch ſonſt an europäiſche Sitten gewöhnt (Cheyne 53. Novara 2, 440). Ueberall in dieſem Gebiete wird das Chriſtenthum, wo es noch nicht iſt, leicht angenommen, die Inſulaner leicht an europäiſche Sitten gewöhnt werden, vorausgeſetzt, daß die Europäer ſie nicht allzufeindſelig behandeln. Der Sikayaner, den Quiros (522) mitnahm, brannte vor Eifer, den ſeinigen das Chriſtenthum zu bringen; allein er ſtarb jung in Mexiko. Wenn jetzt die Sikayaner keine Miſſionäre wollen, weil ſonſt alle ihre Nahrung aufhören werde (Nov. 2, 444), ſo iſt dies Widerſtreben nur auf Rechnung des vielen Unheils, der Krankheiten (letztere haben die Sikayaner arg mitgenommen) u. ſ. w. zu ſetzen, welche die Europäer mitzubringen pflegen.

Wir haben uns alſo die Frage zu beantworten geſucht, wie die Bewohner dieſer Inſeln ihr Gebiet betraten und wie ſie ſich in demſelben vertheilt haben; jetzt aber müſſen wir uns die andere ſchwierigere Frage zur Beantwortung vorlegen: wie kamen die übrigen Polyneſier zu ihren Wohnſitzen? Wir müſſen alſo über die **Wanderung der**

Polyneſier ſprechen. Zunächſt iſt von einigen, die erſt in ſehr ſpäte Zeit fallen, leicht zu berichten. Der ganze Oſten Melaneſiens nämlich hat eine Menge polyneſiſcher Einwohner, welche ſich daſelbſt in älterer oder jüngerer Zeit niedergelaſſen haben. So ſind die Inſeln Immer und Erronan bei Tanna ganz polyneſiſch geworden, auch dem Namen nach: Immer heißt Niva, Erronan Fotuna und dieſe Namen verrathen den Urſprung der Einwanderer, welche alle von der Nivagruppe ſtammen (Hale 8; v. d. Gabelentz §, 249). Ebenſo hat Uwea in den Loyalitätsinſeln Namen und Bewohner von der gleichnamigen Inſel empfangen und zwar durch Leute, welche vor angeblich 2—3 Generationen wegen einer Blutſchuld aus ihrem Vaterland entflohen, die Urbewohner ihrer neuen Heimath in die Berge zurückdrängten (Erskine 340). Vate iſt gleichfalls mit einzelnen polyneſiſchen Kolonieen beſetzt: 1830 landeten viele verſchlagene Tonganer, welche hier blieben (Erskine 333), 1840 (Gill 55) 100 Samoaner, welche im Kriege flüchtig ihre Heimath verlaſſen hatten. Andere Schaaren tonganiſcher Abkunft ſind nach Mare verſchlagen (Erskine 373) und auf Tanna, wo mehrere Sprachen herrſchen (Turner 83), ſoll eine derſelben eine der tonganiſchen ähnliche polyneſiſche ſein (Forſter geſ. Werk 2, 205; 276). Auch Handelsgeſchäfte und vor allem das Santelholz haben Polyneſier öfters in dieſe Gegenden geführt, wie namentlich die Bewohner der Sandwichinſeln; und ſo mag auch durch ſolche Fahrten manches polyneſiſche Element hierher gekommen ſein.

Schwieriger aber, ja eine der ſchwierigſten Aufgaben der ozeaniſchen Ethnologie überhaupt iſt die Frage nach den älteſten Wanderungen dieſer Stämme, durch welche ſie in ihre jetzigen Wohnſitze gekommen ſind. Hale hat ſich ihr zunächſt unterzogen: und ſeine Reſultate ſind in den Hauptſachen gewiß richtig, ſo viel Mühe ſich auch neuere Forſchung gegeben hat, ſie zu alteriren.

Hale ſtellt nämlich die Anſicht auf, daß die Polyneſier nachdem ſie von Malaiſien eingewandert ſeien, ſich vom Samoaarchipel aus nach Süden und Oſten über den Ozean verbreiteten. Hierfür ſpricht zunächſt die geographiſche Lage dieſer Inſeln; ſodann aber der Umſtand, daß auf jeder Gruppe des Ozeans ſich der Name der Hauptinſel Samoas, Savaii, mundartlich verſchiedenfach umgeſtaltet (Hawaii, Havaiki u. ſ. w.) wiederfindet; daß die Eingeborenen in Sagen, Liedern und ſonſt die Abſtammung von Savaii ſicher angeben. Von Samoa ſchlugen

die Auswanderer hauptſächlich zwei Wege ein: nach Südweſten, auf dem ſie nach Neuſeeland gelangten und nach Oſten, der nach Tahiti führte. Tahiti ward dann ſelbſt wieder Mittelpunkt, denn von ihm aus ſind Nukahiva, Hawaii, zum größten Theil Paumotu, die Auſtral- und die Herveyinſeln bevölkert, obwohl die letzteren noch einen direkten Zuſchuß von Samoa ſelbſt empfingen. Dies müſſen wir jetzt im einzelnen ausführen.

Auf Raiatea (Geſellſchaftsinſeln) hieß das alte Nationalheiligthum zu Opoa, wo die erſten Menſchen von den Göttern geſchaffen wurden, wo die Götter lebten, von wo aus ſich die Gruppe bevölkerte (Ellis 1, 111), wo Oro, der ſpätere Kriegsgott, zuerſt als Menſch geherrſcht haben ſoll (eb. 123) nach einigen alten tahitiſchen Ueberlieferungen Hawaii, woraus Ellis (1, 123) den Schluß zieht, Malaien oder Japaneſen, welche nach Amerika verſchlagen dieſes bevölkerten, hätten ſich von da aus, etwa von Nutka über die Sandwichgruppe, deren Bewohner gleichfalls von ihnen abſtammten, bis nach Tahiti und weiter ausgebreitet, eine Anſicht welche keine Widerlegung verdient. Auf Nukahiva glaubte man nach Crook (Hale 127; Stewart a 68; Baſeler Miſſ. Mag. 1839), daß die Inſel von einem unterirdiſchen Hawaiki, nach Porter aber, einem gleichfalls unter der Erde gelegenen Vavao aufgeſtiegen ſei (Hale 127). Schirren (104, Anm.) hat vielleicht nicht Unrecht, in dieſem Vavao eine falſche Wiedergabe des Namens, alſo ein Mißverſtändniß Porters zu vermuthen, da Mathias G*** nicht eine Spur von dieſer Sage finden konnte. Dann liegt es nahe, an Havaiki ſelbſt zu denken, das uns gleich in der Form „Vavai“ entgegentreten wird. Die größte Inſel der Sandwichgruppe führt gleichfalls den Namen Savaii oder nach der Mundart der Sandwichinſulaner Hawaii und es iſt merkwürdig, daß beide Inſeln, die ſamoaniſche und die berühmtere des nach ihr benannten Archipels in Geſtalt und Erſcheinung einander ähnlich ſehen ſollen (Hale 130), noch merkwürdiger aber, daß die Nordſpitze der Inſel den Namen einer anderen Inſel des Samoaarchipel Upolu trägt und eine kleine Felſeninſel Lehua, d. i. Lefuka, wie eine Inſel im Tongaarchipel heißt. Auch auf Aitutaki und Rarotonga finden wir dies Hawaii oder Avaiki als das unterirdiſche Land wieder, von welchem die Eingeborenen abſtammen wollen (Hale 136). Von den Auſtralinſeln gehört Rai-vavai hierher; vom Tongaarchipel die Habaigru-

Dabei ist wohl zu beachten, daß Raiatea zu den östlichsten Inseln der Gesellschaftsgruppe gehört, Hawaii wie die größte so die südlichste Insel des Sandwicharchipels und Aitutaki die nordwestlichste, Rarotonga die Hauptinsel der Herveygruppe ist. Nirgends aber war die Abstammung von Savaii lebhafter im Gedächtnisse des Volkes, als auf Neuseeland, wo sie schon Cook erzählen hörte (1. R. bei Schiller 3, 64) — und zwar nannte man ihm „heawije oder hiwije" als Heimathsland aller Südseeinsulaner — und wo sie in den Sagen, die Grey gesammelt hat, eine Hauptrolle spielt. Auch Ortschaften auf Neuseeland empfingen ihren Namen von samoanischen (Grey a 148).

Solche Sagen aber gab es überall, wie z. B. Ellis 1, 114 tahitische Erzählungen erwähnt, nach welchen alle Inselbewohner des Oceans (natürlich des Oceans um Tahiti) abstammten von einer westlich gelegenen Insel, von deren verschiedenen Namen die Eingeborenen freilich keinen mehr zu nennen wußten. Und Mörenhout gibt uns (1, 419 f.) alte heilige Gesänge, aus dem Munde eines tahitischen Priesters, in welchen Hawaii als erstes und ältestes Land von den Göttern geschaffen wird. Die Rarotonganer ferner erzählten, daß ihre Insel von Karika bevölkert sei, einem gewaltigen Kriegs- und Seehelden, welcher von dem westlich gelegenen Manuka gekommen sei. Doch hatten sie noch eine andere Mythe, daß die Bevölkerung abstamme von einem gewaltigen Riesen, Apopo iva roa „dem großknochigen Riesen", der über die See gekommen sei. Wie Hale (137) ganz sicher richtig in jenem Manuka das samoanische Manua sieht, so weist auch jene zweite Sage nach dem Westen des Oceans, denn sie hat große Aehnlichkeit mit jenen oben erwähnten rotumanischen Erzählungen von den beiden Riesen, die von Tonga, oder von dem Gott Raho und seinem Weibe Iva (d. h. Knochen), die von Samoa kamen.

Fast aber noch wichtiger als alles dieses, wenigstens noch schlagender ist folgendes. Cook nahm, als er auf seiner ersten Reise nach Tahiti kam, von dort einen Eingeborenen Namens Tupaya mit, welcher unterwegs eine Karte aller ihm bekannten Inseln des Oceans entwarf, welche sich bei Forster (Bemerk. 442 f.) findet. Diese Karte umfaßt nach Westen zu noch Fidschi und Rotuma, sie erwähnt Uwea, Savaii, Upolu, Tutuila, Vavao, sowie auch den Hervey-Archipel, die Austral-

inſeln, Paumotu und Rukahiva; ihre Deutung — denn durch Cooks Beihülfe entſtand ein Fehler in der Zeichnung, weil er die tahitiſche Bezeichnung der Himmelsgegenden nicht verſtand — gehört zu den ſcharfſinnigſten Partieen in Hales Werk (124). Hale macht mit Recht darauf aufmerkſam, daß dieſe Karte eher aufgezeichnet iſt, als die Europäer jene weſtlichen Inſeln entdeckt hatten; daß wir hier einheimiſche Namen und einheimiſche Ueberlieferung vollkommen rein vor uns haben. Tupaya nun zeichnete ſein o-heawai d. i. ſamoaniſch Savaii viel größer als alle anderen Inſeln, ſechs- bis achtmal größer ſogar als Tahiti ſelbſt und ſetzte hinzu „der Vater aller Inſeln“ (Forſter 454). Auch der Lage nach kann nichts anderes damit gemeint ſein, als das ſamoaniſche Hawaii; ſo daß wir hier einen unzweifelhaften und vollkommen unwiderleglichen Beleg für die Anſicht der Tahitier haben, daß alle Inſeln von Savaii abſtammen.

Wer alſo gegen Hales Behauptung auftreten will, muß zunächſt die Unwichtigkeit dieſer Karte darthun. Der bedeutendſte Schriftſteller nun, der gegen Hale aufgetreten iſt, iſt Schirren, welchem Hochſtetter (54 f.) ohne neue Gründe vorzubringen beiſtimmt. Von ſeinen Sätzen gehen uns zunächſt zwei an: einmal, daß alle jene Wanderſagen, ſeien es neuſeeländiſche, tahitiſche oder andere, jegliches geſchichtlichen Kernes und Werthes entbehren; und zweitens, daß auch Havaiki kein geographiſcher ſondern ein nur und rein mythologiſcher Begriff ſei. Und dennoch erwähnt Schirren die Karte des Tupaya, auf welche Hale und mit vollſtem Recht das höchſte Gewicht legt, er erwähnt ſie auch nicht mit einem einzigen Wort, trotzdem er Hale fortwährend zu widerlegen bemüht iſt! Muß uns dies ſchon ſehr bedenklich machen, ſo iſt das, was er gegen Hale vorbringt, vollkommen unannehmbar. Nach ihm (98—111) ſoll Hawaiki nur das Todtenreich, die Unterwelt bezeichnen; und nirgends käme es in der Bedeutung „Land“ vor, ſondern bedeute ſtets das Geiſterreich. Die Karte des Tupaya freilich widerlegt ihn ſchon; ebenſo aber auch jenes ſchon eben erwähnte Lied bei Mörenhout, wovon er freilich nur einige Zeilen anführt. Es lautet, ſo weit es uns hier angeht und in möglichſt genauer Ueberſetzung:

Parahi Taaroa te loa	(Es oder er) iſt Taaroa der Name
roto ia te aere,	in dem Unendlichen (? Mör.),
aita fenua aita rai	nicht Land, nicht Himmel (mar)

tiaoro Taaroa i nïa,	ruft Taaroa oben,
faariro noa i hora oïa	verwandelte ſich ſelbſt er
i te ohe narea eï.	in das All (Mörenh.).
te tumu Taaroa,	Der Baumwipfel (iſt) Taaroa,
te papa Taaroa,	der Felſen Taaroa,
Taaroa te one,	Taaroa der Sand,
Toro Taaroa in naïo.	breitet aus Taaroa ſeinen Namen.
Taaroa tei te ao,	Taaroa er (iſt) der Tag,
Taaroa tei te reto (repo?)	T. er Erde, Schmutz (?),
Taaroa te nahora,	T. der Keim (Mörenh.),
Taaroa tei raro,	T. er (iſt) Grundlage,
Taaroa tei taïï.	T. er unvergänglich (Mörenh.).
Taaroa te paari	Taaroa (iſt) der weiſe
fanau fenua Hoaïï,	bringt hervor Land Hawaii,
Hoaï nui raa	Hawaii groß geheiligt
ei paa no Taaroa,	zum Körper Taaroas,
te oriori ra fenua.	er erzeugte die Erde.

Dieſe letzten vier Zeilen überſetzt Schirren (105) anders:

Hawaiki erzeugt die Erde;
Das große Hawaiki
In oder zur Schale für Taaroa
Erzeugt die Erde.

Aber da nach dem Zuſammenhang zu fanau (bringt hervor) nur Taaroa Subjekt ſein kann, da die Conſtruction dies ſehr gut zuläßt, ja, da der Zuſatz Hoai nui raa nur dann Sinn gibt, wenn er zu einem Objekt gehört, auch das Erzeugen eines Landes durch ein anderes Land ein ſolchen Urzeiten ganz fern liegender Gedanke iſt: ſo können wir uns nicht überzeugen, daß er Recht hat, um ſo weniger als nun in den folgenden Zeilen alle jene Dinge, welche Taaroa iſt, Bäume und Felſen und Sand, zur Bildung der Erde aufgerufen werden.

e te tumu e te papa	und der Wipfel und der Fels
e te one o o	und der Sand
otoina mai pohïa teï fenua.	Ihr hierher, daß gebildet werde die Erde.

Auch andere Sagen (Ellis 1, 326) laſſen die Erde durch Taaroa entſtehen. In der Ueberſetzung der Schlußſtrophe irrt Schirren gleichfalls. Sie lautet:

fa opia rai	er wickelt zuſammen (den) Himmel
a toto (toro?) te rai;	und breitet aus den Himmel;
ïa hohonu	in der Tiefe
epau fenua no Hoaïï.	iſt gemacht das Land Hawaii.

Denn no bezeichnet ſehr häufig ein genetiviſches Verhältniß*). Auch in der Ueberſetzung eines anderen Liedes irrt er (106), denn

teie te pehe na Taaroa i te tuvauvauraa ia Havaii i te fenua

heißt nicht, das iſt der Geſang Taaroas während das Formen der Erde in Hawaii, ſondern, da a eine Eigennamen vortretende Partikel, i Zeichen des Akkuſativs iſt, nichts anderes als: während er formte Hawaii das Land. So überſetzte Mosblech, den Schirren anführt, ganz richtig: und ſchon die Wortſtellung verlangt dieſen Sinn. Sehen wir hier alſo überall Haaviki mit Land enge verbunden, und iſt ſomit Schirren nach dieſer Seite hin widerlegt, ſo iſt es auch eine aus der Luft gegriffene Behauptung, wenn er ſagt, nicht das Land Havaiki, ſondern irgend ein anderes werde aus dem Meere in den Schöpfungsſagen emporgezogen: vielmehr erzählen Dies, wie wir ſehen werden, eine Menge Sagen von Havaiki ſelbſt. Wir haben es alſo mit einem wirklichen Lande zu thun: wie wäre es denn auch denkbar, daß die Lebenden ihr Land mit dem ſo wenig einladenden Namen „Todtenreich“ genannt hätten? Wie iſt dies gerade bei den ſo abergläubiſchen Polyneſiern denkbar? Alles aber löſt und fügt ſich, wenn man zu Hales Anſicht zurückkehrt, der zufolge Hawaii oder Savaii urſprünglich das wirkliche Stamm- und Heimathsland der Polyneſier war und erſt ſpäter, als die Bevölkerung ſich über den ganzen Ocean verbreitet und nach jeder Gruppe den Namen Hawaii zur Erinnerung an das alte Vaterland gebracht hatte, erſt ſpäter überging in die mythologiſche Bedeutung des Todtenreiches. Dieſer Uebergang begreift ſich doch ſo leicht. Hawaii war als das Land der Väter jedem bekannt und bald jedem heilig; die Todten aber, ſo glaubte man, kehrten in das Land der Väter, das die Phantaſie dankbarer Enkel mit allen Reizen ausſchmückte, zurück, zumal da dies Land nach Weſten lag, wo die Sonne unterging: denn dieſer Weg der Sonne war zugleich der Weg der Seelen, welche ins Jenſeits eilten, bei vielen vielleicht bei allen Völkern. Auch der Name Hawaii trug vielleicht zu dieſer Uebertragung bei. Er bedeutet (Schirren 98 f.) „das Untengelegene“ und iſt auch im eigentlichen Malaiſien ganz häufig (Humboldt 1, 64) in dem Sinn „unter dem Winde

*) Matth. 2, 20: εἰς γῆν Ἰσραήλ: i te fenua o Iseraela. Mit dieſem o ſtellt Hale unſer no ganz gleich (243, § 20).

gelegen." Dieſen altheimiſchen Namen legten die Einwanderer ihrer neuen Heimath, welche unter dem Südoſtpaſſat liegt, bei und ſie konnten kaum anders, denn keine Eigenſchaft des neugefundenen Landes mußte einem ſo ſeetüchtigen Volke, wie die Polyneſier ſchon bei ihrer Einwanderung waren (ſie hätten ſonſt gar nicht einwandern können) mehr auffallen als das beſtändige Vorherrſchen des Südoſtwindes. Dieſer Name, deſſen urſprüngliche Bedeutung man nach und nach vergaß, übertrug ſich dann ſehr leicht auf das Todtenreich, welches gleichfalls ein „Untengelegenes" war, denn man dachte es ſich unter der Erde, unter dem Meere gelegen, da die Sonne täglich ins Meer hinabſank, aus dem Meere hervorſtieg. Auch erklärt ſich aus der Bedeutung dieſes Namens der Umſtand ſehr gut, welchen Schirren (103) in ſeinem Sinne deutet, daß das ſamoaniſche Savaii noch einen anderen Namen hatte, Salafaii (Hale 137): jener erſte war Appellativ für die ganze Gruppe und die Hauptinſel der Gruppe welche unter dem Winde lag; jener andere war der Specialname der einzelnen Inſel. Samoa ſelbſt bedeutet (Hale 120) all, Allheit, Union, iſt aber jetzt ganz zum Eigennamen geworden, denn jetzt heißt uma im ſamoaniſchen all, Allheit. Der Name ſelbſt muß alſo ſchon alt ſein: ſollte er vielleicht der Gruppe beigelegt ſein im Bewußtſein, daß von hier aus, der urſprünglichen Einheit, die Allheit der Polyneſier ausgegangen war? Die fernſten Inſelgruppen blieben immer noch in einem gewiſſen Verhältniß, in Kenntniß von einander, wie die Karte des Tupaya klar beweiſt.

Dafür, daß die älteſte Heimath der Polyneſier im ſtillen Ocean Samoa war, ſprechen noch andere Umſtände, welche Schirren zum Theil gar nicht erwähnt und die freilich untergeordneter Art ſind. Hale macht (172) darauf aufmerkſam, daß auf Neuſeeland, Samoa, Rarotonga, Tahiti und Hawaii der Südwind Tonga heißt und ſagt, man könne dieſen Umſtand nur aus der Lage Tongas zu Samoa erklären, und wenn nun auch Schirren (102) hiergegen einwendet, Tonga, welches ſchon Hale s. v. von to fallen, ſinken ableitet, bedeute eigentlich nur den Punkt, von welchem die Sonne zu ſinken anfängt, den Mittagspunkt und daher hätten die Inſeln, welche im Süden liegen ſowie der Wind, der von Süden weht, unabhängig von einander dieſen Namen, ſo könnte dieſe Widerlegung für alle anderen Inſeln paſſen, nicht aber für Neuſeeland, denn für dieſe ſüdlich gelegene

Inſel iſt der Wendepunkt der Sonne im Norden, und Tonga mußte hier alſo Nordwind bedeuten, während es auch hier Südwind heißt. Daraus folgt nun freilich weiter noch nichts, als daß die Neuſeeländer von einem nördlicher gelegenen Land eingewandert ſind; allein da nun auch ſonſt die Polyneſier den Wind nach den Inſeln, wo er herkommt, zu benennen pflegen — heißt doch Tonga ſelbſt Oſten in Tukopia; der Nordwind heißt Tokelau von der nördlich von Samoa gelegenen Gruppe — ſo ſieht man ſich genöthigt, auch hierin Hale Recht zu geben und auch die Benennung des Südwinds Tonga für einen Beweis der Abſtammung aus Samoa anzuſehen. Der Name Tokelau für Nordwind beweiſt, wie wir ſchon oben andeuteten, dasſelbe. Hale (171) macht ferner darauf aufmerkſam (was Schirren wie die Karte des Tupaia ganz unbeachtet läßt), daß zu Tahiti die Monate, welche etwa unſerem Juni und Juli entſprechen Taroromua und Taroromuri, d. h. vor und nach dem Taroro heißen. Ebenſo auf Samoa Talolomua, Talolomuli und Talolo bezeichnet hier ein Seegewürm, eine Hauptdelikateſſe der Samoaner, während man das Thier auf Tahiti gar nicht kennt und das Wort nicht verſteht. Alſo auch dieſe Namen weiſen nach Samoa.

Und es gibt noch manches Andere, was zwar nicht direkt an Samoa, wohl aber auf eine Einwanderung der einzelnen Stämme hinweiſt und zu einer Einwanderung von Samoa wenigſtens vortrefflich paßt. So macht Gaussin (du dialecte de Tahiti, des isles Marqu. et de la langue Polynesienne, Fechner Centralblatt 1854, 3 f.) darauf aufmerkſam, daß das Schwein den Neuſeeländern fehlte, daß ſie aber den polyneſiſchen Namen für das Thier, puaka, in ihrer Sprache beſaßen: ſie müſſen alſo aus einem Land gekommen ſein, wo es Schweine gab. Noch wichtiger iſt es, wenn im Tahitiſchen (Gaussin eb.) fatu eine Hochinſel, motu eine flache Koralleninſel, im Markeſaniſchen und Neuſeeländiſchen aber beides ohne Unterſchied Inſel bezeichnet, denn weder im Markeſasarchipel, noch bei Neuſeeland gibt es Koralleninſeln. Dieſe Worte müſſen alſo aus einer Gegend ſtammen, wo man hohe und flache Eilande hatte. Auch dies paßt auf Samoa und in Tahiti behielten beide Worte ihre Geltung, weil dort beide Inſelarten vorkamen. Derartiges wird ſich bei genauerer Durchforſchung der Sprachen noch mehr finden laſſen.

Nach einem wirklichen Lande und alſo nach Samoa

auch die Wandersagen, namentlich der Neuseeländer, die, wenn Hawaii mythologisch zu deuten wäre, unmöglich von einem steten Hin- und Wiederfahren zwischen Neuseeland und Hawaii berichten könnten. Freilich Schirren gibt auf die Sagen nichts, denn er behauptet, daß die Wanderung selbst „im Lichte der Wandersagen nicht Thatsache, sondern nur Mythos" ist, indem er ausführt (108), daß alle diese Wandersagen weiter nichts enthalten, als die Darstellung von Manis Fahrten. Allein wie Schirren bei seinen Etymologien unkritisch ist und alles mit allem vermischt (eine Gefahr, die bei polynesischen Sprachen sehr nahe liegt), so ist er bei weitem unkritischer in seinen mythologischen Zusammenstellungen. Waitz hat sehr Recht, wenn er in seinen Excerpten über Schirren bemerkt: „Das Material, worüber wir bis jetzt verfügen, ist ein keineswegs kritisch gesichtetes. Vieles davon mag auf Mißverständnissen der Eingeborenen, der Berichterstatter, herrühren," vieles auch auf absichtlichen Täuschungen der Eingeborenen, die gar zu gern den Europäern eine Nase drehen, „bei jedem Stamm und fast von jedem Priester werden die einheimischen Traditionen abweichend erzählt, oft mit momentanen Abänderungen durch die stets rege Phantasie des Erzählers, große Zeiten und Räume trennen die Orte von einander, an welchen die Ueberlieferungen gesammelt sind — und auf solches Material hin unternimmt man es, Identifikationen verschiedener mythologischer Hauptpersonen zu gründen!" Greys Sammlung bildet freilich einen festen Halt: und durch genaue Prüfung und kritische Vergleichung, welche bei einer so umfassenden Gelehrsamkeit wie Schirrens nicht allzuschwierig gewesen wäre, hätte sich manches feststellen lassen. Allein wie geht er zu Werke! S. 68—85 wird Maui mit so gut wie allen polynesischen Gottheiten identificirt, was schon an sich undenkbar ist, und wird so zum Hauptgott; S. 156 f. zeigen sich alle Wandersagen als Sonnenmythen und zwar nach einer Methode, nach welcher sich Alles zu Allem deuten läßt, wie denn Schirren auch schließlich (170) auf ähnliche Weise weit über das polynesische Gebiet hinausgeht und eben alles, die gesammten Mythen der Welt als Sonnenmythen deutet, gerade wie ihm schon in Polynesien alles die Sonne ist: das Söhnchen Turis (Grey 202—220), das von Uenuku gemordet wird, ist die Morgensonne, Uenuku die Nachtsonne, sein Sohn, den Turi von Rache getrieben erschlägt, die Abendsonne; das Herz seines Sohnes, welches

ihm dann von Turi zugeſchickt wird und das er ahndungslos verzehrt, das erſte Sonnenflämmchen beim Aufgange. Turi hat noch zwei andere Kinder: beide gelten als Sonne; die beiden Kähne, in welchen er flieht, ſind Geſtalten der Sonne; auch Kupe, ein anderer Held der einwandernden Maoris (Grey a 207 f.), iſt die Sonne, die Kalabaſſe, womit er einen rieſigen Tintenfiſch, der ihn verſchlingen will, fängt, iſt die Sonne; die beiden gegenüberſitzenden Vögel, die er auf Neuſeeland hört, ſind Morgen- und Abendſonne.

Freilich iſt in dieſe Wanderſagen viel Mythiſches mit eingeflochten, aber ihr Kern iſt und bleibt die Thatſache, daß vor langer Zeit die Bevölkerungen Neuſeelands und des öſtlichen ſtillen Oceans vom Centrum dieſes Meeres ausgegangen ſind. Führten uns bis jetzt unſere Wege nur nach Samoa, ſo leiten doch einzelne Spuren auch nach Tonga, die wir noch verfolgen müſſen. So ſind uns tonganiſche Namen ſchon begegnet, Lefuka auf Hawaii und vielleicht Vavao auf Nukahiva; in einer neuſeeländiſchen Wanderſage bei Grey (a 134. Thomſon 1, 58) wird einer der berühmteſten Wanderkähne in Rarotonga gebaut, welches die Sage in die Nähe von Hawaiki verſetzt. Daß hiermit nicht die Inſel im Herveyarchipel gemeint ſein kann, iſt klar, und ſo hält denn Schirren (103) auch dies Rarotonga (Raro bedeutet unten) für mythiſch und identiſch mit Hawaiki; Thomſon glaubt, die Rarotonganer im Herveyarchipel ſeien früher ausgewandert als die Neuſeeländer, und ſo hätten letztere von jener fernen Inſel Kunde gehabt — eine Anſicht, deren Unhaltbarkeit auf der Hand liegt. Mit Rarotonga (d. h. unten gelegenes Tonga) iſt wohl nichts anderes gemeint, als Tonga ſelbſt, denn raro unten heißt ſonſt auch ſüdlich (einzelne Ausnahmen erwähnt und erklärt Schirren 101) und ſo würde Rarotonga die unten gelegene Südinſel (zunächſt von Samoa aus) bezeichnen. Beides, Tonga und Rarotonga, wäre dann ſynonym: und ſo finden ſich beide Namen abwechſelnd für einen der ſüdlichſten Punkte Neuſeelands, für Centreinſel in der Foveauxſtraße (Schirren 103, A. 2) und Rarotonga auch an der Weſtküſte der Nordinſel. Auch Taylor (186) denkt an Einwanderungen aus Tonga, nur daß ſeine Beweiſe nichts austragen. Merkwürdig iſt, was er von einem dreifachen Hawaiki ſagt (192): zuerſt ſeien die Einwanderer von dem „ſehr entfernten Hawaiki" (H. tawiti nui) nach dem „näheren" Hawaiki (H. patata) und dann nach Hawaiki hi te

moutere gekommen, welche drei Inseln Taylor auf Hawaii (Sandwicharchipel) Tahiti und Waihu deutet. Nach einem alten Häuptling kamen sie (1840) vor 16 Generationen von 3 Inseln im Osten, Hawaiki, Matatera und Wairota (eb. 193). Auch Angas (1, 306) und Shortland (a. 22) denken an das Hawaii der Sandwichgruppe: ohne allen Grund. Von Osten kamen sie freilich: denn sie kamen von Samoa und landeten an der Ostküste. Ob man aber nicht in jenem dreifachen Hawaii zunächst an Samoa, dann an Habai in Tonga denken darf? Letzteres war besonders heilig, denn es gab wie es neben Tongatabu noch ein hunga-tonga gab, neben Habai ein hunga-habai, d. h. ein nicht heiliges Habai (Erskine, Karte). Vielleicht ist letzteres mit dem dritten Hawaiki gemeint, vielleicht auch ein Punkt in Neuseeland selbst, wer mag es entscheiden? Könnte man doch bei dem „sehr entfernten" Hawaiki an die Urheimat der Polynesier denken, ehe sie nach Samoa einwanderten, oder an jenes mythologische, welches dann erst jüngerer Zusatz wäre; es ist für uns von keinem Gewicht, so wenig wie die drei Inseln jenes Häuptlings, dessen 26 Generationen ohnehin rein willkürlich sind. Als die 6 ersten Namen enthalten sie Götternamen.

Wir kommen hier zu einem Punkt, in welchem Schirren gegen Hale vollständig recht hat: Die Zeitbestimmungen nämlich, welche der amerikanische Gelehrte aus den einheimischen Geschlechtsregistern feststellen will. Fast auf allen Inseln finden sich Genealogien der Königsgeschlechter, welche bis auf die Einwanderung zurückreichen. So hörte Porter (Hale 128) auf Nukahiva, daß Ataia und sein Weib Ananuna vor 88 Generationen gekommen sei. Er brachte viele Pflanzen und 40 Kinder mit, welche alle Pflanzennamen trugen, während er selbst hanau-po „nachtgeboren" war, also aus dem po, dem großen Reich der Götter abstammte. Indem nun Hale die Generation zu 30 Jahren ansetzt, so würde nach dieser Angabe die erste Einwanderung vor 2640 Jahren (von 1840 an) geschehen sein, welche Zahl er selbst für zu groß, für mythisch hält. Für Hawaii erwähnt er (132) ein ähnliches Verzeichniß von 67 Generationen, welche in einer Art von historischem Epos, im Mu-olelo der Hawaier aufgezählt werden und ein Verzeichniß von 2010 Jahren geben würden. Allein auch hier sind die ersten Namen mythisch und stimmen z. Th. mit nukahivischen, z. Th. mit tahitischen überein, während wieder andere, gleich-

falls wie die nukahivischen, Pflanzen bezeichnen. Noch der 22. König dieser Genealogie ist mythisch, denn er gilt erst als der Vater der vier Mauis, und daß diese Götter sind, werden wir später sehen. Daher zieht denn Hale die ersten 22 Geschlechter als mythisch ab und behält als wirklich historisch noch die Zahl von 1400 Jahren, so daß er auf das Jahr 440 n. Chr. als den ungefähren Termin der Bevölkerung Hawaii's kommt. Für Rarotonga gibt Williams (199) den Herrscher, den er 1825 vorfand, für den 29. seit der Einwanderung an, wodurch wir nach derselben Rechnung (Hale 138) etwa auf das Jahr 950 unserer Zeit zurückgeführt werden. Mangareva erhielt seine Bewohner von Rarotonga: Die Mangarever nun geben die Zahl der Fürsten, welche seit der Einwanderung herrschten, auf 27 an (Meigret bei Hale 139 f.) und da nun Hale zwei dieser Herrscher, die wegen politischer Unruhen nur ganz kurz regiert haben sollen, von jenen 27 abzieht, so kommt er etwa auf das Jahr 1200 für den Zeitpunkt der ersten Bevölkerung Mangarevas, welche also nach dieser Berechnung statt fand, nachdem Rarotonga 150 Jahre bewohnt war.

Scheint nun dies letztere zu stimmen, so sieht man doch leicht, wie unsicher Hales Berechnungen sind und hierauf zuerst hingewiesen zu haben, ist Schirrens Verdienst. Zunächst zeigt er, wie abweichend diese Berichte untereinander sind: so gab es auf Hawaii gleichfalls in jenen historischen Ueberlieferungen eine Genealogie von 74 Generationen von Tamehameha I (Jarves 28), ja von 100 Geschlechtern nach Ellis 1, 85, welcher letztere Gewährsmann, obwohl er die hawaiischen Ueberlieferungen viel sicherer fand als die tahitischen, als ganz ächt nur 30 gelten lassen will. Aehnliche Abweichungen erwähnt für Nukahiva Mathias G***, welcher mythologische Namen noch 18 Geschlechter weiter als Hale aufführt (Schirren 54 f.) und in den neuseeländischen Genealogien bei Shortland weist Schirren (60 f.) mit großem Scharfsinn und meist unwiderleglich eine ganze Reihe von Elementargeistern nach. So ist es denn ganz klar, daß man auf jene Genealogien als historische Beweis- und Hülfsmittel so gut wie nichts geben kann; und daß Hale in ihrer Benutzung ebenso willkürlich als irrthümlich verfuhr.

Einen ähnlichen Fehler macht Hale, indem er den Namen des polynesischen Paradieses Pulotu geographisch deuten will. Pulotu (Purotu u. s. w.) ist der Aufenthalt der Seelen und freilich wollten sowohl Samoaner als Tonganer und Fidschis dorther stammen. Er

ist nach dem Glauben der Tonganer eine große Insel im fernen Nordwesten (Mar. 2, 108), von der einst Götter nach Tonga kamen, sich daselbst niederließen und die Früchte des Landes aßen. Da starben plötzlich drei von ihnen: und als die übrigen, sehr erschrocken wieder nach Bolotu, wie in Tonga der Name heißt, zurückwollten, erhielten sie von den anderen Göttern die Weisung, da sie von irdischer Speise gegessen hätten, so seien sie nun selbst sterblich. So mußten sie bleiben. Um dies Bolotu zu erklären, denkt Hale an das malaiische Buro zwischen Celebes und Ceram und führt zur Unterstützung seiner Ansicht eine Notiz an, welche Quiros gibt. Letzterer sah auf Taumako einen mit Silber eingelegten Bogen, den ein Taumakaner von Puro, einem großen Lande schwarzer Bevölkerung mitgebracht haben wollte. Der Bogen, von malaiischer Arbeit, war von jenem Insulaner gewiß nicht aus Malaisien selbst, sondern von den Salomoinseln geholt, wohin die Bugis in alter Zeit zu fahren pflegten (Rienzi bei Hale 195). Auf die Salomoinseln war denn der Name Puro übertragen (Hale 196). Aber dies beweist doch für Pulotu und die bloß auf dem Gleichklang des Namens beruhende Identificirung mit Buro gar nichts.

So ist man denn von Hales Deutung mit Recht abgegangen, Aber auch Schirren ist hier im Irrthum, wenn er sagt, Bolotu sei (im Gegensatz zu Hawaiki) ursprünglich stets hochgedacht: die Sagen wissen davon nichts, ja sie erzählen das Gegentheil, wie denn z. B. in einer solchen der Gott Langi gerade erst den Himmel verlassen muß, um nach Bolotu zur Götterversammlung zu kommen (Mariner 2, 129 f). Die richtige Erklärung aber scheint Meinicke (b, 19) getroffen zu haben. Er denkt an po Nacht, Urraum wo die Götter wohnen, Chaos (im ältesten Sinne) und lotu Gebet oder lieber noch loto Mitte, so daß der Name also Mitte des Götteraufenthalts bedeutet. Freilich ist ja auch durch diese Erklärung noch nicht alles gesichert, da z. B. auf Fidschi neben mbulotu auch mbutu (Erskine 248) vorkommt und auf Tahiti der Name rohutu heißt (Hale s. v. pulotu). Allein das steht wohl fest, daß wir in jener Westinsel der Seligen kein geographisch bestimmteres Land zu denken haben: es liegt nach Westen, wie alle Inseln der Seligen und was davon berichtet wird ist so ganz und gar nicht individuell, daß wir klärlich hier nur einen mythologischen Begriff vor uns haben.

Läßt sich denn nun aber über diese Einwanderungen der Polynesier

gar nichts ſicheres finden? Zunächſt läßt ſich einiges über die Zeit ſagen*). Müller (Novarareiſe, Linguiſtik 291—95) ſchließt ſo: man findet ſchon in den erſten Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung die malaiiſche, javaniſche u. ſ. w. Sprache auf der Stufe ihrer jetzigen Entwickelung. Da ſie nun doch eine ſehr geraume Zeit brauchten, um von polyneſiſcher Einfachheit zu ihrem jetzigen Bau zu gelangen, ſo ſetzt Müller das Jahr 1000 vor Chriſti als die — höchſt ungefähre — Zeit der Lostrennung beider Stämme, des malaiiſchen und polyneſiſchen. Und wenn dann die Einwanderung des letzteren wieder einige Jahrhunderte forderte, ſo würde nach dieſer Rechnung etwa das Jahr 800—700 v. Chr. der Zeitpunkt ihrer Ankunft ſein. Es iſt dies jedenfalls der ſpäteſte Zeitpunkt, den wir anſetzen dürfen: wir müſſen ihn aber wohl weit hinaufrücken, wenn wir folgendes bedenken. Hochſtetter (94) erwähnt, daß einer der erloſchenen Auklandvulkane Rangitoto „blutiger Himmel" heißt. Er glaubt, daß der Berg ſchon in „vorhiſtoriſcher Zeit" erloſchen ſei, da er keine Spur von Fumarolen oder ſonſtigen vulkaniſchen Erſcheinungen zeige. Allein der Name beweiſt deutlich, daß ihn die Maoris noch thätig gekannt haben; daß alſo, wenn wir Hochſtetters „vorhiſtoriſch" auch in keinem ſehr ausgedehnten Sinn nehmen wollen, wir ohne Uebertreibung auf das Jahr 1000 vor Chr. als die Zeit zurückgehen können, wo die Maoris ſchon in Neuſeeland wohnten oder ſich da feſtſetzten. Dann würde ihre Trennung von den eigentlichen Malaien gewiß wieder um 1000 Jahr zurückgeſetzt werden müſſen. Wie die Körpergleichheit aller Polyneſier beweiſt, müſſen ſie ſchon vor ihrer Einwanderung durch ſehr lange Zeiten ein für ſich abgeſchiedenes Volk geweſen ſein. Die Körperbeſchaffenheit eines ganzen Volkes ändert ſich ohne fremde Miſchungen nur äußerſt langſam; fremde Miſchungen aber haben die Polyneſier, wie ihre Sprache ausweiſt, nicht erfahren und dennoch ſind ſie weſentlich genug von den Malaien unterſchieden. Allerdings gibt es in Malaiſien ſelbſt Volksſtämme, welche ein mehr polyneſiſches Aeußere haben, wie z. B. die Bewohner der Inſel Engano, die Bergbewohner Sumatras u. ſ. w. und die Behauptung Hombrons (D'Urville 6, Zool. 295) und Rienzis, die Polyneſier ſtammten von den Dajaken ab, beruht auf ähnlichen Gründen. Mag nun dies der urſprüngliche Typus des ganzen Stammes

*) Vergl. hierüber unſeren Aufſatz „die Bevölkerung der auſtral. Inſelwelt." S. 266 im 5. Bd. der Zeitſchr. f. Völkerpſychologie.

geweſen ſein, der ſich nur in den unberührteren Gegenden (wie Polyneſien) rein erhielt: ſo verlangt doch die Entwickelung der ſpecifiſch malaiiſchen Eigenthümlichkeiten in der Ausbreitung, wie wir ſie finden, eine außerordentlich lange Zeit, da nicht nur in Hautfarbe, Wuchs und dergl. ſich Unterſchiede finden, ſondern auch der Schädelbau beider Stämme ſehr von einander abweicht. Iſt das umgekehrte Verhältniß anzunehmen, daß nämlich ſich die polyneſiſche Eigenthümlichkeit aus der malaiiſchen Grundform entwickelt hat, was indeß nicht wahrſcheinlich iſt: ſo bleiben die Verhältniſſe ſich ganz gleich. Die Zeiten, welche man annehmen muß, dehnen ſich dadurch noch mehr, daß hier auch die Mikroneſier zu beachten ſind: ſie, welche mit den Polyneſiern ſprachlich und leiblich nahe verwandt aber doch immerhin noch ſelbſtändig genug ſind, müſſen jedenfalls noch eine geraume Zeit mit dieſen zuſammen als ein von den übrigen Malaien geſchiedenes ſelbſtändiges Volk gelebt haben, bis dann die Polyneſier nach Oſten ziehend ſich abtrennten; auch dann noch blieben die Mikroneſier noch viele Jahrhunderte allein, bis ſie in ihre jetzige Heimat gelangten. Sie können nicht zugleich mit den Polyneſiern eingewandert ſein: ſonſt müßten wir ihre Sprache von derſelben Einfachheit wie die polyneſiſchen und dieſen faſt gleich finden; ſie können aber auch in ihrer neuen Heimat ſich nicht erſt zu ihren gemeinſchaftlichen Eigenthümlichkeiten herangebildet haben, einmal weil ihr Gebiet viel zu ſehr aus ganz kleinen Inſeln beſteht, welche eine gemeinſame Entwickelung unmöglich machte, dann aber, weil wir größere Unterſchiede zwiſchen den äußerſten Punkten der Karolinen und der Kingsmillinſeln finden würden: man ſieht, eine ſchon ſpezifiſch entwickelte Bevölkerung zog ein, und durch die Trennung bildeten ſich nur noch mundartliche, keineswegs durchgreifende Unterſchiede. Durchgreifende Unterſchiede hätten ſich aber bei ſo weiter Entfernung nothwendig bilden müſſen, wenn nicht die Einwanderer ſchon auf einer beſtimmten für alle gleichen Stufe geſtanden hätten, welche ſelbſt wieder der Boden für ſpätere Differenzirung wurde.

Auffallend iſt die große Aehnlichkeit einmal ſämmtlicher polyneſiſcher Sprachen, dann aber beſonders der öſtlichen Zweige des Sprachſtammes, das Neuſeeländiſche mit eingerechnet. Nach der Höhe ihrer Bildung nimmt das Tonga, welches den Uebergang zu den weſtlichen Sprachen macht (Buſchmann 45) den erſten Platz ein, dann folgen in beſtimmter Abſtufung zunächſt das Neuſeeländiſche,

dann das Rarotonganische, das Tahitische, Markesanische und Hawaiische (eb. 46). Obwohl das Tonga größere Abweichungen zeigt, so sind sie doch fast nur mundartlich verschieden von einander. Namentlich gilt dies von den drei zuletzt genannten (Buschmann 60 f.) und man könnte wegen dieser so überaus nahen Verwandtschaft auf eine ziemlich späte Einwanderung zu schließen geneigt sein. Allein wie schon alles obige eine solche unmöglich macht, so verlangten auch die weiten Wasserwege sicherlich zu ihrer Durchmessung, die oft so abgelegenen Inseln zu ihrer Auffindung, welche nicht gleichzeitig, sondern in Zeiträumen nach einander geschah, eine lange Zeit. Die Auswanderungen selbst waren meist erst durch die Uebervölkerung der Heimat veranlaßt, um aber einen Archipel wie z. B. Tahiti oder Nukahiva so dicht zu bevölkern, waren doch auch gewiß wieder Jahrhunderte nöthig — so daß wir durch alle diese Betrachtungen zu fast dem gleichen Ergebniß kommen. Die Gleichheit der Sprache wird auch weniger auffallen, wenn man bedenkt, wie einfach im großen Ganzen die Beschaffenheit aller dieser Inseln und das Leben auf denselben und wie gleichförmig es durch den ganzen Ocean hin ist. Auch historische Schicksale irgend wie bedeutender oder nachhaltiger Art erlebten diese Völker nicht und konnten sie nicht erleben. Daher denn ihre Sprachen im Wesentlichen auf der alten Stufe blieben, denn die Sprache eines Volkes ändert sich nur durch die Aenderungen, welche der Geist der Redenden durch erziehende Schicksale erleidet. Die Umbildungen der polynesischen Sprachen erhärten diesen Satz gleichfalls: sie zeigen eine mehr oder weniger fortschreitende Verweichlichung und ganz dasselbe zeigt der Charakter dieser Völker. Neuseeland freilich bietet eine andere Natur: aber einmal war eigentlich nur die Nordinsel bewohnt, andererseits waren die Einwanderer nicht im Stande, die Vortheile dieser Natur auszunutzen, weil sie für die ersten Lebensbedürfnisse zu wenig bot; sie waren daher angewiesen auf das wenige, welches sie aus der nördlicheren Heimat mitgebracht hatten, d. h. auf dieselben Thiere und Pflanzen wie das übrige Polynesien. Doch beruht die größere Kraft der Maoris sicher auf den kräftigenden Einflüssen ihres Landes.

Ueber den Wanderungsweg des gesammten polynesischen Stammes haben wir schon oben geredet (S. 184 f.); wir nehmen an, daß er an dem Nordrand des melanesischen Gebietes sich herziehe und hier in den einzelnen Inseln polynesischer Bevölkerung seine Spuren zeige.

Man könnte denken, er habe über Mikroneſien geführt: allein dann iſt es unbegreiflich, warum die Einwanderer nicht gleich dieſe Inſeln bevölkerten, ſondern weiter und weiter zogen bis nach Polyneſien. Wollte man ſagen, ſie ſeien von den nachrückenden Mikroneſiern gewaltſam verdrängt, ſo iſt hiergegen einzuwenden, daß die Sage, welche in den einförmigen Verhältniſſen des Oceans ebenſo conſervativ iſt wie die Sprache, doch irgend welche Ueberlieferung von derartigen Kämpfen erhalten haben würde; während wir doch keine Spur davon finden. Zudem wiſſen wir, daß die Gilbertinſeln erſt ſpät von Ponapi und Samoa aus bevölkert ſind: kam aber der Hauptſtrom der Polyneſier von Mikroneſien, ſo iſt es ganz unmöglich, daß ſie unbevölkert blieben. Die Mikroneſier dagegen gelangten gleich nach ihrer erſten Einwanderung in dies ihr jetziges Gebiet, ſei es durch Zufall, ſei es, weil ſie den Weg, über welchen die Polyneſier gekommen waren, beſetzt fanden und ſie ſich deshalb nach Nordoſten wandten: den Südoſten bevölkerten ſtreitbare Papuas. Noch ſpäter wanderten die Marianer: dieſen aber blieb kein Gebiet als jene Inſelkette im Norden, zu welcher ſie an den Südweſtcarolinen vorüberfahrend und wohl von den dortigen Einwohnern abgewieſen gelangten. Für den Weg, welchen wir ſo für die Polyneſier beſtimmen, ſprechen auch die ethnologiſchen Verhältniſſe der Fidſchiinſeln, welche merkwürdig genug ſind, über die wir aber erſt ſpäter ausführlich reden können: hier genüge die Bemerkung, daß die Melaneſier auf dieſer Inſelgruppe durch den Strom der einwandernden Polyneſier verdrängt und mit bis zu ihrer neuen Heimat fortgeriſſen ſcheinen. Die Polyneſier ließen ſich zunächſt auf Samoa und Tonga nieder, von wo aus ſie ſich weiter verbreiteten und zwar ziemlich gleichzeitig, wie die Gleichheit der Sprachen beweiſt, ſüdweſtlich nach Neuſeeland und öſtlich nach Tahiti.

Dieſen öſtlichen Stamm müſſen wir noch etwas genauer betrachten. Daß Tahiti von Samoa bevölkert iſt, daß die erſten Anſiedler nach Raiatea kamen und von hier aus den Archipel bevölkerten, haben wir ſchon bewieſen; es bleibt uns noch übrig, zu zeigen, wie nun Tahiti ſelbſt wieder Völkermittelpunkt für den Oſten wurde. Auf Nukahiva iſt zunächſt die Hauptmaſſe der Sprache mit dem Tahitiſchen auf das engſte verwandt (Hale 127; Buſchmann 34); die Mythen, von denen wir ſchon einige betrachtet haben, die Sitten, die religiöſen Anſchauungen, weiſen nach Tahiti (Vincend. Dum. Marquises 233;

244 f.); ferner macht Gaussin (du dialecte de Tahiti, des isles Marquesas et de la langue Polynesienne) darauf aufmerkſam, daß in Tahiti eine Art Banane, welche Hauptnahrung iſt, fei heißt; ſie fehlt auf den Markeſas, allein hier heißt eine Art Teig aus anderen Früchten fei-kai — eine Einzelnheit freilich, aber von nicht geringerer Beweiskraft. Die erſten Einwanderer kamen der Sage nach in ein nach Süden ſich öffnendes Thal (Porter 30); und die älteſten Sprachformen ſind in den gleichfalls nach Süden geöffneten Thälern der Taipis und Taiis erhalten (Hale 126). Es iſt freilich zu beachten, daß die Nukahivagruppe, ja Nukahiva ſelbſt eine große Menge verſchiedener Mundarten beſitzt, weit zahlreichere und ſchärfer geſchiedene als Neuſeeland, während Tahiti und Hawaii faſt nur eine Sprache zeigen. Zunächſt erklärt ſich dieſe Erſcheinung daraus, daß im Markeſasarchipel keine Inſel ſo entſchieden die Hauptinſel iſt wie Tahiti und Hawaii in ihrem Gebiet; wichtiger aber iſt die geologiſche Bildung der Markeſasinſeln, durch welche die Bevölkerung jeder einzelnen Inſel frühzeitig und ſtreng von einander geſchieden iſt, und zwar ſchroffer als irgendwo ſonſt in Polyneſien. Es iſt daher kein Wunder, daß die Sprachformen dieſer Stämme einmal ziemlich weit von einander abweichen, daß ſie andererſeits manches Alterthümliche erhalten haben, was an tonganiſch-ſamoaniſche Sprache und Sitte erinnern könnte. Hierauf und auf jenen Mythus bei Porter geſtützt, nach welchem die Markeſaner von Vavau abſtammen wollen, glaubt denn Hale, daß auch eine directe Einwirkung von Tonga aus auf dieſe Inſeln ſtattgefunden habe. Möglich mag dies immerhin ſein, allein nachweislich iſt es nicht: denn jenes Vavau war, wie wir ſchon ſahen, keineswegs ſicher überliefert und Sprache und Sitte können eben Alterthümliches bewahrt haben, was ſich in Tahiti verlor. Daß z. B. in früherer Zeit auch das Tahitiſche die Conſonanten k, ng beſeſſen hat, die ihm jetzt ganz fehlen, ſagt Hale (144) ſelbſt: finden wir nun auch dieſe Laute wie im Tonganiſch-ſamoaniſchen auch im Markeſaniſchen, ſo kann ſie doch letzteres ſehr gut aus dem Alt-tahitiſchen bewahrt haben. Auch was Hale von Sitten, die in Tonga von Fidſchi ſtammten und ſich dennoch in Nukahiva wieder fänden, zu beweiſen denkt, iſt nicht ſtichhaltig, da wie wir ſpäter ſehen werden die Fidſchiinſulaner ſchon weit eher mit den Tonganern verbunden waren, ehe die Auswanderer, welche Tahiti bevölkerten,

nach Osten wanderten. Diese Sitten (falls sie den Polynesiern überhaupt ursprünglich nicht zukamen) konnten also schon mitgebracht und nur in dem abgeschiedenen Nukahiva bewahrt sein. Fand aber eine directe Einwanderung nach den Markesasinseln statt, so muß diese in sehr frühe Zeit fallen: denn die Markesaner waren so wilde Krieger, daß sie jede Einwanderung von sich würden abgewehrt haben. Vorsichtiger nnd wahrscheinlicher ist der Schluß, daß Nukahiva nur von Tahiti aus bevölkert ist.

Alle Sagen auf Hawaii weisen gleichfalls nach Tahiti hin: von dort her sollen die ältesten Bewohner gekommen sein und in früherer Zeit war reger Verkehr zwischen beiden Gruppen (Jarves 24; Ellis 4, 94; 428; Hill 39; Michelewa y Rojas 81; Hopkins Hawaii London 1862, S. 74 nach Quarterly review Juli 1862). Die Einwohner von Bolabola (Gesellschaftsarch.) gelten (wie auch in Tahiti selbst) auf den Sandwichinseln für die tapfersten aller Menschen und es ist ein Sprichwort in Hawaii „alles ist gut, was von Bolabola kommt" (Turnbull 158). Noch zu Turnbulls (eb.) Zeiten kamen viele Hawaier, um in Tahiti Kriegsdienste zu thun. Ferner weisen Hawaiische Mythen direct nach Tahiti (Hale 132). Wichtig ist namentlich, daß wie in Neuseeland das Feuer des Tongariro von Havaiki geholt wird, so die vulkanischen Götter Hawaiis, Pele und ihr Anhang von Tahiti kamen (Ellis 4, 248), obwohl in Tahiti keine Spur vulkanischer Thätigkeit der letzten Jahrtausende ist. Alles dies beweist die Abstammung der Hawaier von Tahiti schlagend. Freilich gab es (Ellis 4, 418) andere Sagen auf Hawaii, welche die ersten Menschen auf Hawaii selbst und zwar geformt durch die Göttin Haumea entstehen ließen. Allein dies ist nur Lokalisation einer allgemein polynesischen Sage, welche wir auf allen Inseln finden: sie beweist also nichts gegen die Einwanderung. Wie aber fand diese statt? Hale meint, die Sandwichinseln seien bevölkert durch Tahitier, welche wegen Ueberfüllung ihrer Insel nach der alten Heimat, nach Hawaii (Samoa) zurücksegeln wollten, aber verschlagen nach einer Gruppe kamen, auf welche sie nun die Namen der samoanischen Inseln übertrugen — man sieht, diese Annahme ist nur den Namen Hawaii Upolu zu Gunsten gemacht. Man kann aber viel einfacher und viel wahrscheinlicher annehmen, daß wie eine Kolonie von Tahiti ausgehend Nukahiva bevölkerte, so eine andere spätere, welche Nuka-

hiva schon bevölkert fand, weiter segelte und so die Hawaiigruppe fand. Die Polynesier, welche von Samoa nach Tahiti fahren konnten gegen den Südostpassat oder vielmehr zur Zeit der veränderlichen Westwinde: diese ebenso kühnen als geschickten Seefahrer konnten auch über diesen Passat und die Region der Aequatorialstille hinaus gegen den Nordwestpassat bis Hawaii gelangen. Da nun die obigen Sagen von Nukahiva nichts erwähnen; da das Hawaiische keineswegs dem Markesanischen näher als dem Tahitischen steht: so müssen wir eine unmittelbare Einwanderung von Tahiti nach Hawaii annehmen, während man doch denken könnte (und Hale hat es gedacht), daß erst von Nukahiva aus die Sandwichinseln ihre Bevölkerung erhalten hätten.

Auch Paumotu, welches schwach und östlich von Hau kaum bewohnt ist (Hale 155), hat gleichfalls von Tahiti den größten Theil seiner Bevölkerung erhalten, welche von den umwohnenden Völkern als Nation parata genannt wird (Mörenhout 1, 157). Zwar sind die Paumotuaner dunkler, kleiner und roher als die Tahitier, aber beides ist die nothwendige Folge ihrer Lebensart. Auf allen Inseln ist die Nahrung dürftig und schlecht und der Sonnenbrand viel ärger als auf Tahiti; daher wurden Paumotuaner, nach Tahiti gebracht, bei längerem Aufenthalt auf dieser schattigen und fruchtbaren Insel heller und umgekehrt Tahitier auf Paumotu dunkler (Mörenhout 1, 166). Die Weiber, welche ein außerordentlich elendes Leben führen müssen, sind noch kleiner, noch häßlicher, noch schwärzer als die Männer (eb.). Spricht ihre Leibesbeschaffenheit also nicht gegen, so spricht die geographische Lage für eine Einwanderung nach Tahiti und ebenso die Sprache, die zwar ein ganz fremdartiges Element enthalten soll (Hale 143—4), aber in der ganzen Form grammatisch wie syntaktisch (Mörenh. 1, 157—8) polynesisch und zwar tahitisch ist. Sie selbst erzählten, daß sie von Südosten, andere, daß sie von den westlichen Inseln, also Tahiti, gekommen seien (King and Fitzroy Append. 193) und noch andere, daß sie von den Markesas stammten. Hiermit steht vielleicht die Nachricht, welche Quiros auf den Markesasinseln von südlich wohnenden Negern erhielt, die Bogen und Pfeile hatten und mit denen man viel Krieg führen mußte, in Zusammenhang. Auch Waihu gehört seiner Sprache und Bevölkerung nach zu Tahiti.

Dagegen hat Mangarewa und die sämmtlichen Paumotuinseln

bis zu dieſer Gruppe ganz rein die rarotonganiſche Sprache (Williams 526; Parkins 381; Hale 141; Mörenhout 1, 95). Rarotonga ſelbſt wurde der Sage nach (wenn wir von jenen oben erwähnten Rieſen abſehen) von Karika, einem tonganiſchen Helden aus Manuka, bevölkert (Williams 194). Als er einſt wieder in See gegangen war, begegnete ihm der Tahitier Tangiia, der vor ſeinem Feind und Bruder Tutabu aru roa „dem unermüdlichen Verfolger Tutabu" geflohen war. Beide vereinigten ſich und bewohnten dann gemeinſchaftlich Rarotonga, Tangiia im Oſten, Karika im Norden (der Richtung der Einwanderung entſprechend) und tödteten gemeinſchaftlich den Tutabu, den auch ſowie den Tangiia ſelbſt einheimiſch tahitiſche Ueberlieferungen kennen (Williams 198). Man wird alſo in dieſen Erzählungen einen hiſtoriſchen Kern nicht verkennen, trotzdem der Kahn des Tangiia Tarai-po „in der unſichtbaren Welt gebaut" hieß und von Vögeln auf einer Bergſpitze gebaut ſein ſoll, die ihn dann hinuntertrugen. Denn Schiffervölker behandeln Kähne mit derſelben perſonificirenden Wichtigkeit wie andere Völker Roß und Schwert; und nicht minder natürlich iſt es, daß die Rarotonganer in ihrem Ahnherrn ſtatt eines Vertriebenen lieber einen von den Göttern unterſtützten Auswanderer ſahen. Noch bis zu Williams Zeiten theilen ſich die Rarotonganer in Ngati Karika und Ngati Tangiia, d. h. in Abkömmlinge von Karika, welche noch jetzt im Norden und Abkömmlinge von Tangiia, welche im Süden wohnen und bei weitem die mächtigeren ſind. Trotzdem aber wurde der andere Stamm höher geehrt und aus ihm der König gewählt, weil ihm urſprünglich die Inſel gehört hatte. Die Sprache nennt Williams (198) ein reines Tahitiſch mit härterem Conſonantismus und Hale (138) nennt ihre Form älter als die des jetzigen Tahitiſch und Samoaniſch, was für das Alter der Rarotonganiſchen Bevölkerung wichtig iſt. Andere Sagen erzählten, daß einſt Rarotonga mit Raiatea zuſammenhing, aber in Folge eines Frevels der Raiateaner von dieſer Inſel, welche die Götter in die Ferne rückten, getrennt wurde (Williams 104; 56 f.). Von Rarotonga aus wurde alſo Mangarewa bevölkert und wenn Hale (140) meint von den Ngati-Tangiia, ſo ſchließt er dies mit Recht zunächſt aus der öſtlichen Lage jenes Stammes, ſowie ferner aus der Sprache Mangarewas, welche dem Tahitiſchen nahe ſteht. Auch Rapa (eb. 141) iſt von Hervey aus bevölkert, wie die Sprache be-

weiſt. Daß dagegen die Bewohner der Auſtralinſeln von Tahiti ſtammen, kann uns nicht wundern bei der Lage dieſer Inſeln, deren Sprache denn auch der tahitiſchen ſo nahe ſteht, daß die Eingeborenen in dieſer letzteren im Chriſtenthum unterrichtet wurden, was auf Hervey nicht möglich war (Williams 525; 122). Auch Religion und Sitten ſtimmen ganz mit Tahiti überein (Mörenh. 1, 138).

Die Annahme mancher Gelehrten, daß in ſehr früher Zeit der ganze Ozean eine Negritobevölkerung gehabt habe und dieſe erſt durch die einwandernden Polyneſier verdrängt ſei, haben wir ſchon oben widerlegt. Man findet nun aber auf ſehr vielen Inſeln unſeres Gebietes uralte Bauten, welche die jetzigen Bewohner meiſt den Göttern zuſchreiben, weil ſie viel gewaltiger ſind als ſie jetzt zu bauen pflegen. Da man als ihre Erbauer an eine ſtammfremde Nation, wenn auch zweifelnd gedacht hat (Beechey 1, 41 f. Melville 2, 50 f.), ſo müſſen wir hier einen kurzen Blick auf dieſe Alterthümer werfen. Die Steinpyramide und anderes, was Green auf der unbewohnten Inſel Swallow fand (Petermann 1863, 486) ſowie die 3′ hohen Steinflächen von Korallenkalk auf Malden (eb. 1859, 187), ſind ſchon erwähnt. Aehnliche Reſte finden ſich, jetzt gänzlich unbenutzt, auf Hawaii und Tahiti (Cheever 54; 61; Ellis 1, 105). Auf den Markeſasinſeln fand Melville (2, 50—55) in den oberen unbeſuchteren Gegenden des Taipithales eine ungeheure Terraſſe, 300′ lang, 60′ breit aus enormen Steinblöcken gebaut, deren einzelne 10—15′ lang und hoch ſind. Ihre Seitenflächen ſind ganz glatt, aber ohne Meiſſelſpuren; ohne Kalk ſind ſie auf einander gelegt und mit Geſtrüpp und ſehr alten Bäumen durchwachſen. Ringsher finden ſich (wie auch ſonſt im Thal zur beliebigen Nutzung für Jedermann) eine Menge Steinflächen, auf welchen man Wohnungen anfzubauen pflegt, und welche ſo ſchön ſind, wie man ſie jetzt nicht mehr errichtet. Sie ſollen „vor vielen Monden“ an einem Tag erbaut ſein, die Terraſſe aber von den Göttern beim Weltbau mit aufgeführt ſein. Ebenſo fand Mörenhout (1, 124) auf dem jetzt unbewohnten Marutea (Lord Hood) parallel geſtellte Mauern aus Korallenkalk, welche auf frühere Bewohner ſchließen laſſen. Auf Mangarewa ſollen gleichfalls (Caret bei Michelis 46) ſehr alte Bandenkmale ſich finden. Mauerwerk aus ungeheuren Blöcken „einer weichen (?) Steinart, die auf dem Meeresſande wächſt.“ Das Ganze lag im Sande vergraben; uralte Bäume wurzelten in

den Steinfugen. Nach Leſſon (Mang. 110) waren die Mauern mit Mörtel aufgeführt. Eine uralte aus großen Steinen gebildete Steinfläche, welche jetzt zerfallen iſt, befindet ſich auf dem Pik von Pitkairn; eine alte große Bildſäule von guten Verhältniſſen, deren Büſte allein 3′ hoch iſt, liegt umgeſtürzt daneben und früher ſollen auch mehrere ſolcher Bildſäulen dageweſen ſein (Mörenh. 1, 53). Steinäxte, den tahitiſchen ähnlich, ſo wie einen Schleifſtein fanden die Meuterer der Bourty auf der Inſel vor (Beechey 83), ſo wie rohe Zeichnungen an den Felſen, deren eine ein Menſchenbild und einen Kreis darſtellte, ähnlich den Darſtellungen, welche man auf den neuen Hebriden und Salomosinſeln gefunden hat; ſie ſind in einer Felſenſchlucht ausgeführt und exiſtiren noch (Ausland 1855, 163 aus den nouv. ann. d. voy.). Auch alte Gräber hat man daſelbſt gefunden, zwei Menſchenſkelette nebeneinander, deren Köpfe auf je einer Perlmuttermuſchel lagen (Bennett a, 1, 57; Petermann 1856, 386). Pitkairn muß alſo ſchon ſehr lange vor Adams und ſeinen Genoſſen Bewohner gehabt haben. Aehnliche Reſte fanden ſich auf Maitea (Mörenh. 1, 211). Auch die berühmten Bildſäulen Waihus gehören hierher, deren älteſte Beſchreibung wir Roggeween und ſeinen Gefährten verdanken (1721—2). Behrens (82) ſpricht (88) von vielen Götzenbildern am Strande, welche Menſchen mit langen Ohren und einer Krone auf dem Haupt darſtellten. Die holländiſche Beſchreibung derſelben Reiſe (tweejarige reyze u. ſ. w. 52) ſchildert und bildet die Statuen auf dem Titelkupfer ab als große hermenartige Felsblöcke mit einem Menſchenkopf, der einen Kranz von moſaikähnlicher Arbeit trägt. Sie waren 30—40′ hoch bei einer Schulterbreite von 8—10′. Chamiſſo (140) glaubte einige dieſer Bildſäulen auf der Südoſtküſte durch ſein Fernrohr zu erkennen, während Kotzebue an der Südküſte nichts, an der Nordküſte nur die Piedeſtale noch vorfand (a 1, 115). Liſianſky, der 1804 mit Langsdorff reiſte, ſah die Statuen noch auf der Weſtſeite (56), wo ſie jetzt gleichfalls verſchwunden ſind, Beechey (1, 41) ſah nichts mehr davon, doch hält er kaum für möglich, daß die Eingeborenen mit ihren elenden Werkzeugen die Steine herbeigeſchafft, bearbeitet und aufgerichtet hätten: ſie umgeben die ganze Inſel. Noch mehr fällt es ihm auf, daß man ſie ſpäter wieder zerſtört habe, und ſo kommt er zu der Anſicht, ſie ſeien von einem früheren ſpäter verſchwundenen Volksſtamm aufgeführt. Da er ſchon nichts mehr

vorfand, so ist es auffallend, daß Du Petit-thouars 2, 225 von dunkelfarbigen pyramidalischen Steinen mit weißen Kapitälen und von 4 rothen Statuen mit weißen Steinen auf den Köpfen spricht. Auch Prichard 5, 147 erwähnt außer jenen Bildsäulen noch große cylindrisch aufgethürmte Steinhaufen daselbst. In ganz neuer Zeit aber will man (Palmer Schiffsarzt auf dem Topaze in the illustrated London News 1869, 20 März) in dem erloschenen Krater des Otu-iti auf Waihu viele solcher Bildsäulen gefunden haben, welche theils fertig dastanden, theils unfertig noch am Felsen fest oder abgetrennt aber noch nicht aufgerichtet waren; die Steinmeißel, womit die Figuren gemacht waren, lagen noch daneben. Die Statuen waren sehr groß, die Gesichter bis 20′ lang und Palmer, so heißt es, habe einige fürs britische Museum mitgenommen. Die Abbildungen zeigen lange schmale Gesichter mit edler etwas ägyptischer Physiognomie. Erregt nun die Abbildung so wie manches dieser Beschreibung große Bedenken, so wäre die Entdeckung, wenn auch nur Etwas daran wie die Angabe des Fundortes z. B. wahr ist, doch von großem Interesse. Palmer will auch ebendaselbst Steinbauten ähnlich den Dolmen gefunden haben, welche er für jünger als die Ankunft der Europäer hält: ein schmaler Gang führte in eine Halle, die 15 Schritt lang, 5′ breit und 6—7′ hoch war. Die Steine, mit welchen sie gedeckt war, waren mit Erde bedeckt, die Wände z. Th. mit bildlichen Darstellungen, unter denen auch Rosse genannt werden, geschmückt. Palmer weiß auch, daß sie unter dem König Tu-ku-yu gebaut sind. Diese Bauten könnten Grabkammern sein.

Mögen nun die letzteren Nachrichten wahr oder falsch sein: ganz gewiß ist die Annahme irrig, daß jene Bauten und Statuen von einem anderen älteren Volke errichtet seien. Solche Bildsäulen sind ächt polynesisch und waren ganz ähnlich nur kleiner und in Holz geschnitzt z. B. auf Neuseeland (Dieffenbach 2, 92), auf Hawaii (Kotzebue a 2, 13 Abbildung), auf Nukuhiva (Melville 1, 176 f.) und sonst häufig; ganz gewöhnlich war ihre Bildung hermenartig. Sie stellten Schutzgottheiten vor und standen stets am Rande des Heiligthums, der Insel, kurz des zu schützenden; man pflegte sie nach unglücklichen Ereignissen (Mörenh. 1, 358—61) besonders groß aufzustellen, allein man achtete sie nicht sehr, man zerbrach sie, wenn sie nicht den Willen thaten (Melville a. a. O., Meinicke 6, 36) — und so ist kein Grund sich zu wundern, wenn die Eingeborenen selbst sie wieder

vernichtet haben: war doch gerade auf Waihu schon Roggeveens Aufenthalt und später fast jeder andere Besuch der Europäer für die Eingeborenen so unheilvoll! Auch die Größe der Steine kann nicht auffallen, wenn wir bei Cook (3. Reise 1, 297) lesen, daß auf Lefuka in einen künstlichen 40′ hohen sehr alten Hügel oben ein Stein eingelassen war, der 4′ breit $3^1/_2$′ dick 14′ aufragte, während er zugleich ebensotief in der Erde steckte: er war, wie die Eingeborenen erzählten, von ihren Vorfahren als Erinnerungszeichen für einen verstorbenen König eingesenkt. Aehnliche Steine fanden sich auf einer unbewohnten Insel des Herveyarchipels (eb. 1, 232); und während Cook (eb. 2, 6) in neueren Bauten auf Tongatabu Blöcke von 12′ Länge, 2′ Breite und einem Fuß Dicke verwendet sah, fand Wilson (395) daselbst in älteren Bauwerken, die wie jene zu Nukuhiva terrassirt waren, Felsstücke von 24′ Länge 12′ Breite und 4′ Dicke, welche gut behauen aber gewiß lange vor Tasman mit Steinwerkzeugen verfertigt waren: die Eingeborenen gaben an, sie seien in Doppelkähnen von Lefuka hergeschafft. Auch in den heiligen Bauten zu Tahiti fanden sich riesige Baustücke: und haben wir es nicht schon ähnlich in Mikronesien gesehen? Dazu kommt, daß die Form aller jener uralten Bauten eine durchaus polynesische ist: denn solche Terrassen, solche umwallten Steinflächen, die oft sehr groß waren, fanden sich überall, wie wir noch sehen werden. Es ist also kein Grund anzunehmen, jene alten Denkmäler seien von einem anderen Volk: wohl aber zeigen sie, daß früher die Polynesier eine kräftigere und unternehmendere Nation waren als später, wie wir dieselbe Erscheinung schon in ihrer Sprache fanden und bei der Specialbetrachtung ihres Lebens auch sonst noch finden werden. Dazu stimmt sehr genau, daß wir im Westen des Ozeans, wo die Bevölkerung kräftiger geblieben ist, solche mächtige Werke aus viel späterer, ja aus ganz neuer Zeit finden.

Auch sprachliche Alterthümer müssen wir berühren. Es gibt nämlich auf Neuseeland (Thomson 1, 80) eine dem Volk unverständliche heilige Sprache, die aber auch die Priester, welche sie anwenden nicht mehr recht verstehen; ebenso auf Tahiti und Hawaii (Chamisso 46; Mörenh. 1, 484), auf Mangarewa (Jaquinot bei d'Urville b Zoologie 261) und da jene alten Lieder auf Tahiti hauptsächlich im Besitz des Arcois waren, einer religiösen Gesellschaft, die wir zu Nukuhiva und Rarotonga gleichfalls finden, so kam man auch hier

Spuren einer solchen Sprache erwarten. Auf auf Tonga und Samoa finden wir sie: Mariner gibt 2. 217 einen Satz in derselben, der ihm und den meisten Tongaern unverständlich vorkam. Allein alle jene Sprachen sind nichts als ältere Niederlegungen der Mundart, welche auf der betreffenden Insel sich später weiter entwickelt hat. Sie stehen daher dem Gemeinsamoischen einer früheren Epoche nahe, wie man an dem aus Mörenhout oben mitgetheilten Texte schon deutlich sehen kann; für Tonga hat dies Stirrn 50—51 (Note an jenem Satz Mariners sehr gut nachgewiesen und Tiefenbach (2, 306) sagt dasselbe von den Maoriliedern, was auch durch Freys Sammlung ganz bestätigt wird.

Etwas anders verhält es sich mit der doppelten Sprache, die zumeist in Westpolynesien (Tonga, Samoa und ebenso Fidschi) vorkam, indem hier neben der gewöhnlichen Umgangssprache noch eine Sprache der Höflichkeit herrscht, welche man gegen Vornehmere anwendet (W. v. Humboldt 3, 452; 2. 295; Erskine 107 gibt Proben). Man könnte hier an den Rest einer Sprache der Besiegten denken, ähnlich wie ja die Weibersprache der Cariben (vergl. den vierten Band dieses Werkes 355 f.) manches aus der Sprache der (den Cariben nahverwandten) Völker erhalten hat, welchen jene die Weiber raubten. Allein dann müßte die vornehme Sprache die geläufigere und reichlichere, die Volkssprache eine trümmerhaft gemischte sein, was keineswegs der Fall ist: vielmehr weicht jene Höflichkeitssprache nur in einzelnen Ausdrücken von der Volkssprache ab und was Wilh. v. Humboldt (1, 53 f.) von der vornehmen und gewöhnlichen Sprache einzelner Völker Malaisiens (Javaner, Malaien, Batta, Bali vergl. das 1. Heft dieses Bandes 12—13) sagt, gilt auch von Polynesien. Die abweichenden Ausdrücke, welche man gegen Vornehmere gebraucht, sind nur gewählter und dadurch höflicher. Ulu heißt Kopf im Malaiopolynesischen; spricht man aber in Tonga mit einem Vornehmen, so nennt man den Kopf langi, „Himmel," oder fofonga, von fonga Gipfel, Scheitel; samoan. heißt ati sterben, vom Häuptling aber sagt man ma-liu abscheiden, gehen. Die Fürsten werden abgöttisch verehrt: was sie berühren, ist heilig und dem gemeinen Brauch entzogen. Deshalb wählte man auch in der Anrede an sie besonders feierliche Worte — ein Gebrauch der von der byzantinischen Gesuchtheit unserer Hofsprache wenig verschieden ist. Daher stammt auch der merkwürdige Gebrauch, die Worte, welche den Namen des

Herrschers bildeten oder zu bilden schienen aus der Sprache so lange ganz ausfallen zu lassen, als jener Herrscher lebte. Ja Tamehameha soll (Cham. 46.) bei der Geburt eines Sohnes bestimmt haben, daß die ganze Sprache geändert würde, daher denn die Fürsten, weil die Sache nicht durchzuführen war, jenen Sohn und damit die Neuerung aus der Welt schafften. Allein auch diese Sitte, so auffallend sie auch ist, hat durchaus nicht bemerklich in Wesen und Wortschatz der Sprachen eingegriffen. Man hob das Tabu, das auf diesem Namen lag, auf oder es erlosch von selbst und auch bei den neu eintretenden Worten ist nicht an einen fremden Sprachstoff zu denken — wo sollte er hergekommen, wie verstanden sein? — man nahm vielmehr seltenere Synonyme der eignen Sprache, die jedem verständlich, wenn auch nicht gerade geläufig waren. (Vergl. Wilh. v. Humboldt 1, III). Wenn die Fürsten auf Hawaii eine Sprache für sich hatten, welche sie abänderten, sobald die Ausdrücke dem Volke bekannt wurden (Jarves 34): so kann diese Sprache in keinem anderen Verhältniß gestanden haben als etwa die Studentensprache bei uns, deren Ausdrücke gleichfalls leicht veränderlich sind. Und so haben wir in dieser letzteren Nachricht, welche Jarves, wie es scheint, aus einheimischen Quellen entnommen hat, wohl den Schlüssel zu jener ganz unglaublichen Nachricht von Tamehamehas Sprachumänderung: nicht die Volkssprache wollte er umändern, denn dieser Gedanke konnte doch auch einem Könige von Hawaii trotz seiner polynesischen Allmacht nicht kommen; wohl aber konnte es ihm einfallen, jenes Jargon des Adels umzugestalten und der Adel tödtete das Kind, weil er ein so gewaltiges und gewaltsames Eingreifen eines Einzelnen, und wenn es auch der König war, vereiteln wollte. Auch die sprachlichen Alterthümer geben also nicht den mindesten Beweis für eine frühere Urbevölkerung des polynesischen Gebietes an die Hand: im Gegentheile zeigen sie nur, daß schon in frühester Zeit die Sprache aller dieser Inseln eine rein polynesische war, ohne fremde Einmischung. Fanden aber die ältesten Einwanderer Urbewohner mit einer fremden Zunge vor, so müßten die ältesten Sprachreste nothwendigerweise fremde Bestandtheile aufweisen, denn jedenfalls hätten die später Unterdrückten doch nicht so auf einmal vernichtet und vertilgt werden können, daß sie nicht noch eine Zeit lang mit den Siegern wenn auch als Sklaven gelebt und irgend welchen Einfluß auch auf diese gehabt hätten. Die Eigennamen der Inseln, der Berge, der Flüsse — nicht der

Naturprodukte, da diese alle sich im Westen heimisch finden — würden dann doch wenigstens zum Theil aus der Sprache der ersten Bewohner übrig geblieben sein. Aber auch davon zeigt sich nicht die leiseste Spur. Auch sage man nicht, daß jene altpolynesischen Sprachreste, jene Lieder auf Tonga und Tahiti aus so junger Zeit stammten, daß als man sie abfaßte schon alle fremden Elemente, welche in früheren Epochen sich vorgefunden hätten, verschwunden gewesen seien. Denn erstens, wie will man dann jene fremden Elemente überhaupt nachweisen? Und zweitens, bei der beispiellos conservativen Beharrlichkeit der polynesischen Sprachen ist eine solche Annahme vollkommen unmöglich. Diese Beharrlichkeit aber ist ethnologisch eine der merkwürdigsten Erscheinungen auf die man nicht genug hinweisen kann, wenn sie sich auch durch die Naturbeschaffenheit des Gebietes vollständig erklärt; gerade dadurch jedoch, daß sie in dieser Naturbeschaffenheit ihre volle Erklärung findet, wird sie außerordentlich belehrend ebensowohl anthropologisch für die Geschichte und das Wesen der Menschheit, als auch linguistisch für die Geschichte und das Wesen der Sprache. Wir sahen uns gezwungen (S. 215), die Einwanderung der Neuseeländer in ihre jetzige Heimat noch vor das Jahr 1000 vor Christi Geburt zu setzen; und dennoch stimmt das Neuseeländische mit dem Tahitischen und Hawaiischen, mit den fernsten Endpunkten Polynesiens aufs genaueste überein, sowohl was Wortschatz und Lautgestalt, als was Form und Syntax der Sprache betrifft; wobei die konsonantischen Abschwächungen des Hawaiischen zwar nicht zu vergessen, aber auch nicht zu hoch anzuschlagen sind. 3000 Jahre erhielten sich also die Sprachen auf derselben Entwickelungsstufe fast ohne Aenderung und doch in fortwährendem Leben! Damit vergleiche man die Entwickelungsgeschichte der Indogermanen und erwäge was aus diesen geworden wäre, wenn sie in polynesischer Natur hätten leben müssen — wohlverstanden, wenn sie dort hätten leben müssen vor jeglicher höherer Entwickelung, zu welcher sie im Laufe der Zeiten durch ihre wechselvollen Schicksale erzogen sind; denn jetzt freilich, auf der Stufe der Cultur, die sie heut zu Tage inne haben, bietet ihnen auch die dortige Natur natürlich kein Hindern mehr.

Wir können nicht alle die Folgerungen, die sich an diese Betrachtungen knüpfen, hier zu Ende führen, begnügen uns vielmehr einstweilen damit, darauf hingedeutet zu haben, um sie vielleicht später aufzunehmen und auszuführen. Aber zweierlei müssen wir hier noch er-

wähnen, indem wir uns zu den Polyneſiern zurückwenden. Einmal alſo zeigt ſich aus dem Vorſtehenden uns wieder daſſelbe Ergebniß, zu welchem wir oben (Seite 33) ſchon gelangten, daß die polyneſiſche Sprache durchaus keine Miſchung mit irgend welchen fremden Elementen zeigt, daß wir alſo auch hier bei der Betrachtung der ſprachlichen Alterthümer nothwendig zu dem Schluß gelangen müſſen: Die Polyneſier ſind die erſten Bewohner ihres Gebietes, welches bis dahin unbewohnt oder wenigſtens zur Zeit ihrer Einwanderung völlig menſchenleer war. Zweitens aber können wir wenn irgendwo dann bei dieſer Betrachtung erkennen, von welch' ungemeiner Lebenskraft der Stamm der Polyneſier und wenn wir vom ſpeciellen Falle einen weiteren Schluß machen dürfen, die Menſchheit im Allgemeinen iſt. Denn in einer ſo ungünſtigen Naturumgebung, in ſo völliger Iſolirtheit haben es die Polyneſier vermocht, ſich zu der Stufe der Bildung und des Lebens zu erheben, welche wir im folgenden Band betrachten wollen. Und nicht blos ſich zu erheben vermochten ſie: ſie haben ſich auch, was viel bedeutſamer iſt, im großen Ganzen auf dem errungenen Standpunkt gehalten. Denn wenn wir auch, wie ſich ſpäter genauer zeigen wird, ſchon einen mehr oder minder deutlichen Verfall in einzelnen Zweigen ihres Lebens ſehen werden, ſo iſt einerſeits dieſer Verfall doch ſicher erſt in den letzten Jahrhunderten eingetreten und keineswegs ſehr weit vorgeſchritten, andererſeits ſehen wir auch mannigfaltige Keime einer neuen Entwickelung bei ihnen, welche aus den alten Zuſtänden Neues, Beßeres anſtrebten. So war der Stand der Dinge bei ihnen, als ſie mit den Europäern bekannt wurden: und erwägt man alles wohl, ſo muß man ſagen, dies Bekanntwerden konnte in keinem fruchtbareren, in keinem zweckmäßigeren Momente ſtatt finden. Ob es gute oder böſe Früchte trug, das lag nicht am Moment: es lag an der Tüchtigkeit nnd moraliſchen Kraft ſowohl der Polyneſier als auch namentlich der Europäer. Wir werden auch hierüber das Genauere im folgenden Bande ſehen.

Druck von Hüthel und Legler in Leipzig.

Druckfehler.

1. Abtheilung.

Seite 2 Zeile 18 v. o. ſtatt p. III, 217 lies: p. III; II, 217.
„ 13 „ 13 u. 24 v. o. ſtatt v. d. Funk lies: v. d. Tuuk.
„ 25 „ 14 v. u., S. 35, Z. 4 v. u. iſt derſelbe Fehler.
„ 172—3 Kolumnentitel ſtatt Poeſie des Panton lies: Poeſie; das Panton.

2. Abtheilung.

Seite 90 Zeile 3 v. u. ſtatt Kalge lies: Klage.
„ 110 „ 4 v. u. „ öſtlichen lies: weſtlichen.
„ 159 „ 11 v. u. „ Aquarin lies: Aguarin.
„ 173 „ 1 v. u. iſt am Anfang der Zeile das Wort Kopf ausgefallen.
„ 207 „ 10 v. o. ſtatt Haaviki lies: Havaiki.
„ 216 „ 5 v. u. „ öffentlichen lies: öſtlichen.
„ 224 Kolumnentitel „ Eigenthümer lies: Alterthümer.

Außerdem iſt vielfach z. B. S. 203 Z. 18 v. o., 213 Z. 11 v. u., 218 Z. 4 v. u., 219 Z. 10 v. o., 4 v. u., 220 Z. 8 v. o., 221 Z. 7 v. o. u. ſ. w. fälſchlich Nukahiva für Nukuhiva gedruckt.

LANE MEDICAL LIBRARY

To avoid fine, this book should be returned on
or before the date last stamped below.

GN
23
W16
v.5
1865
LANE
HIST

D368HWaitz, T.
W14 Anthropologie der
1865 Naturvölker. 00206
v.5
NAME DATE DUE